15º (1861 Palatina

Digitized by Google

<36633516940011

<36633516940011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

10 3 1.2

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Jahrgang 1861.

Speyer,
Buchdruckerei von Daniel Kranzbühler.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Inhaltsverzeichniß.

1. Gedichte.

Himmel und Erde. Von L. Maurer. Nro. 4.
Blumenleben. 6.
An König Wilhelm. 9.
Der schwarze Reiter. 10.
Gaeta. Von J. B. Vogl. 13.
Eine deutsche Frau. 14.
Die Lerche im Winter. 16.
An die Heldin in Gaeta. 17.
Die Heldin von Gaeta. Von Oskar v. Redwitz. 18.
Mahnung. Von Fr. Halm. 19.
Was kann das Schwerste tragen. Von Chr. Böhmer. 34.
Wünsche. Von Fr. Hornseck. 48.
Tanne und Fichte. 51.
Stegreifdichtungen aus vergangenen Tagen. 55.
Die Lerche und der Sämann. 58.
Wanderlust. 62.
Der Frühling als Arzt. 68.
Das Reh. 69.
An Cornelius. Von König Ludwig. 84.
Zur 8. Säcularfeier der Weihe des Kaiserdomes zu Speyer. 88.
Festgruß zur 800jährigen Einweihungsfeier des Kaiserdomes zu Speyer. 90.
Der Mutter Fluch. Sage von Lauterecken. Von Chr. Böhmer. 97.
Steinalb. Von demf. 98.
Ahnung. Von demf. 104.
Die Blumen. Von demf. 105.
Blümlein Männertreue. 111.
Nachruf an Karl Ottmann. 113.
Auf ein betendes Mädchen. 115.
Ein Schwank. Von Justinus Kerner. 116.
Das beste Feldgeschrei. 124.
Herz und Schmerz. Von Chr. Böhmer. 126.
Ernste Betrachtungen am Sylvesterabende des Jahres 1861. 129.

2. Novellen und Erzählungen.

Kronele. Erzählung von Alexander Weill. No. 1—17, 19—27.
Ein Göttinger Pereat. Von Fr. Friedrich. 12—18.
Das Wichtel. Eine bayerische Dorfgeschichte von Hermann Schmid. 30—45.
Hinter den Coulissen. Von Fr. Friedrich.
1. Aus einer ambulanten Bühne. 35—37.
2. Zum ersten Male. 84. 86.
Die Rothkäppchen von Kerleau. Eine Volkssage aus der Bretagne. 42—44.
Der Hund des Gastwirths. 45, 46.
Don Carlos M. Von Ernst Frhrn. v. Bibra. 53—63.
Echte und falsche Diamanten. 64. 65. 67. 68.
Eine Rettung aus den Händen der Mormonen. Eine Erzählung von Capitän Mayne Reid. 71—75.
Der Armenarzt. 76, 77, 79—85.
Unter Glas und Rahmen. Von Emma Niendorf. 87, 88.
Das Schicksal einer Cigarre. 90.
Maria. Von C. Frhrn. v. Bibra. 91—96.
Das Spinnrad im Schloß. 97.
Die rechte Marie. Von Emma Niendorf. 98—100.
Mißglückt. Von Fr. Friedrich. 101—108.
Das Soldatenkind. Von Waldkirch von Sanct Trutbert. 109—112.
Ein Wechselgeschäft. 113—116.
Die Künstlerfamilie Peters. 117—123, 126.

3. Länder- und Völkerkunde.

In den Mississippisümpfen. Erzählung eines Reisenden. No. 19, 20.
Ein Besuch der deutschen Weindistrikte in Missouri. 38—41.
Ein Schattenbild aus Dahome in Afrika. Von Karl Andree 47—52.
Wie man in Amerika eine Stadt (Chicago) in die Höhe hebt. 47, 48.
Englische Humanität. 55.
Ein furchtbarer Oelbrand. 63.
Aus London. 68.
Der Stockfischfang an den Neufundlandsbänken. 91—95.
Die Pfalz und die Pfälzer; ein psychologisches Problem für Reisende und Denkende. 112, 113.
Der große Meerestunnel zwischen Dover und Calais. 121.
Ein Schiffbruch im Eis. 127, 128.

Digitized by Google

4. Skizzen und Schilderungen.

Dampf und Schnee. Von Max Maria von Weber. No. 2—6.
Anstand auf Füchse. Am Neujahrstag 1852. 7.
Ein berühmter Gemsbock. 21.
Er will dem Füllchen das Kreuz einreiten. 54.
Der Brand in Glarus. 61.
Bestrafter Vorwitz. 81.
Eine deutsch-amerikanische Geschichte. 107.
Die Curée in Compiègne. 108.

5. Geschichtliches und Politisches.

Elf Blutzeugen deutscher Freiheit. No. 8—10.
Ein königlicher Brief. 11.
Aus einem alten Hausbuche. 23—31.
Louis Napoleon und Louis Philipp. 28.
Ueber die letzten Tage der Belagerung von Gaeta. 29.
Die Capitulation von Gaeta. 32, 33.
Der Herzog von Aumale und der heutige Bonapartismus. 46.
Physiognomie des österr. Herrenhauses. 54.
Aus Nordamerika. 64, 99, 129.
Ungarische Zustände. 77.
Die Niederlage der Unionstruppen am Bulrun. 89.
Die Krönungsfeierlichkeit in Königsberg. 110.
Zum Thurmbau in Germersheim. 115.

6. Biographisches.

Wer ist Prinz Plonplon. No. 52. 53.
Ernst von Lasaulx. 57.
Graf Cavour. 69, 70.
Mires. 76.
Lola Montez' letzte Schicksale in den Vereinigten Staaten. 96.
Georg Neumayer. 100.
Aus Spohr's Leben. 114, 116—118, 126, 127.
Drei Amerikaner (Wilks, Mason, Slidell). 128.

7. Literatur und Kunstgeschichte.

Schiller und Laura. No. 1.
Pfälzische Literatur. 42, 43.
Deutsches Lesebuch. 49.
Ueber Glocken. Deren Alter, Formen, Inschriften, Schicksale. 56, 58—60.
Eine literarische Mystification ohne Gleichen. 74.
Drechsels Rechenbuch. 92.
Döllinger's Werk „Kirche und Kirchen ꝛc.“ 111.
Historische Karten. 126.

8. Aus dem Gerichtssaal.

Zur englischen Sittengeschichte. No. 34.
Zur (pfälzischen) Sittengeschichte. 47.
Englische Justiz. 62.
Assisen der Pfalz im II. Quartal. 64 – 67, 69.
Ein Mordversuch. 82.
Ein Mord in London. 87.
Eine Kriminal- und Skandalgeschichte aus Turin. 105.
Die Ermordung Sigismund Fellner's aus Mainz in Newyork. 119, 120.
Assisenverhandlungen gegen den Raubmörder Rösch aus Gossersweiler. 122—125.

9. Verschiedenes.

Brief des Advocaten Metz an den Advocaten Streit. (Punsch.) No. 22.
Metz an Streit. (Punsch.) 48.
Panzerschiffe. 50, 51.
Das bayerische Zahlenlotto. 62.
Das neueste Cornelinsfest in München. 70.
Das Sängerfest in Kandel. 71.
Das Armenwesen in der Pfalz. 75.
Ein Studenten-Jubiläum. 78, 79.
Worte eines Pfälzers an die deutschen Sänger in Nürnberg. 83.
Die Pfälzer Stipendien in Utrecht. 101, 102.
Der Nibelungen Hort. 103.
Schwiegermutter und Schwiegertochter. 128.

Miscellen und Räthsel fast durch alle Nummern laufend.

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 1. Speyer, Donnerstag 3. Januar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill. *)

I.

Kronele war die vierte Tochter und das fünfte Kind der Frau Reich, die selbst fünf Schwestern und vier Brüder hatte, Kinder eines reichen Viehhändlers in einem Dorfe des Elsaß.

Frau Reich war 17 Jahre alt, als sie wider Willen mit Herrn Reich vermählt wurde, dem sie, obschon sie beständig in den Gassen ausrief, daß sie ihn nicht liebe, einen Knaben und sechs Töchter, eine schöner als die andere, gebar.

Uebrigens war Herr Reich, was man im Dorfe „einen Mann wie einen Baum" nennt: hoch gewachsen, kerzengerad, mit regelmäßigen Zügen. Manches Mädchen wäre froh gewesen, ihn zu besitzen, aber nie hatte er vor seiner Heirath ein Wort an ein Mädchen verloren. Auch Frau Reich war früher eine Schönheit des Dorfes gewesen, stolz auf ihre schöne Hand, ihren kleinen Fuß, den Reiz ihres lebendigen Geistes. Man hatte es ihr tausend mal gesagt, daß sie witzig und „schnippisch" sei. Nur Herr Reich, ihr Ehemann, hatte sich nie mit ihr anders als von Geld und Interessen unterhalten. Er verstand kein Liebeswort zu sagen, weder der Mutter noch seinen Kindern, obwohl er sonst allen seinen Pflichten als Gatte und Vater nachkam, Pflichten, die nach seiner Denkweise einzig darin bestanden, ihnen ein behagliches Leben zu sichern. Während 25 Jahren hatte er ohne viel Sprechens und Wesens Gut an Gut, Haus an Haus, Löhnung an Löhnung gereiht. Wenn die Mutter eine der Töchter verlobte — er selbst bekümmerte sich nicht darum —, so zeigte er in wenigen Worten dem Bräutigam an, daß er für jede seiner Töchter 6000 Francs Mitgift in Bereitschaft habe. Daher kam es denn, daß seine Frau, so glücklich sie in der That war, sich zuweilen als das unglücklichste Geschöpf Gottes bei den Nachbarinnen beklagte. Wie den meisten Frauen, wäre es auch ihr lieber gewesen, daß ihr Mann ihr oft wiederhole, er liebe sie, als daß er sie liebte, ohne es ihr zu sagen. Am Tage ihrer Heirath von einem heftigen Herzdrücken beklemmt, hatte sie zum ersten mal eine dunkle Ahnung von Liebe; denn das Herz fühlt sich nur, um sich einem andern zu geben, die eigene Seele sieht und erkennt sich nur in der hellen Seele eines andern. Frau Reich lebte wieder auf, als sie Mutter ward. In den schönen Augen ihrer reizenden Kinder schöpfte ihre Seele Licht und Leben. Aber auch das Gefühl der Mütterlichkeit ist nur eine Dämmerung, wenn es nicht von der Sonne der ehelichen Liebe glänzend erhellt wird. Eine Mutter, die den Vater ihres Kindes nicht liebt oder nicht von ihm geliebt wird, erfüllt wohl alle heiligen Mutterpflichten, findet auch wohl Zufriedenheit, nie aber hohes Mutterglück darin.

So war sie 27 Jahre alt geworden, als sie ihre vierte Tochter gebar, der sie den elsässisch-jüdischen Namen Kronele (Krone, Kronchen) gab. Fast ein Jahr vor dieser Geburt — die Mutter erzählte mir dies — litt sie an einer Brustgeschwulst. Ein Vierteljahr hindurch hatte sie vielerlei Arzneimittel, äußerlich und innerlich ohne jeden Erfolg gebraucht, als eine Jüdin, eine ihrer Jugendfreundinnen, ihr rieth, den Hexenmeister vom Rhein — so nannte man ihn — zu besuchen.

*) Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Digitized by Google

Dieser merkwürdige Mann, im ganzen Unterelsaß wegen seiner sympathetischen Curen berühmt, war ein einfacher Bauer, der fast allein auf einer Rheininsel im französischen Gebiete wohnte. Frau Reich, von ihrer Mutter und einem ihrer Kinder begleitet, begab sich nach dieser Insel, die anderthalb Stunden von ihrem Dorfe entfernt war.

Der Bauer, der sich durchaus nie bezahlen ließ, unternahm auch nicht alle und jede Cur, und mehr als einmal, nachdem er den Kranken betrachtet hatte, sagte er: „Guter Freund, ich kann nichts für Euch thun.“ Bitten, Versprechungen, Thränen, alles war dann vergebens! Wie einst Balat dem Könige Balaam, wiederholte er: „Nicht möglich!“ Kaum aber hatte er Frau Reich betrachtet, so sagte er zu ihr: „Schöne Frau, mit Gottes Hilfe heilen wir Euch.“

Es war ein Mann von etwa 45 Jahren, mit großen blauen Augen und einer weißen feinen Hand. Er sprach wenig, aber seine Worte drangen zum Herzen. Niemand wußte, wovon er lebte. Von Zeit zu Zeit ging er über den Rhein und blieb einige Tage in Deutschland, wo er, wie das Volk wissen wollte, einen kranken Fürsten geheilt habe, der ihm für seine Heilung eine lebenslängliche Pension festgesetzt.

Er bat Frau Reich, Platz zu nehmen. Dann, nachdem er sie sanft, aber mit etwas starrem Blick angesehen, strich er den krankhaften Theil mit seiner Hand und murmelte einige unverständliche Worte. Nie in ihrem Leben empfand die Leidende ein solches Gefühl als in diesem Augenblick! Nicht allein verschwand jeder Schmerz wie weggezaubert, sondern all ihr Blut strömte von den äußersten Theilen ihres Körpers gegen das Herz und von da wallend nach dem Haupt. Es schwindelte ihr, hätte sie ihre Mutter nicht an den Schultern festgehalten, sie würde ohnmächtig zu den Füßen des Zauberers gefallen sein.

Da sie spröde und fromm bis zur Schwärmerei war, so konnte sich die arme Frau gar keinen Begriff machen von dem außerordentlichen Gefühl des Selbstvergessens, das sich ihrer wider ihren Willen bemächtigte. Vergebens schlug sie ihre Augen nieder, um den Arzt nicht anzusehen, sie hätte sich in einen unsichtbar machenden Mantel hüllen mögen, denn sie fühlte sich überall angeschaut, und kaum war die Operation vollendet, so fiel sie fast bewußtlos in die Arme ihrer Mutter und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Liebe Frau,“ sagte der Hexenmeister, indem er sie verabschiedete und seine Hand leise auf ihre brennende Stirn legte, „erholt Euch! Mit Gottes Hilfe ist alles Uebel bald vorüber.“

Frau Reich eilte wie eine Verbrecherin davon. „Am Ende,“ sagte sie zu ihrer Mutter, „ist es eine Sünde, wenn man an Zauberei glaubt. Nie mehr wird mich dieser Mann zu sehen bekommen.“

Und wirklich sah und sprach sie ihn nie mehr. Aber die Züge und die Gestalt dieses Wundermanns erloschen dennoch nicht aus ihrer Seele. Nicht allein hatte das Kind, das sie ein Jahr später gebar, Augen, Nase und Hand des Zauberers, sondern auch seinen magischen Willen.

Und dieses Kind war Kronele.

(Fortsetzung folgt.)

Schiller und Laura.

Vor einigen Jahren trat Karl v. Schiller, der nunmehr verewigte älteste Sohn des Dichters, in einen Kaufladen zu Stuttgart, um ein Geschäft zu besorgen. Der Besitzer führte ihn, um ungestörter zu sein, in sein Familienzimmer, an dessen einer Wand zwei kleine Oelgemälde hingen. Der Blick des Eintretenden fiel gerade auf die Bilder, und unverzüglich erkannte Karl v. Schiller in dem einen seinen Vater. Sich das andere, ein weibliches Bildniß, zu deuten, war er jedoch nicht im Stande. Auch der Besitzer konnte um so weniger Auskunft geben, als er bis zur Stunde nicht einmal gewußt hatte, daß das eine Gemälde ein sehr wohlgetroffenes Bildniß Schiller's sei. Es vergingen mehrere Jahre, bis es endlich dem rühmlichst bekannten Professor Dr. Haakh in Stuttgart, dem Karl v. Schiller seine

Digitized by Google

Entdeckung mitgetheilt hatte, gelang, das Dunkel aufzuhellen, welches über jenen zwei Bildern schwebte. Seit Jahrzehnten war das Leben des großen Dichters der Gegenstand seiner unermüdlichen Forschung, und eine schöne Frucht desselben ist es, daß er jetzt gerade durch jenes vorher unbekannte Bild über einen wichtigen Abschnitt der Jugendgeschichte des Dichters ein ungeahntes Licht verbreiten kann. „Die erste Liebe Schiller's — zu der in glühenden Oden verherrlichten Laura — schreibt Dr. Haath, war bis heute in dem Leben des Dichters ein dunkler Punkt, ja in vieler Augen ein Flecken. Sie wird es aufhören zu sein, wenn man hört, daß jene Hauptmannswittwe Vischer, der bis jetzt die Biographen, wenn auch unter Widerstreben, den Ehrennamen „Laura“ ertheilten, nicht der Gegenstand, sondern nur die Vertraute von des Dichters Liebe war. Eine Nichte der Hauptmännin Vischer, ein durch Geist wie durch Schönheit ausgezeichnetes Mädchen, Wilhelmine Andreä, war die echte, dieser Ehre würdige „Laura.“ Frühe von Anbetern umgeben und zumal von jungen Dichtern der schwäbischen Heimath — neben Schiller von Gotthold Stäudlin, von Conz, von dem späteren Grafen Reinhard in zahlreichen gedruckten und ungedruckten Gedichten gefeiert, war „Minna“ — wie auch Schiller sie nennt, in jenem einen Gedichte, das die Eifersucht (auf Gotthold Stäudlin) ihm eingab — vom Schicksal weder zur Lebensgefährtin Schiller's noch eines andern der in Liebe zu ihr entflammten Dichter bestimmt. Dem Drang der Verhältnisse und dem Willen der Mutter nachgebend, der als Wittwe die Sorge für sieben Töchter oblag, reichte Wilhelmine in dem Jahre nach Schiller's Entfernung von Stuttgart einem jungen Manne ihre Hand, der im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts in der Stellung eines höhern Beamten zu Stuttgart starb. . . . . Zur Zeit des Besuches in Stuttgart, 1794, war Schiller seit mehreren Jahren glücklicher Gatte und seit wenigen Monaten glücklicher Vater. Ruhiger, aber nicht ohne tiefe Bewegung sah er die Geliebte seiner Jugend wieder. Mächtig erwachte die Erinnerung an die goldne Zeit der ersten Liebe und ein lebhaft erregter Augenblick gab dem Dichter den Gedanken ein, sich mit Laura im Bilde zu vereinen. Als er die Heimreise antrat, mochten die Gemälde noch nicht gänzlich vollendet sein, denn noch heute ist die eine Hand Laura's nicht fertig gemalt. Später die Bildnisse an sich zu ziehen, mochte die Rücksicht auf die Gattin, die er herzlich und aufrichtig liebte, ihn verhindern, und so blieben dieselben, wie mit Grund zu vermuthen, in dem Hause zurück, wo sie unter dem Schirm des Geheimnisses gemalt waren.“ So war es erklärlich, daß ihr letzter Besitzer nicht wußte, wen sie vorstellten, bis Professor Haath für seine Vermuthung, daß das weibliche Bildniß Laura sei, eine glänzende Bestätigung fand, indem nicht nur ältere Personen, die als Verwandte und Bekannte sich der Frau B. (wie nun Minna hieß) erinnerten, die Aehnlichkeit der Züge mit Zuversicht bezeugten, wie der noch lebende, mehr als achtzigjährige Tochtermann der Frau Hauptmännin Vischer, Hofgärtner Bosch und Andere; sondern den mündlichen Zeugnissen kam auch noch ein reicher Schatz schriftlicher Quellen zu Hilfe. Ihre Verarbeitung soll eine Schrift über Laura und ihre Sänger enthalten, die Professor Dr. Haakh in diesem Jahre herauszugeben gedenkt. Einstweilen hat er die Bildnisse Schiller's und Laura's durch einen hoffnungsvollen jungen (in München lebenden) schwäbischen Künstler, Karl Kräutle, stechen lassen, um sie mit einem kurzen Beiberichte zu veröffentlichen, und wir machen daher alle Verehrer Schiller's darauf aufmerksam. Die Gemälde selbst sind von einer so bewunderungswürdigen Lieblichkeit, daß der Beschauer wie von einem Zauber an sie gefesselt wird, um das süße Geheimniß zu ergründen, das hinter dem seelenvollen Angesicht verborgen liegt. Wahrscheinlich sind sie von Victor Peter Heideloff, dem vertrautesten Genossen des Dichters unter den Malerzöglingen der Karlsschule, gemalt.

Digitized by Google

Miscellen.

Ueber die Witterung der 61er Jahrgänge wissen wir Folgendes: Das Jahr 1061 brachte Mißwachs und Theuerung, 1261 traten der Rhein und seine Nebenflüsse so plötzlich und unerwartet aus, daß viele Menschen und Thiere ertranken und an Gebäuden großer Schaden angerichtet wurde. Im Jahr 1461 war der Frühling gut, im Junius aber richteten Hagelwetter im ganzen Lande großen Schaden an, doch gab es wider Erwarten noch „eine feine Ernte und einen ziemlichen Herbst mit gutem Wein", Krankheiten aber rafften viele Menschen weg. Im Januar 1561 erfroren die Reben im hohen und niedern Feld, der Frühling war rauh und brachte viele Nebel, welche der Frucht- und Weinblüthe sehr schadeten, es gab daher wenig Frucht und einen sauren Wein. Im Jahr 1661 erfroren Reben und Obstbäume am 1. März, der Sommer war sehr naß, und daher mißrieth die Ernte, die Trauben faulten, und es gab wenig und nur mittelmäßigen Wein. Im Frühjahr 1761 beschädigten die Raupen das Obst stark, der Nachtfrost am 30. April beschädigte die Reben und der Wein wurde mittelmäßig.

Eine Berliner Größe aus dem Jahre 1848, Lindenmüller, ist in New-York, wo er ein besuchtes Bierhaus hält, in einen sonderbaren Prozeß verwickelt. Ihm und seinen zahlreichen Gästen war längst die strenge Sabbathsfeier in dem nordamerikanischen Babylon zuwider, und um das Gesetz zu umgehen, gründete er eine religiöse Secte unter dem Namen „Schäker", in der deutschen Bedeutung des Worts, um allsonntäglich Lagerbier trinken und Lieder singen zu können. Lindenmüller trat in höchsteigener Person als der predigende Apostel des neuen Biercultus auf; allein die New-Yorker Polizei ließ nicht mit sich spassen, und dem Berliner Bierwirth drohte eine Gefängnißstrafe von 6 Monaten. Ein unparteiischer Zeuge schildert das Lindenmüller'sche „Sonntagsvergnügen" folgendermaßen: Diesen Winter gelang es, von der Gesetzgebung des Staats ein Verbot aller Arten von Concerten und theatralischen Vorstellungen am Sonntag zu erlangen. Am ersten Sonntag nach Erlaß des Gesetzes fand ich an einem Haus in einem vorwiegend von Deutschen bewohnten Stadttheil zwei Tafeln mit folgender Inschrift ausgehängt: „Neue freie deutsche Shaker-Gemeinde. Vorträge über sittlich-moralisch-religiöse Gegenstände um 3 Uhr und 8 Uhr, jeder in fünf Abtheilungen." Ich trat hinein und befand mich in dem „beergarden" des Hrn. Lindenmüller. Im Hintergrunde war eine Thüre mit der Ueberschrift: Versammlungslocal der Gemeinde, no admittance for outsiders, die zu einem Theater führte. Bald erschien Lindenmüller selbst, bestieg eine Art Plattform und hielt in gewandt nachgeahmtem Kanzelton eine Rede, in der er erst über die Feier des ersten Wochentages sich lustig machte, da doch der liebe Gott, als ein verständiger Mann, erst gearbeitet und dann „gestoppt" habe. Er erklärte sodann seinen Collegen, den HH. Reverends, mit seiner neueingerichteten Kirche Concurrenz machen zu wollen; er habe nicht Einen Prediger, sondern gegen 20 Priester und Priesterinnen. Die deutsche Presse in New-York suchte den drohenden Streich einer gerichtlichen Verfolgung dadurch zu pariren, daß sie ein solidarisches Einstehen für die Einzelnen unter ihnen auferlegten Geldstrafen durchsetzte. Um den Widerstand zu brechen, veranstaltete das Sabbathcomite eine großartige deutsche Versammlung zu Gunsten der Sonntagsheiligung, in der namentlich Dr. Schaff von Mercersburg redete. Er verwarf das puritanische Sabbathsprincip, sagte aber Alles, was für die höhere Zweckmäßigkeit der Sonntagsfeier und ihre Beschützung durch die Obrigkeit gesagt werden kann.

Sylbenräthsel. (Dreisylbig.)

Bei Menschen, Thieren, selbst in Ringen
Ist uns die Erste wohl bekannt;
Doch hütet man sich gern vor Dingen,
In denen man dieß Wörtchen fand.

Man trachtet nach den andern Beiden,
Wenn Gold in ihrem Innern lacht,
Und meidet Den, der aus dem Schneiden
Derselben sein Gewerbe macht.

Das Ganze ist in seinen Thaten
Possirlich stets und selten still.
Doch wird dieß Räthsel Der nicht rathen,
Der mit dem Ganzen rathen will.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 2. Speyer, Samstag 5. Januar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weiß.

(Fortsetzung.)

II.

Als Frau Reich ihre dritte Tochter verheirathete, trat Kronele in ihr 17. Jahr. Sie hatte noch zwei jüngere Schwestern; die eine, Heva, elsässisch auch Hoffe genannt, war 15 Jahre alt, die andere war erst achtjährig und hieß das Kind, oder Fanfan oder Mamele.

Heva war eine jener frühzeitigen glänzenden, aber nichtssagenden Schönheiten. Selten ist ein junges Mädchen, so vollkommen an Gestalt, so reich an Farbe, so regelmäßig in seinen Zügen, anders als ein schnell entwickelter Leib, dessen Seele gleichsam wie ein Zwerg an ihm hinauf schaut. Denn das Wachsthum der Seele benimmt immer dem Körper einen Theil seiner Kräfte und nicht umsonst behaupten große Geister, das Blut sei die Nahrung der Seele; deßwegen vielleicht sagt das alte Testament: „Du wirst kein Blut verzehren, denn das Blut ist die Seele.“

Diese frühzeitigen Schönheiten werden gewöhnlich von dem gemeinen Volk bewundert. Auch stolzirte Heva den ganzen Tag im Dorfe herum, unter dem Vorwand, Fanfan spazieren zu führen, in der That aber, um von allen Seiten Schmeicheleien über ihre Frische und Schönheit zu erhalten, und da diese täglichen Bewunderungen zum Theil auf die Mutter zurückfielen, so konnte Frau Reich nicht umhin, ebenfalls stolz darauf zu sein und zuweilen zu denken, daß Kronele, wenn auch gerade nicht häßlich, doch Heva weit an Schönheit nachstehe. Groß war freilich der Unterschied zwischen beiden Schwestern. Heva hatte schwarzes Haar, so üppig, daß man es mit beiden Händen nicht umfassen konnte. Alles an ihr war voll Harmonie, so ausgebildet, daß sie einem 18jährigen Mädchen glich.

Kronele war in allem der lebendige Contrast ihrer Schwester Heffe. In ihr war alles verdeckt, verschleiert, man hätte sie eine Schönheit in ihrer Schale, oder ein blasses Lichtbild nennen mögen, das nur durch einen Sonnenstrahl dem gleichgültigen Vorübergehenden Leben und Farbe zeigt.

Sie hatte kastanienfarbenes Haar und blaue Augen, schön nur durch ihren langsamen, zart verschleierten, durchdringenden und sich in das Gedächtniß einprägenden Blick. Frau Reich machte mehr als einmal ihrer ältern Tochter den Vorwurf, daß sie ihre natürliche Schönheit nicht geltend zu machen wüßte. Manchmal sogar zog sie selbst Kronele an und lud sie ein, mit ihrer jüngern Schwester an Dorfgrazie zu wetteifern, aber Kronele überließ sich zuerst der Schönheitspflege ihrer Mutter und lief dann schnurstracks in ihr Kämmerlein, glättete ihr Leibchen und betrachtete sich in dem Spiegel, um sich von der Keuschheit ihres Anzugs selbst zu überzeugen.

Während Heffele sich von allen Frau Gevatterinnen des Dorfes bewundern ließ, besorgte Kronele die Haushaltung oder verbrachte ihre Mußestunden bei ihrer Nachbarin Frau Sommer, einer jungen Französin aus dem südlichen Frankreich, die einen elsässischen Soldaten geheirathet hatte und ihm in sein Dorf gefolgt war. Dieses junge Ehepaar liebte sich und arbeitete um die Wette, er als Schuster, sie als Beutelstrickerin für Straßburger Krämer.

Kronele war der Abgott dieses Ehepaars. Die Französin, die kein deutsches Wort verstand, lehrte sie ihre Sprache und der Mann, der die Welt gesehen hatte, liebte es, sich

Digitized by Google

mit diesem jungen Dorfmädchen zu unterhalten, das sich den härtesten Entbehrungen unterzog, um den Armen beizuspringen und bei jeder Gelegenheit Beweise von edeln, großen Gefühlen gab. Kroneles ihrerseits liebte heide, weil sie eine wahre Begierde zu lernen empfand. Sie las alles Gedruckte, was ihr in die Hände fiel. Dabei bewunderte sie die zärtliche Liebe beider Gatten, die trotz ihrer Armuth und angestrengten Arbeit sich nichts als Liebes und Gutes zu sagen hatten, nie Jemanden Böses nachredeten und immer, auf Gott vertrauend, die Noth des Lebens muthig ertrugen.

Trotz dieser geistigen Vorzüge, die Frau Reich allerdings anerkannte, konnte doch die Mutter nicht umhin, sich selbst zu gestehen, daß mit Ausnahme von Herrn und Frau Sommer ihr keiner die Schönheit ihrer ältern Tochter rühmte, während alle von der Schönheit, der Frische und sogar von dem Geiste Heffe's voll waren.

Diese Meinung wurde in ihr noch durch eine Familienbegebenheit verstärkt.

Ihre älteste verstorbene Schwester, die zwei Söhne hinterließ, hatte auf ihrem Sterbebett ihrem jüngsten Sohn das Gelöbniß abgenommen, eine seiner Cousinen zu heirathen. „Nicht die schönste wähle du", sagte sie zu ihm, „sondern die bravste und frömmste."

Dieser junge Mann kam jetzt von Nancy zurück, wo er, nachdem er zuerst in Straßburg gearbeitet hatte, bei einem Notarius zwei Jahre als Schreiber fungirte. Er wählte diese Arbeit, zuerst um Französisch zu lernen und der Gerichts- und Proceßsprache mächtig zu werden, damit er selbst einen Kauf- und Verkaufschein auf gestempeltem Papier abfassen könnte. Leon, so hieß er, war reich. Mütterlicherseits blieben ihm ungefähr 50,000 Francs, und obschon sein Vater sich zum zweiten mal verheirathet, so konnte er doch auch noch von dieser Seite, was man, zur Schande unseres Goldjahrhunderts, Hoffnungen zu nennen pflegt, erwarten.

Außer seiner französischen Phrasen hatte der junge Herr Leon sich in Nancy einen Schnurrbart und ein rundes, fein gekämmtes Bärtchen zugelegt. Er bildete sich nicht wenig auf alle diese Vortheile ein, besonders aber auf seinen „französischen" Geist, den er sich in Lothringen erwarb und den er großmüthig an seine ebenbürtigen Dorfgesellen verschenkte, damit sie, so wie er, ihr Glück bei den jungen Mädchen zu versuchen im Stande seien.

Leon entschloß sich, seiner Tante einen Besuch abzustatten, um sich von ihr bewundern zu lassen.

Aber, o Schicksal, er kam, sah und wurde gänzlich von den schönen Augen und besonders von der üppigen Gestalt Heva's besiegt. Der aufgeputzte Notariatsschreiber aus Nancy, der elegante Stutzer seines Cantons fiel wie an einem verliebten Schlagfluß vor der jungen Heffe nieder, die er als Kind verließ und nun als glänzend schöne Jungfrau wiedersah.

Er erinnerte sich gleich seines Gelöbnisses und ohne lange zu überlegen sagte er zu Frau Reich: „Tante, auf ihrem Sterbebett habe ich meiner seligen Mutter versprochen, eine deiner Töchter zu heirathen. Wenn du mich aber zum Tochtermann haben willst, so gib mir Heva. Meine Mutter hat mir wohl aus Herz gelegt, die bravste und frömmste zu wählen, da ich aber hoffe, daß deine Töchter alle gleich brav und fromm sind, so wähle ich Heffe."

„Und warum gerade Heffe?" fragte die Mutter. „Du weißt doch, daß es nicht der Brauch ist, die jüngere vor der ältern Tochter zu verheirathen."

„Ich könnte dir darauf antworten," sagte Leon, „daß ich Heva und nicht deine ältere Tochter liebe. Dies allein würde genügen, doch will ich offenherziger sein."

Und indem er seine sammetne Mütze auf das Ohr setzte und sich den Schnurrbart kräuselte, fügte er hinzu: „Kroneles ist gegen Heffe, was der Mond gegen die Sonne ist. Ich bediene mich eben dieses Vergleichs, um dir zu beweisen, daß ich nicht umsonst in Nancy gewesen bin; so unwissend du als Dorffrau bist, so kennst du doch die Sonne und kennst auch den Mond."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Dampf und Schnee.

Von

Max Maria von Weber.

I.

Leicht, flüchtig und fast geräuschlos gleitet auf der Eisenbahn ein Courierzug über die winterliche Ebene dahin.

Der Schnee ist über Nacht unablässig bei vollkommener Windstille herabgerieselt und dämpft den Schall auf der schweigenden Winterfläche.

Wie Schaum, leicht, flockig deckt er fußtief den Boden wie mit einem zarten Daunenbette, daß die dürren Halme und Aeste zu frieren scheinen, die aus der weichen Hülle herausragen in die bitterkalte, stille Winterluft.

Selbst die scharfen mathematischen Linien und Flächen der Bahn sind unmerklich mit der weichen, großen Masse verschwommen und präcis und schwarz laufen nun die Linien der Geleise durch die glitzernde Fläche. Hellblau liegt der Himmel über dem makellosen Weiß der Erde, die Strahlen der Wintersonne kommen wärmelos wie blitzende Eisnadeln durch den kalten Aether daher und wärmelos flimmern Millionen Eissternchen in dem kaltweißen Lichte.

Hellblau liegen die weichen Schatten an den Hügeln, hellblaue Töne weben sich duftig durch das kühle Gefieder der Birken, bläuliche Streifchen säumen die Contouren der schneebedeckten Aeste und Höhen, wo sie sich gegen den fernen, weiten, kalten Himmel abscheiden; ein bläuliches, mit Silberflittern durchwebtes Wölkchen stiebt auf, wo der Aufflug eines Vogels oder der Fall eines Eiszapfens den Schnee von einem Aste schüttelt; hellblau fliegt auch der Schatten des Courierzugs über die blitzende Fläche.

Emsig begleitet er die Maschine, huscht bald fern tief unten und undeutlich über die kandirten Dächer von Dörfern oder die leuchtende Ebene gefrorener Bäche, bald ist er nahe und dunkel und scharf auf der sammetnen Fläche einer Einschnittsböschung, schrumpft und streckt, dehnt und verzerrt sich eilig und gehorsam, wie es ihm Höhe und Tiefe, Fläche und Welle vorschreiben; immer aber schwebt über dem Eiligen, Beweglichen, Hellblauen noch ein eiligeres, beweglicheres Etwas — der Schatten des Dampfes, der rasch und puffig, mit seinem Glanz den weißesten Schnee beschämend, aus dem Schornstein der Maschine wirbelt. Das steigt und hüllt und streift und wallt, und kaum ist's zu unterscheiden, was ist der Dampf und was ist sein Schatten!

Ein Stück unendlich kräftigen Lebens, rollt der heiße Mechanismus mit seiner Last von warmen Menschen, seinem keuchenden, eilenden Athem, seinem leuchtenden Metall, seinen farbigen, goldverzierten Fuhrwerken durch die schweigende, weiße, todte Winterwelt dahin. Die Fenster der Wagen sind gefroren und schließen wie Vorhänge das Innere ab. Nur hier und da wird eins geöffnet und ein ernster Männerkopf in dicker Pelzumhüllung schaut auf die leuchtende Gegend hinaus, oder ein paar rosige Märchengesichter kichern aus ihren kokketten Kapuzen mit blauem oder rosa Futter über die alten Männer, Nonnen, Eremiten oder Eisbären, in die der Schnee die Büsche, Bäume und Steine maskirt hat. Das dauert aber nie lange; bald schließen sich die großen Spiegelscheiben wieder und nichts Lebendiges bleibt auf dem eilenden Zuge sichtbar als die rothgefrorenen Nasen der Schaffner oder Conducteure, die aus den dicken Mänteln und Mützen hervorschauen, und die beweglichen Gestalten des Locomotivführers und des Heizers, die auf der Maschine ihren harten und das Menschenleben rasch abnutzenden Dienst thun. Auch sie sind dick in gewaltige Röcke, Pelzstiefel und Pelzmützen, verpackt und dennoch schneidet der kalte, durch die schnelle Bewegung erzeugte Luftzug bis auf die Haut. Was weiß der Passagier, der, wohlverwahrt mit Pelz und Fußsack, in den Wagenkissen liegt, von den Leiden dieser armen Leute in einer kalten Winternacht! Pfeifend dringt der schneidende Wind durch alle Kleidung, findet durch die kleinste Oeffnung den Weg zu dem erstarrenden Körper und führt den feinen Schneestaub mit sich bis auf die bloße Haut. Der gefrierende Dampf der Maschine, das spritzende Wasser incrustirt

Digitized by Google

die Kleider zu einer fast unbeweglichen Eismasse, der Bart friert mit dem Rockkragen schmerzend zusammen, der in das Gesicht gepeitschte Schnee sticht die frostentzündete Haut wie mit tausend Nadeln und häufig führt die Wirkung der Kälte auf die Kopfnerven einen apathischen Zustand herbei, der den Locomotivführer stehend schlummern läßt. Dann gilt es der großen, auf ihm ruhenden Verantwortlichkeit recht bewußt zu bleiben, die Augen mit Aufwand aller Kraft offen zu halten und das Gesicht, trotz dem stechenden Schnee und schneidenden Winde, auf die Fahrbahn und auf die Signale gerichtet zu halten. Auf den Stationen wird ihm keine Ruhe; er muß den Zustand seines Feuers auf dem Roste untersuchen und sich in das fast erstarrte Gesicht die strahlende Glut der großen Brandmasse schlagen lassen, muß oft in tiefem Schnee seine Locomotive umgehen, die Wirksamkeit ihrer Theile prüfen, und alles dies fast steif und betäubt von Frost; nichts darf versäumt werden, denn an jedem übersehenen Bolzen kann ein Dutzend Menschenleben hängen. Und doch darf er, wenn er nicht feig werden will, sich nicht ausmalen, wie vielleicht der kleine Sprung in einem Radreifen, das Rißchen in einer Achse, die eben vielleicht seinem noch so sorgsam prüfenden Auge entgehen, Ursache sein können, daß statt des brausenden, dröhnenden Zugs, der fröhlich in den Bahnhof rollt, eine leise klappernde, unheimliche telegraphische Depesche ankommt und die Frau und die Kinder, die mit warmer Suppe in heimlicher Stube auf den Vater warten, nichts erhalten als diese gespenstische Nachricht: „Achse bei Station 120 gebrochen, Zug ausgeglesst, Locomotivführer todt, Heizer verletzt, kein Passagier beschädigt.“

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Unsere schönen deutschen Damen mögen sich gratuliren, daß sie nicht in London wohnen: dort wird auf junge hübsche Fräulein in einer Weise Jagd gemacht, die wirklich etwas Unangenehmes hat. Aus den Londoner Polizeiberichten der letzten Woche geht hervor, daß in Zeit von einigen Tagen nicht weniger als fünf junge Ladies verschwunden sind, ohne daß man bis jetzt ihren Aufenthalt kennt.

Miß Theresia Brown, heißt es in diesem Bericht, und drei andere in Clapham Road (sehr respectables, vom bessern Mittelstande bewohntes Viertel) residirende Damen sind von ihrem elterlichen Hause entführt worden, oder haben dasselbe nach gemeinschaftlicher Verabredung verlassen. Man hat ihre Spur bis Bristol verfolgt, wo die Polizei alle Anhaltspunkte zur weiteren Verfolgung verloren hat. Die Polizei ist weiter benachrichtigt worden, daß eine junge Dame, Namens Eugenie King, 17 Jahre alt, welche von Hawthurst in der Hauptstadt ankam, um Verwandte zu besuchen, in der Eisenbahnstation von London-Bridge von einem modisch gekleideten Manne mit Livreebedienten getroffen wurde, der, unter dem Vorgeben, sie und ihre Effecten nach Mecklenburgh-Square zu ihren Verwandten zu geleiten, sie in einen Brougham setzte — und nichts Weiteres ist von ihr gesehen und gehört worden. — Gestern, heißt es weiter, wurde die Polizei benachricht, daß Miß Maria Bumpus von 120, London-Road ihr elterliches Haus spät am Abend verlassen, um dem Abendgottesdienst in der St. Judes-Kirche, Southwark, beizuwohnen, und auf ihrem Wege von einer respectablen Frau angeredet wurde, welche sie in ein Cab zu steigen vermochte und mit ihr davon fuhr. Da die junge Dame nicht nach Hause zurückkehrte, so wurden Nachsuchungen angestellt, aber obgleich eine bedeutende Belohnung ausgesetzt worden ist, so hat sich bis jetzt noch keine Spur von der Verschwundenen auffinden lassen. Miß Bumpus ist 15 Jahre alt und besitzt große persönliche Reize.

Auflösung des Räthsels in № 1:

Haarbeutel.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 3. Speyer, Dienstag 8. Januar 1861.

Kronele,

Eine Erzählung von Alexander Weill.

(Fortsetzung.)

II.

„Es sind Landsleute", antwortete die Tante, indem sie spöttisch lächelte. „Es ist gerade nicht nöthig", fuhr sie fort, „20,000 Francs verstudirt zu haben, um zu erkennen, daß du eine recht große Dummheit gesagt hast. Gesetzt, mein Heffele scheint dir eine Sonne, das beweist eben nicht, daß mein Kronele, trotz ihrer blassen Farbe, minder schön sei als ihre Schwester."

„Ich hab' ihr bei Gott ein Compliment gemacht", erwiderte Leon. „Der Mond ist auch schön, besonders bei Nacht, dein Kronele aber ist häßlich oder besser wüscht auf gut elsässisch, und zwar bei hellem Tage. Und dabei stolz, man nennt sie auch nur eine Prinzessin von Wolfenbüttel."

„Gesteh' nur", unterbrach ihn die Tante, „Kronele macht sich nichts aus dir. Uebrigens ist Heffele noch ein Kind und nie werde ich meine jüngere vor der ältern Tochter ausgeben. Nach dem Heu mäht man das Grummet. Ich weiß auch nicht, ob dich mein Heffele liebt und werde sie auch nicht darum fragen."

„Tante", sagte Leon, „wenn du nur verlangst, daß mich deine Heva gern sehe, das ist meine Sache Ich bin jetzt 25 Jahre alt und komme von Nancy."

„Du bist nicht häßlicher als ein anderer."

„Aber reicher, Tante, und jünger."

„Und warum verschmähst du Kronele?" fragte die Mutter aufs neue.

„Genug davon", sagte Leon.

„Nun, so komme in drei Jahren wieder, wenn Kronele verheirathet ist."

„Ich kann warten", erwiderte Leon. „Versprich mir nur, deine Heffe keinem andern zu verloben."

„Ich werde meinen Mann um Rath fragen."

„Das wäre das erste mal."

Diese Unterhaltung wurde von Heva, die rasch ins Zimmer trat, unterbrochen und die sich über Kronele beklagte, weil sie immer bei der Frau Sommer ihre Zeit verbringe. „Ich möchte wissen", fügte sie hastig hinzu, „was sie an diese Französin fesselt?"

„Das will ich dir sagen", antwortete die Mutter, die ein gewisses Vergnügen daran fand, Heffe in Gegenwart ihres Anbeters zu demüthigen. „Kronele glaubt nicht wie du an ihre Schönheit und benutzt jede Gelegenheit, um etwas zu lernen. Frau Sommer gibt ihr Unterricht in der französischen Sprache und du thätest viel besser daran, ihr Beispiel zu benutzen, denn du weißt und kannst nichts."

„Oh!" unterbrach sie Leon. „In Nancy spricht man ein besser Französisch als im südlichen Frankreich. Ich werde selbst der lieben Cousine Stunden geben."

Und da Frau Reich ihm einen Wink ihrer Unzufriedenheit über dieses Wort gab, so fügte er hinzu: „Versteht sich, Tante, wann Heffe meine Frau sein wird."

Bei diesen Worten schwoll die ohnehin schon hochmüthige Heffe vor Lust und Stolz auf. Sie errieth leicht, daß Leon sie ihrer Schwester vorzog und daß von ihr zwischen ihm und ihrer Mutter die Rede gewesen war.

„Geh'," rief die Mutter ihr zu, „geh', hol' mir das Kind. Das sind lauter Schmus."

Heva entfernte sich langsam, um noch einen Blick von Leon zu erhaschen, den sie jedoch nicht zu erwidern wagte.

Digitized by Google

Ehe ich jedoch diese Geschichte fortsetze, so muß ich — denn topographische Beschreibungen sind mir zuwider —, für dies mal dem Leser eine Beschreibung von dem Hause des Herrn Reich geben. Die Lage dieses Hauses und seine innere Einrichtung haben einen gewissen Einfluß auf die Begebenheiten, die folgen sollen.

III.

Das Haus des Herrn Reich hieß ehemals das kleine Schlössel, weil es vor der Revolution dem Ortsherrn gehörte. Es hatte freilich nichts Schloßartiges, als daß es, auf die Spitze des Dorfhügels gebaut, von seinen Fenstern aus eine herrliche Aussicht auf eine weite Ebene von grünen Wiesen und gelben Rapsfeldern gewährte, die von kleinen Bächen durchschmitten und rund herum von einem Eichen- und Buchenwäldchen begrenzt war. Das Schlössel war wie die andern Häuser des Dorfs nur einen Stock hoch, jedoch unterschied es sich von ihnen durch sein holländisches steiles, spitzes und an allen Seiten gleiches Dach, das auf jeder Seite zwei Dachfensterchen hatte. Herr Reich hatte es mit neuen Ziegeln und Schindeln bedecken lassen und auf der Hauptseite las man die Zahl 1840, mit Ziegeln von verschiedenen Farben eingelegt.

Die Zimmer zu ebener Erde waren höher als die in den andern Häusern und von unten bis oben mit Fichtenholz betäfelt, sogar die zwei Mittelbalken der Decke. Wie alle elsässer Dorfwohnungen hatte das Schlössel eine Flur im Viereck, in der rechts und links zwei Thüren zu zwei Stuben führten und die Küchenthür der Hausthür gerade gegenüber lag.

Ebenso war die Eintheilung des ersten Stocks unter dem Dach, mit Ausnahme der Küche. An ihrer Stelle war ein großer Speicher, für Holz und Früchte mit verschiedenen Mehl- und Obstschränken, auf dem immer zwei Seile, um die Wäsche zu trocknen, aufgespannt waren. Von dem Speicherfenster übersah man die ganze Ebene, wohl eine Stunde weit.

Herr und Frau Reich wohnten unten an der rechten Seite in der großen Stube, mit einem Kämmerchen daneben. Hier standen zwei kleine deutsche Betten, hoch mit Unterbetten ausstaffirt und zwischen beiden eine große Wiege. Kronele und Heffele schliefen in der Stube links zusammen in einem Bett. Der Sohn des Hauses schlief im ersten Stock, in einem Dachkämmerchen über seinen Schwestern. Die schönste Stube des Hauses im ersten Stock mit drei Fenstern hieß die Bräutigamsstube, weil gewöhnlich die Bräutigame der zahlreichen Töchter der Familie in ihr wohnten, so oft sie ihrer Braut und ihren Schwiegereltern einen Besuch abstatteten.

Alle diese Zimmer waren auf Bauernart möblirt. Ein Tisch, ein Schrank, eine Kommode, ein Ofen und vier eichene Stühle. In der Bräutigamsstube aber war alles vornehm und städtisch. Nicht allein befand sich ein französisches Bett darin mit gestepppten Decken und Elderdunen, sondern auch ein Kanapee, ein Ofen von Porzellan mit kupfernen Reifen, ein venetianischer, in Hagenau gekaufter Spiegel, ein Nachttisch von Mahagoniholz und statt der Kommode von Nußbaumholz ein Secretär mit geheimen Schubläden. Kronele erhielt diese Stube in all ihrer gewöhnlichen Sorgfalt. Sie scheuerte regelmäßig zwei mal die Woche den Dielboden und bestreute ihn mit Goldsand; die Vorhänge der Fenster waren immer schneeweiß und die Möbel alle hell gebohnt und geputzt.

Statt wie die andern jungen Mädchen des Samstags und des Sonntags im Wäldchen spazieren zu gehen und die Schmeicheleien der Bursche anzuhören, setzte Kronele gewöhnlich sich in die Ecke des Kanapees, von der aus ihr Auge das ganze Thal umfaßte, und überließ sich ihren Träumereien oder las in den Psalmen; denn außer einigen durch Zufall in ihre Hände gefallenen Blättern hatte sie in keinem andern Buch als in der Bibel gelesen, die sie auf Hebräisch las und deren Text sie sich durch die gegenüberstehende deutsche Uebersetzung klar zu machen suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Dampf und Schnee.

Von

Max Maria von Weber.

I.

(Fortsetzung.)

Doch daran denkt kein braver Locomotivführer, und wenn ihm auch einmal eine ähnliche Anwandlung in stürmischer Nacht kommen sollte, bei dem heitern Winterwetter, durch das wir unsern Zug hinfliegen sehen, stehen die abgehärteten, kernigen Leute munter ihrem Amte vor und lassen sich den Dampf von Cigarren, deren Qualität und Preis ihnen keine Sorge zu machen braucht, da man von ihnen bei dem raschen Luftdurchschneiden weder etwas schmeckt noch riecht, um die halberfrorene Nase wehen. Schweigend (es wird überhaupt wenig auf Locomotiven gesprochen, am wenigsten aber bei harter Kälte) rückt der Führer zuweilen an den Griffen, durch die er auf das Wirken der Maschine Einfluß übt; von Zeit zu Zeit wirft der Heizer Brennmaterial nach. Die Fahrt geht rasch, die Luft ist ruhig und der Locomotivführer belustigt sich damit, Wettlauf mit den kleinen Wolken zu halten, die sich am klarblauen Himmel zu zeigen beginnen und ihren Schatten auf die Bahn werfen. Diese Schatten laufen schnell; es bedarf eines Kraftaufwandes der Maschine, mit ihnen Schritt zu halten oder sie zu überholen.

Jedoch gibt es wenig Stürme, mit denen eine gute Schnellzugmaschine nicht um die Wette zu laufen im Stande wäre.

Bald aber gesellen sich am Himmel zu den einzelnen hintreibenden Haufen Wolken Streifengebilde von Nordosten her, die unheimliche, weißgraue, spitzgeblasene Strahlen emporstrecken. Die Strahlen wachsen, rasch auseinanderfahrend, bis in den Zenith und kriechen dann auf der andern Seite, eilig sich nähernd, in einen Punkt die spitzen Köpfe zusammensteckend, nach dem Horizont herab, nehmen an Zahl und Dichte zu, werden immer grauer und fahler, ziehen einen kalten Florstreif nach dem andern vor das schräge Sonnenlicht, bis es droben aussieht, als wäre ein Sturmbesen durch die dichte, kalte Dunstmasse gefahren, und das Sonnenauge nur noch wie einschlummernd auf den Schneefeldern ruht.

Da zittert auch der erste Lufthauch durch die überreiften Bäume und Halme — zuerst nur so leicht, daß nur die feinsten Aestchen glitzernd ihren Silberstaub abschütteln und fliegen lassen; der nächste Zug, schon munterer, regt die Halme alle und die schwanken Zweige der Birken alle Wolken stieben empor von den leise geregten Bäumen, die noch lautlos der Hauch verstreut, aber plötzlich treten ganze Baumgruppen schwarz und ernst gegen den schneeigen Hintergrund hervor. Leise beginnt der Wind in den Aesten zu singen, die Weiden beugen ihre kahlen Ruthen, die Birken lassen ihre dunkeln Haare fliegen und einzelne dürre Blätter hüpfen über den Schnee. Noch achtet Niemand im Zuge des heranschleichenden Feindes.

Aber der Wind steigt! Flüsternd und seufzend kommt er jetzt durch das entkleidete Ried und das dürre Laubholz daher und fährt in das tiefe Dunkel des schneebelasteten Tannenforstes. Die schlanken Gipfel, die schwanken Zweige der Nadelhölzer beugen sich weiß und massig, lassen ihre Last fallen und schnellen dunkel und elastisch zurück. In dichtem Nebel füllt der niederströmende Schnee die Luft und zieht wie Geschützdampf über dem Forst empor. Hoch in der Luft, die immer mehr von ihrer Bläue verliert, sieht man die Vögel schon mit dem kommenden Sturme kämpfen.

„Wenn es mehr Wind gibt" — sagt der schweigsame Locomotivführer und knöpft sich den Rock noch fester — „so trinken wir morgen nicht zu Hause Kaffee", ergänzt der noch schweigsamere Feuermann, indem er die Feuerthür öffnet, um zu feuern

Immer heller pfeifend streicht der Wind über die Schneefelder. Wo er ein Hügelchen trifft, setzt er dessen Schneehülle in Bewegung; von den Höhen treibt er die leichtesten Flocken vor sich her am Boden hin, die Schneedecke der Wälder weht er über die Fläche, ohne sie ruhen zu lassen. Soweit das Auge sieht, stieben kleine Wölkchen auf und der dahinzleitende Schnee sucht sich Rinnen und kleine Vertiefungen für seine rasche Bewegungen. Millionen

Digitized by Google

kleine, wie Wasser fließende Silberfäden überziehen, anscheinend harmlos, in einer Richtung schießend, die Felder, sammeln sich zu kleinen, silbernen Bächen in Ackerfurchen, immer eilig vom entsiegen Winde getrieben. Der wunderschöne Anblick der tausendfachen, zierlichen Bewegung erregt die Aufmerksamkeit der Passagiere, welche die tückische Kobboldsnatur der Nymphen jener Quellchen und Bächelchen nicht kennen, zu lauter Bewunderung, und wirklich kann der, welcher noch nie den Beginn eines Schneesturms auf großen Ebenen gesehen hat, nicht sagen, daß er die Pracht des nordischen Winters kenne.

Immer wuchtiger streift der Wind am Boden hin. Die schnellfließenden Bäche von gleitendem Schnee sind zusammengeronnen und fallen wie stiebende Wasserfälle in windstille Tiefen, die sie schnell anfüllen, um dann eilig ihren Weg darüber fortzusetzen; an jedem Körper, den der Wind trifft, bilden sich Wirbel, in denen Schneesäulen wie rasende Gespenster tanzen und emsig den störenden Gegenstand mit Schnee umschütten, bis ein sauber gebrechter, blendender Grabhügel ihn bedeckt; an den Rändern der Gräben und Hohlwege stiebt es wie Brandung empor und drängt sich hinab und lagert sich, in zierlicher Form erstarrter Meereswellen von Zucker, die höher und höher schwellen, immer feinere alabasterne Kämme bekommen, immer tiefer und massenhafter darin ab.

Doch unser Kurierzug durchschneidet noch kräftig die weichen Wogen. Hell stiebt hoch auf vor seinen Bahnräumern der getheilte Schnee, noch höher schleudern rechts und links die Räder fester geballte Massen empor, wenn die Speichen im windschnellen Drehen von der flüssigen Schneeflut gefüllt werden. Als Regen, Staub und in größeren Stücken umhüllt die Maschine ein Wirbel von Schnee. Geblendet müssen die Leute oft das allzu sehr gepeitschte Gesicht abkehren, die Theile der Maschine überzieht angesetzter Schnee, daß sie wie aus Zucker geformt erscheinen. Noch bis vor wenig Augenblicken spürte man nicht, wenn die Maschine die niedern Schneewellen durchschnitt, doch dort vor dem tiefen Einschnitte liegt schon ein knietiefer, breiter Wall. „Die Klappe des Aschekastens zu,“ ruft der Führer, damit der Schnee beim Durchbrechen nicht von unten durch den Rost verlöschend in das Feuer der Maschine dringe, und gibt volle Dampfkraft. Pfeilschnell saust die Maschine in die tiefe Schneemehe hinein, hellauf wirbelt, sprüht und dampft die wild angepackte Masse, kräftig fällt sie in die mächtigen Räder, die Schnelligkeit nimmt rasch ab beim Durchpflügen und alles Lebende auf dem Zuge fühlt, wie einen starken Druck nach vorn, daß eine gewaltige verzögernde Kraft sich der flüchtigen Bewegung entgegengestellt hat. Die Fenster öffnen sich eilig, besorgte Gesichter schauen blinzelnd in die mit Eisnadeln erfüllte Atmosphäre hinaus, doch schließen sie sich rasch wieder, da die Maschine die Woge durchbrochen hat, stolz ihre Schnelligkeit wieder aufnimmt und der Sturm heulend Schneewolken in die gepolsterten Räume schleudert. Doch die Luft ist mit Eisnadeln und Schneestaub gefüllt, die Signale verschwinden und die Beamten des Zugs sind nicht mehr im Stande, vorwärts zu sehen. — —

(Fortsetzung folgt.)

* Räthsel.

Nimm die Hälft' von einer Gans,
Die Hälft' von einem Rind,
Einen Balg, doch ohne Schwanz,
— Was dies für Dinge sind!
Dann einen Dieb zur Hälft' dazu,
Das ordentlich zusammenthu',
So wird daraus ein „Held“ werden,
NB. 's gibt so wie er noch mehr auf Erden!
Der einem König — in der That!
Von Thron und Reich geholfen hat.

O...., heim, im Januar. J. R.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. E. Jäger und Dr. Eduard Leib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 4. Speyer, Donnerstag 10. Januar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

(Fortsetzung.)

Im Elsaß ist der Brauch — er stammt wohl noch aus dem Mittelalter —, daß die Braut dem Bräutigam, wenn er sie besucht, bis an die Thür seines Schlafgemachs leuchtet. Es ist dies wohl ein Anfang der Emancipation des Mädchens, denn die Braut trägt ihrem Bräutigam ganz allein den Lichtstock. Dabei ist sie jedoch immer entweder von der Mutter oder von einer Schwester überwacht.

Als die ältere Schwester Kronele's ihrem Bräutigam einmal zum Schlafengehen leuchtete, sagte Frau Reich zu ihr: „Kronele, mein Schatz, wenn deine Schwester den jungen Herrn in sein Zimmer führt, so schleichst du ihnen leise nach, und wenn deine Schwester nicht gleich wiederkommt, so rufst du sie bei ihrem Namen."

Obschon Kronele 16 Jahre alt war, so konnte sie sich gar nicht einbilden, warum sie ihrer Schwester nachschleichen sollte. Auch blieb sie unten an der Treppe stehen. Da plötzlich hörte sie etwas wie einen Kuß. Unwillkürlich stieß sie einen Schrei aus und lief in ihr Stübchen. Gleich darauf erschien die Mutter, die lächelnd fragte, was vorgefallen sei, und dann die Braut selbst, die zornig über Kronele herfiel und ihr eine derbe Ohrfeige gab. Kronele ließ sich schlagen, ohne zu wissen, warum. Aber bei sich selbst nahm sie sich vor, nie einen Dorfburschen zu heirathen.

Da sie nun die älteste Tochter war, so gehörte ihr von Rechts wegen die Bräutigamsstube. Auch hatte sie dieselbe ganz nach ihrer Art umgewandelt. Alles Grelle wurde verbannt; an seine Stelle traten zärtlichere, keuschere Farben. Die rothen Ueberzüge wurden weiß, die grellgelben rosenfarbig, bis alles in ein harmonisches Ganzes mit den Gefühlen Kronele's zusammenfloß.

IV.

An demselben Abend, wo Leon mit seiner Tante von Heva sprach, fanden im Hause Reich zwei Auftritte statt, der eine rechts, zwischen Herrn und Frau Reich, der andere, zwischen Kronele und Heffele, in der Stube links.

Herr Reich schlief bereits, als seine Frau mit ernster Miene sich ihr Nachthäubchen zurechtsetzte und stille Betrachtungen über die Männer im allgemeinen und über den ihrigen insbesondere anstellte. „Genug geschnarcht!" rief sie plötzlich mißmuthig. „Es scheint, als habest du durchaus keine Sorgen mehr. Ist's möglich, so zu schlafen, wenn man noch drei junge Töchter zu verheirathen hat?"

„Was, was!" murmelte der Mann, indem er sich wie ein Fisch plötzlich herumdrehte. „Was gibt's? Es wird noch Männer genug geben für deine Töchter; sie sind reich und schön — Kronele ausgenommen."

„Wie", versetzte die Frau, „du auch verkennst mein Kronele? Die einzige —"

„Was, die einzige?" unterbrach sie Herr Reich, indem er sich aufrechtsetzte und seine Nachtmütze abnahm.

„Kronele ist reizend schön", entgegnete die Mutter; „sie hat so etwas außerordentlich Einnehmendes, was unsern andern Kindern abgeht."

„Sie hat ihren Nedinin (Mitgift)", sagte der Vater, „und nun genug davon und laß mich schlafen!"

Digitized by Google

„Ich kann mir gar nicht denken“, rief jetzt Frau Reich ärgerlich, „wie ich mit diesem Manne so viele Jahre gelebt habe! Seit ich ihn kenne, hat er mir noch kein anderes Wort gesagt als „„Laß mich schlafen!““ Aber heute soll er es nicht!“ Und damit gab sie ihrem Manne einen leichten Schlag auf die Schulter.

Herr Reich, der nicht bester Laune war, erwiderte ihn.

„Gütiger Gott!“ schrie die Frau, „jetzt schlägt er mich gar! Ein Mann, den ich nie geliebt habe!“

„Ah, du gestehst es also, du hast mich nie geliebt!“

„Gewiß nicht! Ich habe nie eine Ahnung von Liebesglück gehabt! Einmal in meinem Leben, glaub' ich, habe ich etwas gefühlt, das der Liebe ähnlich war, aber an dich habe ich nicht gedacht!“

„So!“ sagte der Mann, ohne sich jedoch zu rühren „Und an wen hast du gedacht? Ich bin doch neugierig!“

„An Jemand, der nicht so grob ist wie du,“ erwiderte die Frau fast herausfordernd und erwartete seine Antwort. Herr Reich aber, der seit zehn Jahren nicht so viele Worte mit ihr gewechselt hatte, war bereits des Antwortens müde, und um der Scene ein Ende zu machen, sagte er, indem er sich auf die andere Seite wandte: „Genug, genug! Ich falle um vor Schlaf und du schreist, als sei Feuer im Hause.“

„Es brennt auch im Hause!“

„So lösch' es und laß mich schlafen!“

„Leon brennt für Heva. Er hat sie von mir zur Frau gefordert.“

„Er hat recht, der Junge!“ sagte Herr Reich, indem er sich wieder aufrichtete. „Eh! Er brennt nicht für dein Kronele; es ist ihm zu fein. Die Heffe — A la bonne heure! die ist hell und stark und prächtig! Er hat recht, der Leon, der versteht etwas! Dein Kronele, die muß man erst anzünden wie eine Schulkerze.“

„Und doch bekommt Leon die Heffe nicht!“

„Und warum nicht?“

„Weil ich nicht will! Gerade das Kronele muß er heirathen!“

„Larifari! Und warum gerade dein Kronele?“

„Weil's mir gefällt! Ich verheirathe meine jüngere Tochter nicht vor der ältern, und da er sie nicht beide auf einmal nehmen kann —“

„Mach', was du willst,“ murmelte endlich der Mann, „und laß mir meine Ruhe!“

„Das wollte ich eben wissen! Nun schlaf', Alter! Morgen sage ich Leon, daß er die Wahl hat, entweder Kronele gleich zu nehmen oder zu warten, bis sie mit einem andern verheirathet sei. Mein Kronele heirathet gewiß keinen Dorfburschen! Die ist nicht so dumm wie ich!“ Herr Reich antwortete nicht mehr, er schlief schon wie ein Balken.

Während dieses Gesprächs in der Stube rechts suchte Heva ihre Schwester Kronele in der Stube links wegen ihrer Absichten auf Leon auszuforschen.

Kronele legte sich gewöhnlich vor ihrer Schwester nieder. Einmal in ihrem Bettchen und bis an das Kinn zugedeckt, sah sie gewöhnlich stillschweigend ihrer Schwester zu, die sich vor dem schräg über dem Nachttisch hängenden Spiegel stückweis langsam auszog und sich bewunderte.

(Fortsetzung folgt.)

Dampf und Schnee.

Von

Max Maria von Weber.

I.

(Fortsetzung.)

„Ich wollte, wir wären durch den großen Einschnitt“, sagt der Führer, als eben die Maschine eine hohe Schneewelle durchschneidet und einen mehr als zuvor verzögernden Druck erhalten hat, von Minute zu Minute mehren sich an den Einschnitten die Schneewehen, so daß nur auf den kahlgefegten Dämmen die Geschwindigkeit noch zu halten ist „Die Prämien für Zeithalten und Cokssparniß sind beim Teufel!“ antwortet der sehr praktische Heizer und versucht nach dem bezeichneten Einschnitte auszuschauen, den sie gleich erreichen müssen. Eine mächtige, mannshohe Schneemauer

Digitized by Google

sperrte ihn auf dem Geleise, auf dem der Zug rollte, ab, um die in glitzernden, wirbelnden Wolken der Schneesturm, immer höher bauend, raste.

„Donnerwetter, hier wird's wohl zu Ende gehen!“ ruft er aus, als er diesen glatten, weißen, dampfenden Feind erblickt, auf den sich die Maschine mit Berserkerwuth losstürzt. „Ja, wenn die Wehe lang ist, ist's aus!“ rief der Führer und duckte sich, denn in diesem Augenblicke trifft die Maschine den Schneewall mit voller Schnelligkeit in gerader Linie. Dumpf schlägt sie in die weiche Masse hinein, die sich, wie ein riesiger weißer Pfauenschweif auseinanderfahrend, vor ihr bis zur Höhe des Schornsteins erhebt und polternd und brausend die Maschine überschüttet, daß die Leute sich festhalten müssen, um von der Fluth nicht niedergerissen zu werden. Noch zwei Augenblicke behält sie die Geschwindigkeit, wie Wasser schießen die gespaltenen Schneemassen rechts und links vorbei, der verzögernde Druck nach vorn wird so mächtig gefühlt, daß die erschreckten Passagiere sich anklammern, um nicht aufeinandergeworfen zu werden, dann wird das Athmen der Maschine kürzer und schwerer — die bis an die Achsen im Schnee mahlenden Räder drehen sich langsamer und langsamer — das Gespaltene fließt wieder zusammen und verschüttet sie tiefer und tiefer — endlich erliegt der gewaltige Apparat — — noch ein tiefer schwerer Hauch und der Zug — steht.

„Zurück, zurück! Schnell, schnell!“ commandirt der Zugführer.

„Zurück!“ schreien die Schaffner und springen von ihren Sitzen herab bis über den halben Schenkel in den Schnee, der sie überflutet wie Wasser und flüssig mit dem Sturme unter den Wagen durchschießt.

Schwerstöhnend bewegt die Maschine sich zurück.

Die Räder wühlen bis an die Achsen in einem unheimlichen, halbfesten und doch so geschäftig fließenden, stiebenden Medium, das ihre Spur augenblicklich ausfüllt.

Trotz Schneewirbel und Sturm öffnen sich jetzt die Wagenfenster wieder und ängstliche Gesichter beugen sich daraus, die bald die Gegend voll hüpfender und schleichender Schneegespenster, voll pfeifender, stiebender Windgeister erblicken, bald das langsame Durchwühlen der Räder im tiefen Schneemorast, der von Secunde zu Secunde höher um den kaum mehr bewegten Zug aufsließt, betrachten. Mühsam sich im Schnee fortschiebend, waten die Schaffner nebenher.

Einen Augenblick scheint es, als würde die matter und matter werdende Maschine doch den Zug, wenigstens rückwärts, wieder aus der tiefen Schneewehe herausschieben können; aber die Sturmluft ist voll von Massen Schnees, die rasend daherbrausen und, an den Wagen niederfallend, den Mechanismus tiefer und tiefer begraben.

Schon wühlt die Dampfmaschine selbst im Schnee, die Kolben kriechen langsamer auf und nieder, noch einige Rucke und alles steht wieder still, und gerade als sei das Sterben der gewaltigen Maschine ein Signal für die rasenden Elementargeister gewesen, doppelt wüthend über den nun wehrlosen Feind herzufallen, brüllt der Sturm doppelt durch die Luft daher und zu dem aufgejagten Schnee gesellen sich Massen, die schwere, graue, schnell heraufgejagte Wolken vom Himmel mehr herabschleudern als streuen.

„Es ist aus!“ seufzt der Oberconducteur.

„Es ist aus!“ seufzt der Locomotivführer nach —

„Aus! — Aus!“ wiederholen die Schaffner.

Auf der Seite unterm Winde rufen die Passagiere aus den Fenstern nach den Conducteuren. „Warum halten wir um Gottes willen in dem Wetter?“

„Weil wir im Schnee stecken!“

„Wann kommen wir nun nach der nächsten Station?“

„Das weiß Gott allein.“

„Doch wohl heute noch?“

„Vielleicht, vielleicht auch erst übermorgen.“

„Ach Gott! Ach Gott! Ist denn keine Rettung?“

„Von welcher Gefahr, Madame?“

„Ich muß morgen vor dem Gericht in L. sein, es kommt mir auf Geld nicht an! —“ ruft ein reicher Grundbesitzer.

„Geld kann viel, aber nichts gegen Schnee und Sturm.“

Digitized by Google

„Der Teufel ist los im Wetter, ihr Herrschaften!“ reißt endlich dem Oberconducteur die Langmuth. „Sie müssen Geduld haben in Ihren warmen Wagen, wir können auch hier außen in Schnee und Sturm nichts anderes thun! Es geschieht alles, um Sie weiter zu bringen!“

Rath wird gepflogen; wie wandelnde große Eiszapfen wühlen sich die armen Leute durch den Schnee, schräg gegen den rasenden Sturm gestemmt; ihre Gesichter glühen wie entzündet vom Schneepeitschen, ihre Augen sind thränend verschwollen. Eilend wird durch die Flügeltelegraphen das Signal nach der nächsten Station gesendet: „Hilfsmaschine soll auf dem linken Geleise kommen!“ d. h. dem andern, als auf dem der Zug eingeschneit ist, denn jenes scheint weniger tief bedeckt zu sein.

Ein Segenswunsch wird dem Signal mitgegeben, das, wie die meisten dieser Art, in der undurchsichtigen Schneeluft stecken zu bleiben droht.

Dann geht Botschaft nach dem nächsten Dorfe durch die Bahnwärter, die von Posten zu Posten, so gut es geht, eilend laufen nach Schlitten und Pferden, soviel immer aufzutreiben sind. Das Feuer der Maschine wird ausgegossen und Vorkehrung getroffen, daß der Frost nicht Röhren und Pumpen sprenge.

Nachdem das alles geschehen, wird es todtstill um den Zug. Die Fenster sind geschlossen, die Passagiere schweigen beklommen im Halbfinstern, da der Tag nur spärlich durch die dick mit Schnee und Frost belegten Scheiben dringt. Die Schaffner kriechen in ein Coupée und nur die Wachen oben auf den Wagen und tausend Ellen vor und hinter dem Zuge auf der Bahn umheult fortan der rastlose Sturm.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Freiherr v. Zedlitz, der bekannte Dichter, hat sich, wie der „Ostd. P.“ aus Linz vom 27. December geschrieben wird, auf der Durchreise daselbst begriffen, durch einen Fall von der Treppe so schwer beschädigt, daß es ihm unmöglich war, den Weg nach Wien fortzusetzen. Indeß ist nichts eingetreten, was Befürchtungen für das Leben des greisen Dichters Raum gäbe, obwohl er ein förmliches Krankenlager abzuhalten hat.

* Himmel und Erde.

Ich steh auf hohem Berg; der Sturm jagt wild
Die Wolken, die mit dumpfen Donners Grollen
Und Blitzesleuchten mir zu Füßen rollen,
Doch über mir die Luft ist — blau und mild.

Das ist der Erde und des Himmels Bild:
Wer zählt die Wetter all, die unheilvollen,
Die schon den Wolken dieser Welt entquollen?
Doch dort ist — Ruh im heitern Lichtgefild!

Die Kugeln, wie die Felsen hier sie führen,
Mit winzgem Theile ihres Kreises bloß
Seh ich die Bodenfläche sie berühren. —

Mein Herz, jemehr du von der Erde los,
Je weniger wirst du ihr Wettern spüren:
Mild winkt dir ja von dort der Ruhe Schoß!

L. Maurer.

Dreisylbige Charade.

Was Einem nur gehört und Keinem weiter,
Das saget dir ein Sylbenpaar.
Was ihm in einer Sylbe folget, heiter
Und rein stell' es in dir sich dar:
So wird das Ganze dich nicht plagen,
Und ruhig wirst du kleine Uebel tragen.

Auflösung des Räthsels in № 3:

Ga—Ri—Bal—Di.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 5. Speyer, Samstag 12. Januar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

(Fortsetzung.)

An jenem Abend dauerte die Nachttoilette Heva's länger als eine halbe Stunde; denn während ihres Auskleidens dachte sie theils an Leon, theils an die List, mit der sie ihre Schwester versuchen wollte; denn geistig war Heva sehr beschränkt. Diese Leere ihres Innern verbarg sich unter einem beständigen Lächeln und einer gewissen Kopfbewegung, die zu sagen schien: Wenn ich wollte, könnte ich euch schon antworten. Ich habe so viel Verstand und Geist wie ihr. Nach langem Grübeln legte sie sich jedoch zu Bett, ohne das Licht auszulöschen und ohne zu wissen, wie sie es mit ihrer Schwester anfangen sollte.

Da sie aber falsch war, so war sie, wie alles Falsche, schleichend und schmeichelnd. Sie küßte daher ihre Schwester und sagte zu ihr: „Wie gern hab' ich dich, Kronele!"

„Wirklich?" versetzte diese. „So thu' mir einen Gefallen!"

„Herzlich gern, Schwester! Gewiß denkst du an den Vetter?"

„An Leon? Der fällt mir nicht ein. Ich denke nie an einen Mann."

„Leon ist unser Vetter", erwiderte Heffe. „Die Mutter sagte mir, er sei dir zum Ehemann bestimmt."

„Mama hat dir das gesagt?"

„Leon ist ein hübscher, reicher, junger Mann. Ich an deiner Stelle würde ihn mit beiden Händen nehmen."

„Du denkst also schon an das Heirathen?" fragte Kronele.

„Vater und Mutter denken nicht daran, mich vor dir auszugeben. Leon ist dir bestimmt."

„Ich hoffe, daß ohne meinen Willen meine Aeltern mich nie einem Manne versprechen."

„Sieh' doch!" sagte Heva. „Ja, man wird mit dir eine Ausnahme machen, weil du es bist! Haben sie unsere ältern Schwestern lange gefragt? Wenn Mama zu mir sagte: „„Du bist Braut mit Leon oder auch mit einem andern"", nie würde ich es wagen, ihr eine Bemerkung dagegen zu machen."

„Ei, Heffe, wie du so gesprächig bist! Seit langer Zeit hast du nicht so viel auf einmal geredet. Bist du etwa schon in Leon verliebt?"

Heva, die sich erröthen fühlte, versuchte es, ihr Gesicht mit der Bettdecke zu verbergen. Dann sagte sie: „Und wenn ich den Vetter gern hätte? Ich bin noch nicht 16 Jahre alt, obschon man mir immer 18 gibt. In keinem Falle kann ich es mit dir aufnehmen, denn wenn ich auch schöner bin —" Sie hielt inne, denn sie bemerkte an einem ironischen Lächeln Kronele's, daß sie ihre Herzensmeinung zu bloß gelegt, und fuhr rasch fort: „Gerade heraus, Schwester, man hat mir's tausendmal gesagt, ich sei frischer und schöner als du. Ich aber weiß, daß du mehr Geist hast als ich."

„Das ist sehr schön von dir", sagte Kronele mit scharfem Blick auf ihre Schwester. „Und warum schweigst du jetzt?"

„Ich weiß nicht mehr, was ich sagen wollte."

„Von Leon war die Rede."

„Ach ja. Es fällt mir nicht ein, mich vor dir zu verheirathen. Uebrigens denkt Leon auch nicht an mich."

„Und wenn er doch an dich dächte?"

„Ja, vorerst müßtest du auf ihn verzichten und es der Mutter gestehen."

„Höre mich, Heva!" sagte Kronele, die sich ihrerseits aufrechtsetzte und mit der

Digitized by Google

rechten Hand die Bettdecke über ihre Schultern hielt. „Ich lese in deiner Seele. Unterbrich mich nicht! Antworte Ja oder Nein! Unsere Nachbarin, die Frau Sommer, ist in großer Noth. Obschon ihr Mann und sie selbst Tag und Nacht arbeiten, so fehlt es doch an allem in dieser Haushaltung; nicht einmal Windeln genug hat sie, nicht einmal eine Wiege für ihr Kind! Ich habe meine ganze Sparkasse für sie geleert, es bleibt mir kein Pfennig. Du bist reich, denn du gibst Niemand einen Heller und der Vater gibt dir immer Geld. Du hast gewiß mehr als 50 Francs in lauter Fünfsousstückchen."

„Ich errathe", antwortete Heva, „du bildest dir ein, ich gebe mein Geld deiner Französin, die sich über mich lustig macht und mich einmal über das andere eine Sotte heißt."

„Du irrst dich", unterbrach sie Kronele. „Frau Sommer sagt Niemanden etwas Böses nach. Das Wort Sotte ist so ein französischer Provinzialausdruck." Dabei lächelte sie unwillkürlich und fuhr dann fort: „Uebrigens weißt du, daß den Armen Gutes thun unserm Herrgott da oben wohlgefällt. Die Armen sind seine lieben Kinder."

„Das glaube ich nicht", antwortete Heva ernst, um ihren Geist zu beweisen. „Wenn sie seine lieben Kinder sind, warum gibt er ihnen nicht Geld genug?"

Diese gotteslästerliche Antwort war für die fromme Kronele ein Stich ins Herz. „Ich sehe wohl", sagte sie, „du gibst mir deine 50 Francs nicht umsonst."

„Gewiß nicht! Ich brauche ein neues Kleid."

„Sieh' mich an!" sagte Kronele. „Ich verkaufe dir den Vetter Leon für deine 50 Francs. He?"

„Man meint wahrhaftig", erwiderte Heva, „Leon gehöre dir schon mit Leib und Seele. Er kann dich nicht einmal leiden, er findet dich häßlich."

„Heva, ich bin die älteste Tochter, und wenn ich auf Leon bestehe —"

„Du irrst dich. Er hat dir bereits einen Korb gegeben. Ich will dir's nur gestehen, Leon ist mir gut. Er hat es mir gesagt und der Mutter auch. Wozu etwas kaufen, was mein ist?"

Kronele schlüpfte unter die Decke, ohne zu antworten; Heva blies das Licht aus.

Um 1 Uhr des Nachts weckte indeß Heva ihre Schwester und sagte zu ihr: „Ich gebe dir die 50 Francs, aber du sagst selbst der Mutter, daß du Leon nicht heirathen magst."

„Ich sage der Mutter", versetzte Kronele, „daß du ihm gut bist."

„Meinetwegen. Aber du heirathest den ersten, der um dich anhält; denn die Mutter gibt mich nicht vor dir aus."

„Du bist thöricht."

„Ich gebe dir mein Geld nicht."

„Gut!" sagte Kronele gereizt. „Morgen fordere ich sie von Leon selbst, der mir sie gewiß nicht abschlägt."

„Ich gebe dir die 50 Francs", sprach endlich Heva, „aber du schweigst und — nimmst den Ersten, der kommt."

(Fortsetzung folgt.)

Dampf und Schnee.

Von

Max Maria von Weber.

II.

(Fortsetzung)

Unablässig aber sind die entfesselten Dämonen der bewegten Luft und des in Sternen krystallisirten Wassers beschäftigt, die gewaltige Leiche des Kurierzugs zu begraben; sie schütten von oben, sie umhäufen ihn von unten, sie machen die festen Wagen im Strome des wilden Sturms schüttern, daß nur in den Pausen der Windstöße das knirschende Zittern des niederschlagenden Schnees auf die Dächer, Wände und Fenster unbehaglich hörbar wird, und als nach zweistündigem trübem Harren von fernher leises Schellengeklingel das Nahen der Schlitten ankündigt und die Schaffner aus den Wagen springen, um die Hilfeleistung zu leiten, sind die Wagenthüren schon so verschüttet, daß sie sich nur schwer öffnen und die Leute bis an den Gürtel im Schnee stehen.

Digitized by Google

Nur zwei kleine Bauernschlitten, von denen bloß der eine mit durchlöcherter Plane bedeckt ist, sind im Dorfe aufzutreiben gewesen; sie halten vor der Windwehe, in die sie sich mit ihren dürftigen Pferden nicht hineinwagen dürfen. Die Schaffner öffnen mühsam die Thüren und künden den Passagieren an, daß Gelegenheit bis zum nächsten Dorfe beschafft sei und es frei stehe, dieselbe zu benutzen; doch faßten die Schlitten höchstens zehn Personen; auch wisse man nicht, wie vom Dorf aus weiter zu gelangen sei.

Die Passagiere strecken die Hälse, das Fuhrwerk zu sehen, das schneebedeckt kaum aus dem Schnee ragt. Doch schauend und kopfschüttelnd ziehen sie die Häupter aus dem Wirbel bei dem Anblick desselben zurück. Nur drei ängstliche Damen, die um jeden Preis aus dem unheimlichen Zuge kommen wollen, ein übermüthiger junger Mann, der sich zum Cavalier der jüngsten aufgeworfen, und ein alter Herr ziehen Schlitten und Dorf den versinkenden Eisenbahnwagen vor.

„Wie sollen wir aber hinkommen durch den meerestiefen Schnee? O Gott, o Gott!“ jammern Mutter und Tante, während die Tochter die Entwickelung abut und ihr kälterothes Gesicht noch purpurner anlaufen läßt. „Sie werden getragen, meine Damen!“ commandirt der Oberconducteur, ein gewaltiger, ehemaliger Corporal der reitenden Artillerie, mit dicken Eiszapfen an seinem dichten rothen Barte. „Jawohl, getragen!“ ruft der Cavalier und springt in langen Pantalons und Tuchpaletot aus dem Wagen in den Schnee, in den er bis an die goldene Kette seiner Uhr einsinkt. Sofort dringt auch malicids wie Millionen Nadeln der feine Schneestaub durch die dünne Kleidung ihm bis auf die Haut, so daß ihm die Zähne klappern und die Kniee schlagen, als er die Arme emporstreckt, um die junge Dame zu empfangen, die schüchtern in der Wagenthür steht und sich erst entschließt, sich von den Armen des Paladins fassen zu lassen, als sie Mutter und Tante in den Pranken mächtiger Eisbären, die des klapperndn Jünglings lachen, an sich vorbeiwanken sieht. Bis zum halben Leib im Schnee waten und dabei eine schöne, aber doch reichlich einen Zollcentner wiegende Last zu tragen, ist nicht Sache jedes „flüchtig Reisenden“ Wer verdenkt es ihm daher, daß er, statt den Schaffnern zu folgen, den möglich kürzesten Weg nach den Schlitten sucht, nicht ahnend, daß ein sechs Fuß tiefer, schneegefüllter Bahngraben auf dieser Route liege. Die Leute sehen die Gefahr. Lachend und doch ängstlich rufen sie dem Leuchenden zu. Der Sturm läßt keinen Ton zu seinem Ohr dringen und plötzlich sehen die halb erschreckten, halb belustigten Zuschauer den Paladin mit seiner Last wie in einer Theaterversenkung lautlos verschwinden und den baumwollenweichen Schnee sanft und spurlos über dem Paar zusammenschlagen. Fluchend und lachend arbeiten sich der Oberconducteur und der Locomotivführer zur Stelle hin und ersterer wickelt, wie aus Watte, die zum Tod erschrockene Schöne aus der Schneetiefe, während der riesige Locomotivführer den sprudelnden, halberstickten Paladin dem Grabe entzieht, emporhebt, ihn kräftig schüttelnd den Schnee von ihm abstieben macht und ihn mitleidig, der Wärme wegen, im Schlitten zwischen die Damen pfercht. Nachdem der alte Herr nachgeholt ist, setzt sich die kleine Karavane in Bewegung und bald verschwindet sie im Schneegestöber.

Die Stunden rinnen, der Oberconducteur läßt die halberstarrten Passagiere III. Klasse in die wärmern gepolsterten Coupes II. Klasse steigen und der kurze Wintertag beginnt, die trostlosen Tinten eines Wintersturm-Abends dämmernd anzunehmen. Immer peinlicher wird die Stimmung; der Schneestaub dringt durch die feinsten Spalten, die Kleider werden in den Wagen feucht, die eingefrorenen Lampen wollen nicht brennen. Die Wärme verläßt immer mehr den thierischen Organismus, die Verwünschungen, das Bitten, Lachen über die Fatalität verwandelt sich in wirkliche Klagen und die Unannehmlichkeit beginnt bei den an Beschwerden nicht gewöhnten Passagieren in wirkliches Leiden überzugehen, vermehrt noch durch den tief deprimirenden Eindruck einer hereinbrechenden Winternacht auf öder Fläche ohne Menschenwohnung, des fort

Digitized by Google

tobenden Sturms und des Gefühls der Machtlosigkeit dem gewaltigen Element gegenüber. Viele verzagen vor der Aussicht, so die lange Winternacht bis zum fernen dämmernden Morgen zubringen zu müssen. Der oft gerufene Obercondueteur klettert von Coupe zu Coupe, tröstet, so gut er kann, erklärt, daß es vielleicht möglich sei, einen Zug auf dem weniger zugewehten zweiten Gleise zu senden, daß jedoch vorläufig nichts weiter geschehen könne als zu warten — zu warten — zu warten!

(Schluß folgt.)

Miscellen.

In Astley's Amphitheater in London ward am Morgen des 7. Januar ein Pferdeknecht, Namens Smith, von einem der drei Löwen, die bei den dortigen Vorstellungen eine hervorragende Rolle spielen, zerrissen. Die Thiere waren, nachdem sie eine schwere Eisenstange, die vor ihrem Käfig dahinlief, abgerissen hatten, losgebrochen und tummelten sich im Circus, als der Unglückliche eintrat. Eine der Bestien, welche den Namen Havelock führt, scheint ihn dadurch, daß sie ihm die Zähne in die Kehle schlug, beinahe sofort getödtet zu haben, indem man keine Hilferufe hörte. Doch vernahm ein auf dem benachbarten Hofe befindlicher Mann ein Geräusch, welches ihn veranlaßte, in den Circus zu treten. Er sah sogleich, was vorgefallen war, und entfloh eiligst. Mehrere von ihm herbeigerufene Stallknechte und andere Leute hatten nicht den Muth, sich in das Gebäude hineinzuwagen. Endlich kam der Herr der Bestien, der Thierbändiger Crockett. Dieser trat ohne Zagen ein und riß den Löwen Havelock, welcher über der Leiche des mit aufwärts gekehrtem Gesicht daliegenden Smith kauerte, ohne Umstände von diesem weg und brachte die drei Thiere, von denen sich die beiden anderen ganz ruhig verhielten, sehr bald wieder in ihren Zwinger zurück. In der Abendvorstellung desselben Tages machten die drei Löwen schon wieder die gewohnten Kunststücke vor einer zahlreichen Zuschauermenge.

Wenn es auch kein Lebensmittel aus dem Pflanzenreiche gibt, das nicht in Paris verfälscht würde, so übersteigt doch die Fälschung der Chokolade daselbst jedes Maß. Nicht nur, daß gemahlene Bohnen und Linsen massenhaft in Chokolade verwandelt werden, auch geröstete Cacao-Schoten, Sägemehl und selbst Talg werden dazu verwandt. Um diesem Mischmasch den Vanille-Parfum zu geben, gebraucht man Storax und Tolubalsam.

Das Journal „Abeille jurassienne" berichtet folgende wahre Geschichte: „Ein schon ziemlich bejahrter Mann, an dem französisch-schweizer Eisenbahnbau beschäftigt, fiel dieser Tage in eine Felsenspalte und würde ohne seinen Hund unwiderruflich verloren gewesen sein. Da der Hund seinem Herrn nicht helfen konnte, nahm er dessen Mütze und lief nach einer Arbeiterwerkstätte. Die Arbeiter, welche Hund und Mütze kannten, ließen sich nun von dem klugen Thiere an die Stelle führen, wo sein Herr verunglückt war, und kamen noch geradezu recht, denselben vom Tode zu retten."

Nach Briefen aus Lagos, 10. November, die dem „Moniteur de la Flotte" zugegangen sind, fährt der König von Dahomey mit der Darbringung seiner massenhaften Menschenopfer fort. Die Zahl der geschlachteten Unglücklichen beläuft sich auf 1900 und noch steht einer großen Menge dasselbe Schicksal bevor. Der König glaubt das Andenken seines Vaters erst dann hinreichend geehrt zu haben, wenn er 2500 Menschen geopfert hat. Er hat 10 europäische Kaufleute in seiner Hauptstadt Dahomey zurückgehalten, um dem entsetzlichen Schauspiel beizuwohnen.

* Palindrom.

Du kannst mich vor- wie rückwärts schreiben,
Das ändert weder Wort noch Sinn,
Stets werd' ich dir bei Seite bleiben
Und stellst du mich auch vorne hin.

O....heim, im Januar. J. R.

Auflösung der Charade in № 4:
Eigensinn.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 6. Speyer, Dienstag 15. Januar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

(Fortsetzung.)

V.

Am Tage nach diesem Nachtgespräch kam ein Bruder der Schwestern nach Hause und sagte: „Mutter, eine Nachricht! Der beste elsässische Schullehrer will sich in unserm Dorfe niederlassen und, was noch mehr, in unserm Hause zu Kost gehen!"

„Wie? Was?" rief die Mutter.

„Ich sage dir, daß Herr Seibel, der alle ersten Preise des öffentlichen Schullehrerunterrichts davongetragen und der bereits einer Schule vorstand, die ihm 1500 Francs eintrug, sich seiner Gesundheit wegen entschlossen hat, unsere Schule zu übernehmen, die nur 800 Francs einträgt. Ich habe ihn soeben beim Maire gesprochen; alles ist bereits entschieden. Herr Seibel wünscht bei uns zu wohnen, weil er an der Brust leidet und unser Haus seiner Lage und seiner guten Luft wegen ihm vom Maire selbst empfohlen wurde."

„Was schwatzest du mir da vor?" sagte die Mutter. „Du sprichst von einem jungen Menschen, der sich mein Haus und meine Kost auswählt, wahrscheinlich auch meine Töchter. Das hieße den Wolf unter die Schafe rufen."

„Mutter," antwortete der junge Reich, „du brauchst nur den Herrn anzusehen, um deßhalb ruhig zu schlafen. Es ist ein kleines, häßliches Herrlein, was wir einen Stümpen nennen; der denkt nicht an deine Töchter."

„Ich thu's nicht!" versetzte die Mutter. „Mein Haus ist kein Wirthshaus."

„Du vergißt, liebe Mutter, daß Herr Seibel sehr geschickt ist und uns umsonst Unterricht in allem geben kann. Der Heva besonders, die auf Gottes lieber Erde nichts weiß und nichts kann."

„Sieh' nur einmal den frechen Burschen!" eiferte Heva, die auf der Hausflur gelauscht hatte. „Meinst du, wenn ich wie Kronele mich hätte blaß lernen wollen, ich wüßte nicht so viel als sie?"

„Möglich, Schwester," erwiderte der Bruder. „Ich will es dir aber gerade herausfagen, Leon hat mir gestanden, daß du ihm zu unwissend scheinst; besonders als geborene Französin solltest du wenigstens Französisch verstehen und sprechen und schreiben."

„Leon hat dir dies gesagt?" fragte die Mutter.

„Ja, Mutter! Ueberhaupt wirft er uns unsere Unwissenheit bei einem so ziemlich respectabeln Vermögen vor. „Ihr lebt wie Bauern", sagte er mir, „und habt nicht einmal einen französischen Schullehrer.""

„Aber", sagte die Mutter, „Leon dürfte nicht mit dir einverstanden sein, wenn er wüßte, daß der Schullehrer bei uns wohnen will."

In diesem Augenblicke trat der junge Seibel selbst, der den Sohn als Plänkler vorausgeschickt hatte, grüßend in das Zimmer. Heva, die ihn mit einem Blick von unten bis oben musterte, blinzelte mit spöttischem Lächeln ihrer Mutter zu und lief davon. Frau Reich, die ebenfalls schmunzelte, entfernte sich rasch in die Kammer, um ihre Haube gegen eine andere, stattlichere zu wechseln. Dabei musterte sie durch die Vorhänge der Thür den kleinen Schulmeister, der, nachdem er dem Sohne die Hand gedrückt hatte, sich auf einen eichenen Stuhl neben den Ofen setzte und mit seinem Stöckchen spielend, ruhig die Zurückkunft der Frau Reich abwartete.

Digitized by Google

VI.

Elias Seibel war der Sohn eines Gerümplers von Hagenau, der, nachdem er sich mehrere Jahre mit Armuth und Noth herumgeplagt und einen Bankrott von 23 Francs 13 Centimes gemacht hatte, den Bettelstab ergriff und unter die jüdischen Schnorrer — so nennt man im Elsaß die Bettler — ging, die von Dorf zu Dorf wandern, von den Vogesen bis zum Schwarzwald und weiter die Pfalz hinein, sich selbst bei ihren Glaubensgenossen zu Tische laden, alle, die ihnen ein Almosen abschlagen, mit Schmähungen und Flüchen beladen und dabei das Geschäft eines Heirathsmäklers treiben, das man auf Hebräisch Schadchon nennt.

Elias, der Sohn dieses Mannes, kam in einer jüdischen Herberge auf der Streu zur Welt und um ihm gleich etwas Kostbares zu geben, gab ihm sein Vater den Namen Elias. Wie Rachel, die große Schauspielerin, reiste der junge Elias von Dorf zu Dorf auf dem Rücken seiner Mutter. Die Zigeunerinnen und die jüdischen armen Weiber tragen ihre Kinder in einem weiten Leintuch, das sie sich über die Schultern wie eine Hängematte knüpfen.

Der junge Elias liebte seine Mutter herzlich und kaum war er drei Jahre alt, so sagte er zu ihr, so oft er sie weinen sah — denn man hatte es ihr nicht an der Wiege gesungen, daß sie einst betteln gehen würde —: „Mutter lieb', bald bin ich groß und dann mache ich dich reich.“ Die arme Frau blickte dann gen Himmel, als wollte sie sagen: Gott dort oben möge dir deine Bitte gewähren — und bedeckte das Gesicht ihres Sohnes mit Küssen und Thränen. Als Elias drei und ein halbes Jahr alt war, wurde er in die Armenschule von Hagenau zugelassen, wo er Deutsch und Französisch lesen lernte und auf Kosten der jüdischen Gemeinde ernährt wurde. Seine Aeltern richteten es immer so ein, daß sie die jüdischen Festtage in Hagenau bei ihrem Sohne verbrachten. Seine Mutter bewirthete dann ihren Liebling immer mit einem guten Stück Kugelhopf und zwei weichgesottenen Eiern, und so oft später Elias gesottene Eier aß, meinte er, es wäre Feiertag.

Von frühester Kindheit an hatte Elias nur die eine Sorge, Geld zu verdienen, um seine Aeltern zu ernähren. Er hätte leicht, wie so viele andere arme Kinder, betteln gehen können, aber er war so stolz, als wäre er der Sohn eines Edelmanns gewesen, und kaum sieben Jahre alt zwang er seinem Vater das Versprechen ab, dem Schnorren zu entsagen und sich aufs neue in der Stadt Hagenau niederzulassen. Der unglückliche Vater, der seinen Sohn anbetete, gehorchte auf Kosten seines Lebens. Denn obschon bejahrt, so starb er nur aus Verdruß und Kummer, nicht mehr mit seinen Schorrbrüdern sorgenlos Stadt und Feld singend und rudelnd — ebenfalls ein elsäßisch-jüdisches Zeitwort — durchwandern zu können und, wie der Jagdhund das Wildpret, die Hochzeits- und Verlobungsschmäuse schon auf zwei Stunden weit zu riechen.

Der junge Elias hatte eine schöne, helle Stimme und wurde bald dem Synagogensänger von Hagenau als erster Sänger — Begleiter mit der Stimme — beigegeben. Kaum neun Jahre alt, konnte er monatlich seiner Mutter schon zehn Francs geben, die er mit seinem Singen sich erworben hatte.

Der Rabbiner von Hagenau, von der Frömmigkeit des jungen Elias gerührt, nahm ihn in seine Talmudschule auf, um ihn später in die Rabbinatsschule von Metz zu senden. Tag und Nacht studirte fortan Elias Hebräisch und Chaldäisch, die Bibel und den Talmud, ohne das Französische und Deutsche zu vernachlässigen, so daß seine Gesundheit nach einigen Jahren fast ganz darüber zu Grunde ging. Er sollte bereits als erster Talmudstudent auf Kosten des elsässer Consistoriums nach Metz geschickt werden, als er von einer schweren Brustkrankheit befallen wurde. Kaum genesen, verboten ihm die Aerzte, seine Ober-Rabbinatsstudien fortzusetzen, denn dazu hatte er Griechisch und Lateinisch nöthig; und da er während seiner langsamen Genesung Schiller und Rousseau gelesen, so verzichtete er freiwillig auf den jüdischen Priesterstand, ließ sich als Schullehrer einschreiben und trug in kurzer Zeit die ersten Preise und ein ausgezeichnetes Zeugniß als Lehrer davon.

Digitized by Google

Dieses Diplom befreite ihn nach dem französischen Gesetz vom Militärdienst, obschon er auch ohnedies wegen seiner kleinen Gestalt zu keinem Dienst dieser Art, nicht einmal als Jäger, fähig gewesen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Dampf und Schnee.

Von

Mar Maria von Weber.

(Schluß)

Mitten in diese tief herabgezogene Stimmung fällt während einer Pause des Sturmtobens wie ein Jubelton der Ruf: „Ein Licht, ein Signal!“ Eilend schwingt sich der Oberconducteur auf den Wagen und betrachtet den rothen, hoffnungbringenden Purpurstern, der zitternd durch die Schneewirbel daherdämmert. Der Stern verschwindet oft, aber, ist's Täuschung oder nicht, er kommt immer heller und heller wieder zum Vorschein, wächst an Glanz und Größe, wird bleibender und endlich trennt er sich in drei feine Purpurpunkte. „Nein, kein Signal!“ schreit der Oberconducteur, „es ist die Hilfsmaschine selbst, die mit ihren rothen Laternen herankommt!“

Der Ruf bringt neues Leben in Passagiere und Personal. Man öffnet die Fenster und beugt sich weit hinaus, um das freundliche, rasch herankommende Dreigestirn zu sehen. Jetzt werden auch beleuchtete Wagenfenster an dem herankommenden Zuge sichtbar und erwecken ein Gefühl unbeschreiblicher Befriedigung nach achtstündigem Harren im Schneesturm. Jetzt ist er bis auf tausend Schritt heran! — Signale werden dem Hilfszuge von dem todten Courierzuge gegeben, über deren Erkennen er mit einem Pfiff quittirt, der den Passagieren wie ein Jauchzen erscheint.

Er kommt auf dem zweiten Gleise majestätisch heran.

Man hört den dröhnenden, mächtigen Dampfschlag zweier gewaltiger, voreinander gespannter Remorqueure — aus den geöffneten Feuerthüren fährt zuweilen ein Glutstrahl in ihre mächtigen Dampfschweife und das Schneetreiben hinaus, daß es scheint, als kämen sie in Feuerwolken gehüllt, die die ganze Gegend erleuchten, vor allem aber die Gesichter vieler Männer umglühen, die auf den Maschinen stehen. Purpurn geht den kraftvollen Maschinen das Licht ihrer Signallaternen auf der wirbelnden Schneefläche voraus und läßt den Schneepflug sehen, mit dem die erste ausgerüstet ist. Jetzt sind sie an der Schneewehe, die allerdings auf jenem Gleise flacher ist.

Mit Riesenmacht faßt der Pflug die Schneemassen, mit 300 Pferdekräften schieben die Maschinen nach.

Wie ein mannshoher Katarakt steigt der Schnee empor, roth durchglüht von den Reverberen, und schüttet sich über die wackern Maschinen aus, über die er schaumig und massig herabrieselt, die aber nicht ablassen, vorzudringen, bis der Zug neben dem verunglückten steht, lebendig, hell, brausend, kraftvoll neben dem dunkeln, todten, gestorbenen.

Mit hellen Laternen springen die Leute vom Hilfszuge, eilig werden die Wagenthüren aufgerissen. „Geschwind! Geschwind!“ ruft es von allen Seiten herüber und hinüber, „und dann schnell zurück, ehe auch wir einschneien!“ Die Passagiere werden schnell in die hellen Wagen hinübergehoben und der Oberconducteur öffnet eben ein Coupe I. Klasse, von dem aus sich den ganzen Tag noch kein Lebenszeichen kundgegeben hat.

Ein wunderlicher Anblick bietet sich ihm hier dar; ein appetitlicher Geruch dringt ihm entgegen. Vier Engländer sitzen darin, ernst auf einen eigenen Altar niedergebeugt. Mit hellbrennender Spiritusflamme steht mitten auf dem Boden, der vom Teppich befreit ist, eine Beefsteakmaschine, auf der Schinkenschnitte schmoren; Weißbrod liegt dabei, ein dampfender Theekessel steht daneben, Grogglä'er mit duftigem Inhalt haben drei der seltsam praktischen Reisenden in den Händen, während der vierte sich eben anschickt, mit einem Schneeball den Theekessel zu speisen.

„Why do you trouble us?“ (Warum stören Sie uns?) fragen sie zornig den erstaunten Oberconducteur, der kaum im

Digitized by Google

Stande ist, ihnen zuzurufen, daß der Hilfszug da sei.

„Wohin werden wir heute noch kommen?“ fragen sie ihn.

„Nach N. zurück.“

„Da haben wir gestern geschlafen, das Hotel ist schlecht und theuer; wir wollen hier bleiben im Wagen.“

„Sie werden ganz einschneien; es kann morgen Mittag werden, ehe man Sie befreien kann.“

„Das ist gleich, wir befinden uns ganz gut hier.“

„Sie dürfen kein Spiritusfeuer haben“ —

Da mischt sich der Locomotivführer ein: „Lassen Sie die närrischen Kerls doch! Ich muß ohnehin hier bleiben, vielleicht kann ich als Wächter mit zu ihnen kriechen.“

Der Oberconducteur lacht und läßt die kleine Unregelmäßigkeit geschehen unter der Bedingung, daß sie den Locomotivführer als Wächter mit ins Coupe nehmen.

„Warum nicht den braven Mann?“ sagen sie und reichen dem bescheiden Einsteigenden ein Glas zur Herzstärkung.

„Geben Sie uns nur Licht!“

Eine Laterne wird hineingereicht, die Thür zugeschlagen — sie sind ihrem Schicksal überlassen; der Hilfszug pfeift zur Abfahrt, wühlt sich vorsichtig rückwärts durch den Schnee und verschwindet in der Ferne. Die ganze Nacht bläst der Sturm, schüttet das Gewölk Schneemassen herab.

— — Der Courierzug wird eingeweht, daß buchstäblich nichts von ihm sichtbar bleibt als die Schaffnersitze und ein Theil des Schornsteins der Maschine. Erst am Mittag des andern Tags kann an das Ausschaufeln desselben gegangen werden, das der Oberconducteur, da er um die Folgen seiner Gestattung bange ist, mit wahrer Todesangst betreibt.

Mehrere hundert Mann Truppen, alles disponible Bahnpersonal wird aufgeboten und auf Dampfzügen hinausgefahren.

Um 2 Uhr Nachmittags gelangt man mit einem tiefen Stollen an die Thür des betreffenden Coupes.

Mit Angstschweiß auf der Stirn hat der Oberconducteur gearbeitet, mit rasenden Schaufelstichen macht er die Thür frei und reißt sie auf; doch keine Todten birgt dieses neue, ganz und gar moderne Pompeji! — Ein warmer Dunst kommt ihm entgegen, der Grogkessel kocht noch und roth und gesund schlafend liegen die Insassen in den Ecken.

„Why do you trouble us?“ fährt der eine, sich reckend, in die Höhe.

„Wollen Sie ein Glas Grog? Wir haben sehr gut geschlafen!“

* Blumenleben.

Es stehen viele Blumen auf buntem Wiesenplan,
Mit hellen Aeuglein schauen sie froh einander an;
Sie reichen sich die Hände, und grünen wohlgemuth
So unterm freien Himmel, in Gottes treuer Hut.

Sie wohnen gern beisammen, auf ihrer schönen Au,
Und trinken friedlich alle vom süßen Morgenthau;
Und wenn das Vöglein singend durch ihr Gezweige fliegt,
Dann schaukeln beim Gesange die Blüthen sich vergnügt.

Ob auch der Brand der Sonne verzehrend auf sie scheint,
Sie dulden ihre Trauer im stillen Schmerz vereint;
Und wenn die trübe Wolke im Regen sie durchnäßt,
Sie halten sich umschlungen mit zarten Armen fest.

Sie gehen gern zusammen wohl auch in frühen Tod,
Wenn ihrem jungen Leben ein feindlich Walten droht;
Doch eh' ihr Haupt sie senken, erfüllen sie die Luft
Zum letzten Scheidegruße mit süßem Blüthenduft.

Das ist die Schrift des Vaters im Reiche der Natur,
Die jährlich neu geschrieben rings glänzet auf der Flur;
Das Buch liegt vor dir offen, o nimm es gern zur Hand,
Es ist aus Freundeshänden dir liebend zugesandt.

V.

Auflösung des Palindroms in № 5:

Neben.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Anf

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 7. Speyer, Donnerstag 17. Januar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

(Fortsetzung.)

Elias hatte bei seinem Synagogensänger, einem jungen Deutschen aus Württemberg, guten Musikunterricht genossen, spielte die Guitarre und konnte sich auch auf dem Piano mit den Accordgriffen begleiten. Diese Kunst trug ihm mehr ein als alle seine andern Studien.

Er hatte bereits eine größere Schule übernommen, als er in seinem 23. Jahre von einer starken Brustentzündung wieder auf das Krankenbett geworfen wurde. Dank der frommen Pflege seiner Hauswirthin, genas er nach und nach, beschloß aber, auf Anrathen des Arztes, das zu feuchte Dorf mit seiner zu zahlreich besuchten Schule gegen einen gesündern, luftigern Ort zu vertauschen. Als Elias sich in das Dorf begab, in dem Frau Reich wohnte, und sich ihr selbst vorstellte, war er 24 Jahre alt; doch ohne seinen Bart hätte man ihn kaum für 18 gehalten, so mager war er und klein. Schön war nichts an ihm als seine Augen, die mit ihrem blauen, lebhaften Blicke einen starken Willen, von großer Sanftmuth gemildert, andeuteten, freilich nur für den Menschenkenner.

Frau Reich, die ihn, wie gesagt, von ihrem Alkoven aus gemustert hatte und vorerst nichts als den Wuchs, die Stumpfnase und die dünnen Beine sah, trat endlich in die Stube und machte eine Verneigung, die sie mit einem leisen Lächeln begleitete.

Elias erhob sich von seinem Sitz, warf ihr einen seiner sanftmüthigsten Blicke zu und sagte zu ihr: „Ihr Sohn hat Ihnen wohl schon die Ursache meines Besuchs mitgetheilt, werthe Frau? Er hat Ihnen, wie ich hoffe, gesagt, warum ich Ihr Dorf und Ihr Haus allen andern vorziehe."

Er hat schöne Augen, dachte Frau Reich. Dann schnell das Wort ergreifend, antwortete sie: „Mein lieber Herr, ich bin bekannt wegen meiner Offenherzigkeit! Ich sage alles rund heraus, wie es mir auf dem Herzen ist. Seien Sie so offenherzig wie ich und sagen Sie mir, warum Sie gerade zu mir eher als zu den andern kommen, zu den Mays zum Beispiel, die viel reicher sind als wir und durch ihre Stellung — Herr May ist unser Maire — mehr Einfluß auf das Wohl eines Schullehrers haben."

„Das will ich Ihnen kurz sagen", erwiderte Elias. „Der Arzt hat mir verboten, in dem Unterdorf zu wohnen wegen des Bachschlammes. Während eines Spaziergangs in dem Wiesenthal habe ich bemerkt, daß man von den Fenstern Ihres Hauses die Aussicht über diese ganze reizende Ebene hat. Das allein, werthe Frau, sind die Ursachen, die mich veranlassen, Ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Ich bin übrigens leicht zu befriedigen. Ein Bett, ein Tisch, zwei Stühle ist alles, was ich brauche. Was die Kost anlangt, so bestimmen Sie selbst die Summe, monatlich. Ich habe mich nicht erkundigt, ob Sie reich oder arm seien, reicher oder ärmer als andere Familien. Als Schullehrer forsche ich nur nach den Anlagen des Geistes und des Herzens. Mein nächster Zweck ist, meine zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen, ohne meine Schüler zu vernachlässigen, und mein Brod und das meiner lieben Mutter zu verdienen, deren einzige Stütze ich bin. Auch Sie sind Mutter! Ich verspreche Ihnen, Ihren Kindern durch meine Lectionen und meine Sorgfalt zwei- und dreifach das zu vergelten, was Sie Gutes dem Sohne meiner Mutter thun werden."

Digitized by Google

Diese Worte drangen in das Herz der Frau Reich, die, obschon gerührt, dennoch eine Ausrede suchte, um sich nicht gleich zu binden. „Mein Herr", sagte sie darum, „Ihr Antrag ist wirklich sehr schmeichelhaft für mich und meine Kinder. Da ich jedoch erst meinen Mann fragen muß, ohne den ich nichts entscheide, so bitte ich Sie, diesen Abend wiederzukommen."

„Was die Mutter entscheidet, ist entschieden!" rief vorlaut der Sohn.

„Ich weiß es", antwortete Elias, „man hat es mir bereits gesagt. Ihre Mutter jedoch", fügte er hinzu, indem er sich an den Sohn wendete, „ist eine Frau von Geist und Verstand. Sie weiß, daß, um zu befehlen, man wenigstens sich stellen muß, als gehorche man." Damit grüßte er und entfernte sich, indem er versprach, des Abends seine Anfrage zu wiederholen.

Seine Worte verfehlten ihre Wirkung auf die Mutter nicht, die aber, trotz ihres Geistes, doch nicht einsah, daß sie in diesem jungen Manne einen Herrn fand, der, um zu gebieten, sich sehr gut zu stellen wußte, als gehorche er nur.

VII.

Frau Reich hatte sich vorgenommen, einen Familienrath während des Abendessens zu halten, der aber durch die plötzliche Ankunft Leon's überflüssig wurde.

Heva, welche wußte, daß Leon kommen würde, hatte auf ihn außerhalb des Dorfs gewartet unter dem Vorwande, die kleine Schwester spazieren zu führen. Leon, der sie bemerkte, eilte auf sie zu, drückte ihr die Hand und versicherte, er komme nur ihrethalben.

Sie benutzte diese Gelegenheit, um ihr gutes Herz zu beweisen, und forderte von ihm die von Kronele verlangten 50 Francs für Frau Sommer. „Meine Mutter", sagte sie, „darf es nicht erfahren, daß ich Ihnen entgegen gegangen bin. Ich habe ihren Willen nur dieser armen Frau wegen überschritten. Gutes thun geht allem vor."

O, dachte Leon entzückt, wie gut kenn' ich die Frauen! Wie rasch habe ich die schöne Seele in diesem schönen Mädchen entdeckt! Das kommt von meinen Studien in Frankreich. Schade, daß m[illegible] thätige Braut nicht Französisch spri[illegible] wünschte so gern, ihr Schönes und [illegible] in Gegenwart ihrer Bekannten zu sa[illegible] ohne daß die es verstünden.

Im Laufe des weitern Gesprächs entdeckte Heva dem jungen Manne, daß ein sehr häßlicher Schullehrer im Dorfe angekommen sei, der in ihrem Hause zu wohnen wünsche.

„Eh bien!" sagte Leon; „ich rathe, nehmt ihn auf!"

„Die Mutter", antwortete Heva, „fürchtet, es sei nicht schicklich wegen meiner Schwester."

Indem sie dies so hinwarf, entfernte sie sich mit einem Blicke, der zu sagen schien: Für mich ist nichts zu fürchten, denn ich liebe meinen Vetter.

Als Heva nach Hause kam, traf sie Leon mit dem Vater, der Mutter und dem Bruder schon am Tische. Im Eintreten übergab sie die 50 Francs Kronele, die wie der Wind davonflog, um sie ihrer armen Freundin zu bringen.

„Nun", sagte die Mutter, „es fehlt nur noch die Meinung Kronele's; denn wie ich sehe, hat dieser junge Schulmeister alle Stimmen für sich, sogar die Heva's."

„Ich", versetzte diese, „ich habe keine Stimme; der Vetter stimmt für mich."

„Ihr seid also schon einig?" entgegnete die Mutter. Wißt ihr, daß dies nicht erlaubt von euch ist, besonders gegen meine ältere Tochter!"

„Mama", erwiderte Heva, „ich verheirathe mich nicht vor meiner Schwester. Kronele aber hat mir's gestanden, daß sie nicht an den Vetter denkt."

„Das heißt", unterbrach sie Leon, „ich denke nicht an sie, weil ich nur an Heva denke. Ich darf's wohl gestehen, meine Absichten sind rein und stimmen mit dem letzten Willen meiner seligen Mutter überein. Und da ich beschlossen habe, auf Heffele zu warten, und sollte ich graues Haar bekommen, so werdet ihr wohl einen Mann für Kronele finden."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Anstand auf Füchse. *)

Am Neujahrstag 1852.

In voller Gluthenpracht war über den Bergen die Sonne heraufgestiegen. Neujahrstag war es; doch kein rauher Nordsturm raste durch die Thäler, kein Luftzug spielte in den mit Schnee und Duftanhang malerisch geschmückten Aesten des Nadelholzes, ruhig streckte die Eiche die blätterlosen Arme in die Luft, still und ruhig war es rings umher. Fürwahr ein herrlicher Wintermorgen war der erste des neuen Jahres.

Da unterbricht in langgezogenen melodischen Lauten die eherne Zunge vom Thurme der Pfarrkirche im Dorfe des Thalgrundes die feierliche Stille. Ihr erbaulicher Schall ladet die zerstreut wohnenden Arbeiter der Gewerke und Glashütten, so wie die zu Tage gestiegenen Grubenleute zur Morgenandacht ein. Das Knistern des Schnees unter ihren Füßen verkündet jenen höheren Kältegrad, der ihre Schritte zum Gotteshause beschleunigt. —

Auch die Pforten der Försterwohnung auf der dem Freiherrn von B...r gehörenden Herrschaft F. in Ober-Oesterreich öffnen sich und heraustritt, angethan mit dem verbrämten Pelze, die Mütze von Marderfell auf das Silberhaar gedrückt, des Försters Ehrfurcht gebietende Gestalt. Der Bergstock in seiner Rechten unterstützt den alten Nimrod, den väterlichen Pfleger seiner Forste, dessen Büchse heute feiert. Nur das untere Ende des Hirschfängers, des ächten Waidmanns guter Wehre, sieht unter dem Pelze hervor.

Auch er schlägt den Weg zur Kirche ein.

Der Dienst des Herrn war beendet, der alte Förster wandte seine Schritte einer Bergeslehne zu, deren Dunkelschlag sich an eine weit gedehnte Waldesstrecke anschloß, welche letztere die Freude und der Stolz des Biedermannes war. Vor 46 Jahren hatte er die Strecke selber cultivirt, er sah die Pflanzen keimen, wachsen und gedeihen — von der Vergangenheit schweifte seine Seele in die Zukunft.

*) Aus den „Jagd- und Reiseskizzen" von Ferd. Frhr. v. Wiedersperg. Prag 1861.

Wie er so über die Schneedecke dahinschritt, fesselten mehrere sich kreuzende Fährten den unfehlbaren sichern Blick des Waidmannes, der sofort die unliebsamen Spuren Meister Reinecke's in einem Ausfluge von Verdruß in seinem mit Liebe gepflegten Reviere erkannte. „Sind die Racker schon wieder über das Eis vom anderen Ufer herübergekommen," murmelte der Alte in den Bart, — „schönes Waidwerk da drüben, daß Gott erbarm', hegen dort das Ungeziefer, bis es einen guten Balg hat. Sist zwar heute Neujahrstag und erwarte daheim mir werthe Gäste, schadet nichts, sie haben gutes Jägerblut, müssen Abends mit mir hinaus zum Tanz."

Es war Mittag geworden, die Sonne sandte ihre Strahlen mit voller Kraft auf die Schneedecke und es gelang ihr namentlich in den Niederungen, für kurze Zeit, von oben etwas wegzuthauen, während schon in den nächsten Stunden der Winter seine Rechte wieder geltend machend, die Oberfläche in eine dünne spiegelhelle Eisfläche verwandelte.

Kurz nach dem Mittagsläuten schüttelte der biedere Alte uns zum herzlichen Willkommen die Hände und bald präsidirte die Försterin, eine behäbige, muntere, gemüthliche Frau, aus deren Augen ein hoher Grad von Selbstzufriedenheit leuchtete, an der Tafel mit dem blendend weißen Tischzeuge und den blank geschenerten Zinntellern.

Das köstlich bereitete Mahl nahte seinem Ende, mancher Flasche goldfarbigen Grinzinger war unter gemüthlichen Gesprächen, Erzählungen von Jagdabenteuern mit und ohne Jägerlatein der Hals gebrochen worden, da streicht sich der geistliche Hausherr schmunzelnd den Schnurrbart und erhebt sein Glas zum Toaste auf alle guten Jäger, die ihm heute helfen wollen, das neue Jahr echt waidmännisch zu beginnen und ungebetenen Gästen wo möglich auf den Pelz zu brennen.

Er hatte uns seine Entdeckung und seine Absicht mitgetheilt, welche mit großem Enthusiasmus von mir und meinen drei Gefährten besonders begrüßt wurde: wir versprachen, mit eben so vieler Freude als Ausdauer den Abendanstand mitzumachen.

Digitized by Google

Sehr vergnügt und heiter verrannen die Stunden bei perlendem Weine und dampfenden Cigarren bis zum Aufgange des Mondes, dennoch konnte die Zeit kaum erwartet werden, wo wir ausgerüstet aus dem Arsenale des nimmer rastenden Nimrod unsern Marsch antreten sollten.

Endlich trat des Mondes volle Scheibe am Horizonte herauf und goß ihr Silberlicht über Berg und Thal, ihre magischen Streiflichter durch die Baumgruppen werfend, deren Schattenkolosse in malerischer Schönheit dem mächtigen Bilde Ausdruck liehen.

Nach einer halbstündigen Wanderung waren wir ruhig und mit aller Vorsicht in jener Gegend angelangt, wo nach alten Erfahrungen so ziemlich ein günstiges Resultat vorauszusehen war. An einer Lehne, an deren Fuße sich eine lange und breite Waldwiese, mit hohem Schnee bedeckt, hinzog, hatten wir ruhig und still die bestimmten Posten eingenommen.

Lautlos war's in der ganzen Natur, nur dann und wann traf der Laut der im Dorfe anschlagenden Hunde, die Stille unterbrechend, das Ohr. — Beinahe anderthalbe Stunden mochten wir so ausgeharrt haben, als ganz deutlich von der entgegengesetzten Lehne in kurzen Pausen das heisere Klefzen eines Fuchses nach Art eines jagenden Hundes und bald darauf zu meinem größten Erstaunen das eines zweiten der rothröckigen Waldpiraten deutlich zu vernehmen war. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte ich der mir wohl nicht fremden, aber seltenen Töne, — da brach in voller Flucht durch das Unterholz der jenseitigen Bestände ein Rehbock auf die Wiese; dicht hinter ihm auf frischer Fährte ein stattlicher Fuchs und gleich darauf sein zweiter Raubgeselle. Der arme Rehbock hatte einen schlechten Weg gewählt, denn mit jedem Sprunge, den er auf der Wiese versuchte, durchbrach er mit seinen schlanken Läufen die schwache Eisdecke, bis an die Sprunggelenke in den tiefen Schnee versinkend, während Meister Reinecke mit den rauhen Pranken unangefochten seiner Beute nachzueilen vermochte, die er auch alsbald erreichte, mit einem Sprunge an der Kehle erfaßte und zu Boden riß. Auch der zweite Fuchs war inzwischen herangekommen und versuchte den Rehbock am hintern Laufe zu fassen, erhielt aber von dem in Todesängsten schwebenden Thiere einen festen Schlag, der ihn bestimmte, sich in etwas respectvollerer Entfernung zu halten.

Wir, wie auf allgemeine Verabredung, blieben nur müßige Zuschauer dieser urwüchsigen Scene des Thierlebens, — jetzt aber knallte es zwei, drei, viermal, das Drama war zu Ende gespielt, — als Opfer der Nemesis deckte einer der Strolche als Leiche den Wahlplatz, währenddem der andere in der nahen Dickung das Weite suchte und leider auch fand. Der übel zugerichtete Rehbock, der bei der Decharge wohl auch einige Pillen verschluckt haben mochte und sich nicht mehr aufzurichten vermochte, erhielt Genickfang, wir aber kehrten höchst zufrieden mit unserer Beute und der erlebten pittoresken Scene in die trauliche Stube des Försters zurück, um bei der dampfenden Punschbowle allen Jägern und Waidgenossen ein ähnliches Waidmannsheil herzlich zuzutrinken. —

Einige Tage später erhielt ich die schriftliche Anzeige, daß auch der zweite Fuchs, nicht weit vom Schauplatze seiner Missethat, vereudet gefunden wurde.

Charade.

Wer von euch Joseph's Brüder kennt,
Und mir davon den Aelt'sten nennt,
Dazu dann noch ein Wörtchen bringt,
Das traulich, süß — so heimlich klingt; —
Der hat von einem Dorf den Namen,
Woher sonst viele Bettler kamen.
Den Ort, mein Leser, kennst du wohl,
Dort an der Blies — im Kleintyrol.
O.... heim, im Januar. J. R.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Grib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 8. Speyer, Samstag 19. Januar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

(Fortsetzung.)

Herr Reich machte große Augen und schwieg wie gewöhnlich still.

„Heva", sagte die Mutter, „du bist unter einem glücklichen Stern geboren. Leon liebt dich wirklich."

„Nur wünschte ich", antwortete Heva, „um meinem Vetter zu gefallen, Französisch zu lernen."

„Alles kommt dir nach Wunsch", meinte die Mutter, „sowohl der schöne Bräutigam wie ein häßlicher Schulmeister. Wir werden den Herrn Seibel ins Haus nehmen."

„Nicht allein wird es mir Vergnügen machen," sagte Leon, „daß Heva Französisch lernt, sondern ich wünschte auch, sie nähme Gesang- und Musikunterricht. Sie hat eine schöne Stimme und viel Gefühl."

Heva's Augen glänzten vor Wonne und Lust; sie war überglücklich.

„Wo aber soll er wohnen?" fragte die Mutter; „denn wie ich sehe, ist die Bräutigamsstube aufs neue besetzt; Leon hat sich selbst mit Heva verlobt."

„Ja wohl!" erwiderte Leon, indem er das Glas ergriff und mit Herrn Reich anstieß. „Ich wäre aber doch neugierig, darüber die Meinung meines Oheims zu erfahren. Herr David Reich, ich fordere von Ihnen förmlich Ihre Tochter Heva zur Heirath!"

„Du weißt, Leon," unterbrach ihn rasch die Mutter, „dein Onkel sagt nur mir allein seine Meinung. Abgemacht! Du heirathest, wenn Gott will, unsere Hoffe, aber du wartest auf sie, bis erst unser Kronele einen Mann sich auserwählt hat!"

In diesem Augenblick trat Elias in die Stube und grüßte.

„Herr Seibel", rief ihm die Mutter entgegen, „mein Neffe Leon, mein zukünftiger Tochtermann — denn er ist Bräutigam mit dieser meiner Tochter Heva —, hat Ihre Sache sich ans Herz genommen. Wir nehmen Sie auf. Nur kann ich Ihnen die Oberstube nicht geben, die dem Neffen bestimmt ist, wenn er uns die Ehre erweist und einige Tage bei uns verweilt. Mein Sohn aber behauptet, daß man aus der Geräthstube durch eine Wand zwei schöne Wohnzimmer herstellen kann. In dem einen hat man die schönste Aussicht im Hause und während der Abwesenheit Leon's können Sie Ihre Bücher und Ihre Sachen in seiner Stube lassen."

„Werthe Frau", erwiderte Elias, „wenn ich nur die gute Luft Ihres Hauses einathme, bin ich schon zufrieden! Man hat mir so viel Schönes und Gutes von Ihnen und Ihrer Familie gesagt, daß ich es als ein Glück betrachte, wenn Sie mir die Ehre erweisen, mich in Ihre Mitte aufzunehmen. Herr Leon hat, wie ich höre, in Frankreich studirt; wir werden uns leicht verstehen."

„Mein Neffe", erwiderte die Mutter, „wird auch alles andere mit Ihnen verabreden. Wir sind keine Leute, die ihr Essen und ihre Wohnung verkaufen; wir werden Sie wie einen Sohn behandeln, hoffen aber auch, daß Sie uns kein Fremder bleiben werden."

So war denn Elias Seibel in das Haus der Familie Reich eingeführt und als Hausgenosse aufgenommen.

VIII.

Während Elias seine Effecten und seine Bücher holte, ließ Frau Reich ihre Geräthstube zurecht machen und bestellte sich ein

Digitized by Google

geringes Dienstmädchen, weil sie es nicht für schicklich hielt, daß Kronele, die bis jetzt die Haushaltung versorgte, einer fremden Herrn bediene. Herr Seibel traf an einem Mittwoch wieder im Dorfe ein und die Magd konnte erst Freitag darauf ihren Dienst antreten.

Zum ersten Male sah er so Kronele, die in einer mehr als gewöhnlichen Dorftoilette die Küche besorgte, die Bücher und die Kleider des jungen Schulmeisters ordnete und zurechtlegte. Die Kleidung und das bescheidene, schüchterne Wesen Kronele's stach so sehr gegen den Hochmuth Heva's ab, daß Elias sie für die Magd des Hauses hielt. Als er jedoch ihre zarten Züge, die Anmuth ihrer Bewegungen und eine gewisse Familienähnlichkeit in ihrem Gesicht mit den Zügen Heva's und der Mutter bemerkt hatte, sagte er zu sich selbst: Sie ist gewiß eine Waise, eine verarmte Nichte, die, um ihr Brod ehrlich zu verdienen, die Haushaltung ihrer Tante übernommen hat. Unwillkürlich fühlte er sich von diesem Wesen angezogen und um ihr die Arbeit zu erleichtern, bat er sie, sich nicht um seine Stube zu bekümmern, da er die Gewohnheit habe, seinen Hausrath selbst zu versorgen.

Während zweier Tage verließ Elias sein Zimmer und die Oberstube nur um die Stunden des Mittags und des Nachtessens. Freitag Morgens traf er im Hinuntergehen Kronele auf der Treppe und wagte es, sie anzuschauen. Das arme Kind, wie an ihre Stelle gebannt, wußte nicht, ob sie die Treppe hinauf- oder hinabflüchten sollte. Sie schlug zuerst die Augen nieder, da aber Elias selbst, wider seinen Willen, auf der Treppe stehen blieb, so begegneten sich ihre Blicke. Es war ein electrischer Blitz, der zwei Herzen durchflammte. Kronele eilte endlich erröthend davon und der junge Elias kehrte langsam und nachsinnend in sein Kämmerlein zurück.

Nie hätte er es gewagt, seinen Blick auf Kronele zu richten, hätte er ahnen können, daß sie die Tochter des Hauses war. Seitdem er aber in diesem Hause war, hatte er Kronele immer nur in einem Kleide von Kattun und mit Holzschuhen in der Küche gesehen, in der Stube, um sie auszukehren und das Essen auf den Tisch zu stellen. Sie aß am Tische und servirte dabei wie alle elsässischen jüdischen Mägde, die bei den frommen Juden am Herrentische selbst wie ein Familienglied speisen. Heva hingegen, die, beständig aufgeputzt, den ganzen Tag mit der kleinen Schwester im Dorfe wie ein Pfau umherging, erschien nur zum Essen im Hause, um ihrer Mutter die Dorfneuigkeiten zu erzählen. Dazu nannte Heva ihre Mutter nicht anders als Mutterlieb oder Mutterherz, während Kronele nie ein solches Schmeichelwort entschlüpfte. Endlich hörte Elias Frau Reich oft mit Kronele zanken, während sie für Heva nur Süßigkeiten auf den Lippen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Elf Blutzeugen deutscher Freiheit.

Schill's Ende ist bekannt. Er hatte sich eben getäuscht. Noch war der Haß nicht zum Zorne, nicht zur That gereift, noch loderte nicht die Flamme der Begeisterung, die vier Jahre später die ganze deutsche Jugend freudig zu den Waffen greifen ließ. Nach kurzem, von vielen Heldenthaten geschmückten Zuge fiel er und mit ihm Hunderte seiner Genossen im Kampfe der Verzweiflung in den Straßen der Ostseestadt Stralsund. Wohl ihnen! sie hatten nicht die Qual schimpflicher Gefangenschaft, nicht den Hohn französischer Kriegsgerichte zu erdulden. Anders und härter erging es jenen, die auf Schill's Zuge oder bei dem Falle Stralsunds in die Hände des Feindes gefallen waren. Der feindliche General Gratien ließ die Gefangenen — 11 Offiziere, 557 Unteroffiziere und Gemeine und 12 Frauen — in eine Kirche einsperren, versicherte dabei aber, daß ihnen kein Leid geschehen solle. Am 10. Juni zog Gratien ab, und sämmtliche Gefangene wurden nun nach Braunschweig gebracht. Hier zeigte sich das Mitgefühl der Einwohner zu den tapferen Landsleuten in hohem Grade; manchem der Unglücklichen wurde zur Flucht verholfen, bis der Gouverneur drohte, bei weiteren Befreiungsversuchen die Stadt

Digitized by Google

plündern zu lassen. Anfangs Juli wurden auf Befehl Napoleons die Frauen und Krüppel entlassen und über 500 Mann ohne Verhör, noch Urtheil nach Brest und Cherbourg geschleppt, um dort, an die Galeerenkette geschmiedet, Sclavenarbeit zu verrichten. Ueber vierzehn Unteroffiziere und gemeine Soldaten wurde aber schon zu Braunschweig Kriegsgericht gehalten. Auf Napoleons ausdrücklichen Befehl mußten Deutsche über die deutschen Tapferen, meist Preußen aus dem Magdeburgischen und Halleschen, zu Gerichte sitzen und sie zum Tode verurtheilen, „weil sie als westphälische Unterthanen die Waffen gegen ihr Vaterland (!) getragen hatten.“ Auf drei Tage, 18., 20. und 22. Juli, vertheilte der Befehl Napoleons die Hinrichtung, damit die blutige Sache um so mehr Eindruck mache auf das unter das französische Joch nur mit Zähneknirschen sich beugende Volk. Auf einem wüsten sandigen Platze vor dem östlichen Thore der Stadt fielen sie unter den meuchlerischen Kugeln der französischen Schergen.

Die elf zu Stralsund gefangenen Offiziere aber wurden von Braunschweig zuerst nach Cassel, von da nach Frankreich geschleppt und dort kurze Zeit in mehreren Gefängnissen der Mosel und Somme festgehalten; von hier aus sollten sie nach Wesel gebracht, um, wie man ihnen vorspiegelte, den preußischen Behörden überliefert zu werden. Die französischen Soldaten, welche sie auf ihrer traurigen Reise von Festung zu Festung begleiteten, von deren edler muthiger Haltung gerührt und wohl sich schämend, Schergen an Kämpfern der Freiheit machen zu müssen, bewachten sie nur schlecht und boten ihnen häufig Gelegenheit zur Flucht. Die Unglücklichen verschmähten dies, denn nie, glaubten sie, werde der Feind so ehrlos sein, Männer als Verbrecher zu behandeln, die für ihr Vaterland gestritten. In Montmedy theilten sie eine Weile mit zwei anderen Offizieren des Schill'schen Corps, die schon vor der Katastrophe zu Stralsund, bei dem Treffen zu Dodendorf in Feindes Hände gefallen waren, das Gefängniß. Einer von diesen erfuhr von einem Knaben, daß man die elf andern Offiziere nicht an die Behörden ihres Vaterlandes abliefern, sondern von einem französischen Kriegsgerichte aburtheilen und erschießen lassen werde; er theilte ihnen dies mit und beschwor sie, jede Gelegenheit zur Flucht zu benutzen. Vergebens; die Verblendeten achteten nicht auf seine Warnung, sie hielten das ihnen drohende Geschick für unglaublich, ja einer derselben, Leopold Jahn, Gemahl einer Reichsgräfin von Papenheim, ließ sich in der festen Zuversicht, daß seine hohen Verwandten, die großen Einfluß am bayerischen Hofe besaßen, für ihn und seine Cameraden sich verwenden würden, und sie so auf gesetzliche Weise ihre Kerker verlassen könnten, von seinen Cameraden das Ehrenwort geben, nicht zu entweichen. Kurz nach ihrem Wiedereintritt in deutsches Gebiet wurden sie in Geldern in ein schlechtes haufälliges Gefängniß gebracht, der Aufseher desselben, von den patriotisch gesinnten Einwohnern gewonnen, verlor in ihrem Kerker absichtlich die Gefängnißschlüssel, doch als er des Morgens später als gewöhnlich wiederkam, empfing er verwundert und erschrocken zugleich aus den Händen seiner Gefangenen die verlorenen Schlüssel. „In der Citadelle von Wesel wird man keine Schlüssel mehr verlieren“, bemerkte er und erhielt hierauf die männliche Antwort: „Das festeste Schloß ist unser gegebenes Wort.“

Mitte August kamen die Gefangenen nach Wesel, wo sie sofort auf der Citadelle in engste Haft genommen wurden. Der Gouverneur von Wesel, Divisionsgeneral Dallemagne, setzte sofort die militärische Specialcommission zusammen, welche die Untersuchung führen und das Urtheil fällen sollte. Mit Mühe gelang es ihm, einen Präsidenten für das Blutgericht zu finden. Zuerst bestimmte er hierzu den Befehlshaber der Portugiesen, die sich in Wesel befanden, dann den Bataillonschef Jarin, beide aber meldeten sich krank. Die Specialcommission versammelte sich zum ersten Male Anfangs September im Saale der Citadelle, die Gefangenen wurden diesmal nur um Namen, Geburtsort und Dienstzeit gefragt. Ein Herr von Brinken, der dabei als Dolmetscher fungirte, sah bei dieser Gelegenheit das Decret Napoleons wegen Verurtheilung

Digitized by Google

der elf Offiziere, welches der Greffier der Commission wohl absichtlich in der Stube des Gefangenwärters hatte liegen lassen, es lautete: „Die elf Offiziere des Schill'schen Corps, welche mit den Waffen in der Hand gefangen wurden, sollen zu Wesel vor ein Kriegsgericht gestellt, als Räuber behandelt und gerichtet werden." So war also deren Tod schon beschlossen, bevor noch die trügerische Form, in der sich die Gewalt mit dem Scheine der Gerechtigkeit umhüllen wollte, ausgespielt war. Der Capitain-Rapporteur Carin vom 21. Regiment leichter Infanterie führte die weitere Untersuchung. Von dem Muthe und der Jugend der Gefangenen gerührt, legte er ihnen im ersten Verhöre nur Fragen vor, die ihre militärische Stellung betrafen, und machte einen für sie günstigen Bericht, auf den hin kein Todesurtheil gefällt werden konnte. Der Präsident des Gerichtshofes aber, getreu dem Befehl, daß die Gefangenen für schuldig befunden werden müßten, wies diesen Bericht zurück und trug dem Capitain-Rapporteur auf, die Untersuchung wieder zu beginnen und den Offizieren die Frage vorzulegen, „wo Schill das Geld hergenommen habe, um während des Zuges seine Truppen zu bezahlen." Die Offiziere konnten nicht leugnen, daß sie beim Durchzuge durch fremde Gebiete im Königreiche Westphalen und im Mecklenburgischen auf Schill's Befehl öffentliche Kassen weggenommen hatten. Das war genügend, um sie zu verurtheilen, darum wurde auch auf dieses Geständniß hin sogleich die Voruntersuchung geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Kälte der letzten Woche hat in England nicht nur den Verkehr gehemmt und unsägliche Noth erzeugt, sondern auch die Sterblichkeit unter Menschen und Thieren namhaft vermehrt. Was letztere betrifft, so zeigte sich ihre Wirkung am auffälligsten im londoner zoologischen Garten. Trotz aller Wärme-Vorrichtungen erlagen eine erkleckliche Anzahl von Affen, Antilopen und Vögeln der ungewohnten Kälte. Auch der schöne nubische Löwe, der seit 12 Jahren eine Zierde der Sammlung gewesen war, wurde am Freitag früh todt, steif und starr auf seinem Lager gefunden. Offenbar hatte ihn die Kälte getödtet, denn noch am Abend zuvor war er munter und vollkommen gesund gewesen.

Eine auf dem großen Yarmouth-Theater zum Schlusse des Jahres gegebene Pantomime fand ein tragisches Ende. Nach der Harlequinade begab sich der Clown in die Garderobe, wurde aber, ehe er noch seine Narrenjacke ausgezogen hatte, unwohl und legte sich auf die Erde, wo er beinahe augenblicklich starb. Ein in einer Loge anwesender Arzt wurde gerufen, aber jede Hilfe kam zu spät. Es ergab sich, daß der arme Komödiant seit längerer Zeit an einem Lungenübel litt, und daß er während des ganzen Abends, indeß er im Publikum durch seine Späße und Schnurren ein Gebrüll von Gelächter hervorrief, im Zustande des Sterbens war!

Charade.

Das erste ist ein Held aus Deutschlands Norden,
Der mit Husaren brach zum Kampfe auf,
Und wie der Sturmwind warf des Franzmanns Horden —
Ach, kurz war nur sein mächt'ger Heldenlauf.
Das zweite brauchte Fritz, der große König,
Sprach er mit Leuten selbst aus hohem Stand,
Weil er auf deutsche Bildung hielt gar wenig,
Doch Keiner hielt solch Redeweis' für Schand.
Das Ganze nennt dir eines Mannes Namen,
Der herrlich glänzt im Reich der Poesie,
In seinen Schriften ist manch' edler Samen,
Und seiner Schönheit Kraft verwelket nie.

— r.

Auflösung der Charade in № 7:

Rubenheim.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 9. Speyer, Dienstag 22. Januar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

(Fortsetzung.)

Nach alter Gewohnheit stiller, einsiedlerischer Menschen pflegte Elias seine Bemerkungen und Anschauungen über Menschen und Dinge in ein Buch einzuschreiben mit Sprüchen aus der Bibel und dem Talmud. Des Freitags, ehe er sich zum Sabbath rüstete, setzte er sich, auch diesmal, vor seinen Schreibtisch und schrieb unter den hebräischen Spruch Salomonis: „Wer ein Weib gefunden, hat Gutes gefunden", folgende Zeilen:

„Ich weiß nicht, was mich mit einer so unüberwindlichen Kraft zu diesem armen Mädchen zieht, das man Kronele heißt. Die Armuth, die wir mit einander gemein haben, ist es nicht, denn in dem Dorfe, das ich verließ, sah ich mehr als ein armes schönes Mädchen, schöner als Kronele, und die trotz meiner Häßlichkeit mir zu gefallen suchten. Seitdem ich dies Haus betreten, bin ich ein anderer Mensch. Mir ist bestimmt, jung zu sterben, und ich hatte mich, ohne zu murren, diesem Geschick unterworfen; seit ich aber dieses Waisenkind gesehen, fühle ich in mir eine bis jetzt noch nie gekannte Lebenskraft. Ich will leben und ich werde leben, weil ich es will!

„Welch ein Adel in den Zügen dieses Mädchens! So war Rebekka, von der Moses sagt: „Sie war schön von Gestalt und reizend zum Ansehen." Und wie glänzt ihre schöne Seele durch ihre zarten Züge! Man möchte ausrufen: „Sie ist ein Duft, den man siebt!"

„Solche Geschöpfe beweisen eben das Wort des Talmud, daß Gott sich eher in den Niederungen als auf den Höhen offenbart. Um deßwillen erschien er Moses im Dornenbusche und nicht auf dem Wipfel einer Ceder. Er zeigt den Menschen, daß die Anmuth — diese Offenbarung der Seelenschönheit — nicht erblich ist; daß so manche Königstochter daran von einem armen Mädchen aus dem Volke übertroffen wird. Kronele ist ein solches Kind Gottes. So war Ruth, als sie zu Naemi sagte: „Ueberall, wo du hingehst, werde ich gehen. Wo du lebst, will ich leben, wo du stirbst, sterbe ich, und wo du begraben wirst, soll man mich begraben."

„Kronele kennt sich nicht. Sie ist ein Demant unter Kieseln. Ach, warum ist es mir nicht vergönnt, diesen Demant zu schleifen und ihn in mein Herz zu fassen! Gott gebe mir Leben und Gesundheit und ich werde dieser armen Waise ihren Werth zu erkennen geben, und wenn ich ihr mit Gottes Gnade nicht zu häßlich scheine, so werde sie mein Weib in Gott und ich gelobe, für sie und meine liebe Mutter allein zu leben, zu arbeiten und zu sterben."

Es war vor Sonnenuntergang und er durfte — denn die orthodoxen Juden spielen kein Instrument am Samstag — noch zu seiner Guitarre die Zuflucht nehmen und sang eine Romanze. Seine Tenorstimme war rein und voll Schmelz; heute besonders drückte sie melodisch alle zarten Gefühle seines Herzens aus. Frau Reich und ihre beiden Töchter standen wie bezaubert unten an der Treppe und verschlangen mit naiver Bewunderung das Lied bis auf den letzten Ton.

„Wie glücklich wird Leon sein", sagte die Mutter zu Heya, „wenn er dich dieses Lied singen hört! Denn Elias muß dir es so oft vorsingen, bis du es auswendig kannst."

Digitized by Google

Auch Kronele blieb bis zu Ende an der Treppe und kehrte still in ihr Kämmerlein zurück, um ihr Feiertagskleid anzulegen.

IX.

Es gibt Gefühle, von denen der Mensch sich keine Rechenschaft geben kann und die ihn bezwingen. Diese unwillkürliche Seelenbewegung trieb den jungen Elias zu Kronele, noch ehe er Zeit hatte, ihre geistigen Eigenschaften zu schätzen. Und ihrerseits, ohne an den Schulmeister zu denken, den sie nicht anzusehen wagte, fühlte Kronele die Eitelkeit sich in ihr regen und suchte durch ihren Anzug zu gefallen. Vielleicht war dies bei ihr mehr eine Regung des Ehrgeizes als der Gefallsucht. Bis jetzt hatte sie sich nie herabgelassen, einem Dorfburschen zu gefallen. In Gegenwart eines jungen Mannes aber, dessen Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit von allen gerühmt wurde und der so schöne, herzvolle Lieder sang, fühlte sie so zu sagen einen Stich der Eigenliebe, und daher nahm sie sich vor, und sei es auch nur für diesen Abend, schön zu erscheinen.

Elias kam mit Herrn Reich und dessen Sohne von der Synagoge nach Hause. Er hatte alle Blicke und Salamaleke (Grüße) der Dorfbewohner, die einen seine Herren, die andern seine zukünftigen Schüler, ausgehalten und begann, sowie er in die Stube trat, den Freitagabendsgesang — einen Gruß an die Engel, die den Sabbath einweihen — als Kronele und Heva ebenfalls in die hellerleuchtete Sabbathsstube traten und geneigten Hauptes sich ihren Aeltern näherten, um von ihnen nach dem orthodoxen Brauch den Segen zu empfangen.

Heva trug ihr schottisches Kleid mit hellen Farben; ihr schönes schwarzes Haar fiel in zwei langen Flechten bis auf die Schultern, und um sich einsegnen zu lassen, hatte sie ein gesticktes Taschentuch auf ihr Haupt gelegt, denn die Juden segnen ihre Kinder nicht barhaupt ein.

Kronele hatte wie ein Kind ihr Haar in einem Netze gesammelt, das ihr bis auf den Nacken fiel. Sie trug ein blaues Kleid von Merino; der Rock war ihr ein wenig zu kurz geworden, so daß man ihr kleines Füßchen sah, das sich mit weißen Strümpfen in einem einfachen Pantoffelschuh verbarg.

Als Elias Kronele sich ihrer Mutter nähern sah, um ihren Segen zu erhalten, erschien sie ihm wie eine überirdische Gestalt. Von allen Frauengestalten der Bibel, die in seiner Phantasie lebten, hatte keine diesen göttlichen Strahl, der ein Ausfluß der lebendigen und von einem heiligen Feuer erglimmenden Seele ist. Es schwindelte ihm; er erblaßte, schloß die Augen und mußte sich auf einen Stuhl stützen, um nicht ohnmächtig niederzusinken, während die Mutter auf Hebräisch sagte: „Gott segne dich, mein Kind" — und sie legte ihre Hand auf das Haupt Kronele's —, „sowie er Sarah, Rebekka und Rahel segnete!"

„Amen!" erwiderte Kronele. „Und möge der Gott Israel's", fügte sie auf Deutsch hinzu, „meinen lieben Aeltern Tage des Glücks und der Seligkeit bescheren!"

Heva antwortete nur mit einem leisen Amen.

Elias hütete sich wohl, Jemanden seinen Irrthum, Kronele für ein Waisenkind gehalten zu haben, mitzutheilen. Von dieser Stunde an wagte er es nicht mehr, Kronele ins Gesicht zu schauen, und am Sonnabend schon strich er seine Betrachtung aus seinem Tagebuch und schrieb auf Hebräisch folgenden Vers David's darunter: „Was ist der Mensch, o Gott, daß du seiner gedenkst? Und was der Erdensohn, daß du sein Dasein ahnest?" Und gleich darauf den Spruch Hillel's: „Auch dies wird zum Guten sein."

(Fortsetzung folgt.)

Elf Blutzeugen deutscher Freiheit.

(Fortsetzung.)

Sobald die Gefangenen erfuhren, daß man sie als Räuber anklage, suchten sie sich einen Rechtsbeistand. Herr Noul Perwez aus Lüttich, der sich in Wesel als Defenseur-Offizier befand, übernahm auf die edelmüthigste Weise dieses gefährliche Amt; noch ehe er es aber üben konnte, kam schon aus Paris der Befehl des Polizeiministers, daß er Wesel zu verlassen habe, um in Lüttich unter Polizeiaufsicht gestellt zu werden. Mit vieler Mühe wurde es ihm gestattet, so lange in Wesel zu bleiben, bis das Kriegsgericht sein Urtheil gefällt habe.

Digitized by Google

Am 16. September 1809 sollte das Kriegsgericht zusammentreten, um die noch blühenden Jünglinge bald als verstümmelte Leichen dem Grabe zu übergeben. Um 9 Uhr des Morgens trat das Kriegsgericht auf der Citadelle zusammen, von Grenadieren begleitet wurden die elf Gefangenen ungefesselt vorgeführt, es waren:

Leopold Jahn, 31 Jahre alt, aus Massow in Preußisch-Pommern, früher Lieutenant in einem Husaren-Bataillon; er hatte seine Gattin mit einem Säugling an der Brust verlassen, um für das Vaterland zu kämpfen und zu sterben.

Daniel Schmidt aus Berlin, 29 Jahre alt, Volontair-Offizier im Schill'schen Corps.

Ferdinand Galle aus Berlin, 29 Jahre alt, Lieutenant.

Adolph Keller aus Straßburg in Ostpreußen, Lieutenant.

Friedrich von Trachenberg, 25 Jahre alt, aus Rathenow in der Mark Brandenburg.

Constantin von Gabain, 25 Jahre alt, aus Geldern, Junker.

Carl Wedell aus Braunsfort in Pommern, 23 Jahre alt, Lieutenant.

Friedrich Felgentreu aus Berlin, 22 Jahre alt, von Schill zum Offizier seines Artillerie-Frei-Corps ernannt.

Albert Wedell aus Braunsfort in Pommern, 20 Jahre alt, früher Lieutenant bei den Truppen des Herzogs von Köthen.

Ernst Friedrich von Flemming, 19 Jahre alt, aus Rheinsberg in der Mark Brandenburg, war außer Dienst, als er in Stralsund dem Schill'schen Corps sich anschloß.

Carl von Keffenbrink aus Krien in Pommern, 18 Jahre alt.

Noch denselben Tag erfuhr man, daß diese elf Jünglinge, auserkoren als Blutzeugen für die Wahrheit und Gerechtigkeit der vaterländischen Sache zu sterben, sich vor dem Kriegsgericht würdig dieser hohen Ehre gezeigt hatten. Keine Entschuldigung, keine Bitte, keine Klage war über ihre Lippen gekommen; statt sich zu vertheidigen, hatten sie auf das geknechtete Vaterland hingewiesen, dessen Schmach zu rächen ihre Pflicht gewesen sei. „Wir sind schuldig für des theuern Vaterlandes Freiheit und Recht gekämpft zu haben und bereit dafür zu sterben," hatten sie wie aus einem Munde am Ende ihres Verhöres gerufen. Einer von ihnen, hingerissen von aufwallendem Edelmuthe, hatte sich als Opfer für seine Freunde angeboten, aber die Uebrigen hatten dies Opfer zurückgewiesen, denn sie alle geizten nach dieser Ehre. — Auch der Vertheidiger Perwez hatte mit vielem Feuer gesprochen und mit logischer Schärfe nachgewiesen, daß Schill nicht ohne Vorwissen der preußischen Regierung gehandelt habe und von dieser erst später seinem Schicksale überlassen und desavouirt worden sei; habe aber Schill auf höheren Befehl gehandelt, so sei weder er ein Räuber, noch seine Cameraden strafbar, aber selbst wenn er ohne höhere Befehle gehandelt, so seien die Angeklagten nicht strafbar, weil sie, dies nicht wissend, durch den militärischen Gehorsam gezwungen gewesen seien, Schill zu folgen. Geschickt hatte der Vertheidiger mehrere Artikel des Gesetzes zum Vortheile seiner Clienten angewendet und sich so freimüthig geäußert, daß der Präsident ihm mehrmals zu schweigen gebot.

Mit stolz erhobenem Haupte und helleuchtenden Augen sah man bald nach 10 Uhr die Gefangenen wieder den Gerichtssaal verlassen. Ohne Murren boten sie ihre Hände den Fesseln und ließen sich in's Gefängniß zurückführen. Das Kriegsgericht blieb noch eine kleine Weile beisammen, bald aber verließen auch seine Mitglieder den Ort, wo sie ihre Ehre mit einem so ungerechten Urtheile befleckt hatten. Fast in demselben Augenblicke wurde das Urtheil in deutscher und französischer Sprache an allen Straßenecken angeschlagen. Die elf Jünglinge wurden zum Tode durch Erschießen verurtheilt, zufolge dem 1. Artikel des Gesetzes vom 29. Nivose des Jahres VI, welcher lautet: „Diebstahl mit offener Gewalt oder durch Gewaltthätigkeit auf öffentlichen Wegen und Straßen begangen, Diebstahl in bewohnten Häusern mit Einbruch von außen oder Einsteigen mit Leitern, soll mit dem Tode bestraft werden." — Das Urtheil sollte binnen vierundzwanzig Stunden vollzogen werden.

Digitized by Google

Gegen ½12 Uhr wurde den elf Offizieren das Todesurtheil verkündet. Anfangs schienen sie betroffen, die Lust zum Leben hatte ihnen bis jetzt die Hoffnung auf ein günstigeres Urtheil vorgespiegelt, bald aber ermannten sie sich wieder und zeigten sich bis zum letzten Momente ihres Lebens als heldenmüthige Männer. Sie erhielten nur noch die Erlaubniß, den Ihrigen das letzte Lebewohl zu schreiben, aber sie mußten sich beeilen, denn nur noch kurze Zeit gönnte man ihnen zu leben.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Als ein lustiges Jagdcuriosum möge hier folgender Vorfall Platz finden. Ein nicht ungeübter, aber nicht eben sehr gesammelter Schütze hatte neulich auf einer Hasenjagd aus gewissen Gründen seine Waidtasche abgelegt und dieselbe aus Zerstreuung beim Fortgehen mitzunehmen vergessen. Ungefähr 60 Schritte entfernt nimmt er Posto. Sein scharfes Auge entdeckt seine Tasche, er hält sie für einen Fuchs; flugs die Büchse auf — der Schuß fällt mitten hinein in die Tasche und schießt einen darin befindlichen bereits erlegten Hasen nochmals todt.

An König Wilhelm.

Die Spen. Ztg. enthält unter diesem Titel ein Gedicht, dem wir folgende Strophen entnehmen:

Wir haben Friedensfürsten
Genug im deutschen Land —
Wir schmachten und wir dürsten
Nach einer Eisenhand.
Uns ward die wack're Sage
Von jenem Schmied bewahrt —
Der seufzte Nächt' und Tage
Bei jedem Hammerschlage:
O Landgraf werde hart!
Hart, König Wilhelm, werde!
Der Däne, — duld' es nicht —
Er speit auf deutscher Erde
Dem Deutschen in's Gesicht.
Der Wälsche knotet Netze —
Barbarenhorden hat
Gekoppelt er zur Hetze,
Daß ihre Wuth zersetze
Den alten Kaiserstaat.
Mit Eisen mach' zu Nichte
Den Trug — was thut es, wenn
Dich einst die Weltgeschichte
Benennt den „Eisernen"?
Der Name ziemt dem Sprossen
Vom großen Heldenstamm,
Der, ganz aus Erz gegossen,
Zum Riesenwerk entschlossen
Von Hohenzollern kam.
Auf! Stoß den Skandinaven
Weit in sein Meer hinaus!
Vor Wälschen, Hunnen, Slaven,
Beschütz' das deutsche Haus!
Längst harren alle Guten
Dess', der zum Kampf sie führt,
Und in des Sieges Gluten
Die fünf und dreißig Ruthen
Zu Einem Bündel schnürt.

*Räthsel.

Ich geh' und habe Füße nicht
Und wandre rastlos Nacht und Tag,
Und werd nicht müd', ob ich auch trag'
Leis seufzend noch ein schwer Gewicht.
Und du, o Mensch, gehst immer mit,
Ich kehr' zurück, doch Schritt für Schritt
Gehst du dem letzten Ziele zu —
Ich seufz' und frag': kommst du zur Ruh? —

— r.

Auflösung der Charade in № 8:
Schiller.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

No. 10. Speyer, Donnerstag 24. Januar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

(Fortsetzung.)

X.

Die Selbstentsagung Elias' war ebenso ernst und so rasch als der Entschluß, Kronele zu heirathen, da er sie noch für eine Waise hielt.

Im Elsaß sind bei den Bauern sowohl als bei den Dorfjuden die socialen Grenzlinien schroffer und werden weit seltener übersprungen als in den Städten Deutschlands und Frankreichs. Frau Reich bildete sich sicherlich mehr auf ihre Stellung und ihren Reichthum ein als eine Herzogin, und dieselbe Herzogin hätte eher als Frau Reich ihre Einwilligung zu der Heirath ihrer Tochter mit einem Schullehrer gegeben.

Bei den orthodoxen Juden — denn die andern haben mit den Christen dieselben Tugenden und Fehler gemein — übertrifft nur ein Adel alle andern Vorzüge des gesellschaftlichen Lebens. Es ist der Adel der talmudischen Gelehrsamkeit, der mit einer strengen Frömmigkeit verbunden ist. Wäre Elias ein Rabbiner gewesen, er hätte, obschon eines Bettlers Sohn, sein Auge auf das schönste und reichste Mädchen richten können. Nicht etwa, daß er geradezu wählen durfte, aber kein frommer Jude würde ihn des Hochmuths und der Selbstüberschätzung angeklagt haben. Solche Heirathen waren immer der Stolz, nicht etwa des Rabbi, so arm er war, sondern seiner Schwiegeraltern, die sich in dieser Wahl ein Stück Himmel zu kaufen wähnten und in jedem Fall wenigstens das Glück ihres Kindes sicherten, da ein wahrhaft frommer Talmudist schon seines Glaubens wegen ein vortrefflicher Ehemann zu sein pflegt. Elias aber war nur ein Schullehrer und obschon er kein Gesetz des Talmud übertrat, so galt er doch wegen seiner profanen Gelehrsamkeit für einen versteckten Freigeist und konnte keine Ansprüche auf eine reiche, fromme Heirath erheben.

Elias wußte dies wohl und in seinem Innern hatte er mehr als einmal diese Vorurtheile beklagt. Schon in dem Dorfe, das er vor noch nicht langer Zeit verlassen hatte, erklärte man ihm förmlich den Krieg wegen seiner Guitarre, und als das Gerücht sich verbreitete, die Tochter eines reichen frommen Juden wäre blind für seine Häßlichkeit und nicht ganz taub für seine schöne Stimme, so riethen mehrere orthodoxe Freunde dem Vater des Mädchens, sie durch den Baal Haschem (Mann Gottes) beschwören zu lassen, und klagten den jungen Schulmeister förmlich der Zauberei an. Die Klage wurde erstickt, theils durch die Neckereien einiger gebildeteren Juden, zumeist aber durch die Krankheit des Schulmeisters, der froh war, unter solchem Vorwand dies Dorf verlassen zu können.

Wäre Elias nicht von so zarter Gesundheit gewesen und hätte er weniger liebend an seiner alten Mutter gehangen, deren einziger Trost und letzte Stütze er war, längst schon hätte er das Elsaß gegen das Innere Frankreichs vertauscht gehabt. Jedoch gab er nie diese heimliche Hoffnung auf und oft hatte er schon von seinen Vorgesetzten das Versprechen erhalten, an einer Stadtschule angestellt zu werden.

Derweilen versah er gewissenhaft seinen Dorfschuldienst und gab den Kindern des Hauses Unterricht ohne eine persönliche Absicht und mit dem festen Entschluß, nie das Geheimniß seines Herzens zu verrathen

Digitized by Google

Nicht seine Schuld war es, wenn Heva nicht so rasche Fortschritte wie Kronele machte. Er beschäftigte sich mit der einen so emsig wie mit der andern. Kronele aber hatte den halben Weg schon zurückgelegt und statt wie Heva im Dorfe umherzuflotzen, schloß sie sich, sobald sie eine freie Stunde hatte, in die Bräutigamsstube ein, wo Seibel's Bibliothek sich befand, und verschlang alles, was ihr in die Hände fiel. Elias hatte wohl die Besuche Kronele's in seiner Bibliothek während seiner Abwesenheit in der Dorfschule bemerkt; statt sie aber zu benutzen, um Kronele zu begegnen, schloß er bloß alle Bücher unter Riegel, welche die geringste Aehnlichkeit mit einem Roman hatten, und ließ auf der Kommode und auf dem Tische eine Bibel, die „Geschichte der Juden" von Josephus, eine „Römische Geschichte" in französischer Sprache und einen Band „Naturstudien" von Bernardin de St.-Pierre.

Heva, die in der Geschichte, Sprache und Religion zurück war, übertraf ihre Schwester in der Musik und im Gesang. Besonders sang sie das Geräthkammerlied — Frau Reich hatte es so genannt — wenn auch ohne Gefühl, doch mit Leichtigkeit, und sie freute sich schon im voraus, es ihrem Bräutigam an seinem Geburtstage vorzusingen.

XI.

Elias hatte sich in dem kurzem Zeitraume von neun Monaten bei allen Dorfbewohnern beliebt gemacht. Seine Gesundheit hatte sich sichtlich gebessert und seit seinem letzten Unwohlsein an jenem Freitag Abend, wo er seinen Irrthum hinsichtlich Kronele's entdeckte, gewann sein Körper beständig an Stärke und sein Aussehen an Farbe. Die meisten Judenfrauen des Dorfs sagten der Frau Reich Schmeicheleien über Schmeicheleien, daß sie einen so gelehrten und braven Schulmeister in ihrer Gerechtigkeit beherberge.

Im Elsaß haben die armen Juden, besonders aber ihre Frauen eine Redefreiheit, die man sonst nirgends antrifft. Sie schleudern den Reichen die herbsten Wahrheiten wie Pfeile ins Gesicht, Wahrheiten, die nicht selten in Bosheiten ausarten. Ihre Zunge wäre alles, was sie haben, sagen sie, und einem jeden das Seinige!

Als eines Samstags Frau Reich mit mehreren Jüdinnen die Synagoge verließ und von diesen aufs neue wegen des Schulmeisters Glückwünsche erhielt, antwortete sie laut und ärgerlich: „Ich weiß nicht, warum man mir immer so viel Gutes von Herrn Elias sagt. Ich bin wohl reich genug, um einen Lehrer für meine Töchter zu bezahlen, und im Ganzen kommen uns die Stunden des Herrn Elias sehr theuer. Freilich bin ich stolz auf meine Kinder, sie begreifen und lernen so schnell. Am Ende bin ich ihre Mutter und dumm war ich nie, obschon ich keinen Elias zum Lehrer hatte. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Der Schullehrer, den ihr alle auf unsere Kosten erhebt, wäre undankbar, wenn er nicht mein Haus den andern vorzöge. Wie elend kam er ins Dorf, ein Kind hätte ihn doch umgeworfen! Dank sei es meiner Kost — denn im Reich'schen Hause wird, denk' ich, nicht schlecht gekocht —, dank meiner Pflege, Herr Elias ist jetzt so gesund wie ein junger Hirsch! Er wächst sogar noch und die Schule hat sich eben nicht darüber zu beklagen."

„Was Wunder", rief eine arme Judenfrau, die man die Feißlerin hieß und die trotz ihrer Armuth nie Almosen von einem Bewohner des Dorfes angenommen hatte, „in Euerm Hause ist er wie ein Hahn in einem Hühnerhof."

„Was wollt Ihr damit sagen, Lästerzunge?" fuhr Frau Reich auf.

„Ich", versetzte die Feißlerin mit einem tückischen Lächeln, „ich lästere nie, aber ich kenne das Dorf, wo Herr Seibel früher Schullehrer war und das er verlassen mußte, weil er ein junges Mädchen behext hatte, gerade in dem Hause, wo er wohnte Ich hätte Euch dies nicht gesagt, große Frau, Ihr seid zu klug, zu stolz für uns arme Dorfweiber. Ich weiß aber, daß es zu spät ist. Ja, schließt nur den Taubenschlag, die Tauben sind ausgeflogen mit dem Täuberich!"

Nach diesen Worten verschwand sie um die Ecke der Gasse.

Digitized by Google

Frau Reich war an hämische Reden gewöhnt, diese aber gingen ihr doch zu weit, und als nun gar die Frau des Maire begütigend meinte: „Es ist alles Lüge und Bosheit, doch finde auch ich den Schulmeister nicht so häßlich wie Ihr und fürchte, er hat ein Auge auf Eure Heva, seht Euch vor —“ war jedes Wort ein Dolchstich für die Mutter.

(Fortsetzung folgt.)

Elf Blutzeugen deutscher Freiheit.

(Schluß)

Lauter Trommelwirbel erschallte um 1 Uhr Mittags durch die Straßen der tiefbetrübten Stadt; aus der Citadelle ritt eine Abtheilung mit gespannten Carabinern, dann folgte eine Compagnie Grenadiere, diesen zunächst die zur Execution befehligten Kanoniere. Alle beobachteten tiefes, banges Schweigen. Ueber die Wange manches bärtigen Kriegers rollten Thränen der Entrüstung über den schmachvollen Dienst, zu dem man sie zwang, denn selbst die fremden Krieger, die schon vieles Leid gesehen und bei manchem Unrecht mitgeholfen, fühlten die Schwere dieses Unrechts und die tückische kleinliche Sache, die hier begangen wurde. Mit aufrechtem Haupte und einem Blicke, den Freude verklärte, als könnten sie in der fernen Zukunft schon den Tag erspähen, wo ihr Tod gerächt und das Vaterland befreit würde, gingen die elf Schlachtopfer, zu zweien und dreien mit dünnen Stricken an den Armen aneinander gebunden, in der Mitte der Kanoniere. Als man die beiden Brüder Wedell, die mit rührender Zärtlichkeit die letzten Schmerzenstage ihres jungen Lebens sich zu erheitern gesucht hatten, im Hofe der Citadelle aneinander binden wollte, sagte der eine: „Ach! sind wir nicht schon durch die Bande des Blutes eng genug verknüpft, daß man uns noch auf eine so schändliche Art zusammenbinden muß?“ Aber auch sie mußten gefesselt den Weg zu ihrem Grabe gehen. Eine Compagnie Voltigeurs schloß den grausigen Zug, der langsam aus dem Hauptthore der Citadelle über die Esplanade nach dem Berliner Thore sich bewegte. Kein Bewohner der Stadt durfte ihm vor das Thor folgen. Auf dem Richtplatz hatten sich um drei große Gräber die Truppen in einem Halbkreise aufgestellt und viele Zuschauer versammelt. Die Gefangenen stellten sich in eine Reihe nebeneinander, ohne in den letzten Minuten des Lebens im Geringsten ihre bisher gezeigte würdevolle Haltung zu verlieren, selbst die Jüngsten unter ihnen zeigten eine Todesverachtung, wie sie selbst bei alten ergrauten Kriegern selten ist.

Eine tiefe Stille herrschte rings im harrenden Kreise; alle standen in gespannter Erwartung, denn nur wenige Minuten noch, und elf in ihrer Jugendkraft blühende Jünglinge lagen zerschmettert auf der kühlen Erde, die den Lebenden zu ihrem Empfang drei dunkle Grabesbetten schon zeigte. Die zur Execution bestimmten 66 Kanoniere traten den Elf gegenüber. Sechs Kugeln waren für jeden bestimmt. Eine Abtheilung stand in Reserve. Die Trommeln schwiegen. Als der Adjutant vom Platze den Verurtheilten noch einmal das Urtheil vorlesen wollte, verweigerten sie, diese unnütze Entschuldigung des gewaltsamen Mordes anzuhören. Doch baten sie, mit offenen Augen die Todeswunde empfangen und selbst das Zeichen dazu geben zu dürfen. Diese letzte Bitte wurde ihnen gewährt. Noch einmal umarmten sie sich mit den freien Armen und vor allen das Brüderpaar Wedell, allen Zuschauern ein schmerzlicher Anblick. Noch einmal schauten sie voll Wehmuth nach Osten, nach dem theuern Heimathlande und sandten den Geliebten den letzten Gruß, entblößten dann Hals und Brust und riefen den gegenüberstehenden Kanonieren zu, das deutsche Herz nicht zu fehlen. „N'ayez pas peur, les canoniers français tirent bien!“ erwiderte einer der Schützen; darauf riefen die Heldenjünglinge, in deren hochwallender Brust die Liebe für König und Vaterland zum letzten Male aufloderte, alle zugleich: „Es lebe unser König, Preußen hoch!“ In diesem Augenblicke warf Ernst von Flemming, der am Ende des linken Flügels stand, zum Todeszeichen seine Mütze in die

Digitized by Google

Luft, da krachten die 66 Musketen, und Pulverdampf umhüllte wie ein graues Leichentuch die Gefallenen. Zehn lagen todt auf dem kalten Rasen; einer aber, Albert von Wedell, stand noch aufrecht, ihm war nur der Arm zerschmettert; mit fester Stimme rief er dem Commando zu, besser auf das preußische Herz zu zielen. Da trat eine neue Section schnell vor, und ihre Kugeln streckten auch ihn darnieder. So empfingen sie die letzte Wunde der Erde in ihre männliche Brust; kein Schmerz drängte sich zwischen ihr Sterben und die Unsterblichkeit. Ihr letzter Gedanke war das Vaterland.

Der schwarze Reiter.

Die Geisterstunde brauset
Vom Thurm durch finstre Nacht
Und seinem Grab entsauset
Ein Reiter mit Sturmesmacht.

Sein Roß ist rabendunkel,
Drauf fest und still er sitzt,
Mit sprühendem Gefunkel
Sein Auge herniederblitzt.

Er reitet ernst und traurig,
Er reitet todesstumm,
Oft blitzt sein Auge schaurig
Im weiten Gefild herum.

Durchs deutsche Reich er reitet
Wohl bis zu Leipzigs Gaun,
Dort steigt er ab und schreitet
Langsam durch des Schlachtfelds Graun.

Er greift in eine Leyer,
Die tönt wie Glockenklang,
Er singt voll Jugendfeuer
Den brausenden Schlachtgesang.

Ach das Gefilde prasselt,
Und Gräber thun sich auf,
Der Krieger Haufe rasselt
Im sausenden Sturmeslauf.

Sie zieh'n im schwarzen Kreise
Rings um den Reiter her,
Und lauschen seiner Weise
So lieblich und wetterschwer.

Tief durch das Dunkel zittern
Die Klagemelodien,
Sie dröhnen gleich Gewittern
Die näher und näher zieh'n.

Er singt vom heil'gen Blute,
Dem Vaterland geweiht,
Vom alten Heldenmuthe,
Von heiliger Kampfeszeit.

Er singt von wälscher Tücke,
Die lüstern streckt die Hand
Nach Deutschlands schönstem Stücke,
Zu schänden das Vaterland.

Sein Singen wird zum Beten:
O heil'ger Gott der Schlacht,
Du wollst dazwischen treten,
Zertrümmern des Bösen Macht.

Wohlauf, ihr treuen Seelen,
Steht auf, mein Volk, mit Macht,
So sollt auch ihr nicht fehlen
Am Rhein in der heil'gen Schlacht.

Ihr Männer all, ihr starken,
Vom Rhein, von Süd und Nord,
Von Oestreichs fernen Marken —
Einig! — sei das Losungswort.

Und gleich dem grauen Nebel
Zertheilet sich der Hauf
Und schwingt die tapfern Säbel
Und blicket zum Himmel auf.

Die Hände krachend schlagen
Sie ineinander still,
Daß in blut'gen Tagen
Ein Jeder sich stellen will.

Die welken Hände recken
Sie naus ins Land so weit,
Zur Wachsamkeit zu wecken
Die Brüder in böser Zeit.

Und Morgentöne schallen,
Der Reiter fliehet rasch,
Und schnell zusammenfallen
Die Haufen zu Staub und Asch.

Ch. B.

Auflösung des Räthsels in № 9:

Uhr.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 11. Speyer, Samstag 26. Januar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

(Fortsetzung.)

Frau Reich faßte sich jedoch und sagte laut: „Nur die Eifersucht und der Neid lügen aus Euch, nur weil Herr Elias Eure Töchter nicht mag, sie sind ihm zu häßlich. Und was kann er sie lehren? Er gibt keinen Unterricht im Lügen und im Verleumden. Er ist viel zu fromm dazu und meine Töchter sind zu brav und zu bekannt, um sich um Eure Bosheiten zu bekümmern."

Glaubte sie selbst auch nicht ein Wort ihrer Rede, so erreichte sie doch damit ihren Zweck. Die Frauen entfernten sich, ohne zu antworten, und sie eilte zornroth nach Hause. Auf dem Wege beschloß sie, noch heute hinter die Wahrheit des Geredes um jeden Preis zu kommen. Darum hieit sie an sich und belauschte nur während des Mittagstisches alle Blicke des Schullehrers und ihrer jüngern Tochter. Ueber Kronele war kein Wort gefallen und sie selbst dachte nicht an sie — sie dachte nur, zornglühend, an „ihre Heva".

Nach dem Mittagessen gab gewöhnlich Elias den beiden Töchtern Religionsunterricht. Seit seiner Anwesenheit im Hause hatte Heva auf ihre Samstagsspaziergänge im Wäldchen verzichtet. Da sie Braut war, machte sie keine Ansprüche mehr auf die Herzen ihrer jungen Bewunderer. Kronele verbrachte gewöhnlich ihre Samstagnachmittage bei Frau Sommer.

Kaum hatten die Töchter ihre Bücher herbeigeholt, so sagte die Mutter: „Kinder, es ist dies vielleicht die letzte Stunde, die Herr Seibel euch gibt. Lernt also schnell, was ihr zu lernen habt."

Bei diesen Worten spitzte Heva ihren Mund wie ein verwöhntes Kätzchen in die Höhe. Frau Reich, die ihr Auge nur auf sie gerichtet, bemerkte den tieferen Eindruck nicht, den ihre Worte auf Kronele machten.

„Herr Elias Seibel", sagte sie dann, „Sie wissen, ich sage alles offen und gerade heraus. Aufrichtig, warum haben Sie das Dorf verlassen, wo Sie doppelt so viel verdienten als hier bei uns? Gesundheits halber? O nein. Sie waren nicht so krank. Man hat mir andere Dinge erzählt!"

Elias erwiderte, ohne zu zögern: „Werthe Frau, es ist wahr, außer meiner Krankheit, die leider eine allzu große Wahrheit ist, gab es noch eine andere Ursache meines Fortzugs. Ich hatte das Unglück, von einem überspannten Mädchen geliebt zu werden. So geckenhaft dies klingt, so wahr ist es doch."

„Ich habe mir sagen lassen", versetzte Frau Reich, „daß Sie diesem Mädchen Unterricht gaben, so wie meinen Töchtern; Sie wohnten in dem Hause ihrer Aeltern und — frei heraus — man behauptet, Sie hätten sie mit geheimen Zaubereien ganz für sich eingenommen."

„Wohl", antwortete Elias lächelnd, „mit rechten Dingen geht es nicht zu, wenn ein Mädchen mich liebt; entweder ist sie bezaubert oder thöricht."

„Ei, wenn sie verliebt war, warum haben Sie sie denn nicht geheirathet?"

„Ich?" versetzte Elias. „Ich, ein armer Schullehrer, ein Mädchen heirathen, das ein Vermögen von 20,000 Francs besitzt! Ich hätte sie ihren Aeltern abzwingen und verführen müssen und bis jetzt hat sich, Gott sei Dank, Elias Seibel nicht die geringste Unehrenhaftigkeit vorzuwerfen. Und bin ich auch arm an Geld, so bin ich doch reich an Ehre."

Digitized by Google

Ein Beifallslächeln flog über die Lippen Kronele's, die gebeugten Hauptes diesem Gespräche stumm zuhörte.

„Was Sie da sagen", antwortete die Mutter, „beweist mir, daß Sie sich kennen und keine übertriebene Meinung von sich haben. Man gibt einem Schullehrer seine Tochter nicht mit freier Hand. Ich will Sie nicht beleidigen, Herr Elias, ich glaube sogar, daß Sie eine Frau glücklich machen können, aber die Welt bleibt Welt und ein Schulmeister bleibt ein Schulmeister."

„Was kümmert uns all das?" rief endlich Heva „Die Mutter hat sich von bösen Worten erzürnen lassen, wahrscheinlich von der Frau May, weil ihre Töchter vor Neid fast vergehen, wenn ich die Lieder von Herrn Elias singe und auf der Guitarre spiele. Herr Elias behext mich nicht, ich liebe den Vetter, meinen Bräutigam."

„Wenn man dir zuhört", erwiderte die Mutter, „meint man, du wärest allein meine Tochter. Uebrigens, Hexerei oder nicht, in einem Hause, wo Töchter sind, muß jeder Argwohn auf der Thürschwelle bleiben! Ich hab' heute genug hören müssen und ich bitte Herrn Elias, sich eine andere Wohnung zu suchen."

„Wenn Sie mir Ihr Haus verschließen", entgegnete Elias, „verlasse ich das Dorf. Man würde sonst auch hier sagen, ich habe Ihre Töchter bezaubern wollen. Die Wahrheit ist, denn ich darf sie gestehen, daß jenes Mädchen mich liebte. Statt aber geheime Mittel anzuwenden, ihre Gunst zu gewinnen, mied ich sie, weil ich sie eben nicht liebte. Denn so häßlich und so arm ich bin, nie werde ich ein Weib heirathen, ohne sie zu lieben."

Dies sagend, erhob sich Elias von seinem Sitze und verschwand.

Die Wangen Kronele's hatten sich während seiner letzten Antwort mit einer sichtbaren Röthe überzogen. Nie schien ihr ein Mann so schön an Offenherzigkeit, so groß an Würde und Seelenadel. Frau Reich selbst bewunderte im Stillen ihren Schulmeister und gestand sich, daß sie seine Abreise sehr bedauern und ihn nicht so leicht ersetzen würde.

Endlich brach Heva aufs neue das allgemeine Stillschweigen, indem sie sagte: „Elias ist ein Ehrenmann, nie hat er mir eine Artigkeit gesagt."

Kronele stimmte winkend dieser Meinung bei, stand von ihrem Sitze auf und entfernte sich, ohne ein Wort zu sprechen.

Als Elias am andern Morgen die Treppe herabkam, um sich in seine Schule zu begeben, traf er Kronele in der Hausflur. Seit lange schon hatte er es nicht mehr gewagt, sie anzusehen, jetzt aber wünschte er, in den Augen Kronele's den Entschluß ihrer Mutter zu entdecken. Er blieb daher stehen und sagte zu dem Mädchen: „Man hat also Ihrer Mutter gesagt, ich liebäugele mit Heva."

„Heva", erwiderte Kronele, „hat Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen."

„Ich hoffe also in Ihrem Hause bleiben zu dürfen", sagte Elias, „Ihre Mutter müßte mich denn fortschicken."

„Herr Elias Seibel", erwiderte Kronele, thut gewiß niemals, was eines Ehrenmannes unwürdig wäre."

„Danke, Kronele, für diese gute Meinung", versetzte Elias fast zitternd, zum ersten Mal hatte er diesen Namen ausgesprochen „Sie allein kennen mich." Und nachdem er dies gesagt, entfernte er sich langsam.

Er war schon längst aus ihren Blicken und Kronele stand noch immer auf der Hausthürschwelle wie gebannt und sah ihm nach.

(Fortsetzung folgt.)

Ein königlicher Brief.

Als in den ersten Monaten des Jahres 1849 die deutsche Kaiserwahl das Frankfurter Parlament beschäftigte, glaubte Ernst Moriz Arndt in einem Briefe an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen diesen zur Annahme der angebotenen Würde bewegen zu sollen. Sein Schreiben, das wie die meisten Arbeiten Arndts in seinen spätern Lebensjahren an großer Ueberschwänglichkeit leidet, ist vom 9. März 1849 datirt und beginnt mit den Worten: „Zu Gott und dem Könige darf man frei sprechen,

Digitized by Google

bitten und beten. So trete ich hier vor meinen König aus treuestem Herzen betend, hoffend, bittend und auch weisend, was dies alte Herz weisen zu müssen glaubte." Arndt schildert dann die schwierige Lage des Augenblicks und erinnert den König an sein Wort, statt des früheren Staatenbundes „einen ehrlichen und starken deutschen Bundesstaat" schaffen zu wollen. Dagegen intriguire aber Oesterreich und die „armen" deutschen Könige und Fürsten ließen sich von seinen Künsten und Zuflüsterungen erschrecken und bethören; wenn diese nicht einen starken Kaiser neben und über sich machten, werde der „rothe Abgrund", d. i. die rothe Republik sie unvermeidlich verschlingen. Nur in dem König von Preußen könne Deutschland „seinen Halter und Retter und seinen künftigen Herrn" sehen. Am Schlusse beschwört dann Arndt den König, mit Muth und Entschlossenheit zuzugreifen.

Hierauf antwortete am 18. März jenes Jahres König Friedrich Wilhelm IV. in einem Brief, der mehr als alle Worte bezeugt, welch großes, welch edles, welch wahrhaft königliches Herz mit dem ersten Tage dieses Jahres zu schlagen aufgehört hat. Der königliche Brief lautet wörtlich:

„Sie haben mir, mein lieber werther M. A. im 80. Jahre aus weiland des römischen Reiches Wahlstadt Frankfurt a. M. einen jugendlich frischen Brief geschrieben, den ich zwar in größter Eile, aber nicht ungründlich zu beantworten gedenke. Zuvörderst Dank aus Fülle des Herzens, denn das ist ein rechter und ächter deutscher Mann, der mir schreibt. Mit einem solchen, der der Geschichte seines Vaterlandes Ehre gibt, und gelernt hat, was ein deutscher Fürst ist, kann ich von Herz zu Herz, von Kopf zu Kopf reden. Verstehen Sie mich recht; weil das oben Gesagte keine leere Phrase bei mir ist, darum antworte ich Ihnen, ja antworte Ihnen mit Freuden, wenn ich auch nicht annehmen darf, daß die Antwort meinem alten lieben Arndt Freude machen wird.

„Der Eingang Ihres Briefes ist schön, wie der ganze Brief. Um des Gewissens willen sage ich Ihnen, daß ich denselben „getheilt" verstehe, d. h., daß auch Sie, wie ich selbst, meinen und wissen, daß man zu Gott allein beten, den König aber nur bitten darf.

„Nun, Sie bitten ihn, er soll eine ihm „gebotene Krone" annehmen! Hier verlangt es jedes Alter, das mehr denn 14 Jahre zählt, zu fragen, zu prüfen, zu wägen: 1) wer bietet, 2) was wird geboten. Zuvörderst das Bekenntniß, daß der scheußliche, ekle Schlamm des Jahres 48 mir die Taufgnade nicht abgewaschen, wohl aber, daß ich mir den Schlamm abgewaschen habe, und wo es noch nöthig, noch abwasche. Doch zur Sache — die große Versammlung, die sich deutsche Reichs- oder National-Versammlung nennt, von der ein erfreulich großer Theil zu den besten Männern des großen Vaterlandes gehört, hat weder eine Krone zu geben noch zu bieten. Sie hat eine Verfassung zu entwerfen und demnächst mit allen von ganz Europa anerkannten regierenden Herren und Städten Deutschlands zu vertragen. Wo ist der Auftrag, der diese Männer berechtigt, über die rechtmäßigen Obrigkeiten, denen sie geschworen, einen König oder Kaiser zu setzen? Wo ist der Rath der Könige und Fürsten Deutschlands, der nach 1000jährigem Herkommen dem heiligen Reich seinen König kürt und die Wahl dem Volke zur Bestätigung vorlegt? Ihre Versammlung hat sich der Bildung dieses Raths, der Darstellung der deutschen Obrigkeiten im neuen Centrum der Nation stets widersetzt. Das ist ein ungeheurer Fehler; man darf es eine Sünde nennen — jetzt zeigen sich die Folgen dieser Sünde, jetzt fühlt Jedermann zu Frankfurt, auch die, denen Ursach und Wirkung nicht klar ist, daß man daselbst bei so viel Verdienste, so großen Mühen und (theilweis) so reiner Absicht, an einer gewissen Unmöglichkeit laborirt. Glauben Sie, daß Herz und Bein durchschütternde Scenen, Worte, Beschlüsse des Parlaments das Unmögliche möglich machen können? Doch gesetzt, mein theurer Arndt, die Sünde wäre nicht begangen oder sie würde noch gut gemacht, und der ächt und recht vereinte Rath der Fürsten und des Volks, kürte in der alten Wahlstadt und böte mir die alte, wahre, rechtmäßige, 1000jährige Krone

Digitized by Google

deutscher Nation — nun, von Weigern und Nehmen hier zu handeln, wäre heut thörlich — aber antworten würde ich wie ein Mann antworten muß, wenn ihm die höchste Ehre dieser Welt geboten wird. —

„Doch ach! so steht es nicht! — auf eine Botschaft, wie sie mir aus Frankfurt droht, den Zeitungen und Ihrem Briefe zu Folge, geziemt mir das Schweigen. — Ich darf und werde nicht antworten, um Männer, die ich ehre und liebe, auf die ich, wie Sie selbst, mein alter Freund, mit Stolz, ja, mit Dankbarkeit blicke, nicht zu beleidigen, denn was würde mir geboten? Ist diese Geburt des gräßlich kreisenden 1848sten Jahres eine Krone? Das Ding, von dem wir reden, trägt nicht das Zeichen des heiligen Kreuzes, drückt nicht den Stempel „von Gottes Gnaden" aufs Haupt; es ist keine Krone. Es ist das eiserne Halsband einer Knechtschaft, durch welches der Sohn von mehr als 24 Regenten, Kürfürsten und Königen, das Haupt von 16 Millionen, der Herr des treuesten und tapfersten Heeres der Welt, der Revolution zum Leibeigenen gemacht würde. Und das sei ferne! Der Preis des „Kleinods" müßte obenein das Brechen meines dem Landtage am 26. Februar gegebenen Wortes sein, „die Verständigung mit der deutschen Nationalversammlung über die zukünftige Verfassung des großen Vaterlandes im Verein mit allen deutschen Fürsten zu versuchen". Ich aber breche weder dieses, noch irgend ein anderes gegebenes Wort. Es will mich fast bedünken, mein theurer Arndt, als walte in Ihnen ein Irrthum, den Sie freilich mit vielen wackern und lieben Menschen theilen: „als sähen Sie die zu bekämpfende Revolution nur in der sogenannten rothen Demokratie und den Communisten" — der Irrthum wäre schlimm. Jene Menschen der Hölle und des Todes können ja nur allein auf dem Boden der lebendigen Revolution wirken. Die Revolution ist das Aufheben der göttlichen Ordnung, das Verachten, das Beseitigen der rechten Obrigkeit, sie lebt und athmet ihren Todeshauch, so lange unten oben und oben unten ist.

„So lange also im Centrum zu Frankfurt die deutschen Obrigkeiten keine Stätte haben, nicht obenan im Rathe sitzen, welcher der Zukunft Deutschlands eine Zukunft zu geben berufen ist, so lange steht dieses Centrum unter dem Spiegel des Revolutionsstromes und treibt mit ihm, so lange hat es nichts zu bieten, was reine Hände berühren dürfen. Als deutscher Mann und Fürst, dessen „Ja" ein Ja vollkräftig, dessen „Nein" ein Nein bedächtig, gehe ich in Nichts ein, was mein herrlich Vaterland verkleinert und dasselbe dem gerechten Spotte seiner Nachbarn, dem Gerichte der Weltgeschichte Preis gibt, nehme ich nichts an, was meinen angeborenen Pflichten nicht ebenbürtig ist oder ihnen hindernd entgegentritt. Dixi et salvavi animam meam.

„Dieses Blatt, mein alter Freund, ist für Sie allein, Sie müssen die Nothwendigkeit der Geheimhaltung einsehen. Ich mache sie Ihnen zur Pflicht. Drängen Ihnen aber meine Worte in Kopf und Herz, verstehen Sie es, daß ich, ohne mich selbst zu verläugnen, nicht anders kann, dann ermannen Sie sich, reden Sie mit Ihren Freunden, mit den Besonnenen und Könnenden, erheben Sie Ihre Stimme im Parlamente, fordern Sie endlich das „Eine", was noth thut, und das fehlt, „die rechte Ordnung."

„Oft unterbrochen schließe ich diese Zeilen am Jahrestage des verhängnißvollen 18ten. Trügen die neuesten Nachrichten nicht, so gewinnt zu Frankfurt a. M. die Besonnenheit und Einsicht schon wieder Land. Das wolle Gott! Und wolle er sein kräftiges mächtiges Amen! sprechen, wenn ich jetzt mit dem Namen dieses Tages schließe: Laetare!

„Ihnen, dem Dichter des begeisternden Liedes, das vor dem März-Kaiser so wenig erklingen dürfte, als die Marseillaise vor dem Juli-Könige, Ihnen, theuerster Arndt, drück' ich die Hand aus Herzensgrund

als Ihr wohlgeneigter König und guter Freund."

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Meih.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 12. Speyer, Dienstag 29. Januar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

(Fortsetzung.)

XII.

Je tiefer und je ruhiger der Fluß, desto heftiger wird er, wenn sein Lauf gewaltsam gehemmt wird.

So war es mit Kronele.

Sie wußte nicht, daß sie Elias liebte und hatte sich noch keine Rechenschaft abgelegt, weder von der Sehnsucht ihrer Seele nach einem Blicke von ihm, noch von dem instinctartigen Vergnügen, Stunden lang in seinem Zimmer zu bleiben und in seine Bücher sich zu vertiefen. Sie fühlte sich glücklich, ohne es zu wissen, und dies Glück war eben so rein als unschuldig. In ihrer Unwissenheit glaubte sie, es würde immer so bleiben; seit aber die Mutter gedroht, Elias aus dem Hause zu weisen, erhielt ihre Seele eine Erschütterung, die sie in ihren letzten Tiefen bewegte.

So ist der Mensch Er fühlt sein Herz nur, wenn es ihm nicht mehr angehört, und sein Glück in dem Augenblicke des Entschwindens! Kronele fand keine Ruhe mehr. Der Schlaf selbst floh sie. Wenn die Mutter schon zürnte, weil sie argwöhnte, Elias liebe Heva, was würde sie erst sagen, wenn sie die Wahrheit wüßte, daß ich ihn liebe, dachte sie oft. Sie wollte daher ihr Herz gewaltsam ersticken mit all den Gefühlen, von denen es überströmte. Diese Gefühle waren aber so heftig, daß sie auf den Körper zurückwirkten und dem armen Mädchen eine Röthe über die andere in das Gesicht jagten. In Gegenwart ihrer Mutter konnte sie sich Gewalt anthun und schien ruhig, wenn auch bläßer als gewöhnlich, allein in Gegenwart ihres Gewissens konnte sie sich nicht verhehlen, daß sie liebe, daß sie umsonst alle ihre Seelenkräfte gegen diese Liebe aufbiete, und dieser Gedanke, diese Entdeckung ihrer Willensohnmacht gegen ihr eigenes Herz machte sie erröthen, so oft sie sich in einem Spiegel betrachtete.

Wie oft wünschte sie, frei von sich selbst zu sein. Wie oft versuchte sie, seit dem letzten Auftritt zwischen ihrer Mutter und dem Schulmeister, durch langes Herumirren in dem Walde, auf den Wiesen und den Dörfern, sich selbst und das Bild, das sie verfolgte, zu vergessen! Ja, sie mied sogar ihre Herzensfreundin Frau Sommer, weil diese in ihrer Seele las, was sie so gern auslöschen wollte. Jeden Morgen fand sie eine andere Ausrede, um das älterliche Haus zu verlassen; bald galt es, eine arme Verwandte in der Ferne zu trösten, bald mußte sie in die Stadt, um die von Elias verlangten Bücher und Lieder zu kaufen, ja sie wußte sogar von ihrer Mutter die Erlaubniß zu erhalten, nach Straßburg zu gehen, wo sie bei einer Tante über Nacht blieb und mit ihr verschiedene Einkäufe für die Aussteuer Hesse's machte. Alles vergebens! Kaum war sie aus dem Hause, so trieb sie es mit derselben Gewalt wieder zurück, und kaum wieder im Hause, wollte sie wieder von hinnen. Nicht einmal schlafen konnte sie mehr. Oft weckte sie mitten in der Nacht ihre glückliche Schwester und sprach ihr von dem schönen Wetter und von deren baldiger Heirath. Heva aber, die ihrem zukünftigen Glück ruhig entgegensah, bat ihre Schwester, sie schlafen zu lassen, damit sie ja — ihre Rosenfarbe nicht verliere.

Seit zwei Tagen schlief der junge Reich wegen einer leichten Krankheit in der Bräutigamsstube. Abends begab sich Elias zu ihm und las ihm aus einem Buche vor,

Digitized by Google

um ihm die Zeit angenehm zu vertreiben. Kronele, die zufällig in die Stube trat, um ihrem Bruder eine Arznei zu bringen, hatte bemerkt, daß Elias, sobald er sie sah, sein Buch schloß und das Lesen unterbrach. Sie hatte zugleich an dem Einband des Buchs erkannt, daß es nicht der Bibliothek des Schulmeisters angehöre.

Gegen 2 Uhr in der Nacht, als das gute Kind vergebens sich alle Mühe gegeben, einzuschlafen, erhob sie sich, warf ein Nachtkleid über sich und schlich in das Zimmer ihres Bruders, wo Elias' Bibliothek war.

Welche Unbesonnenheit! Aber Kronele war ein — Mädchen. Von Neugierde brennend nach dem Buche, das er in ihrer Gegenwart bei Seite legte, fühlte sie noch überdies das Bedürfniß, zu lesen, in der Hoffnung, sich selbst zu vergessen.

Sie fand das Buch auf dem Tische, nahm es und lief wie ein Gespenst davon.

Als sie die Treppe hinabstieg, zitterte sie an Leib und Seele. Jetzt erst fühlte sie, wie sie gefehlt hatte. Zum ersten Mal in ihrem Leben. Aber alle Gefahr war vorüber. Sie lag aufs neue neben ihrer Schwester und las in dem Buche. Es war die Geschichte von Paul und Virginie.

Wen Gott liebt, den straft er gleich nach einer übeln That.

Kronele hatte gegen 3 Uhr in der Nacht ihr Buch zu lesen begonnen — gegen 6 Uhr — es tagte schon, trat ihre Mutter, die seit einiger Zeit wegen der Gesundheit ihrer Tochter besorgt war, in die Schlafstube und überraschte Kronele lesend und schluchzend im Bette.

„Gütiger Gott!" rief die Mutter, „was geht vor? Warum brennt das Licht bei hellem Tag und warum weinst du, Kronele?"

Daß sie poetische Thränen über einen Roman vergoß, hätte Frau Reich nie geglaubt, nicht einmal begriffen. Ein Mal im Jahr nur, am neunten Tag des Monats Ab, dem Zerstörungstag Jerusalems, setzte sich Frau Reich auf die Erde, las im Josephus im jüdischen Deutsch die Greuelscenen dieser Zerstörung und weinte bittere Thränen.

Sie gerieth daher in großen Zorn, als Heva ihr sagte: „Mutter, ich glaube, Kronele ist närrisch. Da liest sie schon seit drei Stunden ohne Unterlaß und seit drei Stunden höre ich nichts als Weinen und Schluchzen. So dauert es schon seit drei Wochen."

Der Mutter, die trotz mancher Worte über Kronele bis jetzt an nichts glauben wollte, wurde es hell vor den Augen. Sie entriß das Buch den Händen ihrer Tochter, zerriß es, lief aus dem Zimmer und holte ihr kleines, noch schlaftrunkenes Töchterchen.

„Nicht wahr, mein Schatz", sagte sie zu dem Kinde, „du hast mir gestern gesagt, Kronele betrachte den häßlichen Elias?"

„Ja, Mutter", sagte die Kleine, indem sie die Augen verdrehte, „so macht sie ihm Augen."

Heva und die Mutter lachten laut auf, obschon Frau Reich gar keine Lust zum Lachen hatte.

„Und er, mein Engel, was macht er?"

Und das neunjährige Mädchen stieß einen Seufzer aus und sagte: „So schnauft er."

„Heva", sagte die Mutter, „was denkst du davon?"

„Ich, Mutter?" versetzte diese. „Ich denke bloß an Leon und habe nichts zwischen Elias und Kronele bemerkt. Ich weiß nur, daß uns Herr Seibel oft Vorlesungen hält, von denen ich kein Wort verstehe, während Kronele den Hals vorstreckt, als wollte sie ihm das letzte Wort von den Lippen küssen, als verstünde sie dies alles besser als ich!"

Kronele, die sich während dieser Antwort von ihrem Bette erhoben hatte, in dem sie fast angekleidet die halbe Nacht zubrachte, warf einen stolzen Blick auf ihre Schwester und wollte sich, ohne ihr zu antworten, entfernen.

„Ich verbiete dir, fortzugehen", sagte die Mutter.

„Gut, ich bleibe"

„Sieh' mich an, Kronele. Wirst du mir die Schmach anthun, ein Bettelkind zu lieben?"

„Mutter! Mutter!" schluchzte Kronele. Sie wollte antworten, nicht um sich, nur um Elias zu vertheidigen. Dann aber bedachte sie, daß eine Dorffrau, die nie ein Buch gelesen, immer taub für zarte Gefühle

Digitized by Google

bleiben wird, und da sie andererseits Gott zu beleidigen fürchtete, wenn sie ihrer Mutter Vorwürfe machte, so zog sie es vor, zu dulden und zu schweigen.

Ihr Stillschweigen aber erhöhte den Zorn der Mutter. Es wäre ihr lieber gewesen, ihre Tochter hätte alles abgeleugnet.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Göttinger Pereat.

Von Fr. Friedrich.

I.

Achtzehnhundertundzehn!

Die Stadt Göttingen war in größter Aufregung. König Hieronymus — jetzt „hochseliger" Andenkens — nebst Gemahlin und einem großen Gefolge wollte durch die Stadt kommen und einen Tag und eine Nacht in ihr verweilen.

Großartige Empfangsfeierlichkeiten wurden auf des Königs und des Präfecten Befehl vorbereitet; denn freiwillig würden die Göttinger einen Mann, den sie zu lieben keine Ursache hatten, nicht mit glänzenden Feierlichkeiten empfangen haben.

Der König liebte aber auch die Göttinger nicht. Sie wohnten zu nahe an Kassel, um Hieronymus' Leben und Treiben nicht zu kennen, und sie waren zu wahrheitsliebend, um dasselbe anders als leichtsinnig und jedes Rechtsgefühl zu Boden tretend zu nennen. Sie hatten es auch schon so genannt. Es war dem König hinterbracht worden und hatte ihn nicht wenig erbittert.

Der in Göttingen lebende Präfect des Leinedepartements hatte sich Mühe gegeben, den Bürgern zu Gemüthe zu führen, daß sie diese Gelegenheit benutzen möchten, um sich durch glänzenden Empfang die Liebe des Königs zu erwerben. Den Bürgern war indeß eben so wenig an des Königs Liebe wie an dem Besuche desselben gelegen. Nur mit Widerwillen gingen sie an die streng befohlenen Vorbereitungen zu den Empfangsfeierlichkeiten. Die Zeiten waren überhaupt nicht danach, um überflüssige Kosten leicht zu verschmerzen. Um zu des Königs verschwenderischem Leben die Mittel zu schaffen, waren sie wie das ganze Land aufs äußerste ausgesogen. Viele hatten nicht einmal genug, um Brod für ihre Familie zu kaufen. Nun mußten sie noch die allerletzten Groschen für Ehrenpforten und Lichter zum Illuminiren hingeben! Sie mußten es und mußten obenein schweigen, wenn ihr Inneres vor Unwillen auch noch so sehr brannte.

Die Vorbereitungen waren durch des Präfecten Bemühungen rechtzeitig beendet. Zugleich waren von Kassel Gensdarmen und Polizeiofficianten gekommen, um während des königlichen Besuchs für Ruhe und Ordnung Sorge zu tragen und bei jedem etwaigen störenden Zufall sogleich zur Hand zu sein. König Hieronymus hatte zwar bei seiner Thronbesteigung in altspanischem Königsanzug von seinem Thron herab verkündigt, „er werde seine Unterthanen zwingen, ihn zu lieben"; dies war ihm indeß noch nicht gelungen. Der Troß Gensdarmen, der ihn auf all seinen Reisen umgab, sollte seine Worte zur Ausführung bringen helfen.

Das königliche Paar erschien an dem festgesetzten Tage in der Stadt. Die Neugier hatte Tausende herbeigelockt, denn man kann wohl neugierig sein, einen König zu sehen, ohne daß man nöthig hat, ihn zu lieben. Die Stimmung war durchaus keine begeisterte.

Aber Gensdarmen und Polizeiofficianten hatten sich in Menge unter das Volk gemischt und riefen: „Vive le roi Jérôme! Vive la reine!" und das Volk mußte mit einstimmen und mußte dem Rufe der Gensdarmen: „Mützen ab!" gehorchen. So, mit Hilfe des edeln Beamtenthums, konnte der König von seinem Wagen aus sich wirklich einbilden, das alles sei freiwillige Begeisterung.

Der Präfect, Deputationen der Stadt und Universität empfingen das königliche Paar und hielten Reden, die den König langweilten. Er wandte sich ab und unterbrach sie dadurch an ihren schönsten Stellen. Was sollte Hieronymus, der nur Pferde, Maitressen und schwelgerische Gelage liebte, mit diesen pomphaften Reden, die nur —

Digitized by Google

gedruckt für ihn Werth hatten? Er zitterte vor seinem Bruder. Er wollte zeigen, daß man ihn liebte und „er sich gut aufführte.“

Die Pedelle und alten Stadtsoldaten unter dem Rathhause waren den ganzen Tag über in größter Thätigkeit, um die Studenten zu überwachen, die in einer drohenden Stimmung waren. Doch blieben sie ruhig, keine Störung trat ein. Man wußte, wie gereizt die Franzosen waren, wie sehr sie den Tugendbund fürchteten. Noch war Palm's Erschießung nicht vergessen.

Das königliche Paar stieg in dem Hause des Präfecten ab. Dies lag am Ende der Prinzenstraße, dem alten Carcerhause gegenüber, nahe an der Leine. Soldaten und Gensdarmen standen vor dem Präfecturgebäude, denn der König traute der erzwungenen Liebe seiner Unterthanen nicht besonders. Er sah überall Verschwörungen.

Am Abend war befohlene Illumination der ganzen Stadt und dem königlichen Paare wurde ein unbefohlener Fackelzug mit Musik gebracht.

Wieder hatten sich Tausende von Neugierigen vor dem Präfecturgebäude eingefunden. Studenten waren in großer Anzahl darunter vertreten. Eine Deputation begrüßte den König aufs neue in der Präfectur. Die Musik spielte. Tausende blickten zu den Fenstern des Präfecturgebäudes auf. Das königliche Paar ließ sich nicht sehen. Ein officielles „Vive le roi!“ und „Vive la reine!“ wurde ausgebracht. Gensdarmen und Polizeiofficianten sorgten dafür, daß das Volk mitrief; sie selbst überboten sich im Rufen dieser Worte. Die Musik fiel mit einem schmetternden Tusch ein.

Da wurden in dem Präfecturgebäude endlich einige Fenster geöffnet und das königliche Paar trat hervor. Stolz, kalt, hochmüthig blickte der Herrscher auf das Volk herab.

„Ruhe! Ruhe!“ riefen die Gensdarmen, denn noch eine kurze Rede an den königlichen Herrn sollte gehalten werden. Einen Augenblick darauf herrschte ringsum die größte Stille.

Es war eine Stille wie die, welche man als das Hingehen eines Engels bezeichnet. Um so schreckhafter die Wirkung, als plötzlich aus dem Hintergrunde des Gewühls, unter Fackeln und Illuminationen heraus eine laute, kräftige Stimme dreimal „Pereat! Pereat! Pereat!“ rief.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Lagrange, das Haupt des bourbonischen Aufstands in den Abruzzen, gilt in der Regel für einen Franzosen, ist aber kein Franzose, sondern ein Preuße, und sein wahrer Name ist Klitsche. Er ist in Berlin geboren, sein Vater war ein Preuße, seine Mutter Französin. Klitsche war 12 bis 15 Jahr im Dienst des Papstes, der ihn zum Generallieutenant machte; er gab sich selber den Namen „Klitsche von Lagrange.“ Nachdem er von Pius IX. für seine Dienste eine Pension erhalten, begab er sich nach Neapel, wo er von Ferdinand II. sehr gnädig aufgenommen wurde. Hier wurde er Korrespondent der „Allgem. Augsb. Zeitung,“ aber sein Salair als Journalist und seine Pension vom Papst reichten nicht hin, um seine zahlreiche Familie zu erhalten; er erhielt daher nebenbei eine Subvention von der neapolitanischen Regierung. Außerdem wurden verschiedene Missionen von den zwei Königen ihm anvertraut, darunter eine geheime nach Rom. Während der letzten acht Monate der bourbonischen Regierung wohnte Klitsche in Caserta. Er verließ das Königreich gleich nach der Abreise Franz II. nach Gaeta, jedoch mit der Absicht baldiger Rückkehr, um die Rolle zu übernehmen, die er jetzt spielt. Klitsche ist groß und sieht gut aus, schielt aber. Er hat militärische Talente. Er hat 6 Töchter, nach Statur und Manieren wahre Grenadiere; eine derselben gab Fechtunterricht in Neapel und hatte viele Zöglinge vom Adel. Er hat auch einen Sohn, der lange Zeit nichtkommittirter Kavalerie-Offizier in der bourbonischen Armee war, bis er von Franz II. zum wirklichen Offizier gemacht wurde. Diese Züge über den „Garibaldi der Reaction“ entnehmen wir einer offenbar nicht zu seinen Gunsten eingenommenen Skizze in der N. Z. Z.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 13. Speyer, Donnerstag 31. Januar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

(Fortsetzung.)

„Wirst du mir antworten?“ kreischte Frau Reich. „Ist's möglich, daß ein frommes Judenkind über eine Goimsgeschichte sich die Augen roth weint! Ich glaubte, mir eine fromme Tochter erzogen zu haben, aber dieser Goi, dieser Gottesleugner hat mir das Herz meines Kindes verdorben! Wer weiß, er hat sie vielleicht gelehrt, ihre Aeltern zu mißachten, weil sie nicht so geschickt sind als er. Aber der Sache wird ein Ende gemacht. Dieser Mädchenverführer muß mir zum Haus hinaus und heute noch!“

„Mutter“, antwortete endlich Kronele, „mir kannst du sagen, was du willst. Aber wenn du Elias verleumdest, begehst du eine Sünde. Nie hat mich Elias etwas Unrechtes gelehrt.“

„Ach“, schrie aufs neue die Mutter, „bist du endlich da! Du wagst es noch, ihn zu vertheidigen und gegen wen? Gegen mich, gegen deine Mutter? Wäre er doch an seiner Krankheit auf dem Dorfe gestorben, wo er ebenfalls ein ehrliches Judenkind bezaubert hat! Warum mußte er hierher und zu mir ins Haus kommen!“ Und indem sie in immer größerer Erregung etwas suchte, um ihre Hände zu beschäftigen — denn zornige Menschen müssen im Zank, wie Seiltänzer, immer etwas in der Hand haben —, rief sie: „Mit natürlichen Dingen geht es nicht zu, daß er Eindruck auf ein junges schönes Mädchen macht! Er hat dich behext, Kronele, er hat dir einen Liebestrank eingegeben! Es gibt Männer, die Weiber behexen, sie brauchen sie nur anzurühren. Ich weiß es sicher! Vielleicht hat er verzauberte Münzstücke oder Federn in seinem Buche gelassen.“ Und indem sie die zerstreuten Blätter des Buchs aufhob, näherte sie sich Kronele und schlug sie damit einige Mal aufs Haupt, indem sie rief: „Hinaus mit dem Hexenmeister, dem Goi! Vernichtet und zermalmet möge er sein, so wie ich hiermit im Namen Gottes sein Werk vernichte und zermalme!“

Das arme Kronele zuckte nicht, antwortete nicht. Vor ihrer Ruhe verstummte endlich auch die Mutter, die nicht mehr wußte, was sie thun, was sie sagen sollte, als Herr Elias, der ihr Geschrei gehört, an der Thür erschien. Ein Blick belehrte ihn über den ganzen Vorfall.

„Frau Reich“, sagte er, „ich komme, um Abschied zu nehmen. Ich verreise, und zwar heute noch. Schon seit zwei Monaten hat man mir eine gute Stelle in Afrika angetragen. Nicht allein ist mir das afrikanische Klima empfohlen, sondern man bietet mir auch 1000 Francs jährlich mehr an als hier. Ich hatte es erst abgeschlagen, nach reiflicher Ueberlegung aber habe ich mich entschlossen, die Stelle anzunehmen, und ich gehe, um meine Mutter von diesem Entschluß zu unterrichten. Ich komme nicht wieder, werthe Frau! Ein Commissionär wird meine Sachen abholen. Ich bin Niemanden im Dorfe etwas schuldig, es sei denn Ihnen, Frau Reich, für Ihre fast mütterliche Gastfreundschaft, die ich nie vergessen werde. Leben Sie wohl! Meine Mutter wird Ihnen in meinem Namen für alles Gute danken!“

Wie von einem Schlage getroffen, suchte die Mutter ihre Sprache, um zu antworten, und fand kein Wort. Als aber der junge Mann die Schwelle der Hausthür hinter sich hatte, lief sie ihm nach und rief: „Herr Elias, man verläßt ehrlicher Leute Haus

Digitized by Google

nicht wie ein Dieb! Was haben wir Ihnen Leides gethan?"

„Nichts, Frau Reich!" versetzte Elias. „Sie wissen jedoch, daß meine Entschlüsse eben so rasch als unerschütterlich sind."

„Gottes Fluch über Sie!" schrie da Frau Reich auf. „Sie lieben meine Tochter Kronele. Sie gehen fort, weil Sie wissen, daß ich Sie fortjagen würde."

„Was geht das Sie an?" antwortete Elias, indem er zurückkam, um Kronele noch ein Mal zu sehen; „was kümmert Sie, wen ich liebe oder hasse? Habe ich Ihnen die Geheimnisse meines Herzens vertraut? Habe ich je von Liebe mit Ihrer Tochter gesprochen? Wollen Sie mich etwa zwingen, meine theuersten geheimsten Gefühle vor Ihnen auszuschütten?"

„Sie haben mein armes Kind mit Zaubereien verlockt; man hat es mir wohl vorausgesagt."

„Frau Reich", sagte Elias mit ernster, klarer Stimme, „hätte ich diese übernatürliche Kraft, so hätte ich sie gewiß vorerst auf Sie angewandt! Und was Ihre Tochter betrifft" — und dieses sagend, betrachtete er sie zärtlich —, „so wird Kronele nie ihrer Mutter ungehorsam sein! Das wenigstens hat sie von mir gelernt! Ich habe Ihren Kindern beständig wiederholt, daß nie ein widerspänstiges Kind glücklich sein wird. Ist's wahr oder nicht, Kronele?"

„Ja, Herr Seibel", erwiderte diese mit erstickter Stimme, „es ist die Wahrheit und ich werde sie nie vergessen!"

„Sie sehen", fuhr Elias fort, „daß Sie weder von mir, noch von Ihrer Tochter etwas zu fürchten haben. Und weil ich doch gehe, gehe ich lieber als Freund, denn als Feind. Sie haben mir so viel Gutes gethan! Sie haben ein besseres Herz, Frau Reich, als Sie selbst wissen. Die Schale ist rauh, der Kern aber ist vortrefflich. Und nun lebt wohl und möge Gott euch alle lieben und beschützen und beglücken!"

Er war verschwunden.

Sonderbar! dachte Frau Reich, dieser junge Mensch braucht nur zu sprechen, um wie ein Zauber auf mich zu wirken; ich begreife Kronele. Ein Unglück, daß er Schulmeister und der Sohn eines Bettlers ist. Und weil er denn doch fort ist, so wird Kronele ihn vergessen.

Dann, indem sie aus dem Zimmer trat, sagte sie laut: „Kinder, kein Wort von allem, was diesen Morgen hier vorgefallen."

„Du glaubst", erwiderte ihr Sohn, der trotz seiner Unpäßlichkeit die Treppe herabkam, um diesem Auftritt ein Ende zu machen, „du glaubst, man habe dich nicht gehört? Da sieh' einmal in den Hof!"

Wirklich war der Hof voll Neugieriger, Christen wie Juden, die dem Schullehrer ein lautes Lebewohl zuriefen.

Kronele hatte sich durch die Küchenthür zu ihrer Freundin geflüchtet und fiel ihr weinend um den Hals, indem sie ausrief: „Er verläßt uns, er ist fort!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Göttinger Pereat.

Von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Es war ein einziger Moment, aber er wirkte furchtbar.

Niemand fiel ein. Das Beginnen war tollkühn.

Das königliche Paar, den akademischen Ausdruck für das französische à bas! wohl verstehend, zog sich schnell zurück, die Fenster wurden hastig geschlossen. Vor dem Hause herrschte die größte Verwirrung. Gensdarmen und Polizeiofficianten suchten den frechen Pereatrufer zu ergreifen — wer war es? Wer hatte das gewagt zu rufen?

Mit größtem Unwillen wandte sich der König an den Präfecten: „Weßhalb haben Sie nicht Vorkehrungen getroffen, daß Niemand solche Schamlosigkeit wagen durfte?"

„Ew. Majestät", erwiderte der Präfect stotternd, „hätte ich ahnen können — an Vorkehrungen habe ich es nicht fehlen lassen — indeß — —

„Wer ist der Freche?" unterbrach ihn Hieronymus. „Er wird doch sofort festgenommen sein?"

„Ich weiß es nicht", entgegnete der Präfect verwirrt.

Digitized by Google

„So kümmern Sie sich darum", fuhr Hieronymus auf. „Melden Sie mir sofort, wer es gewesen — Sie bürgen mir dafür, daß er nicht entkommt! Das ist der Dank für die Gnade, daß ich in diese Stadt komme! Der Verwegene soll es büßen! Diese Deutschen sollen Respect lernen, die Studenten zumal, die mein Bruder, der Kaiser, haßt — ja — die Kugel für diese Empörer!" Er sprach die folgenden Worte unverständlich und mehr für sich selbst.

Entsetzt verließ der Präfect das Gemach. Der Polizeicommissär erwartete ihn bereits.

„Wer ist es? Er ist doch festgenommen?" fragte er außer sich. „Der König will es wissen."

Der Commissär zuckte mit den Achseln. „Bis jetzt ist er noch unbekannt."

„Sie wissen es nicht?" fiel der Präfect bestürzt ein.

„Ich kann von dem Rufer keine zehn Schritte entfernt gestanden haben. In der Verwirrung, welche durch jenen Ruf wie mit einem Schlag entstand, war nichts zu erfahren und nichts zu machen."

„Und keiner von all Ihren Leuten, keiner von den Gensdarmen hat ihn gesehen?"

„Nein, aber sicher — ein Student ist es gewesen."

„Natürlich! Der Unglückliche!" rief der Präfect. „Der König ist über die ganze Universität aufgebracht — der Kaiser nicht minder — der Wahnsinnige wird zum Opfer fallen."

„Ich werde ihn entdecken", erwiderte der Commissär im Gefühl seiner Amtspflicht. „All meine Leute sind in der Verfolgung dieses einen Ziels thätig, aber ganz im Geheimen und Stillen."

„Daß auch mir das gerade passiren muß!" klagte der Präfect, der des Königs Ungnade schon im Hintergrunde sah. „Wie verhält sich die Stadt darüber?"

„Aufgeregt."

„Befürchten Sie nicht noch andere Störungen während der Nacht?"

„Nein", entgegnete der Commissär. „Meine Leute bleiben die ganze Nacht hindurch wach. Ich habe auch für den geringsten Vorfall die strengsten Befehle erlassen."

Nachdem der Präfect dem Commissär noch einmal eingeprägt hatte, alles aufzubieten, um des Thäters habhaft zu werden und ihm alsdann sofort Meldung zu machen, verließ er ihn und auch der Commissär trat wenige Augenblicke darauf aus dem Präfecturgebäude, stieg langsam die zu demselben aufführende Treppe hinab und begab sich auf sein Bureau, wo er die Meldungen der Polizeiofficianten erwartete.

Die Stadt befand sich in der That in aufgeregtester Stimmung. Das Pereat!, welches Tausende gehört hatten, von dem alle bereits wußten und dem alle mit wenigen Ausnahmen beistimmten, hatte einen größern Eindruck gemacht, als der Rufer vielleicht geahnt. Wer hatte das dreiste Wort gerufen, dessen Kunde sich nach Berlin, Wien, Paris verbreiten mußte? Mit dieser Frage beschäftigte man sich in allen Häusern. Daß die Polizei und Gensdarmen eine außerordentliche Thätigkeit entwickelten, entging selbst den Bürgern nicht und man begriff, daß es dem Rufer sehr übel ergehen würde, wenn man ihn entdeckte. „Es soll ein Student gewesen sein", mehr war auch in der Stadt Niemand bekannt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein Wetterglas. Dem „Bad. Centralbl." wird geschrieben: Die geehrten Leser dieser Zeitschrift mache ich hiermit auf ein sicheres und dabei wohlfeiles Wetterglas aufmerksam, denn obgleich ich in meinem Stüblein einen Barometer hängen habe, so habe ich doch auch seit Jahren das wohlfeilere Wetterglas daneben, und es hat stets das Wetter auf das Untrüglichste angezeigt. Wie wichtig aber ein sicheres Wetterglas vorzüglich zur Zeit der Erndte ist, weiß jeder Landwirth; denn hört man nicht gerade zur Zeit der Erndte oft und vielfach die Frage: Wie wird das Wetter? — und wie oft wird nicht nach dem Wetterglase gesehen? Es ist darum gut, wenn man neben dem künstlichen Wetterglase auch ein natürliches hat; man kann dann gar interessante Beobachtungen anstellen. Ein solches natürliches Wetterglas gibt aber der Blutegel

Digitized by Google

ab. Ich habe stets einen Blutegel in einer 1 Pfund Wasser haltenden Flasche in meinem Fenster stehen und kann versichern, daß derselbe das Wetter stets untrüglich angezeigt hat. Die Flasche ist drei Viertel hoch mit Wasser angefüllt und wird mit dem Wasser im Sommer alle 8, im Winter alle 14 Tage gewechselt. Die Oeffnung der Flasche ist mit einem Stückchen grober Leinwand verschlossen. — Liegt der Blutegel früh ohne alle Bewegung auf dem Boden des Glases und rollt sich wie eine Schnecke zusammen, so tritt anhaltend schönes und heiteres Wetter, sowohl heiteres Sonnenwetter, als heiteres Frostwetter ein. Ereignet sich Regen oder Schnee, so kriegt der Blutegel bis in den Hals der Flasche und bleibt daselbst so lange sitzen, bis die Witterung wieder heiter wird. Tritt Wind ein, so schwimmt das Thier außerordentlich geschwind im Wasser her und hin und wird nicht eher wieder ruhig, bis der Wind wirklich eintritt. Einige Tage vor einem starken Donnerwetter, mit Sturm und Regen verbunden, hält sich der Blutegel stets außer dem Wasser auf, ist äußerst unruhig und wirft sich heftig, gleichsam als hätte er convulsivische Anfälle, hin und her. Es dürfte interessant sein, wenn mehrere der geehrten Leser dieser Zeitschrift sich ein solches Wetterglas anschafften und in diesen Blättern über die Resultate berichteten. Schwarzmandel.

Abraham a Santa Clara äußerte sich in seiner „Heerpredigt wider die Türken“ über das Avancement in der Armee folgender Maßen: „Es ist unter Anderm sehr nothwendig im Krieg, daß man zu Chargen und Aemtern fein tapfere Soldaten auserwähle und einen jedweden nach Verdienst promovire. Zu glauben ist, daß mancher wadere Soldat sich wünschet, es möchte unter der Soldateska hergehen, wie im Himmel; denn allda belohnet man einen jeden nach seinen Meriten und Verdiensten. Nichts Schädlicheres ist in einem Kriegsheer, als wenn einem Denari und nicht Spadi, Geld und nicht Courage in den Stegreif hilft. Nichts Unglückseligeres in einem Kriegsheer, als wenn einen das Blut und nicht der Muth hinaustrudt. Wann das ist, so hätte Christus auch den heiligen Johannes in Uebertragung des Papstthums dem Petro vorziehen müssen, weil Johannes ein Vetter des Herrn war.“ Noa hat noch Recht gethan, indem er in seiner Archen die Menschen unther logirte, Ochsen und Esel aber in den untern Stock. Also ist es auch gebührend, daß unerfahrene Ochsenköpf nicht in die Höh gehören. Es gereicht demnach zum größten Heil und allzeit ersprießlichen Wohlstand einer Kriegsarmada, wann in selbiger die Charge nach der Elle der Verdienste gemessen wird.“ — Wir entnehmen diese Notiz der Kölnischen Zeitung.

Gaeta.

Auf den Wällen von Gaeta
Ei wie weht die Luft so heiß!
Auf den Wällen von Gaeta
Sproßt das schönste Edelweiß!

Ringsum Tod und ringsum Feinde,
Ringsum hoffnungslose Nacht —
Aber mitten aus dem Grauen
Leuchtet's wundersamer Pracht!

Und die Strahlen bringen mächtig
Weithin über alles Land,
Wie die Sonne, wenn sie siegend
Dunkle Stürme überwand.

Staunend blicken auf die Völker
Zu Gaeta's Königin,
Die mit felt'nem Liebreiz paaret
Hohen deutschen Heldensinn.

Stern Gaeta's leuchte, strahle! —
Sproß aus edlem Bayerblut,
Engel an dem Krankenlager —
Gott hält dich in seiner Huth!

Wie des Kampfes Würfel fallen
Ob die Treue unterliegt —
Ewig wird dein Ruhm ertönen,
Sieger bleibst du — auch besiegt!

J. B. Vogl.

---

* Räthsel.

Wenn meine Zunge auch nicht spricht,
Ich kann sie nicht entbehren;
Was jedem zukommt oder nicht,
Muß fehllos ich dich lehren.

Essingen. G. J.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 14. Speyer, Samstag 2. Februar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

(Fortsetzung.)

XIII.

Der Sturm, der über dem Hause Reich ausgebrochen, schien sich mit der Abreise Seibel's, trotz verschiedener Rathschläge, zu stillen. Als der Bote kam, um die Sachen des Schulmeisters zu holen, athmete Frau Reich hoch auf, wie von einer großen Last befreit: „Gott sei Dank, nun sind wir ihn los, nie werde sein Name mehr in unserm Hause genannt! Hörst du, Heva, Kronele soll und muß ihn vergessen! Es ist dies in deinem Interesse, denn ich verheirathe dich nicht vor deiner Schwester und nie werde ich meine Einwilligung geben, daß sie diesen Goi heirathe."

„Ich muß gestehen", versetzte Heva, „daß ich Kronele nicht begreife. So groß auch die Zauberkraft Elias' sein mag, mir schien er immer abstoßend häßlich."

Frau Reich zuckte die Achsel, denn sie schien den Schulmeister nur darum so heftig zu hassen, weil sie im Grunde ihres Herzens die Wahl Kronele's sich sehr leicht erklären konnte. Sie begriff wohl die Macht seines Worts und die magnetische Kraft seines Seelenblicks. Ja, hätte sie nicht gefürchtet, ihre Tochter dadurch zu rechtfertigen, so hätte sie vor aller Welt Seibel vertheidigt. So dachte sie auch jetzt bei Heva's Worten; Wenn ich zwischen Leon und Elias zu wählen hätte, ich wüßte schon, wen ich wählen würde. Nun ist's aber einmal so; der eine ist reich, der andere arm; der eine ist der Sohn meiner Schwester, der andere das Kind eines Bettlers.

Wie ein überschäumender Fluß nach und nach in sein Bett zurücktritt und statt nach oben nach unten gräbt und aushöhlt, so Kronele, die ihre ganze Ruhe wieder erlangt zu haben schien. Sie hatte sich Rechenschaft von ihrer Lage und der ihrer Aeltern gemacht. Meine Mutter, sagte sie zu sich selbst, wird nie zugeben, daß ich Elias heirathe, darum muß ich auf jede Heirath verzichten. Ich muß und soll meiner Mutter gehorchen. Das ist die Pflicht eines jeden Kindes. Aber sie ihrerseits darf und kann mich nicht zwingen, einen andern zu heirathen. Man kann den Esel zwingen, an den Brunnen zu gehen, sagt ein Sprüchwort, aber man kann ihn nicht zwingen, zu trinken. Ich bleibe ledig.

Dieser Entschluß gab Kronele in kurzer Zeit ihre Ruhe und ihre Schönheit wieder.

XIV.

Kronele hatte von Natur die Macht, für sich allein zu leben und in dieser Einsamkeit sich zu genügen und glücklich zu finden. Von Kindheit an lebte sie in einer phantastischen Welt. Als sie noch nichts gelesen hatte, träumte sie schon von einer Gesellschaft, wo die Männer andere Sitten und eine andere Sprache hatten als diejenigen, welche sie in ihrem Dorfe vor Augen sah. Diese Träume waren die Folgen einer Feengeschichte, die man ihr erzählt hatte. In ihrer naiven Unwissenheit wähnte sie, eine solche Welt müsse sich wohl nur in Paris finden, weil dort ein König und eine Königin thronten. Zu ihrer Verzweiflung aber mußte sie zum voraus auf den Wunsch verzichten, je diese Gesellschaft von weitem nur zu sehen, denn dieser König und diese Königin waren von einer andern Religion als der ihrigen. Sie konnte nicht begreifen, warum Frau Sommer Paris verlassen, um

Digitized by Google

ihrem Soldaten in ein elsässisches Dorf zu folgen; sie wußte nicht, daß ihre Freundin in Paris Kammermädchen war und daß sie den Vater ihres Kindes heirathete. Gestehen mußte sie sich aber, daß, obschon Herr Sommer nicht ihrem Ideal entsprach, er doch gebildeter und gerechter in seinem Handeln war als alle andern Dorfbewohner, ja sogar als ihr Vetter Leon, der zwar von Herzen gut, aber stolz und eingebildet auf seinen Reichthum und seine Jugend war.

Seitdem aber Kronele die Bibel gelesen hatte, seitdem sie Männer wie Moses, Joseph, David und Salomo bewunderte; seitdem sie sogar einige Romanhelden kennen gelernt, die Gut und Blut der Erwählten ihres Herzens aufopferten, verwandelte sich die Gleichgültigkeit, die sie bisher für ihre nächste Gesellschaft gehabt, in Verachtung. Sie machte hierin keine Ausnahme. Vater und Mutter ehrte sie, weil es ihr Gott befohlen hatte und weil sie in allem Gott gefallen wollte, den sie nach dem Befehl ihres Gebets von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit ganzer Kraft liebte, aber sie schätzte sie weniger. Eben daher, weil sie sich streng an Gottes Gesetz hielt, kam sie zu dem Entschluß, Elias nicht gegen den Willen ihrer Aeltern zu heirathen, aber auch zugleich lieber zu sterben, als einem andern anzugehören. Meine Mutter, dachte sie, kann mich auch nicht zwingen, fröhlich zu sein und an den groben Lustbarkeiten des Dorfs theilzunehmen, wenn ich es vorziehe, mich in meine Stube einzuschließen und ein frommes Buch zu lesen. Was vor Gott erlaubt, ist es auch vor der Mutter.

Sie beschloß auch zugleich, nie sich mit ihrer Mutter von ihren Träumen zu unterhalten. Meine Mutter, dachte sie, hat nie geliebt, glaubt nicht an Liebe. Sie würde mich auslachen.

Kronele, deren Seele nie eine irdische Leidenschaft gefühlt, hatte keinen Sinn für die körperliche Schönheit eines Mannes. Ein Mann in ihrer Phantasie war nur ein edleres Mädchen und fast alle unschuldigen Jungfrauen haben diesen idealen Begriff von einem Jünglinge. Nicht etwa, daß sie einen Mann mit einer Mädchenschönheit sich wünschen, im Gegentheil! Nur malen sie sich einen Gatten, der mit der Kraft, die ihnen fehlt, alle zarten Gefühle und dasselbe Streben der Selbstaufopferung, deren sie sich selbst fähig glauben, vereint. Ihr höchstes Glück ist, einem Manne anzugehören, der in seinem strahlenden Lichte alle, die sich ihm nähern, gleichsam erleuchtet und verschönert. Sie vergessen nur, daß jedes Ausstrahlen eine Flamme voraussetzt und daß sie der Gefahr ausgesetzt sind, sich entweder an diesem Feuer zu versengen oder in allzu großer Nähe nichts mehr vom Lichte zu sehen und sich an den Kohlen und an der Asche zu beschmutzen.

Nie hatte Kronele die Häßlichkeit des Schulmeisters bemerkt. Sie sah nur die Schönheit seiner Seele, die ihre Mutter selbst nicht leugnen konnte, und die bezaubernde Macht, die er auf alle ausübte, die ihm zuhörten. Elias war der erste Mann, der sich von all den Männern, die Kronele kannte, durch geistige und ideale Eigenschaften auszeichnete.

Bald schien es ihr, als könne sie sich von allen ihren Gedanken nur Rechenschaft geben, seitdem sie Elias kennen gelernt hatte; als hätte sie nie, ehe sie ihn kannte, das Dasein ihres Herzens gefühlt. Ihr Leben fing für sie von der Stunde an, wo Elias zuerst ihr Unterricht gab.

(Forderung folgt.)

Ein Göttinger Pereat.

Von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Spät am Abend verließen mehrere Studenten in heiterster Stimmung das Wirthshaus, wohin sie nach der so plötzlichen Beendigung des Fackelzugs gegangen waren. Das kühne Pereat! hatte ihre vollste Zustimmung gefunden und war vielfach von ihnen besprochen worden. Sie waren erfreut darüber, daß dem Satrapen von Kassel zum ersten Mal so offen und laut entgegengerufen wurd, was Millionen im Stillen über ihn dachten. Wäre es nach ihrem Wunsch gegangen, so wäre der Tyrann

Digitized by Google

nun auch noch ohne eine Fenstermusik nicht davongekommen.

Auf der Weenderstraße, in der Nähe des Markts, trennten sie sich. Während die andern pfeifend oder singend ihren Weg gingen, eilte der eine von ihnen durch eine enge Gasse auf die Gronerstraße.

Er war der Lustigste gewesen. Um so mehr hätte es jedem, der ihn jetzt hätte betrachten können, auffallen müssen, daß er mit einem Mal still wurde und seine Stirn sich zusammenzog. Er ging langsamer und wie in Gedanken, als er die Gronerstraße erreicht hatte. Erst als er sich ziemlich am Ende derselben seiner Wohnung nahte, als er zu dem Hause emporblickte und in der dritten Etage, wo er bei dem Pedell Lang wohnte, noch Licht sah, klärte sich sein Gesicht wieder auf. Andere Gedanken schienen ihn zu erfassen, denn schnell trat er auf das Haus zu und stieg pfeifend die Treppen hinauf.

Als er sein Zimmer erreicht hatte, trat ein junges, liebliches Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, die Tochter seines Wirths, bei ihm ein. Ueberrascht und erfreut zugleich eilte er ihr entgegen.

„Ich dachte es mir gleich, daß du noch nicht zur Ruhe gegangen seiest", sprach er, des Mädchens Hand erfassend. „Ich sah Licht in deinem Zimmer. Hast du wirklich auf mich gewartet?"

„Ja", erwiderte das Mädchen, seine Hand in der des Burschen, dem es sich heimlich verlobt hatte, lassend. „Vater war vor einer Stunde hier und trug mir auf, dich zu erwarten und dir mitzutheilen, daß er dich heute noch sprechen müßte."

„Dein Vater?" unterbrach sie der Bursch bestürzt. „Was will er?"

„Ich weiß es nicht", entgegnete Marie.

„Wo ist er jetzt?"

„Er ist wieder fortgegangen. Er war unruhig, aufgeregt. Wahrscheinlich macht auch ihm der Vorfall von heute Abend viel zu schaffen. Warst du auch bei dem Fackelzug? Und hast doch gehört, wie einer dreimal Perеat! gerufen, als der König am Fenster erschienen? Es war schrecklich —"

„Nein — ja!" erwiderte der Bursch halb verwirrt. „Ja — ja, ich glaube — es gehört zu haben."

„Was hast du, Wilhelm?" fragte Marie, seine Zerstreuung bemerkend.

„Nichts — nichts! — Was sagte dein Vater? Sprach er davon?"

„Er ist nur wenige Minuten seitdem zu Haus gewesen. Die ganze Stadt spricht davon und die Polizei soll dem Rufer schon auf der Spur sein."

„Hm! Wer sagt das?" fiel der Student ein, indem er des Mädchens Arm erfaßte und sie forschend anblickte. „Wer sagt das?"

„Ich weiß es nicht mehr — alle", erwiderte Marie. „Weßhalb bist du so aufgeregt? Weißt du, wer es ist?"

Auf der Treppe wurden jetzt Tritte vernehmbar. „Es ist mein Vater", flüsterte Marie rasch. „Er darf mich hier nicht treffen!" Schnell verließ sie das Zimmer.

Mit starren Augen blickte Wilhelm Kraus, Student der Theologie, ihr nach. Sein Herz schlug aufgeregt rasch. Er schritt einigemal in der Stube auf und ab, um sich zu beruhigen, da trat sein Wirth, der Pedell, ein.

Wilhelm stand mit ihm auf dem besten Fuße, dennoch trat er ihm nicht ohne einiges Zögern entgegen.

„Sie haben — —" sprach er — seine Stimme stockte.

„Ich habe Sie bitten lassen, Herr Kraus, mich zu erwarten", sprach Lang. Ich mußte Sie heute noch sprechen."

„Heute noch?" fragte Wilhelm fast unbewußt.

„Ja heute noch. Sie waren ja auch bei dem Fackelzuge?"

„Ja", erwiderte Wilhelm, durch des Pedells scharfen, forschenden Blick noch mehr beunruhigt.

„Sie haben gehört, daß ein Toller dreimal Perеat! gerufen?"

„Hm —"

„Und Sie wissen nicht, wer es gethan hat?"

Wilhelm schwieg. Die Farbe war aus seinen Wangen gewichen, unwillkürlich schlug er die Augen nieder.

„Sie haben es gethan!" fuhr der Pedell fort. Denn Wilhelm's Verwirrung, sein Erbleichen war ihm nicht entgangen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine deutsche Frau.

(Sr. kgl. Hoh. dem Herzoge Maximilian in Bayern gewidmet.)

Wie in dem Felsennester
Der Adler seine Brut,
Vertheidigt seine Veste
Der König Franz mit Muth.

Und wie der Lämmergeier
Das junge Reh umkreist,
Umkreist der Sarden-König
Den Platz als böser Geist.

Es lagern seine Schaaren
Davor mit Uebermacht
Und senden Brandgeschosse
Hinein bei Tag und Nacht.

Auf Rosen aber liegen
Sie draußen eben nicht,
Gar manch Turiner Söhnchen
Macht ein recht lang Gesicht.

Herr Franz, der wack're Kämpe,
Heizt ihnen tüchtig ein;
Das Land hat er verloren,
Die Ehre blieb noch sein!

Franz ist ein ganzer König,
Im Feuer überall;
Sein Scepter ist der Degen,
Sein Königreich der Wall.

Doch sieht sich seine Veste
Vom Hunger schon bedroht,
Schon lodern Feuergarben
Und gierig mäht der Tod.

Durch seine Bataillone
Geht dumpfen Murrens Ton,
Es sprechen selbst die Bessern
Von Uebergabe schon.

Als nun der Sarden Feuer
Des Platzes Wälle fegt
Und, was nicht bombensicher,
In Schutt und Asche legt;

Als in den Batterieen
Das eig'ne Feuer schweigt
Und sich der Muth der Männer
Schon stark im Sinken zeigt:

Da naht sich leichten Schrittes
Ein Weib von hohem Sinn
Mit einer Helden-Seele:
Neapels Königin.

Die deutsche Fürsten-Tochter,
Sie lächelt unverzagt
Und spricht: „Wenn Männer wanken,
Ziemt's, daß die Frau noch wagt!"

Das war aus zartem Munde
Ein muthig, starkes Wort,
Es pflanzt sich durch die Reihen
Und durch die Herzen fort.

Die Fürstin aber schreitet
Zur Brustwehr furchtlos vor,
Dort steht sie, den Verzagten
Ein leuchtend Meteor.

Und staunend sehn's die Krieger,
Dann bricht der Jubel aus:
„Hoch lebe unser König!
Hoch sein erlauchtes Haus!"

Die Kanoniere eilen
Von Neuem an's Geschütz,
Und um den Festungs-Gürtel
Zuckt feurig Blitz auf Blitz.

Nichts mehr von Uebergabe
Und Waffenstillestand,
Kampfmuthig wird den Feinden
Der Gruß hinausgesandt:

„Wollt ihr die Veste haben
So nehmt sie — wenn ihr könnt.
Gott schenke Franz dem Zweiten
Noch langes Regiment!"

Maria, Deine Schläfe
Umflichtet der Lorbeerkranz,
Und Du, mein kühner Degen,
Bleib standhaft, König Franz!

Du magst den Thron verlieren,
Dein eigen bleibt Dein Schwert,
Und größer als der Krone,
Ist Deiner Heldin Werth.

H. v. Loefen. — (N. Pr. Z.)

Auflösung des Räthsels in № 13:

Waage.

Verantwortliche Redaction: Dr J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 15. Speyer, Dienstag 5. Februar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

(Fortsetzung.)

So stark auch der Wille eines Weibes ist, er ist sich seiner unbewußt, ehe er von dem Willen eines Mannes beherrscht und belebt wird. Elias lebte übrigens wie sie in einer höhern Welt der Wissenschaft und der Religion, während die andern Männer von nichts anderm als von Aeckern, Kühen, Ochsen, Pferden und Mädchen sprachen. Nie hatte er seine Meinung über die Schönheit oder Häßlichkeit eines Mädchens geäußert, nie unterhielt er sich außerhalb seiner Lehrstunden mit einem Frauenzimmer; er schien nur für die Wissenschaft und Gott zu leben.

Sei es durch seinen Lehrerstand, der große Geduld erheischt, sei es durch seine Natur, die weder Zorn noch Unmuth ertrug, Elias war sanft und nie hatte ihn Jemand erzürnt gesehen. Frau Reich sogar brachte es trotz ihrer bösartigen Sticheleien nicht dahin, ihn aus seinem Gleichmuth und seiner Würde zu reißen.

Kronele dachte daher eher an das Glück, Elias als Lebensgefährten denn als Ehemann zu besitzen. Weil, wie man sagt, ein Mädchen früh oder spät neben einem Manne leben muß, so wäre er ihr am liebsten gewesen; ja keinem andern glaubte sie je erlauben zu können, sie mit du anzureden.

Somit hatte Kronele ihre Wahl getroffen. Ihr Zauberpalast war erbaut. Ihre Seele hatte Besitz davon genommen und so leicht war es nicht, sie daraus zu bannen.

Nichts ist tyrannischer als der Wille eines liebenden Herzens, der sich von allem zurückzieht und in diesem Alleinsein sich selbst und andern befiehlt und Gesetze vorschreibt. Wehe dieser Seele jedoch, wenn ein stärkerer Wille sie gewaltsam aus dieser duftigen ätherischen Welt stößt.

Eine Seele, die ihren Willen verliert, stirbt. Kronele hatte eine Ahnung von dieser Wahrheit. Sie fühlte, daß, wenn ihre Mutter oder Elias selbst ihr verböte, in diesem Traume zu wandeln, sie, wenn auch nicht auf der Stelle, doch langsam dahinsterben würde.

Was kümmert aber der Tod eine liebende Seele? Ist er nicht selbst eher eine Hoffnung als eine Täuschung?

Man verbietet einem Mädchen, von dem Geliebten zu träumen — Leben ist alsdann nur eine ewige Verbannung, Sterben aber ist vielleicht eine Wanderung zu dieser Zauberstelle.

XV.

Frau Reich, die mehr Herz hatte, als Kronele ihr zutraute, ließ sich von der sichtbaren Ruhe ihrer Tochter nicht täuschen und glaubte die Schlacht nicht gewonnen, weil der Feind das Schlachtfeld verlassen. Sie hatte eine neue Unterredung mit ihrem Manne, nicht etwa, um seine Meinung zu erfahren, sondern um ihm ihren Entschluß, Kronele um jeden Preis zu verheirathen, mitzutheilen.

Sie gab daher allen wandernden Heirathsmäklern Befehl, einen jungen frommen Israeliten aufzufinden, der Kronele mit 10,000 Francs Mitgift und einer reichen Aussteuer zu ehelichen wünsche.

Sonderbar! Kaum hatte Elias das Dorf verlassen, so wollte ein Jeder gesehen und gewußt haben, daß Kronele in ihn und, was noch mehr, der Schulmeister in Kronele verliebt sei. Frau May und ihre Töchter, denen es nicht an Witz fehlte, hörten nicht

auf, zu Herrn Elias' Lobe zu sprechen; selbst in Gegenwart der Frau Reich lobten sie, freilich um sie zu ärgern, ihre Tochter Kronele, weil sie als eine wahre Pariserin die Dorfvorurtheile verschmähte und den Grundsatz festhielt, daß die Wissenschaft es wohl mit dem Gelde aufnehmen könne.

„Die Wahrheit ist", erwiderte Frau Reich darauf, die ihren Zorn mit einem Lächeln verbiß, „daß mein Kronele nur zu winken braucht, um den Elias als Mann zu bekommen. Ich kenne jedoch junge Töchter, die drei Mal so reich sind wie die meinen, und von denen Elias keine heirathen würde, und wäre sie auch so schön wie meine Heva!"

Dennoch wußte Frau Reich, daß die Mays recht hatten. Daher folgte sie einem Vorschlage Leon's und bat alle jungen Burschen des Dorfs, die große oder kleine Ansprüche auf Kronele machten, den Schulmeister zu verschreien und zu verkleinern und besonders nie etwas Gutes von ihm vor ihrer Tochter zu berichten.

Diesem Wunsche wurde reichlich entsprochen. Natürlich ohne Erfolg.

XVI.

Es war in der nächsten Woche, als ein alter Jude im Dorfe eintraf und sich zur Frau Reich begab, um ihr eine Partie für Kronele anzutragen. Diese bat ihn, des Abends wiederzukommen, um in Gegenwart der ganzen Familie seinen Antrag zu wiederholen.

Als er kam, sagte die Mutter zu Kronele: „Mein Kind, da ist der Schadchen, der dich zu verheirathen wünscht. Er weiß, was in unserm Hause vorgefallen ist. Da du aber auch weißt, daß ich dich nie einem Bettelkind zur Frau geben werde, so wirst du ihn anhören und ihm offenherzig deine Meinung sagen."

Kronele antwortete nicht.

„Keine Antwort, gute Antwort", sagte der Alte, der sich in seinem Stuhl zurechtsetzte und anfing: „Der junge Mann, den ich Euch vorschlage, ist ein ehrliches Kind frommer Jehudim aus dem Dorfe Oderfe. Er ist 25 Jahre alt, reich und handelt mit Pferden. Glaubt mir, liebes Kind, wenn ich hierher gekommen bin, um Eure schöne Hand für einen meiner guten Bekannten zu fordern, so habe ich meine guten Gründe dazu gehabt. Ich habe mich im voraus über alles erkundigt und wußte, daß ich es mit einem schönen, feinen und frommen Judenkind zu thun hatte. Hört mir wohl zu! Ihr müßt nicht glauben, wir brauchen Eure Nedime — ich habe da in meiner Rocktasche fünf, sechs junge, prächtige Mädchen, drei Mal reicher wie Ihr — und ich bin eigentlich kein Schadchen, ich bin der Abgesandte, der Meschuloch von meinem lieben, guten Karl, so heißt mein Freund — Gott soll mir ihn leben lassen! Wahr ist's, er glaubt, Ihr seid eine Schönheit — und daher habe ich Euch sehen wollen, ehe ich ein Wort von allem Eurer Mutter gesagt habe, damit mein Karl in seiner Erwartung nicht betrogen werde. Die Probe aber habt Ihr bestanden. Mademoiselle, ich bin kein Schmeichler, aber ich gestehe, daß Ihr mir ganz besonders gefallt. Ihr habt eine englische, feine Schönheit. Ja, ich finde Euch schöner als Hesse, und sie gilt doch im ganzen Canton für das schönste Judenmädchen.

Kronele aber lachte spöttisch und sagte: „Alles, was Ihr da gesprochen habt, wird Euch von dem jungen Manne bezahlt. Euch soll ich nicht heirathen, sondern ihn. Mag er denn kommen und mir seinen Antrag machen, ich will ihm kurz mit Ja oder Nein antworten."

„Also", versetzte der Alte, „wünscht Ihr, daß er selbst komme?"

„Ich verbiete Niemanden unser Haus", erwiderte Kronele, „und meine Mutter ist stolz darauf, jedem Fremden, reich oder arm, ein Nachtessen und ein Bett anzubieten."

„Brav, Kronele", sagte der Vater. „Du bist klüger als deine Mutter, die immer sagt, daß du dich gar nicht verheirathen willst."

Bei diesen Worten fuhr Kronele zusammen. Sollte meine Mutter mich errathen? dachte sie, indem sie sie zärtlich anblickte. Sollte sie in meinem Herzen gelesen haben?

Frau Reich hatte den Blick ihrer Tochter verstanden und kaum war der Schadchen fort, so sagte sie zu ihrem Manne: „Wir

Digitized by Google

dreschen leeres Stroh. Unsere Tochter heirathet keinen Handelsmann, den Elias will sie! Sie bringt mich noch zehn Jahre früher ins Grab."

Am andern Morgen erwartete Frau Reich umsonst den Alten, der ihr versprochen hatte, den Kaffee mit ihr zu trinken. Sie schickte ihren Sohn, um ihn zu holen, er hatte aber das Dorf schon bei Tagesanbruch verlassen.

Kronele und Frau Sommer waren ihm des Nachts bis an die Herberge gefolgt und Kronele hatte ihm zwei Fünffrancsstück für das Versprechen gegeben, daß er nie wieder ins Dorf kommen wolle, um sie zu verheirathen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Göttinger Pereat.

Von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Herr Lang!" fuhr Wilhelm fast heftig auf. „Wer sagt das? Wer vermag es zu beweisen!"

„Ich!" erwiderte der Pedell ruhig, mit fester Stimme. „Ich stand von Ihnen nur wenige Schritte entfernt. Ich erkannte Ihre Stimme und sah, daß Sie gleich darauf sich hastig zwischen der aufgeregten Menge hindurchdrängten. Sagen Sie mir offen: Haben Sie es gethan oder nicht?"

Wilhelm schwieg einen Augenblick, dann erwiderte er gefaßt: „Ich! ich habe es gethan!"

„Unglücklicher, wie konnten Sie so verwegen und thöricht sein!" rief Lang. „Wissen Sie, was Ihrer wartet, wenn Sie entdeckt werden? Sie werden füsilirt! Glauben Sie mir das!"

„So mag es sein!" rief Wilhelm. „Ein deutscher Jüngling soll diese Tyrannen hoch leben lassen? Nein, ich habe das Pereat! gerufen — mit Bewußtsein, mit Absicht. Sie wissen es, nun zeigen Sie mich an. Ich gehe in den Tod!"

Die Stirn des Pedells zog sich finster in Falten. „Ich würde es thun, wenn Sie nur geringe Strafe zu erwarten hätten, die ein so leichtsinniger Streich unter gewöhnlichen Umständen verdient. Aber ich will Sie nicht unglücklich machen und das würden Sie werden. Wer weiß noch darum, daß Sie es gethan haben?"

„Niemand."

„Keiner Ihrer Freunde?"

„Kraus besann sich, wer in der Nähe stand — nur Leute vom Lande —

„Sie waren nach dem Fackelzuge mit mehreren Bekannten im Wirthshause — haben Sie nicht darüber gesprochen?"

„Gesprochen wohl —"

„Und es ahnt Niemand, daß Sie es gethan haben?"

„Niemand —"

„Die Polizei weiß, daß es ein Student gewesen ist — wer stand neben Ihnen, als Sie die Thorheit begingen?"

„Niemand — ich stand allein im Schatten eines Hauses — rings einige Bauern — Frauen und Kinder —"

„Meine Pflicht gebietet mir, Sie anzuzeigen", fuhr Lang fort — „ich will es aber nicht thun — Ihr Bruder hat Jahre lang bei mir gewohnt, Sie selbst kenne ich seit Jahren — ich will es nicht thun, um Sie und Ihre Familie nicht ins Unglück zu stürzen. Zum Glück hat die Polizei bis jetzt trotz aller Bemühungen noch keine nähere Spur entdeckt — kommt es dennoch heraus, so werde ich Amt und Brod darüber verlieren — Guter Gott, wird denn diese Welt sich nicht endlich ändern —?"

„Von mir erfährt es nie Jemand, daß Sie darum gewußt haben", erwiderte Wilhelm, indem er des ehrlichen Lang Hand ergriff. „Ich konnte nicht anders in dem Augenblicke, als Tausende ihn hoch leben ließen, die ihn im Herzen verachten wie ich."

„Gott! Gott!" antwortete Lang. „Wie konnten Sie sich nur so hinreißen lassen! Danken Sie Ihrem Schöpfer, wenn es so vorübergeht — die Polizei bietet alles auf, Sie zu entdecken."

„Ich werde die Stadt verlassen", warf Wilhelm ein.

„Um Himmels willen — nein! Das dürfen Sie nicht! Das könnte auffallen — Sie müssen alles vermeiden, was irgend

Digitized by Google

einen Verdacht auf Sie werfen könnte — seien Sie vorsichtig. Ich komme täglich mit den Polizeiofficianten zusammen, kommen sie auf Ihre Spur — so werde ich Sie zeitig genug warnen — dann erst mögen Sie die Stadt verlassen und fliehen."

Wilhelm erfaßte aufs neue bewegt seine Hand.

„Sie haben nicht verdient, daß Sie ganz straffrei ausgehen", fuhr Lang fort, „aber ich mag Sie auch nicht dem furchtbaren Zorn des Königs aussetzen. Nur seien Sie vorsichtig und unbefangen gegen andere. Zeigen Sie keine Furcht!"

Er verließ das Zimmer.

Wilhelm hatte die Tragweite seiner That vorher nicht bedacht und erkannt. Aufgeregt schritt er im Zimmer auf und ab und das Wort „füsilirt", die Militärherrschaft mit ihrem kurzen Processgange klang ihm immer und immer im Ohre. Er gedachte des Mädchens, das er so innig liebte, ihres Schmerzes, wenn er als Gefangener fortgeführt würde einem dunkeln Loose entgegen. In wenigen Jahren hatte er sie als sein Weib heimzuführen gehofft — seine ganze Zukunft war vernichtet, wenn er auch vielleicht nur einige Zeit im Gefängnisse zubringen mußte.

In seiner Aufregung faßte er den Entschluß, dennoch zu entfliehen. Es kam ja nur auf die vorsichtige Ausführung dieses Plans an. Seine Phantasie sah sich mit einem Fuhrwerk rasch an die preußische Grenze geführt. Er kannte einen Kutscher vorm Thor, der ihm oft zu fröhlichen Fahrten sein Geschirr geliehen. Es war noch nicht Mitternacht. Es war noch lebhaft in den Straßen. Er vergegenwärtigte sich wohl, daß man gerade auf die vigiliren würde, die sich entfernten. Aber es waren so viel Fremde in der Stadt — —

In nächtlicher Einsamkeit werden oft die unglücklichsten Pläne geboren. Wilhelm Kraus sah alles fieberhaft und gespenstisch. Er steckte seine wichtigsten Sachen zu sich, schlich sich, er hatte einen Hausschlüssel, zur Treppe hin, warf noch einen Abschiedsblick auf die verschlossene Schlafkammer Mariens und war auf der Straße, die er indeß einsamer fand, als er geglaubt hatte —

Erst als er eine Patrouille von Soldaten und den Hufschlag berittener Gensdarmen hörte, besann er sich, blieb stehen und kehrte in seine Wohnung zurück. Sein Entschluß war es nun doch, lieber zu bleiben.

Der Morgen graute bereits, als er einige Ruhe fand.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

* Jüngst kam in ein Dorfwirthshaus auf der Sickinger Höhe ein Reisender, verlangte ein Glas Wein und fing dann mit dem Wirthe eifrig zu politisiren an. Der Wirth stritt für Franz II., der Reisende für Garibaldi, der, wie er meinte, hoffentlich auch bald nach Deutschland kommen werde. Der Wirth entgegnete, er habe bereits einen gewissen Garibaldi im Hause. Als der Reisende dessen Bekanntschaft zu machen wünschte, rief der Wirth durch die geöffnete Thüre: „Garibaldi!", worauf sogleich ein schön gewachsener junger Hund hereinsprang. Der Commis-Voyageur schnitt ein langes Gesicht, trank sein Glas aus und setzte seinen Stab weiter, um anderwärts vielleicht mit mehr Erfolg Propaganda für Garibaldi zu machen.

* Charade.

Im Winter sitzt die deutsche Frau
Viel lieber vor den ersten zwei,
Als daß sie in den Spiegel schau' —
Und sorgt für Mann und Kind dabei.
Sie thut berufstreu auch im Haus,
Was ächt deutsch sagt das zweite Paar;
Für Eitelkeit gibt sie nichts aus,
Für's Haus sorgt, wirkt sie immerdar.
Und solche Frauen, deutsch und schlicht,
Gibts Gottlob! noch im Pfälzer Land;
Sie fehlen auch im Ganzen nicht,
Im Städtchen an der Alsenz Strand.

— r.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Grib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 16. Speyer, Donnerstag 7. Februar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

(Fortsetzung.)

XVII.

So lange Kronele sich bemühte, ihre Freier zu entfernen, sah man auf ihren Gesichtszügen keine Spur von dem innern Seelenschmerz; sobald aber dieser Kampf unnöthig ward, wurde sie tagtäglich blässer. Ihre Wangen furchten sich, um ihre Augen zog sich eine bläuliche Linie, ein Zeichen der Erschlaffung, und bald mußte sie oft in der leichtesten Arbeit minutenlang innehalten und sich ausruhen. Frau Sommer hatte dies Unwohlsein früher als Frau Reich bemerkt, und mit der wahren Ursache nur zu wohl bekannt, schrieb sie folgenden Brief an Elias, dessen Adresse sie in Straßburg erkundigt hatte.

„Mein Herr!

„Sie kennen die Schreiberin dieses Briefs als eine ehrliche, schlichte Frau und als die einzige Freundin Kronele's, Ihres Zöglings. Sie glauben mir also, wenn ich Ihnen sage, daß ich Ihnen ohne Wissen meiner unglücklichen Freundin schreibe. Ich habe lange gezögert, ehe ich mich selbst dazu entschloß; es handelt sich aber um das Wohl einer schönen Seele und einer treuen Freundin. Gebe Gott, daß mein Entschluß zum Guten ausfalle!

„Mein Herr! Seitdem Sie unser Dorf verlassen haben, weiß Jedermann, daß Kronele Sie liebt; Niemand aber weiß, ob Sie dieselbe lieben oder je geliebt haben. Nicht einmal ich, ihre einzige und beste Freundin. Sollten Sie ein schlimmes Spiel mit ihr getrieben haben? War's möglich, daß Sie sich den Anschein gaben, ein junges, unschuldiges Mädchen zu lieben, ohne für sie etwas Heiliges zu empfinden? In diesem Falle ist es Ihre Pflicht, mir es zu gestehen. Ich weiß, die Welt verzeiht solche Fehler leicht. Oder haben Sie wirklich meine Freundin geliebt und seitdem vergessen — denn „Aus den Augen, aus dem Sinn", sagt das Sprichwort — nun, so ist es ebenfalls Ihre Pflicht, mir die Wahrheit zu sagen. Denn ich darf, ich muß Ihnen wohl gestehen, daß Sie das Herz, das Glück und vielleicht das Leben dieses Engels geraubt haben.

„Ohne von Ihnen zu sprechen, schlägt Kronele, die mit Recht diesen Namen trägt, alle Partieen aus, die ihr angetragen werden. Man verleumdet Sie in Gegenwart meiner lieben Freundin, man spottet über Ihr Aeußeres — Kronele bleibt still und glaubt Sie nicht einmal gegen Ihre Feinde vertheidigen zu dürfen, die sie nicht als Ihnen ebenbürtig betrachtet. Sie antwortet sogar ihrer Mutter nicht, die alles, aber vergebens, anwendet, ja sie sogar mißhandelt, um sie zu reizen und in Zorn zu bringen. Aber Kronele verbirgt lieber ihre Thränen und schweigt. Für Sie dulden, ist ihre höchste Wonne. Ich hätte Ihnen alles dies wohl nicht geschrieben, wenn nicht diese Kämpfe, dieser beständige Krieg eines schwachen Geschöpfs gegen seine ganze Familie, ja gegen das ganze Dorf — denn es geht kein Dorfjunge an ihr vorüber, ohne sie zu fragen, wann der Prinz Elias die Schäferin Kronele in einer goldenen Kutsche holen wird —, wenn nicht, wie ich sage, dieser beständige Krieg die Gesundheit und das Leben meiner Herzensfreundin ernstlich bedrohte. Kronele gleicht sich nicht mehr seit Ihrer Abreise und ich fürchte, daß sie innerlich entschlossen ist, eher zu sterben, als Ihnen freiwillig zu entsagen.

Digitized by Google

„Ich frage Sie ernst und aufrichtig: Lieben Sie Kronele? Oder haben Sie sie geliebt und doch vergessen?

„Wenn Sie meine Freundin lieben, so ist's Ihre Pflicht, sie zur Heirath zu verlangen, Leon will sich verheirathen, Heva ist bereits 17 Jahre alt. Die Mütter aber sucht Zeit zu gewinnen, denn sie hofft, Kronele werde Sie vergessen. Sie irrt sich; Kronele vergißt Sie nie, selbst wenn Sie ihrer vergessen hätten.

„Ich weiß, daß Sie mir antworten können, Frau Reich würde Ihnen die Hand ihrer Tochter versagen. Möglich, möglich auch nicht! Mein Mann sagt: ein Ehrenmann müsse vor allem seine Pflicht thun, das andere stehe bei Gott.

„Wenn es aber wahr ist, wie ich es oft hören mußte, daß Sie geheime Mittel besitzen und anwenden, um sich beliebt zu machen, ohne je etwas Heiliges, ohne je Liebe für ein Mädchen zu empfinden — ich glaube es nicht —, so sollten Sie doch aus Mitleid mir in einem Briefe das Geheimniß mittheilen, auf daß ich das Leben diesem unschuldigen und reinen Wesen rette, damit Kronele Sie vergesse und ihren Aeltern, ihrer Freundin, sich selbst erhalten bleibe.

„Ich erwarte von Ihnen eine eben so rasche als bestimmte Antwort. Mir nicht antworten, hieße sich selbst gestehen: ich bin ein Heuchler und ein Mörder, wogegen Ihre Antwort dem armen Mädchen einen glücklichen Moment verschaffen würde. Verzeihen Sie meine derbe Aufrichtigkeit.

Esther Sommer."

Kaum war ein Monat verstrichen, seit Frau Sommer ihren französischen Brief auf die Post gegeben hatte, als sie folgende Antwort aus Afrika erhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Göttinger Pereat.

Von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Der König hatte am folgenden Morgen in erbittertster Stimmung die Stadt verlassen, nachdem er dem Präfecten noch einmal eingeschärft, den Schuldigen zu entdecken.

Tage waren seitdem schon wieder verflossen; man sprach in der Stadt kaum noch von dem Pereat. Desto mehr wurde es in den Zeitungen ausgebeutet; die Polizei setzte, wie Wilhelm durch Lang erfuhr, ihre Nachforschungen im Stillen noch mit demselben Eifer fort — es galt, des Königs Willen zu vollziehen. Eine auf den Schuldigen führende Spur war noch immer nicht gefunden und als ein Tag nach dem andern hinschwand, dachte Wilhelm zuletzt selbst nicht mehr an Gefahr; es hob ihn wieder, daß er dem Tyrannen ein lautes Pereat! entgegengerufen. Auch Lang's Besorgnisse waren geschwunden.

Da war Wilhelm plötzlich eines Tages verschwunden. Es fiel Lang am ersten Tage nicht auf, er konnte mit einigen Freunden irgend eine Fahrt unternommen haben und länger ausbleiben, als von Anfang seine Absicht gewesen war. Als er indeß auch die zweite Nacht und den zweiten Tag nicht heimkehrte, als seine Freunde ihn gleichfalls vermißten und aufzusuchen kamen, als Niemand von allen wußte, wo er sein könnte, stieg eine bange Ahnung in Lang auf — er war entweder geflohen oder doch noch von der Polizei entdeckt und heimlich festgenommen worden. Und diese Befürchtung durfte er nicht einmal aussprechen, wenn er sich nicht selbst in Verdacht und wegen seiner Mitwissenschaft in Gefahr bringen wollte!

Selbst gegen Marie, die ihre Angst und ihren Schmerz nicht länger zu verbergen vermochte und ihrem Vater gestand, daß sie sich mit Wilhelm Krans im geheimen versprochen, durfte er seine Befürchtung nicht erwähnen. Ein doppeltes Interesse knüpfte ihn jetzt an den Verschollenen.

Vergebens bemühte er sich, von den Polizeiofficianten unter der Hand irgend eine Aufklärung zu erhalten. Er machte endlich von Wilhelm's Verschwinden Anzeige und ward sogar in seiner Vermuthung irre, als er bemerkte, daß auch die Polizei sich Mühe gab, den Verschwundenen aufzufinden. Die ganze Stadt sprach davon.

Digitized by Google

Lang hatte an Wilhelm's Aeltern geschrieben — vielleicht war er zu denen gereist. Sie schrieben bestürzt zurück, daß sie nicht wüßten, wo er sei, und wenige Tage darauf kam sein Vater selbst, um Nachforschungen anzustellen.

Eine Flucht war nicht zu vermuthen, nichts deutete darauf; er hatte nicht einmal sein Geld mitgenommen. Man sprach von Selbstmord, aber nicht der geringste Grund, kein Anzeichen dazu lag vor. Er war im Gegentheil die letzten Tage vorher besonders heiter gewesen und am letzten Nachmittage hatte Marie noch mit ihm gesprochen, ohne das geringste Auffällige in seinem Wesen zu bemerken.

Es war nur ein Unglück oder ein Verbrechen oder der Fall zu vermuthen, den Lang befürchtete, an den Niemand freilich zu denken vermochte — daß die geheime Polizei ihn in aller Stille aufgehoben.

Gegen Wilhelm's Vater sprach Lang diese Befürchtung aus, indem er ihm alles mittheilte. Sie reisten zusammen nach Kassel, vielleicht gelang es ihnen dort, die Spur des Verschwundenen zu entdecken. Tagelange Bemühungen und die sorgfältigsten Nachforschungen blieben ohne Erfolg.

Lang selbst gewann wieder den Gedanken an ein Unglück oder Verbrechen, aber auch in dieser Beziehung war die Polizei bereits thätig gewesen, ohne das Geringste zu entdecken. Aufrufe in öffentlichen Blättern blieben ohne Erfolg.

Dieses plötzliche, unerklärbare Verschwinden machte das größte Aufsehen und setzte die Stadt wieder in eine gewisse Aufregung, die sich steigerte, je mehr vergebliche Bemühungen zur Auffindung des Entschwundenen gemacht wurden.

Es blieb ein Räthsel. Aber auch diesen Vorfall fing man an zu vergessen, als Wochen und Monden vergingen, ohne daß man von dem Entschwundenen das Geringste erfuhr.

Wilhelm Kraus befand sich aber in der That in Kassel — als Gefangener — —

II.

An jenem Abend, als Wilhelm hatte entfliehen wollen, verrieth er sich. Die ausgesandten Wächter der geheimen Polizei statteten Bericht über jeden ab, der in jener Nacht allein oder in irgend einer verdächtigen Bewegung betroffen wurde. Man hatte gesehen, daß er vor dem Vorüberziehen einer Patrouille stutzte und seinen Weg änderte. Mancher andere mochte schon für ihn genommen und auf strengste Art inquirirt worden sein. In aller Stille mehrten sich die Erkennungszeichen seiner Person und so war er an jenem Tage, wo er zum letzten Male mit Marie gesprochen hatte, sorglos vor dem Thore spazieren gegangen. Dem Gedanken an die Geliebte und seine Zukunft hingegeben, hatte er sich weiter von der Stadt entfernt, als seine Absicht gewesen. Der Abend war hereingebrochen. Da wurde er plötzlich von drei Männern überfallen. Mit der Kraft und dem Muthe der Verzweiflung hatte er sich ihnen widersetzt, er wurde indeß niedergeworfen, gefesselt und selbst verhindert, um Hilfe zu rufen, da man ihm den Mund mit einem Tuche verstopfte.

Einer der Männer, in denen er Polizeiofficianten erkannt hatte, war zur Stadt geeilt und bald darauf mit dem Wagen des Präfecten zurückgekehrt. Er wurde hineingeschafft und mit größter Hast nach Kassel gebracht. Noch ehe der Tag angebrochen, hatte er das Gefängniß bereits betreten.

Nach einigen Tagen hatte ihn ein Militärauditeur im Gefängnisse selbst verhört. Er hatte seine That nicht geleugnet, es würde ihm auch wenig geholfen haben.

Bei diesem einen Verhöre war es geblieben. Keines Menschen Stimme hatte er seit jener Stunde wieder vernommen. Jérôme's Zorn schien das Pereat! ihm zurückzurufen und an ihm selbst in bitterster Weise wahr machen zu wollen. Wilhelm ging von Tag zu Tag geistig und körperlich mehr und mehr in dem Gefängnisse unter. In Verzweiflung hatte er oft den Entschluß gefaßt, sich selbst das Leben zu nehmen. Er brauchte nur den Krug, in dem ihm täglich Wasser gebracht wurde, zu zerschlagen und mit den Scherben desselben sich die Pulsader aufzureißen, aber die Lebenslust klammert sich an die kleinste Hoffnung und richtet sich an ihr wieder auf. Noch hatte

Digitized by Google

er ja keinen Urtheilsspruch vernommen — er konnte ja bald seine Freiheit wieder erlangen! Hierauf hoffte er, obschon Wochen und Monden hingingen und er keinen Urtheilsspruch vernahm. Er hoffte von Hieronymus keine Gnade; er sah voraus, daß sein Zorn die härteste Strafe, welche auf seinem Vergehen stand, auswählen werde — er hatte für das leichtsinnig gerufene Wort bereits genug gebüßt, Schlimmeres konnte ihn unmöglich noch treffen

An solchen Gedanken richtete sich sein Hoffen auf.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Zu dem großen deutschen Sängerfeste, welches in den Tagen vom 20. bis 22. Juli zu Nürnberg abgehalten werden soll, wird daselbst eine große gedeckte Festhalle auf dem Marsfelde errichtet. Bereits sind an sechzehn der hervorragendsten deutschen Componisten (Lachner, Abt, Thiersch, Storch, Küchen, den Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, Becker, Meyerbeer, Otto ꝛc.) Einladungen zu Compositionen ergangen.

Wie dem K. f. N. von Dingolfing geschrieben wird, brach am 29 Januar die Brücke bei Berching in dem Augenblicke zusammen, als ein Söldner mit seinen zwei Ochsen über dieselbe fuhr, welch' letztere todt an einem Joch mit dem Wagen hängen blieben, während man die Leiche des Mannes, eines Familienvaters von acht Kindern, bis jetzt noch nicht auffinden konnte.

* Die Lerche im Winter.

Die du in's helle Morgenroth
Dich jubelnd einst geschwungen,
Des schönen Frühlings Siegeslied
An tausend Herzen gesungen.

Wie schleichst du nun gebückt einher,
Wie läßt du die Flügel hangen!
Im tiefen Schnee, im tiefen Leid
Ist dir das Singen vergangen.

Im tiefen Schnee, von Hunger matt
Hüpfst du wohl vor dem Hause,
Blickst bittend nach dem Fenster dort
Zum dicken Mann im Flauße.

Er sieht dich wohl und spricht für sich:
„So geht's, wenn in jungen Tagen
Man nur an's Singen und Pfeifen denkt,
Hat alt man nichts zu nagen."

Er sieht dich wohl, er gibt dir nichts
Der kluge Herr Philister;
Ach arme Lerche, du dauerst mich
Und alle deine Geschwister.

Du und die ganze Sängerzunft
Ihr dauert mich unsäglich:
Die Welt ist eures Ruhmes voll,
Und läßt euch verhungern kläglich.

— X. —

Logogryph.

Das Ganze, geistig uns wie körperlich ein Feind,
Am Drohendsten doch auf der Höh' erscheint.
Fehlt ihm der Kopf, dann mahnt dein erst' Gewand dich an die Zeit,
Wo dir noch nie geahnt des Ganzen fährlich Leid.
Fehlt dann der Fuß — in Florens Heiligthume
Zeigt sich dir aufgerankt gar eine zarte Blume,
Und wenn nun noch einmal das letzte Zeichen weicht,
So bleibt ein Etwas nur, das nie dein Blick erreicht.

Auflösung der Charade in № 15:
Rockenhausen.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Heib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 17. Speyer, Samstag 9. Februar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weil.

(Fortsetzung.)

Die Antwort des Herrn Elias Seibel auf das Schreiben der Frau Sommer lautete:

„Werthe Frau!

„Vor allem meinen Dank für Ihre Aufrichtigkeit und die Güte, mir zu schreiben!

„Hiermit beantworte ich Ihre Fragen, eine nach der andern.

„Sie fragen mich, ob ich Kronele liebe?

„Ich liebe sie, seit ich sie zum ersten Male sah! Ich habe nie geliebt, ehe ich sie sah, und nie werde ich ein anderes Mädchen lieben als Kronele!

„Ihnen, der Freundin meiner Geliebten, darf ich wohl dies Geständniß thun, aber unter der Bedingung, die ich Ihnen, wie die Heilige Schrift sich ausdrückt, auf das Herz binde. Kronele darf nie diese Zeilen zu Gesicht bekommen, noch den Inhalt erfahren, so lange sie nicht sicher ist, daß sie mir feierlich als Eheweib mit Einwilligung ihrer Aeltern angelobt werde! Möge Gott diesen Moment für uns beschleunigen! Denn wozu ihr sagen, daß ich vor Liebe für sie vergehe, wenn sie für mich verloren ist?

„Schon lange, als ich bei meinem Eintritt in das Reich'sche Haus Kronele wegen ihrer bescheidenen Kleidung für eine Waise, eine Verwandte des Hauses hielt, gelobte ich mir in meinem Innern, für dieses göttliche Geschöpf zu arbeiten und zu leben. Als ich die Wahrheit erfuhr, konnte ich diesen niedergeschriebenen Entschluß wohl dem Papier, aber nicht meinem Herzen entreißen. Besser, ich hätte an jenem Tage schon das Haus verlassen oder von dem Augenblicke an, wo ich den halsstarrigen Willen und Charakter der allmächtigen, alleinherrschenden Mutter kennen lernte. Ach, es wäre doch zu spät gewesen! Denn zu meinem Schrecken — ja, ich erschrak vor mir selber — bemerkte ich bald, daß Kronele meine Liebe erwiderte.

„Und dann war es für mich eine paradiesische Glückseligkeit, die Seele dieses theuern Wesens auszubilden; denn nie schuf die Hand des Schöpfers eine schönere! Wohl war dies meinerseits ein Dünkel, denn an dieser Seele war nichts mehr zu bilden, man konnte sie nur bewundern. Kronele begreift alles Große und Edle, als hätte sie nie etwas Kleines und Niedriges gekannt noch gesehen. Sie spricht die Sprache des Himmels, als wäre sie nie auf Erden! Und statt sie zu belehren, unterhielt ich mich mit ihr über die Wissenschaft, um von ihr zu lernen.

„Die Wärme, die Strahlen, die ihre Gedanken und Gefühle verbreiten, haben mehr als einmal nicht allein die Gesundheit meiner Seele, sondern auch die meines Körpers aufrecht erhalten; ein Blick aus ihrem Auge heilte mich. Und wenn ich ermüdet, der Menschen und ihrer Niedrigkeiten satt war, bedurfte es nur ihrer sanften Antworten, und mein innerer Schmerz verschwand wie der Nachthauch unter dem Morgenthau!

„Wer spricht von Zauberei? Ist Jemand bezaubert, so bin ich es! Und wenn ich so rasch auf und davon lief, so geschah es, weil ich durch meine Gegenwart nicht diese zarte Seele unglücklich machen wollte; weil ich fürchtete, diese Paradiesblume könnte von den sie umgebenden Nesseln erstickt werden; weil ich hoffte, sie werde mich vergessen. Gern hätte ich meine Liebe ihrem Glück geopfert! Sie betheuern mir das Gegentheil! Es könnte mich stolz machen,

Digitized by Google

wenn der Schmerz über ihren Schmerz nicht stärker wäre. Ach, wenn sie für mich duldet, so dulde ich nicht weniger für sie! Sie wenigstens hat nur gegen andere zu kämpfen, ich kämpfe gegen mich selbst, und vergebens!

„Nichts wäre mir lieber und leichter, werthe Frau, als in einem Briefe an die Mutter Kronele zur Heirath zu verlangen! Oft wollte ich an Kronele selbst schreiben, um sie meiner ewigen Liebe zu versichern; ich stand davon ab, weil es nicht in der strengen Sitte ist, einem jungen Mädchen, so ehrlich auch die Absichten sind, heimlich Briefe zu schreiben. Es gibt hienieden kein Glück für ein Kind, das die Pflichten gegen seine Aeltern verletzt. Und nie möchte ich die Ursache einer solchen Pflichtverletzung sein!

„Und dann dachte ich: Wenn Kronele mich liebt, so wird sie schon die Vorurtheile ihrer Mutter zu besiegen wissen; denn ich glaube an das Herz der Frau Reich und denke, daß sie, trotz der Liebkosungen, mit denen sie Heva überschüttet, deren Sonntagsschönheit ihrer Eitelkeit schmeichelt, ihre ältere Tochter inniger, vielleicht allein herzlich liebt Der Zauber, den Kronele auf alle ausübt, die sich ihr nähern, erstreckt sich sogar auf ihre eigene Mutter, und sie brauchte nur zu wollen, um sie zu beherrschen. Es fehlt Kronele nur an dem Willen, weil ihr der Glaube an sich selbst fehlt.

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich bereit bin, um Kronele's Hand anzuhalten. Jedoch wünschte ich vorerst ein Wort der Ermuthigung von ihr selbst; denn wie ich ihr nie meine Liebe gestand, so hat sie ihrerseits mir nie gezeigt, daß sie meine Liebe annehmen würde

„Ehe ich meine Frau aus den Händen ihrer Aeltern verlange, muß ich wissen, daß sie selbst es wünscht, meine Frau zu werden. Verweigert mir die Mutter ihr Kind, so warte ich, und harrend werde ich Gott anflehen, daß er das Herz der Mutter erweiche. Denn ohne viel leere Worte darf ich Ihnen sagen, Kronele wird mein Eheweib in Gott oder Elias stirbt ledig! Wachen Sie wie eine Mutter über das zarte Kind! Lassen Sie es nicht in den Dornenweg des Zweifels fallen! Sagen Sie ihr, daß wir geboren sind und leben, um zu leiden und zu dulden! Daß sie ja nicht den Muth verliere! Daß sie nie an mir zweifle und immer auf Gott vertraue, der wohl die gerechten Seelen erprobt, sie aber nie verläßt!

„Und ist es uns nicht vergönnt, miteinander zu leben, so leben wir einer für den andern!

„Ob unser Aeußeres verbunden oder nicht, sind doch unsere Seelen untrennbar auf ewig vereint!

„Uebergeben Sie, beste Frau, Kronele dieses anliegende Billet, das Sie lesen mögen, nie aber diesen meinen Brief selbst!

„Indem ich Ihnen noch einmal von ganzer Seele für Ihre Sorgfalt, für Ihre Freundschaft und Herzensgärtlichkeit danke, verbleibe ich Ihr Freund und Diener

Elias Seibel."

Das eingeschlossene Billet lautete folgendermaßen:

„Mein Fräulein!

„Ich habe den Entschluß gefaßt, mich zu verheirathen, aber nur, wenn Sie, meine Auserwählte, diesen Entschluß billigen! Ich habe hier 2300 Francs festen Gehalt und mit meinen Privatstunden bringe ich es auf 3000 Francs. Ich habe die Bekanntschaft des Gouverneurs von Algier gemacht, der mir gewogen ist und mir eine schöne Zukunft verspricht. Wenn ich um Ihre Hand werbe und Ihre liebe Mutter sie mir gewährt, würden Sie ohne Bedauern Ihre Familie und Ihre Heimath verlassen, um mir nach Afrika zu folgen? Antworten Sie mir mit Einem Wort durch Ihre Freundin Sommer und seien Sie versichert, daß ich mich — was Sie auch beschließen — im Voraus diesem Entschluß unterwerfe. Sind Sie ja doch meine Krone und meine Fürstin, ich bin nur Ihr Diener, aber treu bis in den Tod!

Elias Seibel."

Und hier — die Antwort Kronele's!

„Herrn Elias Seibel!

„Sie haben mir ein hebräisches Gebet übersetzt, in dem es heißt: „„Du sollst deinen Gott von ganzem Herzen, von

Digitized by Google

ganzer Seele und von ganzem Vermögen lieben.“

„So werde ich meinen Mann lieben.

„Wenn also meine Mutter Ihnen ihre Tochter Kronele zum Eheweib verspricht und gewährt, so wird Ihre Frau Ihnen nicht allein nach Afrika folgen, sondern sie wird mit Ihnen bis an das Ende der Welt gehen, bereit, wie sie ist, wenn dies nicht Gott beleidigen heißt, Sie von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Vermögen zu lieben.

Kronele Reich.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Göttinger Pereat.

Von Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Fast ein Jahr nach jenem Vorfall in Göttingen war verflossen und die Zeitlage wurde immer düsterer. Napoleon rüstete seinen großen Zug nach Moskau und erließ gegen den Tugendbund die härtesten Gesetze. Jeder Verschworene sollte die strengste Ahndung gewärtigen. Namentlich sollten die Studenten wie Hochverräther bestraft werden für jeden Angriff auf die französische Herrschaft.

Da ging der Staatsrath Johannes von Müller eines Morgens zeitig in Kassel über die Straße. Er kam an dem Gefängnisse vorüber, aus dem soeben ein junger, bleich und elend aussehender Mann unter starker militärischer Begleitung und schwer gefesselt hinausgeführt wurde. Ein ihm bekannter Beamter ging neben dem Unglücklichen.

Er schien zu ahnen, was mit dem jungen Manne geschehen sollte und unwillkürlich flößte derselbe ihm Mitleid und Theilnahme ein. Er winkte dem Beamten und fragte ihn; was mit dem Unglücklichen geschehen sollte.

„Er wird vor's Thor geführt, um erschossen zu werden!“ lautete die Antwort.

„Was ist sein Verbrechen?“ forschte Johannes von Müller bewegt.

„Eine Majestätsbeleidigung — “

„Und wer ist es?“

„Ein Student aus Göttingen.“

„Ein Student?“ rief Müller und sah die Wirkung der neuesten Vorschriften aus Paris —

„Was hat er denn gethan?“ rief Müller.

„Er hat dem Könige, als er vor fast einem Jahre in Göttingen war, ein Pereat! entgegengerufen.“

„Wie?“ rief Müller. Er kannte den ganzen Vorfall genau. „Das ist der junge Mann? Und deßhalb soll er erschossen werden?“

„Es ist der Wille des Königs.“

„Der Unglückliche!“ rief Müller, und sah die Rache, die die jetzige Lage der Dinge benutzte, um eine Strafe zu verhängen, die zu motiviren erst durch Napoleon's neueste Weisungen möglich war. . . . „Er wurde also doch heimlich festgenommen und fortgeführt! Weßhalb ist er nicht vor ein Geschworenengericht gestellt? Aber auch dies hat kein Recht, ihn zu verurtheilen — dem akademischen Gerichte gehört er an!“

„Auf des Königs Befehl wird er erschossen!“ wiederholte der Beamte.

Müller kannte den Haß des Königs auf Göttingen — —

„Jetzt nicht!“ fiel er ein. „Jetzt nicht!“ „Führen Sie den Unglücklichen ins Gefängniß zurück — ich eile zum Könige —“

„Ich muß des Königs Befehl vollziehen lassen“, entgegnete der Beamte.

„Ich nehme jede Verantwortung auf mich!“ rief Müller. „Dieser Mord darf nicht geschehen! Bringen Sie den Unglücklichen auf meine Verantwortung ins Gefängniß zurück — ich eile sofort zum Könige!“

Sein entschiedenes Auftreten, seine hohe Stellung bewirkten, daß der Beamte ihm gehorchte. Ehe der Unglückliche indeß in das Gefängniß zurückgebracht wurde, trat der Staatsrath zu ihm heran.

„Sie heißen Wilhelm Kraus?“ fragte er, „und haben das Pereat gerufen?“

„Ja!“

„Sie sollten zum Tode geführt werden!“ fuhr Müller fort. „Ihr guter Stern hat mich im rechten Augenblick hierher geführt — seien Sie ruhig — es wird nicht geschehen — ich eile sofort zum Könige, mit

Digitized by Google

aller Kraft werde ich mich für Sie verwenden und die Rückwirkung der neuesten Befehle auf ein älteres Verbrechen unmöglich machen —"

Die Execution, die, wie man später hörte, nicht wirklich vollzogen, aber auf der Richtstätte in längere Festungsstrafe verwandelt werden sollte, wurde aufgeschoben. Johannes von Müller eilte zum König und erhielt Audienz. Er bat für Wilhelm Kraus nicht um Gnade, sondern stellte dem Könige mit ruhigem, festem Sinne vor, daß dieser jugendlich leichtsinnige Streich ein Jahr alt war, daß er nach damaliger Sachlage als Student vor das akademische Gericht gehöre. Die alten Privilegien und Gerechtsame der Universität ließen sich nicht willkürlich umstoßen.

(Schluß folgt.)

* An die Heldin von Gaeta.

Neapel's Königin, sei mir gegrüßt!
Ich preise mich im hohen Alter glücklich,
Daß Du, in Anmuth Blüh'nde eine Tochter
Aus Bayern's altem Herrscherhause bist,
Das mehr als eine echte deutsche Frau,
Das mehr als einen tapfern Ahnherrn zählet.

Im Sonnenschein des Glückes groß zu sein,
Durch Tugend einem Volk voranzuleuchten,
Ist auch erhaben, des Gesanges werth;
Doch wenn der Zeiten wildempörter Sturm
Die Erde fegt, im Nu zusammenreißend,
Was durch Jahrhunderte unangetastet,
Von heil'ger Scheu gehütet, glorreich stand, —
Wenn Fürstenthrone wanken, wie die Halmen
Auf einer, ihrer Ernte nahen Flur,
Dann sichtet ein gerechtes Urtheil strenge
Den Weizen von der Spreu, den echten Adel
Von dem Gemeinen, das am Staube klebt,
Zollt hohe Achtung denen, die im Sturm,
Wie in dem gold'nen Sonnenschein des Glückes
Des Schicksals Feuerprobe kühn bestehen.

Und kühn bestehst Du diese Feuerprobe!

Wie Marius auf den Trümmern von Carthago,
Seh' ich dich, Hohe, Herrliche, im Geist,
Auf einem Trümmerhaufen sinnend sitzen —
Denn leider ach, das ist Gaeta's Loos,
Wie glänzend es die Tapferkeit vertheidigt!

Wie groß, wie herrlich stehst Du da vor mir!

Wo Männerherzen an die Rippen schlagen,
Wo auch den Tapfersten der Muth entsinkt,
Stehst Du auf Trümmern, sorglos, heiter lächelnd,
An Frauenadel, Seelenstärke groß,
Bringst Zuversicht in zweifelschwere Herzen;
Da stehst Du bei zerplatzten Brandraketen
So ruhig da, als stündest du auf Rosen
Und reißest Alle zur Begeist'rung hin. . . . .

Hoch ehr' ich Preußens herrliche Louise,
Hoch Frankreichs Heldin, die Johanna d'Arc
Und and're deutsche und nicht deutsche Frauen,
Jedoch vor dir, Neapel's junge Fürstin,
Könnt' ich in Ehrfurcht meine Kniee beugen,
Denn Du erträgst dein Unglück nicht nur männlich,
Du spielst mit der Gefahr, Du lächelst Muth
In's Herz den unter Waffen grau Geword'nen,
Die oft dem Tod in's Angesicht gelacht,
Du, Du, Gaeta's Stern in Wetternacht!

Bewundernd wird's die späte Nachwelt lesen,
Was Du für eine deutsche Frau gewesen.

Wenn der Vulcan, der heute Flammen speit,
Längst ausgebrannt, wenn spätere Geschlechter
Im Schatten heil'ger Friedenspalmen ruh'n,
Dann, dann erst wirst Du hochgefeiert . . . Clio
Ist stets gerecht . . . Sie zeichnet Thaten auf,
Die schon die Mitwelt anstaunt und bewundert
Und „wer den Bessern seiner Zeit genug
„Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!" *)

Der Wittelsbacher tapf're Heldenschaar
Blickt stolz auf eine Enkelin, wie Du,
Gaeta's Heldin.

Und ich, so nahe schon
Der letzten Wanderung, voll Nacht und Grauen, —
Ein alter Baum, ich werde wieder grün,
Mit Stolz und Freude blick' ich auf Dich hin,
Gaeta's Heldin, Perle deutscher Frauen!

Speyer, den 5. Februar 1861. e.

*) Schiller.

Auflösung des Logogryphs in № 16:
Schwindel, Windel, Winde, Wind.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. [illegible]

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 18. Speyer, Dienstag 12. Februar 1861.

Die Heldin von Gaeta.

Du schöne junge Königin
Auf hartem Felsenthrone!
Es schau'n die Völker nach Dir hin,
Du, mit der schwersten Krone!
Durch des Verrathes düstre Nacht,
Wie strahlst Du durch die Lande!
Wie hältst Du stark der Treue Wacht,
Du Stolz in all' der Schande —
Du Heldin von Gaeta!

Ihr eidvergeßnen Männer all,
O schamroth blickt zum Meere!
Seht auf Gaeta's Felsenwall
Die Herrin stehn, die hehre!
Ihr Haupt umblitzt es feurigroth,
Rings treffen erzne Splitter.
Sie steht und lächelt in den Tod —
Ein minnestarker Ritter,
Die Heldin von Gaeta.

So oft ihr Herr sie drängt zu fliehn,
Verwirft sie feig Enteilen.
Sie will nicht Rettung sonder ihn,
Will Alles mit ihm theilen.
Sie will ihm seines Reichs Verrath
Mit Treue überwiegen,
Sein Trost und Rath zur Königsthat,
Zum Fallen oder Siegen —
Die Heldin von Gaeta.

O Königin der Ritterschaft,
Von neunzehn jungen Jahren,
In unsrer Zeit, so arm an Kraft,
In Stärke so erfahren!
Die deutschen Männer danken Dir,
Bewundernd sie Dich feiern,
Du, deutscher Fürstentöchter Zier,
Du lichter Stolz von Bayern,
Du Heldin von Gaeta!

O all ihr Frau'n im deutschen Gau
Kommt, neiget ihr die Kniee!
Der tapfersten, getreusten Frau,
Der Königin Marie!
Sie lehrt euch, was das Weib vermag
Beim schwerbedrängten Gatten.
Die Sorge wächst von Tag zu Tag,
Doch nimmer will ermatten
Die Heldin von Gaeta.

Sieh Königin, das sei Dein Trost,
In Deinen öden Mauern!
Wie auch das Leid Dich wild umtost
Mit blutgen Todesschauern —
Du bist erkannt von Deiner Zeit!
Gleich einem frischen Bronnen
Durchrinnt Dein Preis die Lande weit,
Jed' Herz hast Du gewonnen —
Du Heldin von Gaeta!

Du starke Frau, so zart Dein Leib!
Du Königin im Lieben!
Du wirst als treustes Königsweib
Ins Buch der Welt geschrieben!
Und hell im goldnen Heldensang
Wird stets Dein Name klingen!
Halt aus in Gott — in Noth und Drang,
O laß Dich um den Ruhm nicht bringen
Der Heldin von Gaeta!

Oscar v. Redwitz.

Digitized by Google

Ein Göttinger Pereat.

Von Fr. Friedrich.

(Schluß.)

Der König, der einen Großmuthsact unterbrochen sah, knirschte die Zähne und blieb bei seinem Willen.

„Sire", sprach Müller in freimüthigster Weise, „dieses Urtheil darf nicht vollzogen werden! Als Vertreter der Universität muß ich den Schuldigen vor das Universitätsgericht fordern und ich bürge dafür, daß er die ihm gebührende Strafe empfangen wird. Ew. Majestät, wollen Sie durch eine solche That aufs neue die Gemüther aufregen und zum Aeußersten treiben? Ja, es gibt Katts, Dörnbergs und Schills im Volke, die nur auf eine solche Gelegenheit warten. Wenn morgen in Göttingen bekannt würde, daß dieser Jüngling jenes Jugendleichtsinns wegen mit dem Tode oder langer Festung bestraft sei, morgen noch würde offener Aufstand unter den Studenten ausbrechen!"

„Wir haben Mittel, solche Aufstände zu unterdrücken!" rief Hieronymus unwillig.

„Gewiß, Ew. Majestät", erwiderte Johannes von Müller ruhig, „aber der Kaiser würde unwillig darüber werden — namentlich, wenn er erfährt, daß die That dieses Unglücklichen vor einem Jahre —"

„Schweigen Sie!" rief Hieronymus „In meinem Lande bin ich Herr! Ich wollte an dem Burschen ein Beispiel hinstellen! Nie hat mich ein Affront so empört! Ich bin unversöhnlich!"

„Sire", entgegnete Müller, „Kraus hätte müssen öffentlich verurtheilt werden. Heimlich ist er verhaftet und hierher gebracht. Fast ein Jahr hat er im Kerker zugebracht und noch weiß niemand seiner Angehörigen, wo er geblieben. Heimlich ist er verurtheilt und heimlich sollte er heute Morgen erschossen werden — oder wenigstens mit dem Tode bedroht. Ein glücklicher Zufall führte mich im rechten Augenblick hinzu — wenn der Kaiser —"

„Schweigen Sie!" wiederholte Hieronymus. „Was würden Sie mir rathen, mit dem Elenden zu beginnen?"

„Als Vertreter der Universität muß ich darauf bestehen, daß er vor das ihm zugehörige Gericht, vor das akademische Gericht gestellt werde!"

Aufgeregt schritt Hieronymus im Gemache auf und ab. Die Festigkeit Müller's imponirte ihm. Entstand ein neuer Aufruhr, so fürchtete er den Unwillen des Kaisers.

„So stellen Sie ihn vor das akademische Gericht!" rief er unwillig. „Aber ich hoffe, die Strafe ist exemplarisch!"

„Darf ich Befehl geben, daß er nach Göttingen abgeführt wird?"

„Meinetwegen!" rief Hieronymus, „aber Sie haften mir für ihn und für die höchste Strafe."

„Das werde ich", erwiderte Johannes von Müller, empfahl sich und eilte nach dem Gefängnisse, um Wilhelm diese Nachricht zu bringen. Er konnte sich bei alledem eines Lächelns nicht erwehren. Der König konnte so viel Latein, um „Pereat" mit „A bas" zu übersetzen. Aber er kannte nicht, was akademische Gerichtsbarkeit ist.

Kraus erfaßte Müller's Hand und netzte sie mit Thränen

„Danken Sie Gott!" sprach Müller, „daß er mich im rechten Augenblick hier vorübergeführt hat! Ohne diesen Zufall wären Sie jetzt, wenn auch keine Leiche, doch auf Jahre ein Gefangener. Sie haben Ihre That bereits genug gebüßt! Aber der Strafe des akademischen Gerichts werden Sie nicht entgehen. Ich habe dem Könige Bürgschaft für Sie geleistet! Suchen Sie sich der Strafe deshalb nicht durch die Flucht zu entziehen — ich selbst werde heute noch nach Göttingen eilen." Er hielt Wort. Noch an demselben Tage reiste er nach Göttingen und am folgenden Abend kam auch Wilhelm unter hinreichend starker Bewachung dort an und wurde im Carcer abgeliefert.

Die Kunde von Wilhelm's Wiederauffindung, von der Gefahr, aus der er nur durch Johannes von Müller befreit war, hatte wie im Fluge die ganze Stadt durcheilt. Alle nahmen Partei für ihn. Die Burschen scharten sich noch an demselben Abend zusammen, zogen vor das Carcerhaus und verlangten ungestüm seine Befreiung. Junge Bürger hatten sich ihnen angeschlossen.

Digitized by Google

Die Polizei und der Präfect waren hierauf nicht vorbereitet; die in der Stadt liegenden Gensdarmen reichten nicht aus, den aufgeregten Gemüthern entgegenzutreten. Um den Tumult nicht noch mehr anwachsen zu lassen, dachte man schon daran, dem Verlangen der Burschen nachzugeben und Wilhelm in Freiheit zu setzen. Da eilte Johannes von Müller herbei und mit lautem Jubel wurde er begrüßt. Er wollte reden — mehrere Burschen hoben ihn auf ihre Schultern empor und trotz seines Sträubens mußte er von diesem erhöhten Punkte herab sprechen.

Mit kurzen Worten erzählte er den Burschen, daß er nur dadurch den Schuldigen vom Tode errettet habe, daß er seine Bestrafung vom akademischen Gericht, dem sie allein zukomme, erhalten müsse. Er selbst habe dem Könige für ihn Bürgschaft geleistet — sie möchten ihn nicht wortbrüchig machen — „Er kann nicht freigegeben werden!“ schloß er, „die ihm gebührende höchste Strafe muß er empfangen, da das Gesetz seinen Lauf haben muß —“ Die Stadt war wieder ruhig. Nur in einem Hause auf der Gronerstraße schlug ein Herz, das keine Ruhe zu finden vermochte. Marie hätte laut aufjubeln mögen und doch vermochte sie nicht jede Besorgniß zu verscheuchen. Wie gern wäre sie zu Wilhelm geeilt — es war unmöglich.

Sogleich am folgenden Tage kam der akademische Senat zusammen, um über Wilhelm's That zu Gericht zu sitzen. Man würde sie vielleicht milder beurtheilt haben, aber des Königs Erbitterung verlangte Genugthuung. Die höchste Strafe hatte der König verlangt und sah mindestens fünf Jahren Festung entgegen. Wilhelm Kraus wurde — relegirt und hatte binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen.

Rasch wurde ihm dies Urtheil mitgetheilt und er selbst in Freiheit gesetzt. Seine Freunde führten ihn fort. Gefängniß, Angst und Unruhe hatten Wilhelm's Kräfte gänzlich erschöpft. Nicht lange hielt er in dem Jubel der Studenten aus. Er eilte zu Marie. Eine lange, düstere Zeit lag zwischen diesem Augenblick und der Stunde, wo er arglos zum letzten male dies Haus verlassen hatte. Er mochte nicht daran zurückdenken. So schnell als möglich eilte er die alten bekannten Treppen hinauf. Marie stürzte ihm entgegen und sank laut schluchzend in seine Arme. Er selbst konnte die Thränen nicht zurückhalten. Ihre Herzen hatten einander so viel anzuvertrauen — kaum ein Wort kam über ihre Lippen. Die Liebe ist am beredtesten, wenn sie nur durch die Augen, durch einen Druck der Hand spricht.

Lang gönnte beiden die Freude des Wiedersehens indeß nicht allzu lange.

„Fort! Fort! Sie sind ein relegirter Student! Die höchste Strafe des akademischen Gerichts! Sie müssen den Harz und dann die preußische Grenze zu erreichen suchen. Ich begleite Sie bis zum nächsten Dorfe! Dort ist ein Wagen für Sie in Bereitschaft.“

Wilhelm vermochte dem Manne mit Worten nicht zu danken. Noch in derselben Stunde verließ er nach schmerzvollem Abschied von Marie in anderer Kleidung, unter andern Namen die Stadt. Lang erwartete ihn vor dem Thore. Als er im nächsten Dorfe von ihm Abschied nahm, drückte der Pedell ihm warm, bewegt die Hand und sprach: „Vergessen Sie mein Kind nicht und bleiben Sie ihm treu!“

Wilhelm entkam glücklich — — Superintendent Wilhelm Kraus im Hannoverschen hat die Geschichte seines göttinger Pereat oft erzählt. In Gegenwart seiner lieben Frau, seiner Kinder und seiner Freunde war die Wendung, die nach Schrecken und Angst regelmäßig das heiterste Lachen erregte, was sich König Hieronymus wohl unter der höchsten Strafe eines deutschen akademischen Gerichts gedacht hätte!

Miscellen.

München, 2. Febr. Vor ein Paar Tagen wurde im Stadtbach ein seines Inhalts entleerter Tornister aufgefischt, der vorige Woche einem Posten an der Residenz aus dem Schilderhaus gestohlen wurde.

Digitized by Google

Heidelberg, 5. Febr. Der beim allgemeinen Turnerfest in Coburg eingefangene und wegen Diebstahls dort verurtheilte sogenannte Graf Thun, angeblich ein Schotte, wurde vor einigen Monaten dem hiesigen Criminalgericht überliefert, da dringender Verdacht vorlag, daß er verschiedene Diebstähle in hiesigen Gasthäusern verübt habe. Noch vor Beendigung des Faschings legte er, freilich unfreiwillig, seine Maskerade ab und erscheint nun als ein Subject, welches gar nicht weit her ist, indem er in dem nahe gelegenen Weinheim seine Heimath hat. Dort war er Gärtnersbursche, später Bedienter und ist wegen Diebstahls schon seit vielen Jahren ausgeschrieben.

Berlin. General Lamarmora hat vor seiner Abreise Herrn v. Vinke zum Essen eingeladen. Das beim Dessert aufgetragene Eis hatte die Form eines Festungsviereds und wurde rasch genommen. (Punsch.)

Gaeta. Für den Hof gibt es heuer keinen Carneval. Das einzige, was an den Fasching erinnert, ist das fortwährende Maskiren und Demaskiren von Batterien. (Punsch.)

Rotterdam, 6. Febr. Die Berichte aus den überschwemmten Gegenden in Maas und Wahl lauten wahrhaft herzbrechend. Man erzählt von einem Bauer in Leeuwen, der sein Haus einstürzen, dabei seine Frau, seine Kinder und 91 Stück Vieh umkommen sah, nur er allein konnte sich durch Schwimmen nach dem Deiche retten. Ein anderer brachte vier seiner Kinder zu einem Freunde, weil er sie dort am sichersten erachtete, doch gerade dessen Haus war das erste, welches gänzlich zu Grunde ging. Ein Floß, worauf sich 18 Personen befanden, landete erst nach 30 Stunden; es waren aber nur noch drei am Leben, darunter ein Irrsinniger, und die Uebrigen alle ertrunken. Es ist für die Nothleidenden eine allgemeine Landescollecte beschlossen; der König hat darüber folgenden Erlaß an den Minister des Innern gerichtet: „Als Augenzeuge der erschrecklichen Leiden, von denen ein Theil Meiner geliebten Landesgenossen betroffen ist, verlange ich, daß an die nationale Wohlthätigkeit ein Ruf ergehe und ersuche Sie, zu diesem Behufe eine allgemeine Collecte, gleichwie im Jahre 1855, auszuschreiben.

Durch den giftigen Pariser Sirocco beginnt auch auf den Bergen und in den Wäldern Böhmens die gesunde Vernunft zu schmelzen. Eine gewisse Partei bemüht sich, der Welt die hohe Bedeutung der tschechischen Nationalität und die nothwendige Befreiung derselben von dem einfältigen deutschen Joch vor Augen zu führen. Viele Deutsche sind, wie in Ungarn, so auch dort, charakterlos genug, diesem Schwindel nachzugeben und die Mißachtung des deutschen Namens gleichsam durch argumentum ad hominem noch zu bestärken. Am lächerlichsten sind die sogenannten Halbtrommler, die tschechisch reden wollen, ohne es vollends zu können, wodurch ein ganz eigenthümliches, des Nationalitäten-Prinzips würdiges Kauderwelsch entsteht. Sie sagen z. B. „Co kostiy 'e ten fuderle hulz? Was kostet das Fuderle Holz?“ Oder: Die Prassaten (Schweine) sind über die Kopetschken (Hügel) gelaufen.

Ein Recept zu einer homöopathischen Suppe wird von einem medicinischen Journal Londons mitgetheilt. Es lautet: „Nimm zwei verhungerte Tauben und hänge sie an ein Küchenfenster in der Weise auf, daß der Schatten dieser Tauben in einen Kessel falle, der mit 80 Quart Wasser gefüllt ist; wenn dies 10 Stunden langsam gekocht hat, so gib davon alle 10 Tage in einem Glase Wasser einen Tropfen —.“

---

* Charade.

Es nennen dir die **ersten vier** den Mann,
Der einst den König und das Volk der Franken
Gekauft, da er den großen Sieg gewann,
Den er der Gattin Gott hatt' zu verdanken.
Die **fünfte** hebt zum Himmel hoch das **Haupt**;
Das **Ganze**, von den ersten vier benannt,
Ragt, ob auch seiner Herrlichkeit beraubt,
Als Schmuck des Glans bei Kusel — **wohl** bekannt.

— r.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr Eduard Gr[illegible]t.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 19. Speyer, Donnerstag 14. Februar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.
(Fortsetzung.)

XVIII.

Frau Sommer, die dieses Billet Elias schickte, bat ihn zugleich, seine Anfrage zu beschleunigen. Denn mit jedem Tage wuchs die Gefahr, die über dem Liebespaar schwebte.

Zum Lobe der Menschheit sei es gesagt, daß sogar auf dem Dorfe eine wahre, große Liebe, die von Herzen kommt, mehr Bewunderer als Verächter findet, und daß ein Mädchen, das sich durch eine reine Liebe für einen Ehrenmann auszeichnet, statt verschmäht zu werden, mehr Heirathsbewerber findet, als ihr genehm ist. Sei es, daß der Bewerber sich schmeichelt, dies Mädchen, einmal seine Gattin, werde ihm so treu und ergeben sein, wie sie es ihrer idealen Liebe war, oder auch, weil der Mensch von Natur so boshaft und neidisch ist, daß er gern sogar sein eigenes Glück aufs Spiel setzt, wenn er nur das seines Nächsten dadurch zerstört.

Kronele, deren Liebe für Elias im ganzen Elsaß, wenigstens bei den Judenfamilien, die Söhne und Töchter zu verheirathen hatten, bekannt war, wurde durch diese Liebe selbst über alle andern Mädchen gestellt und von den jungen Männern zur Heirath verlangt, die ohne diese Geschichte nie an sie gedacht hätten.

Diese Liebesgeschichte verschönerte sich bei ihrer Wanderung von Dorf zu Dorf. Ueberall sprach man von ihrem Reiz, und nicht allein ihre Schönheit, sondern auch die Häßlichkeit Elias' wurde so übertrieben, daß man glauben konnte, ein Zwerg der Unterwelt hätte eine himmlische Fee nach Afrika entführen wollen.

Nun fing man auch in ihrem Dorfe selbst an, ihrem Geiste und ihrer Anmuth Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie wurde die Perle des Dorfs, vielleicht des ganzen Elsasses, unter Jüdinnen wie Christinnen.

So dachte auch ein junger Tuchfabrikant aus Bischwiller, der Elias wohl kannte und von seiner Liebesgeschichte mit Kronele oft sprechen gehört. Er war von sehr guter Familie und bereits in seiner Fabrik als Theilhaber interessirt. Neugierig, Kronele zu sehen, begab er sich in ihr Dorf und verhehlte ihrer Mutter seine Absichten nicht, nachdem er die Tochter einige Zeit betrachtet hatte.

Kronele glich in ihrer durchsichtigen Blässe, die ihre leidende Seele abspiegelte, einem überirdischen Wesen. Alles an ihr strahlte von Liebe und Geistigkeit. Seit langer Zeit besorgte sie wegen ihrer Schwäche keine Hausarbeit mehr. Da sie nichts zu thun hatte, denn ihre Mutter hatte ihr alles Lesen streng verboten und hatte ihr jedes Buch aus den Händen gerissen, so kämmte und flocht sie ihr seidenes Haar oder pflegte ihre schöne Hand. Sie hatte es versucht zu sticken, aber auch diese Arbeit ward ihr bald zu schwer und so blieb sie still und nachdenkend in ihre Träumereien versunken. Selten erlaubte ihr die Mutter, ihre Zeit bei ihrer Freundin zuzubringen. „Mit der Frau Sommer", sagte sie, „sprichst du von Elias; hier sollst du dich langweilen. Wenn du müde bist, an ihn zu denken, so hörst du von selbst auf.

Zwar fehlte es nicht an Leuten, die der Frau Reich sagten, ihre Tochter sei krank, sehr krank. Frau Reich selbst konnte es nicht ganz wegleugnen. Doch so oft man ihr von diesem Unwohlsein sprach, erwiderte sie: „Eine Krankheit, deren Ursache man

Digitized by Google

kennt, ist nicht gefährlich; ein Dorfmädchen ist übrigens kein Stadtfräulein. Kronele ist jung und stark und wird nicht aus Liebe sterben."

Der Fabrikant war nicht allein reich und schön, sondern hatte auch eine gute Erziehung genossen. Er glaubte daher, daß Kronele, da sie doch wußte, daß ihre Mutter sie nie dem Schulmeister gewähren würde, seine Werbung freudig annehmen würde, schon um aus der Hölle ihres älterlichen Hauses zu kommen.

„Glauben Sie", sagte er darum ironisch zu Frau Reich, „daß ich mich mit einem Schulmeister messen kann und darf?"

Frau Reich lächelte und erwiderte: „Sie thun dem Elias zu viel Ehre an. Er kann sich nicht mit Ihnen vergleichen. Der Unterschied ist so bedeutend, daß ich fast an Ihren ernsten Absichten zweifle. Dem sei aber wie ihm wolle, Herr Salomon", denn er hieß Salomon Retter, „Sie müssen nicht denken, daß die Sache so leicht sei. Freilich sind Sie reicher als meine Tochter, freilich gebe ich sie nie dem Bettelkind von Hagenau, aber Kronele hat gar hohe Ansprüche. Sie könnte eine Prinzessin sein. Nicht etwa, daß sie Reichthum und Schönheit verlangt, sie liebte den armen häßlichen Elias, denn er hatte Geist und Verstand und wenn er spricht, so fließt ihm Honig von den Lippen. Wenn Sie daher ernstlich an Kronele denken, so rathe ich Ihnen, weder von Ihrem Reichthum noch von Ihrer Jugend zu sprechen."

Frau Reich stachelte nicht umsonst den Ehrgeiz des jungen Mannes, der sich unbesiegbar wähnte. Er bat Kronele um eine Zusammenkunft und Kronele gewährte sie ihm.

Wie die meisten Männer, rühmte er dem armen Mädchen ihre Schönheit; da sie aber nicht darauf antwortete, so erschöpfte sich der Vorrath seiner Schmeicheleien schnell und in einem Augenblicke, wo er innehielt, sagte ihm Kronele mit einem Lächeln und sanfter Stimme: „Herr Salomon, verschwenden Sie Ihre Worte nicht an mich, sondern bewahren Sie dieselben für Ihre zukünftige Braut, die schöner und reicher als ich sein muß. Ich habe nichts als mein Herz und das gehört mir nicht mehr. Wie vermöchten Sie ein Mädchen ohne Herz zu lieben."

Zornig über diesen Korb, aber noch mehr verliebt, begab sich der junge Mann zu der Mutter, und hielt förmlich um die Hand Kronele's an.

Diese Werbung brach wie der Donner über dem Haupte Kronele's los. Hatte die Mutter anfangs nicht recht an die ernsten Absichten des reichen Fabrikanten geglaubt, so verdammte sie jetzt mit erneuter Bitterkeit den Schulmeister und die Liebe ihrer Tochter zu ihm. Die alte Qual Kronele's begann wieder, der Hohn, der Spott aller gegen die Arme. Sie duldete alles, heimlich flossen ihre Thränen und ihre Gesundheit verschlimmerte sich sichtlich von Tag zu Tag.

Noch eine andere Gefahr bedrohte Kronele.

Leon, der bis jetzt Heva zu lieben glaubte, fing plötzlich an dieser seiner Liebe zu zweifeln an. Er empfand anfangs Mitleiden für Kronele und bildete sich allmählich ein, er liebe sie weit mehr als seine Braut.

Wenn er jetzt die Frische und die Rosenfarbe Heva's betrachtete, sagte er zu sich selbst: „Sie allein liebe ich!" warf er aber einen Blick in das blaue Auge Kronele's, auf ihre feine, schlanke Gestalt, so dachte er, dieser Elias, den Gott verdamme! versteht sich besser wie ich auf Frauenschönheit. Was für Augen hatte ich, als ich Kronele häßlich fand? Und diese Sanftmuth! Wie anders würde Heva ihrer Mutter antworten! Eine Frau, die so ergeben, so treu, so langmüthig, so engelsgeduldig wie Kronele ist — Leon schlief schon seit 14 Tagen nicht mehr und lezte sich jede Nacht mit dem Gedanken nieder, ob er nicht besser thäte, anstatt auf seine Heirath mit Heva zu dringen, von seiner Tante Kronele zur Ehe zu verlangen.

Wie der junge Salomon bildete sich Leon ein, er brauchte nur die Hand nach Kronele auszustrecken und sie, die doch früh oder spät auf Elias verzichten müsse, würde sich glücklich schätzen, sich an seiner Seite zu trösten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

In den Mississippisümpfen.

Erzählung eines Reisenden. *)

Eines Tages im August kam mir's in den Sinn, eine Wanderung in den Sumpf zu machen. Meine Leute hatten mir gesagt, es gebe dort sehr viele Enten.

Ich betrat den Sumpf, im Anfange ging's recht gut. Allmälich aber wurde das Gehen beschwerlicher, da ich auf große Flächen weichen Bodens kam, der trügerisch mit Gras bewachsen war, abgesehen von den Lachen und Wassertümpeln.

Nach einer Stunde etwa gelangte ich an das Ufer eines See's auf einer Art natürlichen Dammes, den Baumstämme gebildet hatten, die seit Jahrhunderten daliegen mußten und bewachsen waren. Da stand ich denn und sah hinaus über die dunkelfarbige, unheimliche Wasserwüste, nahm mir aber auch sogleich vor, mir so bald als nur möglich ein Boot anzuschaffen, damit ich diesen Waldsee genauer erforschen könnte.

Nach einiger Zeit erregte eine Bewegung in dem Wasser dicht an der Stelle, wo ich stand, meine Aufmerksamkeit, und als ich genauer hinsah, erblickte ich einen mächtigen Alligator, der empor kam und die Vorderpfoten auf das Ufer legte. Er sah mich und zögerte, aber zurück ging er nicht. Er wendete vielmehr seinen häßlichen Kopf nach mir und schob sich an dem Ufer weiter herauf, als wolle er sich genauer ansehen, was für ein Ding ich sei. Mein Hund, den ich bei mir hatte, bellte und winselte, schien aber gar keine Lust zu haben, das Ungethüm anzugreifen.

Ich beobachtete den Alligator einige Augenblicke, dann legte ich mein Gewehr an, zielte ihm nach einem Auge und schoß. Er sank in das Wasser zurück, und eine Zeit lang gab es darin ein gewaltiges Plätschern, aber auch sonst viel Rumor. Es verging keine Minute, und wohl ein Dutzend Alligatoren ruderten herbei. Einer der Kerle, die am Ufer sich emporarbeiteten — ein sehr großer, gewiß achtzehn Fuß lang — kam ohne alles Bedenken auf mich zu. Ich hatte natürlich rasch mein Gewehr wieder geladen und schoß ihn auch richtig in das linke Auge. Er fuhr zurück und die beiden anderen folgten ihm rasch.

Für einige Zeit hatte ich die Alligatoren erschreckt, aber ich kannte sie gut genug, um zu wissen, daß sie sehr bald wieder da sein würden. Ich sagte mir also, daß ich am besten thun würde, wenn ich ihnen aus dem Wege ginge. Ich trat deßhalb mehrere Schritte zurück, lud wieder und wanderte weiter.

Bald hielt mich ein schmaler Streifen flachen, schlammigen Wassers wieder auf. Es war nicht über fünf Fuß breit und an der entgegengesetzten Seite wuchs hohes Gras. Leicht konnte ich darüber springen und ich sprang. Ich kam hinüber; ich erreichte das Gras, aber die Füße fühlten einen sehr weichen Boden. Bis an die Knie sank ich augenblicklich in den Schlamm hinein. Ich versuchte einen Fuß herauszuziehen, aber dabei sank der zweite nur um so tiefer ein. Ich mußte geschwind diesen emporzuheben versuchen, aber unterdeß versank ich wieder mit dem ersten. Jetzt stak ich bis in die Mitte der Schenkel darin. Ich legte mein Gewehr quer über den Nasen und suchte mich emporzuziehen, aber es ging auch so nicht. Je mehr ich mich anstrengte, herauszukommen, um so tiefer versank ich, tiefer und immer tiefer, bis ich bis an die Achselgruben darin saß. Ich wagte es gar nicht, meine Füße zu bewegen, denn ich fühlte recht wohl, daß leider weicher Schlamm noch mehr unten liege. Die Arme halfen mir allerdings mich zu halten, aber sie thaten das nicht, wenn ich den Körper nach der einen Seite bog, um einen Fuß empor zu ziehen. Ich dachte an meinen Hund. Konnte ich mich nicht durch ihn herausziehen lassen? Er kam als ich ihn rief, und versuchte auch mich herauszuziehen, indem er meinen Rockschoß mit den Zähnen faßte. Aber dabei sank er selbst mit den Pfoten ein, und so ließ er bald ab. Endlich gelang es mir, ihn gerade vor mich zu bringen, aber so bald ich mich an ihm anhielt und er fühlte, daß er selbst sank, lief er fort.

*) Vielleicht gar Gerstäckers; denn die ganze Geschichte schmeckt etwas nach Münchhausen.
Red. d. Palat.

Digitized by Google

Auf das Herz legte sich allmälig ein schwerer und schwerer werdender Druck und die Lungen konnten sich nicht mehr frei bewegen. Das Athmen ging kaum noch und ich hatte allen Grund zu glauben, daß es bald genug um mich geschehen sein würde. Alles Gras, das ich erreichen konnte, hatte ich bei meinen vergeblichen Rettungsversuchen bereits ausgerissen.

In dieser Lage befand ich mich, als sich ein neuer Gegenstand des Schreckens zeigte. Ich sah einen Schatten auf meiner rechten Hand und als ich die Augen nach dieser Seite wendete, erblickte ich den Kopf und den Vorderleib eines ungeheuren Alligators. Er sah mich und kam rasch heran. Ich wußte wohl, daß er mich anzugreifen gedachte. Mein Gewehr war sehr beschmutzt, aber das Schloß und das Zündhütchen noch gut. Das Ungeheuer kam gerade auf mich zu und in der dicken, stillen, heißen Luft konnte mir der starke, stechende, moschusartige Geruch des widerwärtigen Geschöpfes nicht entgehen.

(Schluß folgt.)

Ein Zeitgedicht von Friedrich Halm.

Ein zu Ostern d. J. bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinendes größeres Werk über Götz von Berlichingen, dessen Herausgeber ein Nachkomme des berühmten Ritters ist, wird, nebst den sehr interessanten Inschriften des in Jaxthausen befindlichen Stammbuches zur eisernen Hand, auch alle Gedichte enthalten, welche dem Andenken des letzten Ritters von deutschen Dichtern gewidmet wurden. Ganz neuerlich hat Friedrich Halm diese Sammlung durch nachstehenden Beitrag vermehrt:

Mahnung (1861).

„Gott hat mir armen Menschen Sieg und Glück
Von Jugend auf in jedem Streit verliehen,
Und immer sah ich meinen Gegner fliehen,
Gab frisch und keck ich Streich für Streich zurück!

Nur dann brach Unglück über mich herein,
Wenn lang mit meinem Feind ich unterhandelt
Und meinte, wie ich Wort hielt unverwandelt,
Auch ihm gelt': Ja! für Ja! und Nein! für Nein! —"

Wer sprach dies Wort? Der alte Götz schrieb's hin,
Der Ritter mit der Eisenhand aus Franken,
Als müd von Fehden ihm die Arme sanken,
Und Zeit ihm's, um sie aufzuzeichnen, schien!

Der alte Götz schrieb's hin vor manchem Jahr;
Du aber, Deutschland, laß sein Wort dich warnen,
Laß Arglist deine Söhne nicht umgarnen,
Und raff dich auf, denn nah' ist die Gefahr!

Glaub' nicht dem Feind, der Einigung verheißt,
Der überfließt von Völkerfreiheitsphrasen
Und der nur trachtet, Zwietracht anzublasen,
Und der nur lauert, wie er dich zerreißt!

Glaub' nicht dem Feind, ob er auch Gaben beut;
Erkenn' und richte ihn aus seinen Thaten!
Wem schwor er Treue, den er nicht verrathen?
Wer lieh ihm Glauben, der es nicht bereut?

Vertrag und Recht und Sitte und Gesetz,
Was war ihm heilig? Was blieb unzertreten?
Die Worte all', die ihm vom Munde wehten,
Was waren sie, als Falle nur und Netz?

Deutschland, denk' an den Götz, der unterlag,
Wenn thöricht er auf Feindesworte baute,
Der siegte, wenn er seinem Recht vertraute,
Und raff' dich auf, und rüste, triff und schlag!

Denk an den Götz und fahre herzhaft drein,
Germania, mit deiner Hand von Eisen;
Laß deinen Muth dein gutes Recht beweisen,
Und wage einig, wage groß zu sein!

* Charade.

Die Ersten in Ehren, kann Niemand verwehren,
Die Letzt' kann belehren, den Kopf auch verkehren.
Das Ganze ist Vorwand zu traurigem Streit,
Der leider die Pfalz auch noch heute entzweit.

Auflösung der Charade in № 18:
Remigiusberg.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 20. Speyer, Samstag 16. Februar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.
(Fortsetzung.)

XIX.

Es war zwei Tage vor Ostern, am Nachmittage, und Frau Reich in ihrem Garten beschäftigt, als die Kleine hereinsprang und ihr einen Brief übergab, den ihr der Briefträger eben gebracht.

Einen Brief aus Afrika! Sie öffnete ihn mit zitternder Hand; er war mit hebräisch-deutschen Buchstaben geschrieben, die einzige Schrift, die Frau Reich zu lesen verstand.

Kaum hatte sie einige Zeilen gelesen, so stieß sie einen Schrei aus, der Brief fiel ihr aus der Hand und sie selbst sank schluchzend und seufzend auf die Gartenbank, als sei ihre letzte Stunde da. Das erschreckte Kind lief in die Stube und holte Kronele, die ihre Mutter in die Arme nahm und sie bald wieder zur Besinnung brachte. Aber sogleich brach sie aufs neue in laute Klagen und heftige Thränen aus. Im Augenblick war der Garten von Neugierigen voll, die Mutter und Tochter mit Fragen bestürmten.

„Ach", schluchzte sie, „man hat mir diese Schmach nicht an meiner Wiege vorgesungen. Warum bin ich nicht todt und begraben?"

„Um Gottes willen, Mutter", sagte Kronele, „welch ein Unglück hat uns denn getroffen?"

„Du fragst auch noch?" erwiderte diese, „und ich, die ich die schönste Partie im Elsaß ausschlug, weil die Familie einen Flecken hatte, ich muß nun erleben, daß eine Schnorrerin, der ich mehr als einmal Almosen gegeben habe, es wagt und sich mit mir verschwägern will Nein, ich hätte nie geglaubt, eine solche Schande zu überleben! Was habe ich denn Böses gethan auf der Welt, solche Schande zu erleben?" Und in ihrem Zorn riß sie ihre Haube von dem Kopf, so daß ihr langes Haar, das seit dem Tage ihrer Heirath nach dem talmudischen Gesetze kein Mann mit Ausnahme ihres Gatten gesehen hatte, wie eine Mähne um sie flatterte. „Hört mir zu, ihr alle! Der Sohn von Jakob Seibel — ihr habt den Schnorrer alle gekannt — sein Sohn will mein Tochtermann werden! Aus ist es mit meinem Stolz! Wen Gott demüthigen will, dem gibt er Töchter. Sechs Töchter, sagt man, sind sechs Stühle im Gehinom. Aber", und hier richtete sie sich auf, „ehe ich meine Tochter einem Bettler gebe, verkaufe ich sie." Und indem sie Kronele am Arm faßte, rief sie aufs neue: „Wer kauft eine mißrathene Tochter?"

Das arme Kronele war mehr todt als lebendig, zitterte an Leib und Leben, bis die Mutter endlich von Heva und Frau Sommer unterbrochen und beruhigt wurde. Der Anfall war vorüber, ihr Zorn hatte ausgetobt; sie ließ sich geduldig, immer schluchzend, in ihr Zimmer führen, während Kronele den Brief aufhob, von dem ihre Mutter nur die ersten Zeilen gelesen hatte.

Der Brief lautete also:

„Werthe Frau Reich!

„Sie werden wahrscheinlich diesen meinen Brief und meine Bitte als eine strafbare Kühnheit betrachten. Meine Pflicht ist es aber, sowohl für mich als für Ihre liebe Tochter, Ihnen zu schreiben. Ich liebe Ihre Tochter Kronele und fordere sie von Ihnen förmlich zur Frau.

„Sie müssen mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich nie den geringsten Schritt that, mir die Liebe Ihres Kindes zu gewinnen, obschon ich sie seit dem ersten Tage meines Eintritts in Ihr gastfreundliches Haus liebte. Wenn sie mir die Hand

Digitized by Google

Kronele's verweigern, so werde ich diesen Schmerz als ein gottesfürchtiger Sohn zu ertragen suchen. Ich bin an das Dulden und Leiden gewöhnt. Ich wenigstens bleibe meiner Liebe und meinem Herzen treu, sogar wenn Sie Ihr Kind einem andern geben. Ja, ich hätte mich zum voraus in mein Schicksal ergeben und mich mit Freuden dem Glücke Ihrer Tochter geopfert, wenn ich nicht von andern erfahren hätte, daß Kronele nicht allein die besten Anträge ausschlägt und sich meiner noch erinnert, wenn man mir nicht versichert hätte, daß sie meinetwegen dulde und sogar körperlich leide."

Kronele konnte nicht weiter lesen. Thränen verdunkelten ihr die Augen. Auch sie sank fast ohnmächtig auf die Gartenbank, die ihre Mutter soeben verlassen hatte, als Heva ihr ankündigte, daß die Mutter ruhiger und stiller geworden sei und mit ihr zu sprechen wünsche und ihr befehle, den Brief von Elias ihr selbst zu übergeben.

XX.

Die Juden feiern das Osterfest als Erinnerung ihres Zugs aus Aegypten. Von dieser Epoche datirt sich ihre Befreiung aus der dreihundertjährigen Sclaverei und ihre Existenz als ein selbstständiges Volk, die nach dem Propheten nur dann aufhören soll, wenn es nur Einen Gott und Ein Volk geben wird.

Während der acht Tage des Passahfestes essen die Juden blos ungesäuertes Brod, das sie Matzes heißen. Außer dem Brod haben sie für dieses Fest sogar besonderes Tischgeschirr. Vierzehn Tage vor Ostern wird alles in einem jüdischen Hause übertüncht, gewaschen, gescheuert, während die Jugend auf den Dörfern sich gegenseitig hilft, die Matzes zu kneten, zu welgern, zu stupfen, in den Ofen zu schieben und sie endlich zu zählen und zu backen. Es darf keine Sonne auf den Teig scheinen, das Wasser zum Kneten wird nach Sonnenuntergang geholt und gut verdeckt beiseite gestellt, die Welger- und die Stupfelhölzer werden beständig mit Glas abgeschabt, damit kein Teig daran kleben bleibe und zum Säuern beitrage.

Alles eiserne und kupferne Geschirr wird mit heißem Wasser und siedender Asche gekoschert, d. h. zum Gebrauch für das Fest vorbereitet, die hölzernen Möbel werden gewaschen und mit besondern Tafeln versehen. Das Porzellan und das irdene Geschirr aber wird für acht Tage in die gesäuerte Kammer verdammt nnd durch jantiftiges Geschirr ersetzt.

Am Abend vor dem ersten Feierabend, denn alle jüdischen Feste beginnen, wie der Sabbath, am Vorabend, wird alles Gesäuerte aufgesucht. Dieser Tag heißt der Visitationstag. Die Frau legt in verschiedene Ecken Stückchen Brod, die der Mann aufsucht und sie in Lumpen verbirgt. Am andern Morgen wird alles Unreine zusammengetragen und von den Buben des Dorfs in einem großen Freudenfeuer verbrannt.

Elias' Brief kam an diesem Visitationstage ins Dorf. Kaum trat Kronele in die Stube, so sagte ihr die Mutter: „Heute Abend muß alles Unreine aus dem Hause verschwinden. Der Gedanke an diesen Menschen muß daher heute noch von hinnen scheiden. Und damit er ein für allemal weiß, woran er ist, so wirst du, meine Tochter, ihm selbst antworten. Ich werde dir dictiren. Morgen ist Passah, morgen ist es uns verboten, zu schreiben. Uebrigens könnte ich vergessen, was ich ihm zu sagen habe."

Kronele, die sich kaum aufrecht hielt, antwortete nicht.

„Ist dir's lieber, daß Heva schreibt? Ich zwinge dich nicht dazu, aber ich befehle dir, hier zu bleiben. Du sollst hören, was ich ihm zu sagen habe."

„Mutter, wenn Ihr befehlt, ist es meine Pflicht, zu gehorchen."

(Fortsetzung folgt.)

In den Mississippisümpfen.

Erzählung eines Reisenden.

(Schluß)

Sobald ich mich hinreichend gesammelt hatte, legte ich an und schoß. Ich glaube, die Kugel ging dem Alligator in den Rachen, der halb aufgerissen war. Jedenfalls kehrte

Digitized by Google

er sich sehr geschwind um und ging in das Wasser zurück. Ich hörte das schwere Planschen und sah, daß mein Hund bellend an das Ufer sprang. Auch erkannte ich, was den Alligator herbeigelockt hatte — der Hund. Er war hin und her gelaufen, hatte meinetwegen gebellt und gewinselt, und das häßliche Ungethüm hatte ihn gesehen und gewittert. Konnte also das Bellen des Hundes nicht noch mehr Alligatoren herbeilocken? Ich versuchte ihn zurückzurufen. Er kam auch, sah mich einen Augenblick an, lief aber dann eilig wieder fort.

Dann fuhr er plötzlich zurück und schrie. Das Herz zitterte mir, denn ich konnte nicht daran zweifeln, daß wieder ein Alligator komme. So war es. Der Hund retirirte langsam und der große häßliche Kopf erschien über dem Ufer. Er war noch größer als der vorige. Als der Alligator an das Ufer heraufgekommen war, blieb er einige Augenblicke stehen und wendete die lange gräßliche Schnauze mir zu. Dann sah er den Hund an, der in sicherer Ferne wüthend bellte, wendete die Augen bald aber wieder mir zu und kam auch nach mir her.

Ich faßte mein Gewehr oben am Lauf als Keule und schlug damit mit aller Kraft das Ungethüm, als es nahe an mir war, auf den Kopf; der Schaft zerbrach dabei. Der Alligator ging zurück und riß dabei den Rachen auf, um ihn gleich darauf klappend zu schließen.

Eins bemerkte ich wohl, daß der Alligator nämlich noch nicht einsank. Seine Vorderbeine waren etwa zwei Ellen von mir entfernt und so erkannte ich, daß der Boden nach dieser Seite hin und in dieser Entfernung so fest war, um wohl auch mich tragen zu können. Ich hatte freilich nicht viel Zeit darüber nachzudenken. Der Alligator kam von Neuem auf mich zu. Ich hatte das Rohr gehoben, um ihm einen zweiten Schlag damit zu versetzen, als der Hund auf ihn sprang. Unter anderen Umständen würde er es gewiß nicht gewagt haben, aber er vergaß sich selbst, um mich wo möglich zu retten. Der Alligator schnappte mit seinem fürchterlichen Gebiß nach ihm und der Hund lief ihm nach dem Schwanze. Im nächsten Augenblick wurde dieser Schwanz gehoben und blitzschnell fiel er auf den getreuen Hund. Er stieß einen Schrei aus und brach zusammen. Der Alligator drehte sich um, packte ihn mit den Zähnen und lief damit fort nach dem See.

Während der Anwesenheit des letzten Alligators war ich noch immer tiefer eingesunken. Nur die Achseln ragten noch aus dem Schlamme heraus, der mir fast bis an das Schlüsselbein ging. Mit aller Macht schrie ich und endlich weinte ich gar. Welch' ein Tod erwartete mich!

Unter schauerlichen Gedanken begann ich von Neuem mich um Rettung zu mühen, aber wieder nur mit der Folge, daß ich rascher einsank.

Eben als ich meine gefährlichen Versuche wieder einstellte und die Stimme mir in Folge des starken Rufens versagte, sah ich wieder einen Alligator an das Ufer heraufkommen. Es war nicht der, welcher den Hund geholt hatte, sondern ein wo möglich noch größerer.

Wie bemerkt, hatte ich an den Bewegungen des Hundes und des zweiten Alligators erkannt, daß etwa vier Fuß von mir, nach dem Ufer zu, der Boden fest sein müsse. Als ich nun das Ungethüm auf mich zukommen sah, dachte ich an mein Flintenrohr. Ich sah mich nach ihm um, aber es war auch in dem Sumpfe verschwunden. Dann fiel mir mein Messer ein. Es befand sich an meiner linken Seite und konnte nicht tief unten sein, da es an meinem Gürtel hing. Ich griff also mit der linken Hand hinunter und erreichte es.

Ich fürchtete meinen Gegner weiter nicht, als daß ich mich von ihm nicht fressen lassen wollte. Als er näher herankam, merkte er wohl, daß der Boden sehr weich sei, aber er arbeitete sich durch; denn wenn auch seine Beine einsinken wollten, hielt ihn sein riesiger, langer Leib oben.

Endlich war seine Schnauze fast dicht an mir und er riß den Rachen auf. Er suchte sich indeß noch näher heranzuarbeiten. Der Rachen stand so weit auf, als gähne er ungeheuer; die schrecklichen Zähne glänzten wie Spieße und er wollte wohl im nächsten Augenblicke zubeißen. Mit einer

Digitized by Google

raschen Armbewegung stieß ich ihm da mein Messer weit in den offenen Rachen hinein, und zwar in die untere Kinnlade an der Zungenwurzel. Er klappte den Rachen zu, so weit es anging. Das Messer stand fast perpendiculär und als der Griff mit dem Gaumen in Berührung kam, ließen sich die Kinnladen nicht weiter schließen. Die vorderen Zähne standen sechs Zoll aus einander.

Ich hielt instinctmäßig an dem Messer fest, und als der Alligator sich rückwärts bewegte, mußte er mich allmälig mit aus dem Schlammkerker herausziehen. Er hob meinen Körper etwa vier Zoll. Im nächsten Augenblick riß er den Rachen wieder auf und ich schob meinen Arm so weit als möglich hinein und mit aller Kraft. Die Klinge drang hinten im Schlunde tief hinein und damit kam der Griff hinunter an die Kehlöffnung.

Im Schmerz zog und zerrte er gewaltig rückwärts. Er schüttelte den Kopf und richtete ihn empor, mich aber vermochte er nicht abzuschütteln. Hing doch mein Leben davon ab, daß meine rechte Hand fest an dem Messer hielt. Er zog und zog und höher und höher kam ich empor aus dem Schlamme und heraus. Es war mehr wie ein Traum als wie Wirklichkeit. Endlich gelangte der Alligator in seiner Rückbewegung auch mit den Vorderpfoten auf festen Grund; hier konnte er alle seine Kraft gebrauchen, er riß sich von mir los und kehrte in das Wasser zurück, nahm aber mein Messer in dem Rachen mit fort.

Und wo war ich? Der Länge nach lag ich auf dem Bauche in dem zertretenen, beschmutzten Grase. Das riesige Thier hatte mich gerade aus dem Schlamme herausgezogen und an eine Stelle, wo ich nicht wieder einsinken konnte.

Ich dachte an nichts, als wie ich den Weg nach Hause fände. Ich war sehr schwach und matt und an meinen Kleidern hing ein halber Centner stinkenden Schlammes. Trotzdem hielt ich mich nicht auf, sondern wanderte weiter. Ich war auf gutem Wege und betrat die Schwelle meines Hauses, als das letzte Licht des Tages im Westen schwand und die Nacht sich herabsenkte.

Miscelle.

Im Dresdener „Dampfwagen“ werden nach dem Privatschreiben eines Vorstandsmitgliedes und andern Notizen „von achtbarer Seite“ wieder einige Mittheilungen über den Stand der Schillerlotterie gemacht; namentlich werden den Loosebesitzern sehr günstige Aussichten auf baldige Erlangung ihrer Gewinnste eröffnet, von denen freilich ein Theil erst noch in der Anfertigung begriffen zu sein scheint. Die Versendung der 660,000 Gegenstände — heißt es im „Dampfwagen“ — wird eine Sisyphusarbeit sein. Rechnet man, daß täglich 1000 Gegenstände verpackt, ausgegeben oder versendet werden können (und wohl nicht mehr), so brauchen wir 2 Jahre, nimmt man 2000 an, so brauchen wir 1 Jahr zur Abwickelung des Geschäfts. Nimmt man die Länge eines Schillerloses nur zu 7 Zoll an, so bedecken 660,000 Loose, wenn man sie neben einander legen wollte, eine Linie von 385,000 Fuß oder ungefähr 16 Meilen, mithin eine größere Entfernung als von Dresden nach Leipzig; würden die Loose aufeinander gelegt, so erreichte die Schicht nahezu die Höhe des Dresdener Kreuzthurms (314 Fuß). Unter den angekauften Gewinngegenständen sind 7 Concertflügel, 2200 Uhren, 21 Chronometer, 3000 silberne Löffel, 7000 Platdemenagen *), 69 Teppiche, 12 Kronleuchter und 50 doppelläufige Jagdgewehre aus Suhl. Einer der größeren Gewinne ist außerdem eine große silberne Urne, 306 Loth schwer. Ferner ist der Hof- und Kunsttischler Türpe in Dresden mit der Anfertigung von 1000 Zuckerkästchen aus Palisander- oder Jacarandenholz beauftragt, von denen jedes „im Ladenpreise 1½ Thlr. kostet.

*) Wie heißt Das auf französisch? Denn das deutsche Wort verstehen wir nicht.

Auflösung der Charade in № 19:

Gesangbuch.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 21. Speyer, Dienstag 19. Februar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Antwort erhob sich Frau Reich und warf einen Mutterblick der Liebe auf ihre Tochter, den diese aber zu vermeiden schien, indem sie ihre thränenvollen Augen zu Boden senkte. Dann, nachdem sie mehrere Male die Stube durchschritten und bald an den Bändern ihrer Haube, bald an einem Zipfel ihres alten Shawls genagt hatte, während Kronele Papier, Tinte und Feder vor sich hinlegte, dictirte sie folgenden Brief:

„Mein Herr!

„Ich habe mich nicht einen Augenblick in Ihnen geirrt. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Mein Herr, wissen Sie denn auch, wer Sie sind? Ich zweifle fast daran. Denn wenn der Sohn von Jakob Seibel sich selbst kennen würde, nie hätte er es gewagt, die Tochter von David Reich zur Frau zu verlangen.

„Mein Herr! Ich habe mit eigenen Augen Ihre Mutter gesehen, die Sie in einem Leintuche auf ihrem Rücken trug; Sie reichten ihr die Hand über die Schulter und die Mutter streckte ihre Hand nach einem Almosen aus. Den halben Sou — ich gab ihn ihr selbst."

Kronele, die mit krankhafter Geschwindigkeit schrieb, erhob ihr schönes Auge zur Mutter.

„Das wundert dich, mein Kind", fuhr diese fort, die endlich einen tiefen Eindruck auf ihre Tochter gemacht zu haben glaubte. „Es ist die lautere Wahrheit."

Kronele aber antwortete nicht. Und je mehr die Mutter Vater und Mutter herabzusetzen sich mühte, je mehr erhob Kronele in ihrem Geiste den Sohn. Auch sah die Mutter bald ein, daß sie sich geirrt, und wie eine Schauspielerin, die vergebens auf den erwarteten Beifall harrt, nahm sie einen andern Ton an und fuhr fort:

„Es wundert mich nicht, daß Sie in Ihrem Hochmuth auf Ihr Wissen und Ihren Namen es versuchen, der Mann zu werden von einem jungen, schönen, ehrlichen, braven Mädchen, deren Familie nie auf der Landstraße gebettelt hat und die eine Nedinie von 10,000 und eine Aussteuer von 2000 Francs hat. So jung der Hahn ist, er versucht's, um eine Henne zu kräheu, besonders wenn sie goldene Federn hat. Was mich wundert, ist, daß Sie es wagen, nachdem Sie einen Korb erhalten haben und fast aus dem Hause gejagt worden sind, wieder an meine Thür zu klopfen. Sie sagen, es sei Ihre Pflicht. Was für eine Pflicht? Sie spielten doch sonst den godeln Mann (großen Mann), woher jetzt auf einmal so kleinlich, süßlich? Wenn ich nicht irre, sagten Sie einst, Sie würden nie ein Mädchen heirathen ohne die freie Einwilligung ihrer Aeltern — und wie ich soeben erfuhr, haben Sie ohne mein Wissen einen Brief an meine Tochter geschrieben und meine Tochter hat Ihnen geantwortet."

Frau Reich hielt aufs neue inne; sie hoffte, Kronele werde leugnen; da diese aber sich nichts Unrechtes vorzuwerfen hatte und wie immer schwieg, fuhr die Mutter fort: „Und weil Sie es dennoch wagten, so haben Sie hier kurz meine Antwort; Nein! Tausend, hunderttausend Mal nein. Auf immer und ewig nein!"

Wieder schwieg sie und erwartete eine Bemerkung von ihrer Tochter, hörte aber nichts als das Kritzeln ihrer Feder, denn Kronele erstickte ihre Thränen und ihr Schluchzen und schrieb gebeugten Hauptes, ohne ihr Auge zu erheben.

Digitized by Google

„Und nun noch zwei Zeilen, Kronele, schreibe", sagte die Mutter.

„Mein Herr, ich benutze diese Gelegenheit, um Ihnen anzukündigen, daß Herr Salomon Netter von Bischwiller, ein reicher, schöner, junger Mann, mein Kronele zur Heirath verlangt hat und daß ich sie mit ihm verlobte. Nach Ostern die Heirath."

Kronele erhob ihr Haupt und zeigte ein feuriges Gesicht mit zwei Thränenfurchen. Sie legte die Feder nieder, stand vom Tische auf und sagte mit heiserer Stimme: „Mutter, das schreiben Sie selbst!"

In diesem Augenblicke trat Leon in die Stube.

„Auch gut", sagte darum die Mutter. „Leon kommt gerade recht; er wird es mir schon schreiben."

Kronele sank trotz aller Anstrengung erschöpft und erblassend auf das Sopha. Die Mutter küßte sie, Leon eilte ihr zu Hülfe und behandelte sie mit besonderer Zärtlichkeit.

Vielleicht, da der Unmuth der Mutter in Worten ausgehaucht war und obwohl sie Leon beauftragte, den Brief zusammen zu legen und ihn an Elias auf die Post zu schicken, vielleicht wenn Kronele ihr gesagt hätte, daß sie lieber sterbe als Elias entsage, vielleicht hätte sie erst noch alles reiflich vor diesem letzten Schritt überlegt, wenigstens bis nach Ostern gewartet. Frau Reich führte gern Scenen auf und sie hätte der flehenden weinenden Tochter so manches nachgegeben. Kronele aber war zu unerfahren und zu schüchtern, mit ihrer Mutter so zu spielen und glaubte auch nicht, daß ihre Mutter Sinn für ideale Liebe hätte.

Und aufs neue beschloß Kronele, lieber zu schweigen, aber auch zugleich lieber zu sterben, als einem andern als Elias je anzugehören.

Und Leon, der ihr Schweigen nicht ungern sah, legte den Brief zusammen, schrieb die Adresse darauf und schickte ihn zur Post.

XXI.

Das Osterfest begann denselben Tag.

Das ganze Reich'sche Haus war festlich geschmückt. Die Vorhänge und Bettdecken waren gewechselt, die Dielen gescheuert und mit Goldsand bestreut, die Kommode hatte einen neuen Teppich, die Schränke neue Täfelchen erhalten und selbst die Steine der Hausflur waren roth angestrichen.

Mitten auf dem Tische, den ein schneeweißes Tuch bedeckte, erhob sich ein rundes dreischaftiges Pult, ebenfalls mit einem weißen Tuche verhangen. In jedem dieser Schafte lag zwischen zwei Servietten ein etwas dickerer Matze, den man Mitzva heißt. Auf dem Pult befanden sich ein Bund Lattich, ein Meerrettig, den man Morrer (Bitterkeit) nennt, eine silberne Schale mit Cheroses (ein Gemisch gestoßener Mandeln mit Zucker), Salz und Pfeffer, ein ausgebratenes Hammelbein und ein hartgesottenes Ei. Das Bein soll an das Osterlamm erinnern und das runde Ei ist ein Sinnbild der immerwährenden Wanderung des Volks Israels seit der Zerstörung Jerusalems; der Lattich wird mit dem Zuckergemisch verzehrt, als Symbol des Lebens, viel Bitterkeit mit wenig Süßem.

Auf der Eckbank befand sich ein Divan mit drei Kissen, worauf der Hausherr seinen Sitz nimmt. Neben ihm auf einem Stuhl thront die Hausfrau. Jeder Gast hat einen silbernen Becher mit Wein gefüllt vor sich, den er während des Seders (so heißt das Abendmahl) in drei Pausen leert, und ein Büchlein, Hagada, das auf Hebräisch und in profaner Vaterlandssprache die Wunder erzählt, mit denen Gott aus Liebe zu seinem Volke Aegypten und die Pharaonen bestrafte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein berühmter Gemsbock.

(Aus der Volks- und Schützenzeitung.)

Einer der ältesten, stärksten und überhaupt merkwürdigsten Gemsböcke, die im Land Tyrol die Luft und Freiheit der Alpen genießen, hat im October des abgelaufenen Jahres sein vielbewegtes Leben beendet. Er fiel durch die Kugel des Gemsenjägers und Försters Hohenleitner in Mayrhofen im Zillerthale. Seine „Decke" geht jetzt in Form einer ledernen Hose um, sein Fleisch liegt in unterschiedlichen Staatsbürgern begraben, und seines Kopfes vieljährige Zierde, die stattlichen „Krucken", hängen in dem

Digitized by Google

einsamen Stüblein eines Innsbrucker Jägers. Ich füge zur Erinnerung an diesen Gemsenveteranen noch einen Artikel bei, und wenn sich Jemand ärgern sollte, daß damit einem abgeschossenen Gemsbocke zu viel Aufmerksamkeit geschenkt wird, so bitte ich zu bedenken, daß es gegenwärtig ja allenthalben Mode ist, über die großen Böcke zu berichten, die in der Welt geschossen werden.

Der Gemsbock zählte bei seinem Tode 12 bis 13 Jahre, denn als der Förster Hohenleitner zuerst seine Bekanntschaft machte, was vor 8 Jahren geschah, war er bereits 4 bis 5 Jahre alt. Ueber seine Abstammung und Jugend ist wenig bekannt, man könnte höchstens sagen, daß er hoch- und wohlgeboren war, worauf jedoch die gegenwärtige Zeit kein großes Gewicht legt. Was dieses Thier später berühmt machte, war seine seltene Größe und seine Unbezwinglichkeit. Wenn dieser Gemsbock zuhöchst auf einer Felskuppe stand und der blaue Himmel seinen Hintergrund bildete, machte er den Eindruck einer wahren Riesengemse, und der Jäger, der ihn sah, riß staunend über die Größe dieses Grattthieres die Augen auf, und das Herz klopfte ihm, denn ein so großer Bock ist selbst in der Politik kaum einmal geschossen worden. Die „Krucken" standen wie zwei Bäumchen mit umgebogenem Gipfel auf dem verwegenen Haupte des kühnen Felsenkletterers (sie haben die seltene Höhe von acht Wiener Zoll); seine irdische Hülle wog aufgebrochen zwei und achtzig Pfund. Ob die letzten theuren Zeiten auf ihn einen Einfluß genommen, und ob er früher vielleicht noch schwerer war, weiß ich nicht, da der Bock bis zum October des abgelaufenen Jahres nie dahin zu bringen war, sich auf eine Wage zu setzen. Der Bock behauptete seine Herrschaft bis zum Ende seiner Tage. Weit und breit durfte ungestraft kein anderer Bock sich blicken lassen, und lange nach seinem Tode noch wagten es die jüngeren Böcklein nicht, sich in die weitverzweigte Verlassenschaft desselben zu theilen. Zu seinem Reviere wählte er sich eine Gegend aus, die man das Gibraltar von Zillerthal nennen könnte. Es ist dies der Ausläufer der 8000 Fuß hohen Tristenspitze, unter dem Namen „Mistler" bekannt. Wer nur einmal einen Blick in die Seitenthäler des obern Zillerthales geworfen hat, dem brauche ich nicht zu sagen, daß es da Orte gibt, deren Eroberung dem General Claldini sicher die letzte Cigarre kosten würde. Ein solcher Ort war der, an dem unser Gemsbock lebte und wirkte. Fast senkrecht eingeschnittene, thurmhohe Klammen, die nur auf quer darüberliegenden, mit Wasser überronnenen, schlüpfrigen Steinplatten überschritten werden können, mußte der Jäger passiren, um dem Gemsbocke von der einen oder andern Seite schußmäßig beizukommen. Kurz eine so interessant gefährliche Gegend, daß sie weit mehr als die Stubaier und Oetzthaler Gletscher den Preis einiger überflüssigen Engländer werth wäre. Der Bock war offenbar ein strategisches Talent, und wenn er irgendwo sich niederließ, so legte er sich immer so, daß er den Rücken jener Gegend zukehrte, von welcher man ihm absolut nicht beikommen konnte, seine scharfen Augen aber alle anderen Punkte übersehen konnten. Rechnet man hiezu noch sein scharfes Gehör, das selbst den Schmerzensschrei eines geknickten Schneckenhäuschens vernimmt, und den Einfluß des verrätherischen Windes, der geheimen Polizei der Gemsen, die ihnen jeden Athemzug zuträgt, so kann man ungefähr auf die Hindernisse schließen, die dem birschenden Jäger entgegenstanden. Hrn. Hohenleitner war es zwar trotz alledem zum öfteren gelungen, den Bock auf erträgliche Schußweite anzubirschen, allein da hatte der alte Kruckenträger sich so postirt, daß dessen schmalste Seite dem Jäger gegenüber stand, und so fehlte der sonst sehr geübte Schütze ihn dreimal, und nur einmal gelang es ihm, den Bock durch eine denselben streifende Kugel an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu erinnern; die andern Male aber, wo er den Bock so recht in seiner Gewalt gehabt hätte, stand derselbe von so vielen Abgründen umgeben, daß er von der Kugel getroffen über die Felsen stürzend sich total zerschmettert hätte. Der Jäger konnte also den Schuß nicht wagen, wenn er mehr als einen Brei von Haut und Fleisch haben wollte. So oft aber auch das Unternehmen mißlang, der passionirte

Digitized by Google

Jäger ließ sich's nicht verdrießen; er war schon glücklich, an dem Anblicke des stattlichen Thiers sich weiden zu können.

Endlich sollte der Bock, der durch so viele Jahre hindurch alle Künste und Anstrengungen des unermüdlichen Jägers vereitelte, der Kugel zum Opfer fallen. Es war auch hohe Zeit, da der Gemsenstand durch den alten Hagestolz, der in seinem einsiedlerischen Leben keine andere Aufgabe mehr sich stellte, als jeden andern Collegen, der in seinen Revieren sich sehen ließ, mit tödtlichem Hasse zu verfolgen, zu leiden anfing. Lassen wir nun den Jäger selbst erzählen, wie er schließlich den gehörnten Siegfried erlegte:

„Als ich im vergangenen Herbste Morgens um 5 Uhr aufbrach, und am bewaldeten Mistlergebirge die Tristenspitz hinaufbirschte, kam ich meinem gesuchten Gegner ganz unerwartet bis auf 60 Schritte nahe; da ich aber ihn in dieser Gegend noch nicht vermuthete, wurde ich seiner erst gewahr, als er bereits die Flucht ergriffen. In dem Augenblicke aber, als er den letzten Satz machte, um über eine Ecke zu verschwinden, fand ich eine Lücke, ihn auf's Korn zu nehmen. Im selben Momente krachte es, und ich konnte nach dem Schusse nur noch bemerken, daß der Bock pfeilgerade und mit besonderer Eile bergab rannte. Beim Nachsuchen fand ich ihn ungefähr 300 Schritte vom Anschußplatze hinter einem gestürzten Baumstamm mit dem schönsten Schuß am Blatte verendet liegen. Die Kugel hatte ihm das Herz mitten durchbohrt." So endete dieser berühmte und berüchtigte Gemsbock, welcher der König der Tyroler Gemsen genannt zu werden verdiente.

Bundeslied des Nationalvereins.

Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd,
Ganz Deutschland neu zu gestalten,
In Koburg sind noch die Männer was werth,
Je länger die Reden sie halten.
Da stellt wohl Jeder sich gerne ein,
Hoch lebe der Nationalverein!

Aus der Welt die Weisheit verschwunden ist,
Nur uns ward das Licht noch erhalten;
Weh' dem, der keck neben uns sich vermißt,
Ganz Deutschland neu zu gestalten,
Ja klug und weise sind wir allein,
Hoch lebe der Nationalverein!

Nicht brauchen wir Fürsten und Diplomatie,
Wir sind ja selber die Feinern,
Und wissen noch besser, gewiß, als die,
Das deutsche Land zu verkleinern;
Von allen fremden Provinzen rein
Macht schnell es der Nationalverein.

Frei geben wir Böhmen und Südtyrol,
Frei Venedig und Ungarn und Polen;
Uns wird es im deutschen Lande erst wohl,
Wenn die Fremden die Länder sich holen.
Und kommen sie nicht, nun, wir laden sie ein,
Dafür sind wir Nationalverein.

Ist nur erst Italien einig und frei,
So wird auch Deutschland es werden!
Held Garibaldi steht uns wohl bei
Mit seinen tapfern Gefährten.
Wie werden die Deutschen dann glücklich sein!
Hoch lebe der Nationalverein!

Und ist auf Cavourisch erst Thron um Thron
Den deutschen Fürsten genommen,
So sagt uns schon der Napoleon,
Wen wir als Kaiser bekommen;
Ja, sollt' es sein dicker Vetter sein —
Hoch lebe der Nationalverein!

Dann reichen die freie Bruderhand
Wir allen freien Nationen,
Und knüpfen das nationale Band,
Daß sie uns gnädig verschonen,
Wir machten sie groß, d'rum sind wir klein:
Hoch lebe der Nationalverein!

D'rum frisch, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd,
In die Reitschul' nach Koburg geritten!
Auf daß zum Vereine sich Alles bekehrt,
Mit kräftigen Lungen gestritten!
Für Ideen kämpft nicht der Franzmann allein:
Hoch lebe der Nationalverein!

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 22. Speyer, Donnerstag 21. Februar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

(Fortsetzung.)

Während Herr Reich, seine Frau, sein Sohn und sein Tochtermann sich in die Synagoge begaben, hatte Heva, nachdem sie den Thron ihres Vaters aufgerichtet, ihr schönstes Brautgewand angethan und erwartete ihren Bräutigam auf der Hausschwelle.

Kronele hingegen, in Schmerz aufgelöst, warf ein weißes Oberkleid über und verbarg ihr Haar unter einer weißen Haube, als wäre sie verheirathet. Ihre Mutter merkte die Absicht ihrer Tochter, ehe sie noch in die Feststube trat. Sie erblaßte darüber, hütete sich aber wohl, mit ihrer Tochter davon zu sprechen.

Man setzte sich gespannt und erwartungsvoll an den Tisch.

Alle Gäste, Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen, legen beim Ostermahl eine Hand an den Tischaltar und sprechen laut folgende Strophe: „Dies ist das Elendbrod, das unsere Vorfahren im Lande Mizraim aßen. Wer Hunger hat, er komme und esse mit uns, wen es dürstet, er komme und labe sich mit uns. Dies Jahr sind wir hier, künftiges Jahr aber im Lande Israels. Dies Jahr sind wir Knechte, künftiges Jahr sind wir freie Männer!“

Dieser Spruch stammt aus der babylonischen Gefangenschaft.

„Ich wette“, begann Leon, „Kronele dachte an Afrika statt an Asien.“

„In Asien“, versetzte diese, „sind die Juden Knechte, in Afrika sind sie freie Franzosen.“

„Ja, das Ganze“, sagte der junge Reich, „ist zu ändern. Es fällt mir gar nicht ein, nach Jerusalem zu wandern, und so oft ich dies Gebet wiederhole, setze ich Paris anstatt des Landes Israel. Paris ist mein gelobtes Land.“

„Du hast diese Bemerkung schon im vergangenen Jahr gemacht“, erwiderte ihm Kronele, „und Herr Elias, der damals noch hier war, hat dir bewiesen, daß, solange nicht alle Völker einen einzigen Gott anbeten, die Juden bald in Afrika, bald in Asien, bald in Europa als Märtyrer des Mosaischen Ideals werden dulden müssen. Ihr Märtyrerthum ist noch lange nicht zu Ende und die sich frei wähnen und stolz thun, sind keine Juden mehr und haben nie gewußt, warum sie Juden waren.“

„Genug davon!“ sagte die Mutter, die bei dem Namen Elias auffuhr.

Man begann die Wundererzählungen. Es ist der Brauch, daß ein mit Wein gefüllter Becher auf dem Tische steht, der dem Propheten Elias bestimmt ist, denn Elias ist der jüdisch-talmudische Messias, der ihnen ihre Befreiung ankündigen soll. So oft man trinkt, nimmt ein Gast den Becher und nippt daran im Namen des Propheten, mit Ausnahme des letztenmals, wo der Becher gefüllt auf dem Tische über Nacht stehen bleibt, denn der Geist des Elias nippt erst um Mitternacht daran.

„Kronele“, sagte Leon, „muß für den Propheten trinken, denn in ihrem Sinne ist Elias — Elias Seibel.“

„Um des Himmels willen“, sprach die Mutter ärgerlich, „ist's denn nicht mehr möglich, hier zu essen, ohne den Namen dieses Menschen zu hören? Nie ist so oft von ihm die Rede gewesen, als seit er von uns gegangen. Gewiß, Ihr werdet mich noch von hinnen treiben.“

Endlich sollte der Morrer genossen werden, von dem jeder ein Stückchen verzehrt zum Andenken all der Bitterkeit, die

Digitized by Google

Israel seit der Zerstörung Jerusalems gelitten. Die Frauen überlassen die Speise gewöhnlich den Männern, heute aber verlangte Kronele ihren Theil Morrer.

„Ich verbiete dir's", sagte die Mutter. „Du bist zu unwohl, Heva kann deinen Theil verschlucken, der schadet's nicht."

„Ich", lachte Heva, „ich liebe nur Süßigkeiten, Bitteres überlasse ich andern."

„Wie!" entgegnete Leon entrüstet, „du würdest nichts für deinen Mann dulden? Und wenn ich nun wünschte, daß du dies Stück Morrer verzehrst?"

„Dann esse ich davon", erwiderte Heva, „aber nur unter der Bedingung, daß du ihn mit mir theilst und mir nachsagst: dies sei Gift für dich, wenn du mich je zu lieben aufhörst."

Leon warf einen Blick auf Kronele und fand keine Antwort.

„Du zauderst?" rief Heva schmollend, „du liebst mich bereits nicht mehr?"

Die Verlegenheit Leon's wuchs sichtlich, als Kronele, die den innern Kampf ihres Vetters und seine Liebe zu ihr bemerkt hatte, ihm auf's neue den Rettich überreichte, ein anderes Stück nahm und ihm sagte: „Leon, möge dieser Morrer unser Tod sein, wenn wir je unserm Herzen untreu werden, du dem deinigen, das Heva angehört, ich dem meinigen —"

„Habe ich darum eine Tochter erzogen, daß sie für einen Mann zu sterben bereit sei?" kreischte da die Mutter auf. „Was muß ich hören, was sehen! Für einen Mann sterben! Das heißt Gott beleidigen. Leon, was sagst du zu solchem Greuel?"

„Ich?" versetzte dieser, „ich finde es bewunderungswürdig; es thut mir nur leid, daß ich nicht" — ein Blick auf die zornig funkelnden Augen Heva's ließ ihn zu seinem Glücke seinen Satz nicht vollenden.

Die Mutter war wie erstarrt; endlich ermannte sie sich: „Ich war so jung und schön wie ihr, aber ich habe nie in meinem Leben daran gedacht, für einen Mann zu sterben. Eine brave Jüdin denkt nicht an Liebe; die Liebe ist ein Laster der Goim."

„Mama", sagte Heva spitz, „das alles war gut für deine Jugendzeit, wir aber sind vor allem Französinnen."

„Du kannst thun, was du willst. Was aber mein Verdruß, was mir das Herz zerspringen macht" — und hier wurde ihre Stimme weicher und mit Thränen getränkt, „was mir mein Leben verkürzt, ist meine Tochter, die eher Vater, Mutter und die ganze Welt untergehen sieht, als auf einen Mann verzichtet; als gäb's in der ganzen Welt nur diesen einen Mann! Erzieht Kinder, gebt ihnen euer Gut und Blut, opfert ihnen eure Jugend und ertragt ihretthalben ein ganzes Morrerleben, um endlich aus ihrem eigenen Munde zu hören, daß ihr gleichsam gar nicht für sie da seid, daß der Sohn nur für eine unbekannte Welt webt und lebt, daß die Tochter für eines Bettlers Kind sterben will, gleichviel, ob ihre Mutter darüber stirbt!"

Frau Reich trocknete sich ihre Thränen. Kronele, die nie eine solche Sprache aus dem Munde ihrer Mutter gehört, verschlang sie mit ihren Augen. Sollte mich meine Mutter lieben? dachte sie. Habe ich mich getäuscht?

Zum erstenmale stellte sich Kronele diese Fragen.

Die Mutter ihrerseits, die ihre Tochter betrachtete, sagte zu sich selbst: Ist's möglich, daß Kronele nie gefühlt hat, daß ich sie mehr als alle meine andern Kinder liebe? Ist's möglich, daß sie wirklich für einen Mann stürbe? Wie blaß sie ist! Ach, wenn sie wüßte, wie ich sie liebe!

Mutter und Tochter legten sich mit solchen Selbstgesprächen zu Bette. Zum erstenmal erblickte Kronele einen Strahl von Hoffnung in den Augen ihrer Mutter und zum erstenmal fühlte die Mutter eine Liebesschwäche für ihre Tochter. Hätte Leon den Brief nicht auf die Post gegeben, er wäre nie fortgeschickt worden.

Während der Nacht jedoch gewann der Familienstolz wieder die Oberhand. Denn, dachte die Mutter, welche die ganze Nacht kein Auge schloß, jetzt ist's zu spät. Nie würde mir Elias meinen Brief verzeihen. Jetzt kann ich ihn nicht mehr zurückrufen und wenn mich Kronele nur ein wenig noch liebt, so heirathet sie den jungen Salomon.

Auch gab sie Leon den Befehl, gleich nach dem Feste nach Bischwiller zu gehen,

Digitized by Google

um Kronele mit Herrn Netter zu verloben. „Wenn 10,000 Francs nicht genügen", fügte sie hinzu, „verspricht ihm 15,000." Aber Leon drängte durchaus nicht, Kronele zu verloben. Unzufrieden mit seiner Braut, mit sich selbst, begab er sich auf geradem Wege nach Hause.

Vierzehn Tage später eilte Frau Reich selbst nach Bischwiller, aber nicht, um Kronele zu verloben, sondern um den Arzt über die Lage ihrer Tochter zu befragen.

Denn seit jenem Tage, wo die Mutter ihre Tochter gezwungen, den verhängnißvollen Brief an Elias zu schreiben, war die Krankheit des armen Mädchens zum Ausbruch gekommen. Sie blieb wie gelähmt auf dem Kanapee liegen, selbst das Reden ward ihr fortan schwer. Die Mutter kannte wohl den ersten Keim des Uebels, wollte es aber dem Arzte nicht gestehen, denn sie hätte sich selbst anklagen müssen. Dieser sah die Kranke und versprach, sie durch Bäder in kurzer Zeit wieder herzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Münchener „Punsch" enthält folgenden Briefwechsel:

Brief des Advokaten Metz von Darmstadt an den Advokaten Feodor Streit in Coburg.

Metz an Streit.

Lieber Feodor! Ich erlaube mir, Dir meine Reisediäten-Berechnung einzuschicken; sei so gut und veranlasse den Cassier des Nationalvereins, mir das Geld sobald als möglich zu schicken. Ich bin jetzt für Vereinszwecke sehr viel hin- und hergereist, und wenn ich auch in der Pfalz und in Schwaben wohlfeil gelebt habe, so war es doch in Berlin um so theurer, besonders da ich häufig mit Vincke kneipte, der behufs seiner fortschreitenden Consolidirung sowohl in Speise als Trank sehr Vieles und Schweres zu consumiren pflegt, und ich als Ausschußmitglied und hervorragender Vertreter des Nationalvereins doch auch zeigen muß, daß ich zu der Kunst des Einverleibens Talent habe. Unser Verein macht große Fortschritte, die Schwaben habe ich herumgekriegt; die guten Leute sagten, sie wären immer überzeugt gewesen, daß „Eppes" in Deutschland geschehen muß. Ich bestärkte sie in dieser Meinung und sagte ihnen, daß nicht nur „Eppes", sondern daß Mehreres geschehen müsse, und das Erste wäre: daß Jeder, der mit uns übereinstimmt, 1 preußischen Thaler bezahlt. Anfangs machten die Kerle lange Gesichter — ich sage Dir: so etwas Dumm-Pfiffiges oder Pfiffig-Dummes habe ich mein Lebtag nicht gesehen, ich mußte das Lachen mit der ganzen Kraft des politischen Tactgefühles unterdrücken — aber da ich ihnen Frankfurt als die Hauptstadt des künftigen Reiches vorstellte und sie daran erinnerte, wie schön das sein müßte, die Residenz und die Pracht des deutschen Kaisers so förmlich in der Nähe zu haben, da wurden sie weich und die Thaler fingen an, sichtbar zu werden. Siehst Du jetzt, wie gut es war, unserm Verein keinen ausgesprochenen Zweck zu geben? In Berlin stell' ich Alles unter die preußische Spitze, in der Pfalz und in Schwaben lasse ich nur das schwarz-roth-goldene Banner wehen und erkläre alle andern Farben für Kinderspielzeug. Daß wir in Bayern ausgewiesen wurden, ist zwar sehr gut, aber doch nicht genug Martyrerthum. Wenn sie uns etwas mit Cavalerie umzingelt hätten, wäre mir lieber gewesen. Das einzige Thatsächliche, was wir erduldeten, war der Umstand: daß wir unser Bier nicht austrinken konnten. Im Uebrigen haben sich die bayerischen Pfälzer nicht besonders hervorgethan; ich weiß es nicht: fehlt es den Leuten an Courage oder an Lust. Wir wollen das ein ander Mal untersuchen; für jetzt bitte ich Dich nur, meine Rechnung zu genehmigen und mir recht bald das Geld zu schicken. Dein aufrichtiger

Metz.

Streit an Metz.

Lieber Freund, ich muß Dir gestehen, daß ich beim Anblick Deines Conto wahrhaft erschrocken bin! 556 Thaler für eine zehntägige Agitationsreise, das ist stark. Ich will Dir zwar nicht zumuthen, in Eßlingen lauter Eßlinger Champagner zu trinken, aber

Digitized by Google

etwas weniger hättest Du doch brauchen sollen. Ich weiß: Du hast Dich als verfluchter Kerl in Baden mit Staatsmännern und Diplomaten in Verkehr gesetzt; wie man aber zu diesem Zweck für 70 Thaler Glacéhandschuhe brauchen konnte, verstehe ich nicht, Du müßtest denn gar zu viel Höfling gewesen sein und die Sache des Vereins nicht mit der gehörigen Energie vertreten haben. Erinnere Dich, was die großdeutschen Schandblätter für einen Lärm erhoben wegen der 2000 Thaler Reisediäten für alle Nationalvereins-Ausschußmitglieder mit einander! Wenn es nun aufkommt, daß Einer in 10 Tagen schon so viel braucht! Versparen wir das, bis wir einmal Minister, Gesandte und Statthalter sind, dann wird Deutschland glücklich sein und gerne bezahlen. — Für dießmal will ich Dir um der Einigkeit willen eine Indemnitybill ertheilen. Aber in Zukunft mußt Du bedenken, daß wir schwere Ausgaben haben, besonders für die Presse in Süddeutschland. Leb' wohl. Anliegend ein Wechsel auf ..... in Darmstadt. Dein aufrichtiger F. Streit.

P. S. Der Herzog läßt Dich auch grüßen.

Miscellen.

⊙ Frankenthal, den 18. Febr. In unserer Stadt weilt seit acht Tagen eine Künstlerfamilie, die von einer mehrjährigen Kunstreise in Skandinavien, Dänemark und Norddeutschland hierher zurückgekehrt ist und nach kurzer Rast nach London reiset, um einem ehrenvollen Rufe zu folgen. Ich glaubte um so mehr dieses kleinen Künstlerkreises in Ihrem geschätzten Blatte erwähnen zu müssen, da derselbe einer hiesigen, also pfälzischen, Familie angehört und auf einer Stufe der Kunstausbildung steht, die auch vor dem strengsten Kunstrichter mit Auszeichnung bestehen mag. Es ist dies ein Frauenchor von sieben Stimmen, welcher Chöre, Quartette, Terzette, Duette und Solos in seltener Vollkommenheit vorträgt. Der Director der Gesellschaft ist der Guitarrevirtuose Decker-Schenk aus Wien. Ein Concert, das dieselben zum Besten der hiesigen Armen gaben, hat so überrascht, daß man mit wahrem Sturme ein nochmaliges Auftreten sich erbat und unter der Bedingung erreichte, daß die Eintrittspreise so gestellt werden, daß Arm und Reich die Vorstellung besuchen könnten. Die Frau des Directors der Gesellschaft und noch weitere vier Sängerinnen derselben sind Schwestern und Töchter des hiesigen Kesselfabrikinhabers Hrn. Keller.

Der Hauspatz oder Sperling, der jetzt in ganz Europa, Asien und Nordafrika lebt, hat vor 2000 Jahren in Europa nur erst eine geringe Verbreitung gehabt; damals lebte er in den Gegenden des Mittelmeeres. Mit dem Weizen- und Gerstenbau der römischen Colonien in Deutschland verbreitete er sich in unser Vaterland, von wo er mit dem Getreidebaue bis Norwegen und später nach Sibirien kam. An der Lena (in Sibirien) erschien er im Jahre 1710, am Ob in Rußland im Jahre 1735; im unangebauten Kamschatka fehlt er noch jetzt. Er variirt in der Farbe sehr, findet sich selbst ganz kohlschwarz.

Die „Tauben- und Hühnerzeitung" macht darauf aufmerksam, daß man den Stubenkehricht nicht in den Hof oder auf den Mist, sondern in die für das Federvieh unzugängliche Düngergrube schütten soll, weil in dem Kehricht nicht selten Zündhölzchen vorkommen, an denen sonst das Federvieh die Phosphorköpfchen abpickt und hierdurch einen schnellen Tod findet.

Logogryph.

Der Lenz lockt aus kunstreichem Haus
Ein emsig Volk, das Ganze, 'raus,
Doch ist sein König bald bemüht,
Daß es in's neue fröhlich zieht.
Nimmst du ihm seine ersten Drei,
Ist dir im Winter wohl dabei;
Setzst statt der Vierten du die Dritte,
Dann wehe, wenn dein Herz d'ran litte;
Nimmst du auch Diese, hast du wenig,
Doch ist's ein Glied vom größten König.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 23. Speyer, Samstag 23. Februar **1861.**

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

(Fortsetzung.)

XXII.

Pfingsten ist das schönste jüdische Fest. Es ist der Jahrestag der mosaischen Gesetzgebung auf dem Berge Sinai (Mathan Thorah). An diesem Tage schmücken die Juden ihre Wohnungen und Tempel mit Maienbäumen und Blumensträußen, und allen Schmerz, alle Klagen vergessend, stimmen sie Jubelgesänge und Dankgebete für Jehovah an, weil er sie zum gesetzgebenden Volk der Menschheit erkoren.

Kronele befand sich besser, als acht Tage vor Pfingsten der Vater Leon's der Frau Reich in einem Briefe ankündigte, er wünsche das Verlöbniß seines Sohnes vor dem Feste noch zu feiern, damit er die Brautgeschenke auf Pfingsten noch kaufen könne; er lud sie ein, mit ihrem Manne nach Rechwog zu kommen, um vor dem Notarius den Heirathscontract zu zeichnen. Die Heirath sollte einen Monat später stattfinden.

Um Leon nicht zu verlieren, der für Heva nicht mehr so zärtlich war, als in der ersten Zeit seiner Liebe — ein Umstand, welcher der Mutter nicht entging — willigte Frau Reich ein, ihre jüngste Tochter vor der ältern zu verloben und zu verheirathen.

Dieser Entschluß verbitterte ihren Sinn und wider Willen fast quälte sie auf's neue Kronele mit bösen Worten. Uebrigens entsprachen die Thaten der Mutter ihren Worten nicht, denn sie hörte nicht einen Augenblick auf, ihre Tochter mit wahrer mütterlicher Sorgfalt zu pflegen.

Alles wurde zum Verlobungsfeste Heva's bereit gemacht. Der junge Reich hatte das Wägelchen mit Bändern und Fichtensträußen verziert. Zwei schöne Rappen wurden vorgespannt, der Vater, Heva, das kleine Mamele und der Sohn waren bereits aufgestiegen, es fehlte nur die Mutter, die für die Ceremonie in seidenem Kleide prangte, und ebenfalls zur Abreise bereit war, als sie unwillkürlich vor Kronele stehen blieb, die fieberud dalag.

Plötzlich fühlte sie einen Stich im Herzen und wie von einem höheren Gedanken erleuchtet, rief sie zum Fenster hinaus: „Fahrt nur fort. Ich gehe nicht nach Rechwog. Vater, du kannst Heva ohne mich verloben. Ich zeichne später den Contract. Kronele ist zu krank, als daß ich sie verlassen könnte."

„Geh' nur!" sagte der Vater; „du kennst ja die Ursache ihres Uebels. Und dann sind wir am Abend wieder zurück."

„Ich sage dir aber, daß ich hier bei meinem kranken Kinde bleibe." Und sie kehrte in die Kammer zurück und tauschte ihr seidenes gegen ein wollenes Kleid. Unterdeß fuhr der Wagen auf Heva's Drängen davon.

Kaum waren sie fort, so trat die Mutter aus der Kammer und blieb sprachlos vor ihrer Tochter stehen. Kronele, obschon in Fieberhitze, warf ein forschendes Auge auf sie, und ihre Hand ergreifend, sagte sie mit tiefer und schwacher Stimme: „Mutter, schelten Sie mich nicht, ich bin sehr krank."

Da fiel die Mutter auf ihre Knie vor dem Kanapee und indem sie einen glühenden Kuß auf die Stirne ihrer Tochter drückte, erwiederte sie: „Ja, du bist krank, mein Kind, aber deine Mutter wird dich heilen. Laß mich nur einen Gang gehen. In einer Stunde bin ich wieder bei dir. Versprich mir, daß du es nicht versuchst, aufzustehen."

Kronele ergriff die Hand ihrer Mutter und drückte sie an ihre brennenden Lippen.

Digitized by Google

Frau Reich erhob sich rasch und eilte nach Bischwiller, das eine gute Stunde vom Dorfe entfernt liegt.

Sie ging zum Arzte, dem sie kurzweg die Frage stellte: „Herr Doctor, stirbt man aus Liebe?“

„Ist ihre Tochter verliebt?“ fragte dieser.

„Das ganze Elsaß weiß es, der Arzt allein ausgenommen.“

„Frau Reich“, versetzte dieser, „man stirbt gerade nicht aus Liebe, aber an einer Schwindsucht. Ihre Tochter leidet daran, und wenn sich das Fieber dazu gesellt, so wird die Krankheit schnell gefährlich.“

„Und wenn ich ihr Den gebe, den sie liebt?“

„Freilich wäre dies zunächst die beste Arznei.“

„Danke, Herr Doctor“, erwiderte Frau Reich, und verließ ihn.

Sie brauchte keine halbe Stunde, um in's Dorf zurückzukehren. Als sie in die Stube trat, fand sie Kronele fieberfrei, aber todtenblaß.

„Kronele, mein Herz“, sagte sie, „wie ist dir?“

Kronele, die nicht an diesen zärtlichen Ton gewöhnt war, betrachtete ihre Mutter mit großen verwunderten Augen. „Du bist also um meine Gesundheit besorgt, Mutter?“

„Ob ich darum besorgt bin! Sollte man nicht glauben, ich wäre dir eine böse Mutter?“

Kronele schwieg.

„Wie, meine eigenen Kinder verkennen mich? Du glaubst, ich hätte kein Mutterherz?“

„Elias allein, liebe Mutter, sagte mir immer, du hättest ein Herz und eine gefühlvolle Seele.“

„Elias hat dir das gesagt? Er allein hat mich errathen. Höre, mein Kind. Glaubst du, daß er käme, wenn du ihm schriebest, daß er trotz meines Briefes käme?“

Bei dieser Frage fuhr das arme Kind vor Schrecken wie von einem schweren Traume auf. Dann, sich aufrecht setzend, sagte sie: „Du siehst nicht, Mutter, du fühlst nicht, daß du mich langsam tödtest!“

„Ich dich tödten?“ rief die Mutter, die ihr Kind in ihre Arme drückte. „Sieh' mich doch nur an! Sehe ich aus, wie eine böse Mutter? Leg' deine Hand auf mein Herz und fühle, wie es schlägt. Ich hielt dich nicht für so ernstlich krank, mein Kind, heut' zum erstenmal habe ich dein Leiden auf deinem Gesichte gelesen. Nun ich weiß, daß du wirklich duldest, nun fürchte ich, dich, mein Herz, zu verlieren. Da ist mir nichts zu theuer, dich zu retten. Alles, was du willst, alles, selbst Elias sollst du haben. Aber glaubst du, daß er mir meinen Brief vergessen kann?“

„Mutter, meine gute, liebe Mutter!“ rief Kronele und schlang krampfhaft die Arme um ihren Hals. „Ich habe eine Mutter! Gelobt seist du, mein Gott!“

Dies Freudengefühl war so heftig, daß die letzten Worte auf den Lippen Kronele's nur so schwebten; sie konnte sie nicht mehr aussprechen und fiel in eine lange Ohnmacht.

Die Mutter bedeckte ihr blasses Gesicht mit Küssen und rief sie nach und nach wieder zur Besinnung.

„Nun dir besser ist“, sagte die Mutter, „sage mir das eine; glaubst du, daß er kommt, wenn du ihm schreibst?“

„Nicht, wenn ich ihm schreibe, sondern wenn du ihm schreibst.“

„Du bist dessen sicher?“

„So sicher, als wär' ich er!“ versetzte Kronele.

„Gut denn, mein Kind. Lege dich nieder und schlummere. Alles wird wieder gut und zu Pfingsten mußt du Kraft genug finden, um aufzustehen und dich zu schmücken.“

„Um dir zu gefallen, Mutter, thue ich alles.“

Eine Stunde später kamen die Brautgäste auf drei mit Maien und Bändern buntgeschmückten Wagen in den Hof gefahren. Man hörte sie schon aus der Ferne an dem Knallen der Peitschen und der Pistolen.

Frau Reich, festlich gekleidet, erwartete sie auf der Hausschwelle.

„Vater Reich“, sagte sie laut, „du hast deine Tochter Hoffe verlobt, ich habe während eurer Abwesenheit das Knaß meiner Tochter Kronele gelegt — (Knaß legen heißt verloben). Ihr werdet nicht in die Stube treten, ohne meinem Kronele Maßel-

Digitized by Google

tof zu wünschen" (Maßeltof, gut Glück, ist der hebräische Beglückungswunsch).

„Mit wem?" riefen zwanzig Stimmen auf einmal.

„Mit Elias Seibel", erwiderte die Mutter.

„Er ist also hier?" fragte Leon.

„Was liegt dir daran? Wenn er nicht da ist, so kommt er. Ich habe sein Knaß gelegt. Und diesen Abend kündige ich dem ganzen Dorf das Verlöbniß meiner beiden Töchter an!"

Und alle Gäste stürmten in die Stube und lärmten: „Maßeltof Kronele!"

Und Frau Reich nahm zwei Schalen von Porzellan, zerbrach sie in Stücke und rief laut: „Maßeltof Elias und Kronele! Und Maßeltof Leon und Hesse!"

„Mir ganz recht", sagte der Vater Reich. „Auf diese Art werde ich beide auf einmal los!"

(Fortsetzung folgt.)

*Aus einem alten Hausbuche.

Es war eine schöne Sitte unserer Vorfahren, Alles was von Bedeutung in der Familie und in weiteren Kreisen sich zutrug, in ihren Hausbüchern niederzuschreiben und so den kommenden Geschlechtern aufzubewahren. Je unscheinbarer diese Bücher von außen sich darstellen, desto werthvoller ist gewöhnlich ihr Inhalt. Sie bilden vor allem ein Bindemittel für die Familie auf Generationen hinaus, sie enthalten die Geschichte des Hauses. Wie die Väter dachten und was sie vollbrachten, die Ereignisse, welche sie freudig bewegten, das Unheil, das sie traf: all dies liest der Enkel mit warmem Herzen aus den vergilbten und doch so lieben Schriftzügen sich heraus und die Bilder der Vergangenheit ziehen lebendig am geistigen Auge vorüber. Aber nicht allein für das Familienleben haben sie eine tiefe, sittliche Bedeutung: sie sind auch für die politische wie für die Cultur-Geschichte eine unerschöpfliche Fundgrube. In ihnen offenbart sich das Leben des Volkes, sein Dichten und Trachten, meistens reiner und wahrer, als in den für das Publikum bestimmten Documenten, wo die Rücksicht auf die Oeffentlichkeit manchen Vorfall in einem ganz andern Lichte erscheinen läßt, während in den ersteren, die bloß für den engen Kreis des Hauses bestimmt sind, der Mann seine Meinung offen und rückhaltslos niederschreibt. Leiden die Hausbücher auch gewöhnlich am correcten Sprachausdruck und am scharfen, logischen Gedankengang, so entschädigen sie uns dafür durch eine gesunde, derbe, treuherzige Sprache, die hochgedrechselten Redensarten gegenüber ungemein wohlthut, durch einen nüchternen, praktischen Gedankengang, wo mit wenigen Worten der Nagel auf den Kopf getroffen wird, durch eine Tiefe und Wärme des Gefühls, wie man sie bei öffentlichen Aktenstücken stets vermissen wird.

Da liegt so ein altes, von Rauch und Ruß geschwärztes Hausbuch vor mir, dessen geringes Aeußere einen beachtenswerthen Inhalt birgt. Der Schreiber desselben ist Johann Wilhelm Koch, ein ächter Pfälzer, seines Gewerbes ein Müller, welcher vom Jahre 1741 bis zum Jahre 1804 zu Kirchheim an der Eck lebte. Dieses fast 1000 Seelen zählende Dorf ist eine kleine Stunde von der weiland Hoch-Reichsgräflichen Leiningen-Westerburgischen Residenz Grünstadt entfernt. Was sich in den Jahren 1756 bis 1803 in Kirchheim und dessen Umgebung zutrug, hat Koch getreulich aufgezeichnet, und ich will nun den geehrten Lesern einen Auszug aus seinem Hausbuche geben. Zur nähern Verständigung füge ich noch bei, daß Kirchheim an der Eck zu Ende des vorigen Jahrhunderts den Grafen von Leiningen-Westerburg angehörte und circa 600 Bewohner hatte. Das Hausbuch beginnt folgendermaßen:

Der Anfang sei im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!

Nachdem der große Gott dem König Hiskia durch den Propheten Jesaia sagen ließ: Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben und nicht lebendig bleiben! und nachdem dies nicht allein dem König Hiskia, sondern alle Menschen angehet, so laß mich bei Zeit mein Haus bestellen, auf daß ich bereit sei für und für, und sage frisch in allen Fällen: Herr wie du wilt, so schicks mit mir! —

Digitized by Google

Was sich Merkwürdiges in meinen Tagen hat zugetragen, will ich nun hierhersetzen:

Gleich mit Anfang des Jahres 1793 haben die fränkischen Deputirten ihre Freiheitsprediger in alle Reichsstädte und Bisthümer ausgeschickt, um dieselben zum Schwören auf die Freiheit und Gleichheit anzuhalten und überall haben sie Freiheitsbäume aufgerichtet. So sind dieselben auch den 25. Februar auf Grünstadt kommen, ließen daselbst sogleich einen Freiheitsbaum aufrichten und hielten die Bürgerschaft mit 500 Mann nebst den Herren Grafen (von Leiningen) und deren Räthen zum Schwören an. Die Grafen aber entschuldigten sich, daß sie dem Kaiser und dem Reich mit Eidespflichten zugethan seien und daß sie deßwillen nicht schwören könnten. Darauf hat man ihnen wie auch der Bürgerschaft alles Gewehr abgenommen, den Grafen Carl wie auch den Erbgrafen und unsern Grafen Friedrich den 27. Februar gefänglich eingezogen und dieselben mit einer Bedeckung auf Landau führen lassen. Von da hat man sie nach Straßburg und endlich nach Paris gebracht. Der Graf Christian hatte sich noch zu rechter Zeit auf die Flucht gemacht und kam glücklich über den Rhein; ebenso seine Mutter die Frau Gräfin Christiana. Sodann mußten die Bürgerschaft wie auch die geistlichen und weltlichen Räthe, nachdem man die Kanonen zuvor auf dem Marktplatz aufgepflanzt hatte, sich zum Schwören erklären und am folgenden Morgen haben sie auch den Eid der Freiheit und Gleichheit geleistet, „weillen er ohnedem nicht viel zu bedeuten hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

In Warschau ist unterm Volke der Glaube verbreitet, Garibaldi werde am 1. März daselbst einrücken und die Russen verjagen. Vorigen Monat wurde ein Schusterbube von der Polizei festgenommen, weil er im Streit mit einem andern Lehrbuben diesem gedroht hatte: Warte nur bis Garibaldi kommt! Die Mutter des Schusterbuben kam zum Polizeicommissär und bat um Freilassung ihres Sohnes. „Nein, nein", erwiderte dieser, „der muß sitzen, bis Garibaldi kommt!" — „Jesus Maria", rief die Alte, „das dauert noch zwei Monate." — „Wie, zwei Monate?" — „Ei nun, freilich, der Garibaldi kommt ja erst im März nach Warschau, und so lange soll mein Sohn sitzen!!"

* Aufruf
an die Pfälzer Gesang-Vereine.

Ach, eine Bitte, wack're Sangsgenossen!
Leg' ich vertrauensvoll an Euer Herz;
Dem Mitleid, weiß ich, ist es nicht verschlossen
Und Eure Brust umzieht kein dreifach Erz, —
Die Gabe zeugt's, die reichlich schon geflossen
Zu lindern fremdes Unglück, fremden Schmerz:
An Zöllner denkt! Wohlthun ist deutsche Art,
Mit Nächstenlieb' sei Christenpflicht gepaart!

Aulenbach.

Zweisylbige Charade.

Die Anfangs-Sylbe ist zwar kurz und klein,
Doch ist sie's nicht, wenn ich sie nenne —
Und alle Ehrenmänner, die ich kenne,
Sie wollen stets mein Erstes sein.

Mein Zweites zieret jeden Stand,
Ist in der Armuth selbst zu finden;
Ja wenn der Hoffnung Sterne schwinden,
Da zeig' ich mit dem Lorbeerkranze
Mich erst im reinsten, höchsten Glanze.

Und du mein Ganzes! wohn' in jeder Brust,
Die sich der Menschheit ist bewußt.

Auflösung des Logogryphs in № 22:

Schwarm. Warm. Harm. Arm.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 24. Speyer, Dienstag 26. Februar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weiß.

(Fortsetzung.)

XXIII.

Die Freunde und Verwandte des Reich'schen Hauses sangen, tanzten und tranken die ganze Nacht hindurch. Frau Reich und Kronele allein, von den heftigen Gefühlen des Tages wie gebrochen, ruhten, ohne doch einschlafen zu können. Kronele machte sich Vorwürfe, ihre Mutter so lange verkannt und ihr so vielen Kummer verursacht zu haben.

Sie sann auf Mittel, um ihr hundertfältig ihre Sorgen und Schmerzen zu vergelten. Nur fürchtete sie, nicht mehr lange genug zu leben, um Verzeihung für ihre Widerspenstigkeit sich zu erwerben. Doch verschwanden bei ihr nach und nach diese Zweifel und bald schöpfte sie Muth in ihrem festen Willen, zu leben, zu genesen und ihrer Mutter wie ihrer ganzen Familie zu beweisen, daß sie ihrer würdig sei und daß sie ihnen durch die Wahl Elias' eine glückliche und edlere Zukunft vorbereitet habe.

Frau Reich ihrerseits machte sich Vorwürfe, daß sie nicht damit angefangen, womit sie geendet hatte. Ihre Hauptsorge war aber Elias selbst. Wenn er jetzt, dachte sie, mein Kronele ausschlägt, um sich an mir zu rächen! Du mein Gott, ich würde vor Schande vergehen!

Auch tagte es kaum, als sie mit Papier, Tinte und Feder in die Schlafstube Kronele's eilte und zu ihr sagte: „Mein Kind, du thust mir den Gefallen und schreibst ihm gleich. Laß sehen, was du ihm schreibst."

„Du willst mir also nicht dictiren?" fragte Kronele lächelnd, „du verstehst dich sonst so gut auf Briefdictiren!"

Frau Reich konnte nicht umhin und lächelte selbst. Und Kronele schrieb mit rascher Feder folgenden Brief:

„Mein Herr!

In dem Augenblicke, wo der Vater Leon's mich gezwungen hat, meine Tochter Heva mit seinem Sohne zu verloben, damit die Heirath in zwei Monaten stattfinden könne, habe ich meine Tochter Kronele gefragt, ob sie glaube, daß Sie aus Afrika zu uns kämen, wenn ich sie zugleich mit Ihnen verlobe?

„Und da Kronele ohne zu zaudern meine Frage mit einem herzhaften Ja beantwortete, so habe ich die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß wir gestern Abend Ihr Verlöbniß mit meiner ältern Tochter feierlich begangen haben.

„Alles ist zur Heirath bereit, die Braut so wie ihre Mitgift, erstere freilich etwas kränklich. Es fehlt nur noch der Bräutigam!

„Indem ich Ihnen hiermit Maßeltof wünsche, hoffe ich mit der ersten Post eine Antwort von Ihnen."

„Es ist recht so", sagte die Mutter, indem sie den Brief zeichnete.

Kronele fügte noch diese Zeilen hinzu:

„Mein Lieber!

„Ich habe eine Mutter, und eine Mutter, unserer Liebe würdig. Ich bin überglücklich und mit Gottes Hilfe bin ich bald genesen. Ich habe das Versprechen, das ich mir gegeben, gehalten und habe das Ihrige verbürgt. Wenn Sie es zurückzögen, würden Sie mir damit das Leben nehmen. Von heute an ist es mir aufs neue erlaubt, unsere Freundin Sommer zu besuchen. Wenn

Digitized by Google

mir das Glück zu Theil wird, Ihre Gattin zu werden und mit Ihnen nach Algerien zurückzukehren, so muß die Familie Sommer uns begleiten, wenigstens bis nach Paris, wo sie beide zu wohnen wünschen.

„Mein Herz jubelt vor Freude, meine Seele schwimmt in Wonne. Ich bin so glücklich, daß ich, um Gott zu danken, alle Herzen und alle Seelen mit uns glücklich machen möchte.

„Maßeltof! Mein Guter, mein Süßer, mein Herr und Bräutigam! Maßeltof!

Kronele."

XXIV.

Es ist der Brauch im Elsaß, daß die jüdische Braut ihren Gespielen an dem ersten Festtage, der auf ihr Verlöbniß folgt, ein kleines Mahl mit Kuchen und Früchten zum besten gibt. Dies Mahl heißt Spinnholz. Es bedarf keiner Einladung. Die Braut hat kein Recht, ein Mädchen des Dorfes, und sei sie ihre Todfeindin, abzuweisen, sobald sie in ihrem Hause erscheint. Der Bräutigam hingegen, ist er im Dorfe, führt die jungen Bursche ins Wirthshaus und bezahlt die Zeche für sie.

Am ersten Pfingsttag hatte Frau Reich zwei Tafeln vorbereitet.

Leon, obschon nicht aus dem Dorfe gebürtig, hatte der Jugend einen Tanz und Wein versprochen.

Frau Reich empfing die Dorfmädchen an der Thür und antwortete auf ihre Maßeltofs: „Sie wissen, daß nicht allein Heva, sondern auch Kronele Braut ist."

Und um allen zu beweisen, daß es ihr Ernst sei, hatte sie Kronele gebeten, sich als Braut zu schmücken und als ältere Tochter den Ehrenplatz, das heißt den Eckplatz, einzunehmen.

Das Fieber hatte Kronele nicht ganz verlassen, doch gehorchte sie mit Freuden ihrer Mutter, zog ihr schönstes Kleid an, flocht Rosmarin in ihr Haar und nahm die Glückwünsche der Dorfjugend an.

Mitten in diesem Jubel erscholl plötzlich die Stimme der Feißlerin im Hofe. „Und auch ich wünsche Euch Maßeltof", rief sie, „ich hab's vorausgesagt. Es wundert mich nur, daß Ihr so lange gezaudert habt."

„Und warum?" fragte ärgerlich die Mutter.

„Weil Kronele sehr gut wußte, was sie that. Elias ist kein schöner Mann, aber reich, sehr reich! Mein Mann, der diese Woche bei der Mutter des Elias war —"

„Nun, was wißt Ihr?" fragten alle neugierig.

„Seine Mutter sagte, daß ihr Sohn viel Geld verdient, er ist etwas wie erster Schreiber des Gouverneurs, die Zeitung hat von ihm gesprochen und es heißt sogar, er habe einen Orden erhalten. Seibel wird lachen, wenn er erfährt, daß die stolze Frau Reich ihm eine Gunst zu erweisen denkt, weil sie ihre Tochter ihm gnädigst gewähre. Ach, er wird nicht kommen, er hat jetzt andere Mädchen zur Brautwahl!"

Der Pfeil traf das Herz der Mutter, die blaß und lautlos gegen ihre Gewohnheit keine Antwort fand, aber Kronele schloß sie heftig in die Arme und sagte laut: „Sei ohne Sorge, Mutter! Er kommt und wäre er Kaiser geworden!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus einem alten Hausbuche.

(Fortsetzung.)

Den 6. März ist der Freiheitsprediger mit zehn Reitern auch nach Kirchheim kommen, worauf ich die ganze Gemeinde durch die Schelle zusammenberufen mußte. Da hat derselbe eine ganze Reihe von den großen Gutthaten hererzählt, die uns die französische Nation erzeigen thäte, indem sie uns als freie Bürger in ihre Bruderschaft aufnehme und uns von allen Abgaben befreie. Wir sagten dagegen, daß wir unseren Herren mit Eidespflichten verbunden, auch nicht leibeigen wären, daß sie uns daher gar keine Freiheit geben könnten; daß wir mit unserm Herren zufrieden wären und also derowegen nicht schwören könnten. Auch hätten die Franzosen, die jetzo eine so große Freiheit versprächen, noch niemals Wort gehalten: denn Worms, Speyer und die andern Städte am Rhein streckten noch

Digitized by Google

ihre schwarzen Aerme gen Himmel und beweiseten die Redlichkeit und Barmherzigkeit der Franzosen. Die Haut schaudert Einem, wenn man die Historien liest, wie Ludwig XIV. mit den armen Bürgern umgegangen ist. Was kann man also von einer Nation Gutes hoffen, die schon so viel Böses der deutschen Nation gethan hat? Weil es aber nicht anders ist, so wollen wir auch nach Kriegsgebrauch huldigen. Dagegen versetzten sie, daß solches die französische Nation gar nicht von uns begehre, sondern sie wolle uns in ihren Bruderbund aufnehmen. Es sei wahr, daß der König und die Priester solche Unbarmherzigkeit in vorigen Zeiten dem Rheinstrom bewiesen hätten, aber sie seien keine Franzosen, sie schämeten sich dieses Namens: „Franken heißen wir! die Priester, die all das Böse gethan, haben wir aus dem Land gejagt.“ Dessen ungeachtet blieb die ganze Gemeinde auf ihrer Antwort: daß wir nicht schwören könnten, weil wir sonst als pflichtvergessene Männer anzusehen wären. Jetzt wurden sie ganz böse auf uns und sagten: Morgen wollen wir euch den Arm der Franken fühlen lassen!

Den andern Tag, als am 7. März, kamen sie auch ganz sicher mit 100 Mann Volontairs und 10 Reitern, besetzten sogleich alle Eingänge zu unserm Ort und ließen die Gemeinde durch die Schelle und das Läuten aller Glocken auf das Rathhaus berufen. Der Freiheitsprediger stellte uns vor, daß wir aus Großmuth der edeln Neufranken noch eine Stunde Zeit hätten; binnen dieser Stunde müßten wir uns erklären oder sie würden uns nach Ablauf derselben als Rebellen behandeln. Was war da zu thun? Wir besannen uns hin und her; aber es half nichts. Um das Uebel nicht größer zu machen, mußten wir den nämlichen Tag noch auf die Freiheit und Gleichheit schwören.

Den 10. März darauf kam der Herr Pfarrer von Battenberg, setzte das alte Gericht ab und ließ eine Neuwahl vornehmen. Gewählt wurden: ich zum Maire, Zöller als Procureur und Heinrich Berger und Conrad Herbst als Municipalbeamten. Den 15. März mußte der Ort auch einen Deputirten zum Convent nach Mainz wählen; die Wahl fiel auf den Revisor Germann von Dürkheim. Derselbe ist auch den 27. März nach Mainz abgereist, nachdem wir zuvor noch von da den scharfen Befehl erhalten hatten, daß wenn der Deputirte nicht in Zeit von zweimal 24 Stunden in Mainz erscheinen werde, wir so viel Gulden Strafe erlegen müßten, als Bürger im Ort seien.

Wir beginnen das Jahr 1794 mit vielem Jammer und Herzeleid, daß es Mancher nicht vergessen wird bis an sein kühles Grab. Das neue Jahr haben uns die retirirenden preußischen Husaren angewünschen. Diese blieben bei uns zwei Tage liegen. Am 3. Januar Morgens sehr früh sind dieselben von hier fortretirirt. Alles war in Furcht, was die Franzosen mit uns anfangen werden. Die Bürger sind alle beisammen geblieben bis auf den Schultz Hammel und Michel Fey und haben ihrem traurigen Schicksal in Sorge und Angst entgegengeschaut. Um ½10 Uhr sind die ersten Chasseurs zum Thor hereingeritten. Wir gingen ihnen mit der Bürgerschaft entgegen und empfingen sie voll Schrecken und Furcht. Kurz darauf sind die Volontairs und Reiter in Unzahl durch unser Dorf marschirt. Da wurde gleich der Anfang gemacht mit Plündern, Stehlen und „Raben.“ Die Preußen stellten sich wieder hinter Grünstadt auf der Anhöhe von Asselheim und Lautersheim. Während drei Tagen waren 400 Mann Reiter vom 18. Regiment und 1000 Mann Volontairs bei uns einquartirt und während dieser Zeit haben sie so bei uns gewirthschaftet, daß es nur der beschreiben mag, der damals gegenwärtig war, Summa es war solche Noth, die keine Feder beschreiben kann. Am dritten Tag waren die Preußen bis Oberflörsheim und Alzey retirirt und am Rhein bis Guntersblum.

Am 4. Januar setzte der General der Gemeinde Grünstadt eine große Brandschatzung an: 100,000 Livres in baarem Gelde, 6000 Hemden, 6000 Paar Schuhe, 4000 Hosen, 4000 Westen, 3000 Kapotröcke, die vorräthige Leinwand und das Leder, 3000 Paar Strümpfe, 20,000 Laibe Brod zu 3 Pfund. Der General machte bekannt,

Digitized by Google

daß er die genaueste Hausvisitation anstellen und da, wo er die gemeldeten Gegenstände in Menge antreffen, die Eigenthümer arretiren und ihre Häuser niederreißen lassen werde. Wir wären der Stadt auch gar gerne mit beigesprungen, wenn wir nur auf der andern Seite Ruhe gehabt hätten. Aber der Commissär beschwerte unsern Ort jeden Tag mit neuen Ansätzen, und das alles bei Todesstrafe, so daß wir nicht mehr wußten, wo wir uns hinwenden sollten. Wir gaben uns zwar alle Mühe, von ihm loszukommen, es half aber nichts; die Antwort des Commissärs war immer: „Alles gehört uns; wir wollen euch Nichts lassen, als die Augen, damit ihr euer Elend beweinen könnt.“ Am 6. Januar setzte uns der Commissär 200 Zentner Heu, 100 Malter Hafer, 20 Stück Ochsen, Wein, Speck und Salz an. Wir lieferten auch darauf 20 Stück Rindvieh und 4 fette Schweine ab und glaubten nun von ferneren Ansätzen befreit zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Das in einer der letzten Nummern der Palatina mitgetheilte Bundeslied des Nationalvereins ist dem Freisinger Perlkalender entnommen. Die Süddeutsche Zeitung konnte dem Gedicht keinen Beifall abgewinnen, sondern wirft in Bezug auf dasselbe mit „Niederträchtigkeit“ um sich. Die Verlagshandlung des Freisinger Kalenders richtet dagegen folgendes Schreiben an die Augsb. Postzeitung: „Ew.... Aus vollem Herzen danken wir Ihnen für die freundlichen Worte, die Sie in einer der letzten Nummern Ihres Blattes unserm Freisinger Perlkalender gespendet haben. Leider hat indessen die Süddeutsche Zeitung einen groben Strich durch Ihr Lob gemacht, weil in dem beigedruckten Liede eine hochverrätherische Strophe gegen den Nationalverein enthalten sein soll. Im Vertrauen gesagt, geschieht dem Verfasser dieser „niederträchtigen“ Verse ganz recht, denn wir haben ihn noch ganz besonders aufmerksam gemacht, daß es der Nationalverein übel aufnehmen wird, wenn wir ohne Rücksicht auf seine Mitglieder über die deutsche Krone verfügen. Nun hat er seinen Lohn dahin; wer nicht hören will, muß fühlen. Da wir übrigens mit aller Welt gern in Frieden leben und unser Perlkalender in Folge der neuesten Vorfälle jedenfalls noch mehr begehrt wird, so gedenken wir bei der zweiten Auflage die beanstandete Strophe ohne weitere Rücksicht auf den Verfasser selbstherrlich zu streichen und dafür folgende zu setzen:

O käme doch bald jener herrliche Tag,
Wo wir zu Frankfurt regieren,
Und dort einen Herrscher von unserm Schlag
Zum deutschen Kaiser erküren!
Ja, sollt' es Herr Brater von München sein,
Hoch lebe der National-Verein!

Meinen Sie nicht, daß uns Herr Brater dann wieder gut wird, obwohl sich der Mann schwer geärgert haben muß, weil er bei Besprechung unsers Perlkalenders so ganz jenes preußischen Schliff's vergaß, der doch der Süddeutschen Zeitung sonst so gut läßt? Dieß soll uns aber nicht abhalten, ihm selbst unsere Stimme zu geben, wenn wir nicht etwa zur Strafe für unsere Unvorsichtigkeit der deutschen Nationalvereins-Kokarde für unwürdig erklärt und dadurch unseres Wahlrechts beraubt werden ꝛc.“

Zweisylbige Charade.

Manche bitt're Feindschaft schon
Hat das Erste angesponnen,
Züchtigung erhält der Frohn,
Der damit sein Werk begonnen;
Vor dem Thron geübt, ist gar
Oft das Zweite in Gefahr.
Hat ein Gott dir Kraft verliehn
In dem Zweiten, so bestrebe
Dich, dem Ersten zu entfliehn,
Aber nimmer vor ihm bebe!
Sagst du früh zu Allem: Nein!
Wirst du bald das Ganze sein.

Auflösung der Charade in № 23:
Großmuth.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Seid.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 25. Speyer, Donnerstag 28. Februar 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

(Fortsetzung.)

XXV.

Es gibt irdische Geschöpfe, der Engelsnatur so nahe, daß ein Uebermaß von Ergebung und Entsagung anstatt ihren Körper zu beugen, ihm neue physische Kraft verleiht. Kronele war eins dieser Geschöpfe.

Obschon schmerzenskrank und fieberschwach, schöpfte sie neue Kraft und Gesundheit in ihrer Kindespflicht, sobald es galt, die Mutter zu pflegen. Denn Frau Reich erkrankte bald nach Pfingsten. Nicht allein schmerzte sie der Vorwurf, den sie sich machte, ihr Kind so lange gequält zu haben, sondern der Gedanke, daß Elias jetzt ihre Tochter verschmähen könne, brachte sie fast zur Verzweiflung. Während drei Wochen hütete sie das Bett im heftigsten Fieber und oft schrie sie in der Hitze: „Er kommt nicht, Kronele, er kommt nicht!“ Kronele verließ ihre Mutter nicht einen Augenblick. Immer über ihr Gesicht gebeugt, das sie mit Küssen und Thränen bedeckte, tröstete sie: „Mutter, er kommt, ich bin dessen sicher!“

Nach drei Wochen konnte die Mutter das Bett wieder verlassen, dank der Pflege und den süßen Liebesbetheuerungen der Tochter. Wer sie aber so blaß und mager, von dem Arm ihrer Tochter unterstützt, im Garten auf- und abgehen sah, während Kronele trotz der Nachtwachen immer an Frische und Gesundheit gewann, hätte glauben mögen, die Mutter sei ein Opfer der Halsstarrigkeit ihrer Tochter.

Endlich kam der so lange ersehnte Brief aus Afrika.

Er war noch nicht erbrochen, als bereits zwanzig neugierige Dorfbewohner von Haus zu Haus wie Telegraphen sich aufstellten, um die gute oder die schlechte Antwort schnell bekannt zu machen, denn seit einem Monate begegnete man sich nicht im Dorfe, ohne sich gegenseitig zu fragen: Kommt er oder kommt er nicht?

Frau Reich zitterte, als sie den Brief erbrach. Kaum aber hatte sie die erste Zeile gelesen, so fiel sie Kronele um den Hals: „Er kommt, er ist schon da!“

Die arme Frau vergoß Freudenthränen, als wäre er für sie gekommen.

In der That kündigte Elias an, daß er mit seinem Briefe zugleich die Reise antrete und daß nur ein Aufenthalt von zwei Tagen in Paris ihn verhindere, den Brief selbst zu überbringen.

XXVI.

Sobald Elias aus Paris den Tag seiner Ankunft bestimmt hatte, nahm sich Frau Reich vor, Anstalten zu treffen, um ihn zuerst und allein zu sprechen. Heva, die auf die Liebe ihrer Mutter für Kronele eifersüchtig war und ohnedies schmollte, weil gar nicht mehr von ihr die Rede war, hatte eine Unpäßlichkeit ihres zukünftigen Schwiegervaters benutzt, um ihn zu pflegen und das mütterliche Haus auf einige Zeit zu verlassen. Es blieben nur Kronele und die kleine Mamele bei der Mutter.

Frau Reich besaß eine Wiese, die an der Landstraße nach Straßburg lag. Und da die Heuernte bereits begann, nahm sie zwei Mäher mit sich und begab sich auf ihre Wiese, unter dem Vorwand, die Arbeit selbst zu überwachen, in der That aber, um Elias, der in dem Straßburger Postwagen dort vorüber mußte, zu erwarten. Kaum bemerkte sie den Wagen, so rief sie dem

Digitized by Google

Kutscher zu, anzuhalten. Sie bat Elias auszusteigen, reichte ihm die Hand und begrüßte ihn mit einem Psalmenvers, den sie oft in ihren Gebeten übersetzt las: „Sei gesegnet in deinem Kommen und gesegnet sei du in deinem Fortgehen.“ Elias begleitete sie auf die Wiese und bat den Kutscher, sein Gepäck am ersten Wirthshaus des Dorfes abzuladen.

„Wenn Elias der Prophet käme“, sagte die Mutter, „er würde mir nicht so viel Freude bereiten, als Elias, der Schulmeister.“

„Wirklich?“ fragte dieser etwas erstaunt.

„Herr Seibel“, fuhr sie fort, „ich bin Ihnen entgegen gegangen, nicht allein, um die erste zu sein, die Ihnen von Herzen Glück wünscht, sondern auch, um das Unrecht, das ich Ihnen angethan, abzubüßen und Sie für den Brief, den ich Ihnen schrieb, um Verzeihung zu bitten.“

„Welchen Brief?“ fragte mit klug gespieltem Erstaunen Elias. „Ich habe von Ihnen keinen andern Brief erhalten als den, der mir mein Verlöbniß mit Ihrer Tochter ankündigte, werthe Frau.“

Die Mutter antwortete nicht gleich und verschlang ihren Eidam mit Blicken der Verwunderung. Sie sagte nur leise: „Sie sind edelmüthig und meine Tochter ist ein Kind Gottes, daß sie so schnell in Ihrem edeln Herzen las. Auch hat sie nie einen Augenblick an Ihnen gezweifelt. Und nun rasch nach Hause, wo Kronele sie erwartet. Mit ihr gebe ich mein Haus, mein Vermögen, mein Herz und mein Leben. Glauben Sie mir, Herr Elias, wenn ich anfangs dieser Heirath entgegen war, so geschah's nicht, weil ich Sie nicht zu schätzen wußte, sondern weil ich von all meinen Kindern in der That, und zwar wider meinen Willen, Kronele am meisten liebe. Glauben Sie mir aber, wenn Kronele für Sie gestorben wäre — und sie war bereit dazu — sie hätte mich mit sich ins Grab gezogen.“

Elias küßte seine Schwiegermutter und sagte zu ihr: „Ich weiß, daß Sie Herz und Gefühl haben. Alles, was Kronele Edles besitzt, hat sie von Ihnen. Ich habe nur einen Diamant geschliffen, den Sie ihr gegeben haben, und dieser Diamant ist ihr Herz.“

Frau Reich vergoß Thränen der Freude und sagte, ihm die Hand drückend: „Kronele erwartet Sie. Gehen Sie mit Gott!“

Elias machte einen Umweg, um nicht durch das Dorf zu gehen und von den Neugierigen angestaunt zu werden. Er fand Frau Sommer auf der Schwelle des Reich'schen Hauses, die sich wie eine Braut geschmückt hatte und ihn mit den Worten bewillkommnete: „Mit Ihnen kehren wieder Freude und Glück in dieses Haus!“

Elias drückte ihr die Hand und fragte nach Kronele. Frau Sommer erwiderte lächelnd: „Das arme Kind ist so überglücklich und ihre Gesundheit ist noch so schwach, daß ich sie aus dem Hause schickte, aus Furcht, Ihre plötzliche Ankunft und die zu große Freude darüber möchte sie zu sehr angreifen; man stirbt ja vor Entzücken!“

Elias aber, der an dem Lächeln der Frau Sommer merkte, daß sie nicht ganz die Wahrheit sagte, eilte von Zimmer zu Zimmer und drang endlich in die Küche.

Hier traf er Kronele neben dem Herd, in demselben Kleide von Kattun und mit denselben Holzschuhen, wie er sie zum ersten Mal gesehen. Sie weinte, aber vor Wonne und Freude; ihr Herz pochte so heftig, daß man die Schläge durch ihr Kleid hätte zählen können.

Elias stieß einen Freudenschrei aus und fiel zu ihren Füßen nieder.

(Fortsetzung folgt.)

*Aus einem alten Hausbuche.

(Fortsetzung.)

Aber sobald diese Gegenstände aus dem Orte waren, kam schon wieder etwas Neues, so daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage hatte. Den nämlichen Tag noch erhielten die hiesigen Müller von Grünstadt aus den Befehl, alles vorräthige Mehl bei Vermeidung militärischer Execution in die Stadt zu liefern.

Am 12. Januar ist der bekannte Commissär Rougemaitre zum ersten Male in unsern Ort gekommen, und hat uns sogleich

Digitized by Google

bei Todesstrafe anbefohlen, unsere Glocken auf Grünstadt zu schaffen. Ich machte ihm allerlei Vorstellungen, uns doch davon zu verschonen, insbesondere uns die eine Glocke zu lassen, welche die Uhr regieret, er gab mir aber zur Antwort: „Ihr braucht keine Uhr; wenn es Nacht ist, so sollt ihr schlafen gehen und wenn euch hungert, so sollt ihr essen — wenn ihr etwas habt."

Den 13. Januar machte ich mich mit Ludwig Rottleder wegen der Glocken auf Grünstadt zu dem andern Commissär. Derselbe versprach, uns eine zu lassen, nur sollten wir Anstalten treffen, die große Glocke nach Grünstadt auf den Marktplatz zu liefern. Wir machten auch sogleich Anstalten, hoben sie vom Joch, und stellten sie in das Schallloch, um nur zu zeigen, daß uns Ernst wäre, eine zu liefern. Zugleich gab mir der bekannte Rougemaitre einen Befehl an die Kirchheimer Juden mit: „Die Juden sollen bei Todesstrafe all ihr Gold und Silber, gemünztes wie ungemünztes, dem Commissär nach Grünstadt einliefern." Dieselben haben aus Furcht ihr weniges Silberzeug zusammen genommen und nach Grünstadt getragen. Er war aber damit noch lange nicht zufrieden. Er drohte ihnen mit Stockschlägen, wenn sie nicht Mehreres herbeischafften, und da dies nicht fruchten wollte, so hat er sie bei der kalten Witterung die Nacht über in die Petzekammer werfen lassen, bis sie den andern Morgen 100 fl. bei der Frau Mannin geliehen und es dem Commissar übergeben haben.

Den 13. Januar erhielten wir von Rougemaitre folgenden Befehl:

Im Namen des freien Volkes!

Es wird hiemit der Gemeinde von Kirchheim angedeutet, bis Morgen zwei Uhr dem Commissär zu Grünstadt ein genaues Verzeichniß zu liefern

1. von allen Arten Früchte, die jeder Einwohner besitzt,
2. von allen Ausgewanderten,

und das alles bei Todesstrafe.

Denselben Tag haben die Voloutairs von Morschheim und Kirchheimbolanden das erste Vieh durch unsern Ort getrieben, und wenn man sie frug: warum sie den Bauern die Kühe wegnehmen, gaben sie jedes Mal zur Antwort: „Sie haben sich gegen uns gestellt! Die Franzosen erlitten durch die Preußen bei Morschheim eine Schlappe, daß ihnen das weitere Vordringen vergangen ist. Jetzt machten sie es bei uns noch ärger; sie zogen die Larve ab und trieben jeden Tag Ochsen und Kühe durch unsern Ort. Da merkten wir, daß die Reihe auch bald an uns kommen würde! Den 14. Januar wurde uns befohlen, alle leeren Säcke nach Grünstadt zu liefern!

Den 15. Januar ritt der bekannte Rougemaitre durch unsern Ort und befahl dem Heinrich Jung, der drüben am Thor stund, sogleich zum Schulzen zu gehen und ihm zu sagen, daß wenn er bis Morgen die Glocken nicht auf Grünstadt schicken würde, er ihn nach Landau schaffen ließe. Als Jung mir diese Drohung hinterbrachte, sagte ich zu ihm, daß es damit noch so lange Zeit hätte, bis der Commissär selbst es mir anbefähle. Ich sagte dies nur um Zeit zu gewinnen. Denn noch denselben Tag vergruben wir in großer Angst unsere Glocke. Den andern Tag, als am 16., kam Rougemaitre wieder von Dürkheim zurück; er klopfte an meinem Fenster und frug mich, ob ich die Glocken nach Grünstadt geschickt hätte? Ich entschuldigte mich sehr: „ich hätte es schon gerne gethan, aber die Fuhren, Pferde und Ochsen, sind alle bei der Armee; sobald aber nur Einer zurückkommt, werde ich gleich die Glocken schicken." Rougemaitre war hiemit zufrieden, und wir hatten wieder einen Tag herumgebracht. Aber noch denselben Tag setzte uns der Commissär Riß von Albsheim an der Eis durch vier Gend'armen eine Contribution von 3000 Livres in Münze, 100 Paar Schuhen, 100 Hemden und 100 Leintüchern an unter Androhung militärischer Execution, wenn wir nicht den folgenden Tag bei ihm erscheinen und solches bezahlen würden. Riß gab uns dabei das Versprechen, daß wir von allen fernern Anforderungen befreit sein würden, wenn wir an ihn zahleten. Denn er habe Generalsbefehle, die uns schützen würden. Auf dieses hin begaben sich der Kellermann, der Schulmeister und noch drei andere von Gemeindswegen nach Albsheim, um zu sehen, wie man mit dem Riß zurecht

Digitized by Google

komme. Wir wollten uns durchaus den bösen Commissär Rougemaitre vom Halse schaffen. Die Genannten kamen auch mit dem Riß dahin überein, daß wenn die Gemeinde 1350 Livres in Münze zahle, sie von Allem los werde. Sie waren froh, einen so guten Contract geschlossen zu haben, und schickten sogleich den Friedrich Blankheim nach Haus, um das Geld zu holen. Dieser erzählte viel, was für ein braver Mann der Commissär Riß wäre, wie er ihnen versprochen hätte, uns zu schützen, so daß uns kein Commissär mehr Etwas abfordern könne. Ich schickte ihm sofort das Geld.

Aber folgenden Tags, am 17. Januar, hatten wir schon die Probe davon. Denn der Commissär Rougmaitre befahl uns durch ein Circularschreiben bei Todesstrafe an: „40 Malter Korn und 40 Malter Gerste Morgen auf das Commissariat nach Grünstadt zu liefern. Wenn wir keine Fuhren hätten, so sollten wir die Frucht mit Schubkarren und auf unsern Achseln hinüberschaffen."

Den 18. Januar kam Rougemaitre mit dem Commissär Parcus in unsern Ort geritten. Parcus ritt wieder weg, Rougemaitre aber stellte sein Pferd in den Stall und muthete mir sofort zu, mein Pferd mit dem Seinigen zu vertauschen. Ich ahnte nichts Gutes, da er auch die Bürger mit der Schelle zusammenberufen ließ, und sagte zu ihm: „Wie kann ich mit Euch tauschen, da Euer Pferd ein schlechtes und das meinige ein gutes Pferd ist, worauf mir der Graf von Erbach schon 22 Karlin geboten hat? Er gab mir aber zur Antwort: Es wird dir doch genommen!

Während dieses Gesprächs kam die Gemeinde zusammen. Er frug mich, ob ich ein Verzeichniß über die vorräthigen Früchte im Orte gemacht hätte? Ich überreichte es ihm. Hierauf wendete er sich mit der Frage an mich, wie viel Kühe ich habe? Er will bei dir anfangen, dachte ich, und wurde ganz böse: Geht in den Stall und zählt sie selber! antwortete ich ihm. In deinen Stall gehe ich nicht, versetzte er; aber wenn du nur Eine verhehlst, wirst du gehenkt! Nachdem er alles Vieh im Orte aufgeschrieben hatte, bat ich ihn, er möge uns doch die Kühe nicht nehmen, denn diese seien unsere wie der Soldaten Nahrung. Er sagte: Nein, und frug mich wieder: ob ich nicht mein Pferd mit dem seinigen vertauschen wolle? Aus dem Aufschreiben der Früchte und der Kühe schloß ich, daß er Böses im Sinne habe. Ich besann mich einen Augenblick, schmeichelte ihm dann sehr und sagte: „Wenn Ihr mit mir und meinem Orte freundschaftlich verfahret, so will ich auch mit Euch mein Pferd tauschen Er erwiderte darauf: „So sattle mein Pferd ab und lege den Sattel auf das Deinige." Wir gingen in den Stall und es geschah, wie er befohlen hatte. Ich glaubte, daß es nun genug sei; nachdem Rougemaitre aber wieder in die Stube zurückgekehrt war, zog er nachfolgendes Schreiben aus der Tasche und überreichte es mir:

Im Namen der Republik!

1. Es wird hiemit der Gemeinde zu Kirchheim an der Eck befohlen, Morgen hundert Stück Vieh für das Commissariat nach Grünstadt zu liefern;

2. hundert Malter Spelz, vierzig Malter Gerste und dreißig Malter Korn sind sogleich in Säcke zu fassen und auf einem einzigen Speicher zu sammeln unter der Aufsicht einer Bürgerwacht;

3. bis Morgen um 8 Uhr früh soll diese Gemeinde tausend Gulden zu Dürkheim im Ochsen dem Commissär einhändigen.

Werden diese drei Punkte nicht genau befolgt, so werden die vornehmsten Bürger von hier nach Landau geführt und geköpft und das Dorf verbrannt.

Kirchheim, den 29. Nivose im II. Jahr der Republik. Rougemaitre.

Ich machte ihm sofort die bittersten Vorwürfe über seine Handlungsweise. Ich rief ihm zu, daß er ein schlechtes Amt versehe, aber der Unhold lachte, setzte sich auf mein Pferd und ritt davon.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in № 23:
Trotzkopf.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. A. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 26. Speyer, Samstag 2. März 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

(Fortsetzung.)

„Nicht du, mein Kind," sagte Elias „sollst meine Magd sein, sondern ich bin von heute an dein treuer Diener."

„Und warum nicht?" erwiderte Kronele, indem sie ihre Hand auf das Haupt ihres Geliebten legte. „Sie haben mich auserwählt, als Sie mich für eine Waise und die Magd des Hauses hielten. Mein größter Stolz wird es darum immer sein, Sie wie meinen Gebieter zu lieben und zu verehren."

„Und hast du mich nicht auch auserwählt?" versetzte Elias und bedeckte ihre Hände mit Küssen. „Warst du nicht bereit, mir deine Jugend, deine Schönheit, deine Seele, diese schöne Himmelsblume, zu opfern? Man sagte dir, ich wäre ein Musikant, ein Dorfschulmeister, ein Bettlerssohn. Du wußtest nicht, daß ich Secretär des Gouverneurs, Mitglied des Consistoriums bin und daß ich 6000 Francs jährlich verdiene."

„Ach, gibt es ein Glück, das dem meinigen gleicht? Was bin ich, was kann ich für Sie sein? Ich bin weder schön noch reich, ich bin ein schwaches, krankes Mädchen. Was habe ich Großes gethan, daß der edelste der Männer dreihundert Stunden weit hierher kommt und mir Herz und Hand anbietet?"

„Und wäre ich am Ende der Welt gewesen, ich wäre zu dir gekommen. Wo finde ich eine reinere Seele als die deine! Du bist gleichsam mein geistiges Kind, Kronele. Ehe ich dich kannte, glaubte ich nicht immer, daß der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen sei. In deiner Seele erst erkannte ich ein göttliches Abbild, denn alles darin ist Licht und Schönheit, Glanz und Pracht. Die Sonne, die dem einen Wärme gibt, versengt manches Andere; der Wind, der dem Schiffe Leben einhaucht, gibt ihm auch zuweilen den Todesstoß. Aber in dir ist alles Ergebung und Aufopferung, in dir ist alles Liebe! Du kennst den Haß nicht und wirst ihn nie kennen. Ich habe dich geprüft und erprobt. Dein Herz hat wohl schon Narben, aber nicht einen Flecken!"

„O mein Lieber, du machst mich zu stolz. Du bist der Quell aller meiner Freuden. Ohne dich wüßte ich nicht, daß ich eine Mutter habe, denn ich wußte sie nicht zu schätzen vor dem Kampfe, den ich für dich gekämpft habe."

„Du bist und bleibst die Krone meines Lebens Die Ehe, die der Probirstein so manchen Charakters ist, denn sie verlangt beständige Entsagung und Sanftmuth, wird mit dir ein Leichtes. Ich bin eigentlich ein Egoist, denn du bist in dem Selbstopfer wie der Fisch im Wasser. Und von dem Tage an, wo du nichts mehr mir oder deiner Mutter zum Opfer bringen kannst, trägt deine Seele ihren Körper nicht mehr."

Dann sie in seine Arme fassend, trug er sie in die Wohnstube, küßte sie aufs neue und sagte zu ihr: „Kronele, meine Braut, mein Weib, komm, laß uns den Allmächtigen in einem Dankgebet preisen. Danken wir dem alleinigen Herrscher, unserm Vater; dem einzigen Gott, von dem alles Geschaffene stammt und wohin alles wieder zurückkehrt. Sei seine Dienerin, ehe du die meinige bist, und wenn ich eins seiner Gebote verletze, so erinnere du mich, mein Engel, an meine Pflicht."

Und das Gebetbuch ergreifend, las er laut auf hebräisch folgendes Gebet, das Kronele Wort für Wort ihm nachsagte:

Digitized by Google

„Herr des Weltalls, Alleinherrscher, du warst vor allem, du herrschest über alles und du wirst herrschen, wenn alles in nichts zerflossen sein wird.

„Du, Ewiger, du warst, du bist und du wirst sein und immer mit Ruhm. Du bist einzig ohne Gleichen, nichts kann mit dir verglichen werden. Du bist ohne Anfang und ohne Ende. Dir gehören die Kraft, die Macht und der Wille.

„Der Ewige ist mein Gott, mein Schöpfer, mein Befreier. Du bist der Felsen meiner Zuflucht im Unglück. Du bist mein Hort, mein Heil, mein Beschützer, wenn ich dich anrufe. Dir empfehle ich meine Seele, wenn ich einschlafe und wenn ich erwache, und mit meiner Seele den Körper. Ist Gott mit mir, wer wagt es, gegen mich zu sein? Ruhm dem Allmächtigen! Heilig ist Jehovah Zebaoth: die ganze Erde ist voll seiner Heiligkeit. Mein Leben und mein Sterben sei in Gott. Amen!"

XXVII.

Seibel konnte nur sechs Wochen im Elsaß bleiben. Die Heirath beider Schwestern ging daher rasch von Statten. Jedoch statt große Hochzeiten mit Mahl, Tanz und Spiel zu veranstalten, so wie es Sitte ist im Elsaß, verlangte Seibel, daß die Summe dafür, die sich auf mehr als tausend Francs belief, der Familie Sommer übergeben würde, und ließ sich und seinen Schwager in einem fremden Dorfe trauen.

Mit Kronele's Gesundheit ging es immer besser, und gleich nach der Heirath entführte sie ihr Gatte, um mit ihr seiner vom Alter gebeugten Mutter einen Besuch abzustatten. Leon blieb mit seiner jungen Frau bei seiner Schwiegermutter, die von Heva dies Opfer des Dableibens verlangt hatte.

Elias und Kronele hatten sich verabredet, der Mutter Reich eine Ueberraschung zu bereiten und sie ganz allein nach Straßburg kommen zu lassen. Kaum befand sich daher Kronele in dieser Stadt, so schrieb sie folgenden Brief an ihre Mutter:

„Vielgeliebte Mutter!

„Seit sechs Wochen fühle ich das Bedürfniß, mein Herz in das deinige zu schütten; aber ich bin nicht nur sehr ungeschickt, meine Gedanken durch Worte mitzutheilen, auch unsere Beschäftigungen haben uns wenig Zeit übrig gelassen. Und dann verging ich fast vor innerer Freude, während du weniger glücklich scheinst. Mein lieber Mann, der zu starke Empfindungen meiner Gesundheit für schädlich hält, hat mich so zu sagen aus dem älterlichen Hause entführt, um uns beide dem peinigenden Schmerz des Abschieds zu entreißen. Ja, es ist mir unmöglich, an unsere Trennung zu denken ohne ein herzdrückendes Gefühl, das zuweilen mich zu bewältigen droht. Meine Gesundheit ist bei weitem noch nicht ganz hergestellt und der Arzt verordnet Schonung und Gemüthsruhe.

„Jeden Tag frage ich mich, wie es möglich sein konnte, daß ich dich zehn Jahre lang so ganz verkannt habe. Denn ich ehrte dich wohl, aber ich liebte dich nicht recht.

„Als du dich aber plötzlich mir in deinem Glanze offenbartest, da schien es, als hätte ich bis jetzt nur die Schale deiner Seele gesehen, die sie so rein erhalten hat. Vor deinen Knieen, heißgeliebte Mutter, und deine Hände küssend, flehe ich dich um Verzeihung, daß ich dich so lange verkannt habe. Gott wollte es nicht anders, er wollte, daß ich dich erst durch Elias kennen lernen sollte, damit er selbst das Band unserer ewigen Freundschaft werde; denn du weißt nicht, Mutter, wie sehr Elias dich liebt.

„Denke dir jetzt meinen Schmerz, dich verlassen zu müssen! Ach, ich habe viel Thränen um Elias vergossen, aber ich weine nicht weniger, wenn auch im Stillen, um dich. Ich sage, im Stillen, denn mein Mann, der alles thut, um mir den geringsten Schmerz zu ersparen, könnte sich wohl entschließen, im Elsaß zu bleiben und seine schöne Zukunft in Afrika meinetwegen aufzugeben.

„Freue dich, liebe Mutter, deines Glücks. Nicht allein sprechen wir immer von dir, denken wir immer an dich und werden für dich arbeiten, sondern der Ruhm meines Gatten ist für dich allein. Du bist das Band unserer Herzen, unsere Kinder werden dich lieben und verehren. Sobald der Allmächtige es erlaubt, kommen wir zu dir

Digitized by Google

zurück, um uns zu lieben in deinem Herzen, so frei von Sünde, um mit dir zu leben und zu sterben.

„Ich habe dir noch nicht alles gesagt. Morgen schreibe ich dir wieder, um dir den Tag zu bestimmen, wo wir dich erwarten, um acht Tage ganz allein mit dir zu verbringen. Dir schreiben ist jetzt so süß für mich, dich zu lieben, bei dir zu sein, bei meiner lieben, herzigen Mutter, die ihre Tochter mehr als sich selbst liebt und es ihr wohl bewiesen hat.

„Deine glückliche, zärtliche und erkenntliche Tochter Kronele."

(Schluß folgt.)

Aus einem alten Hausbuche.

(Fortsetzung.)

Wir waren zwar an den Styl von den Todesstrafen schon gewöhnt, dennoch aber beschwerten wir uns bei dem andern Commissär zu Grünstadt. Der Zöller und Conrad Herbst brachten von ihm ein Schreiben des Inhalts zurück, daß der Commissär Rougemaitre bis auf weitere Ordre einhalten solle. Auch zu dem Riß nach Albsheim hatten wir einen Boten geschickt, der ihn jedoch dort nicht mehr antraf.

Den 19. Januar in der Frühe kamen zehn Reiter von Herxheim und wollten die Ausgewanderten angezeigt haben. Ich sagte, ich wüßte keine. Darauf zog Einer ein Papier aus der Tasche, auf diesem waren der Schulz Hammel und der Michel Fey als Ausgewanderte aufgeschrieben. Da nun der Anton Stephan als Ordonnanz gegenwärtig war, so sagte ich, er solle ihnen die Häuser zeigen.

Den 22. Januar kam der Commissär von Dürkheim mit 30 Volontairs zurück. Er ließ sofort mein Haus umstellen, kam dann in meine Stube und sagte zu mir: Warum hast du die tausend Gulden nicht nach Dürkheim geschickt? Ich war ganz stolz auf das vom andern Commissär erhaltene Schreiben, daß er bis auf weitere Ordre einhalten solle und erwiderte ihm: ich habe kein Geld gehabt! Er frug weiter: Hast du das Vieh nach Grünstadt gebracht wie auch die Früchte in Säcke gefaßt? Nein, sagte ich, das sind lauter unmögliche Sachen, die ihr von uns begehrt, zudem habe ich ein Schreiben von euerm Kameraden in Händen, daß ihr bis auf weitere Ordre einhalten sollt. Wo hast du das Schreiben? frug er. Ich gab es ihm. Er zerriß es aber und steckte es in seine Tasche. Dann herrschte er mir zu, ich solle sogleich Anstalten treffen, daß er das Vieh bekomme. Ich sah, daß es ernst werden wollte und ließ die übrigen Ortsvorsteher zusammen kommen. Wir machten ihm alle nur möglichen Vorstellungen, wir sagten, daß wir seinen kranken Volontairs schon aufgewartet hätten; wenn er uns nun die Kühe nähme, so wären wir außer Stand gesetzt, dies ferner zu thun. Er erwiderte darauf: das sei unsere Schuldigkeit. Wir boten ihm zwanzig, dann dreißig Kühe an. Es war aber alles Bitten und Flehen vergebens. Er beharrte auf den hundert Stücken Vieh. Als wir nun zauderten, sagte er: ich will bei dir den Anfang machen! lief in meinen Stall und ließ alles Vieh los bis auf ein Stück, weil ihn meine Tochter so sehr darum bat. Dann sind er und seine Volontairs wie Kettenhunde in alle Bauernställe gelaufen, ließen das Vieh los, das sie bekommen konnten und trieben es davon. Seine Volontairs hatten noch mehr Menschengefühl und ließen unterschiedlichen Bauern ihre Kühe um ein geringes Trinkgeld stehen. Da war nun ein Zetergeschrei unter den Weibern! Sie kamen bald alle mit verrotzten Köpfen und baten den unsinnigen Menschen, er möge doch mit ihren kleinen Kindern Erbarmen haben; die seien nun aller Nahrungsmittel entblößt; er möge ihnen nur ein Stück Vieh lassen. Aber alles Bitten und Weinen war vergebens. Als er sich zuletzt nicht zu helfen wußte, warf er die Schuld auf mich. Ich wurde ganz wild und rief: du Tyrann! hab ich die Kühe genommen oder hast du sie genommen? Wie steht es denn in meinen Kräften, dir hundert Stück Vieh zu geben? Er war darauf ganz still. Dann sagte ich noch zu ihm: So ein schlechtes Amt wollte ich nicht haben, und wenn die

Digitized by Google

französische Nation mir alle Tage tausend Gulden gäbe!

Augenblicklich wollte er auch die tausend Gulden haben, ebenso verlangte er, daß die Früchte sofort in Säcke gefaßt werden. Ich erwiderte ihm, das sei die reine Unmöglichkeit, es müsse zuerst eine Sammlung unter allen Bürgern, Knechten und Mägden abgehalten werden. Er gab uns nun einen Tag Zeit.

Am andern Tag, 23. Januar, schickten wir den Georg Sültzel, Friedrich Pfeifer und Johannes Tisch mit 700 Gulden nach Grünstadt. Wir dachten, der Commissär würde sich damit befriedigen lassen. Aber so sehr die Abgeschickten auch flehten: da gib's keine Gnade. Der Commissär ließ den Sültzel und Tisch in das Blockhaus werfen, den Friedrich Pfeifer aber schickte er nach Haus, um das fehlende Geld zu holen. Wir machten noch zweihundert Gulden zusammen und glaubten, jetzt werde es recht sein. Aber es half Alles nichts. Wir mußten noch hundert Gulden bei der Frau Mannin leihen, damit die Eingesperrten aus dem Blockhause gelassen wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Ernst Mahner, der Apostel der „Urgesundheitskunde", oder wie er sich jetzt nennt, „der Pilger mit dem weißen Stabe" verkündigt in Frankfurter Blättern Folgendes:

„Ein Wort des Pilgers mit dem weißen Stabe vor dem Beginn seiner Verkündigungen über das nahende Segensreich der Urgesundheitskunde.

Pilgersgruß und Urgesundheitsheil Euch Allen bringend rufe ich Euch zu: Auf! Auf! erwecket Euch von dem allgemeinen Seelenschlummer dieser Tage, in dem das Geschlecht nur den groben Erdendingen zugewandt, mit seinen lahmen Geistesfittigen keinen adlerkräftigen Aufschwung zu nehmen vermag! — Auf, rüstet Euch zu, werdet wach am Geiste, rein, einfach und kindlich am Gemüthe, und leget Eurer Seele das sein hochzeitliche Gewand der Hochherzigkeit und Begeisterung an, denn Ihr sollet eingehen in den Tempel hoher Verkündigung untrüglicher Sehersprüche! —

Vor Allem bedenket doch wohl, daß gesunde Ideen von einer kranken Zeit nur äußerst schwer erfaßt werden. Wie kann das Geschlecht meiner Versicherung glauben, daß es in der Vorzeit eine Kunst gab und dieselbe von mir wieder hergestellt worden, die goldene Kunst, im urlangen Laufe des Lebens nicht zu ertranken, in einem Zeitalter, da die Menschen mit vielen Tausenden von Krankheiten des Leibes und der Seele beladen sind, obgleich die Geschichte uns lehrt, daß noch die alten Römer und viele andere Nationen Jahrhunderte hindurch weder Aerzte noch Arzneien kannten, auch die Südsee-Insulaner zur Zeit, als die ersten Weltumsegler zu ihnen kamen, von einer innerlichen Krankheit nichts wußten. Wie können Menschen meiner Behauptung der Möglichkeit und Leichtigkeit (wohlgemerkt auf dem Gebiete der Urgesundheitskunde) dreiwöchigen allerstrengsten Fastens und einwöchigen Durstens Glauben beimessen, die in Folge der Uebergehung einer einzigen Mahlzeit in Heißhunger und Ohnmacht verfallen? — — Leutchen, denen ein Zephirlüftchen Tod bringendes Krankthum zuwehet, muß es schwer werden, an die von mir wieder aufgefundene und hergestellte und durch mehr denn 10,000 Experimente erprobte goldene Kunst zu glauben, den Leib eisen- und stahlfest zu machen gegen alle Erkältungen, diese reichfließende Quelle unzähliger, oft Tod bringender Krankheiten in unsern Tagen. —

Doch kommt nur, ich besitze die Mittel, Euch zum Glauben zu zwingen, also daß Ihr ausrufen werdet nach dem Vorgang unzähliger begeisterter Jünger in allen Landen: „Ja wahrlich, es schimmert das Morgenroth eines großen Tages, der da heißt das Säculum der Genesung!" —

Nutzet mit Klugheit mein kurzes Bei-Euch-sein, denn schwerlich kehrt jemals so Euch wieder der nach langen Wanderjahren nun in seinen heimathlichen Gau zurückkehrende

Pilger mit dem weißen Stabe."

Den Rauchern wird die Urgesundheitslehre deßhalb nicht ganz behagen, weil zu ihren Geboten auch folgendes gehört: „Wirf von dir mit hochfrohsinnigem Muthe das giftige Stinkichmauchkraut!"

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 27. Speyer, Dienstag 5. März 1861.

Kronele.

Eine Erzählung von Alexander Weill.

(Schluß.)

Kronele schickte den Brief noch an demselben Tage ins Dorf. Sie wollte den andern Morgen einen zweiten schreiben, als ihre Mutter selbst in das Zimmer trat, ihrer Tochter in die Arme fiel und zu ihr sagte: „Kinder, ich lebe nur seit gestern und habe jetzt erst Luft zum Leben" — Thränen erstickten ihre Stimme.

„Mutter", sagte Elias, „trocknen Sie Ihre Thränen. Jedes Ihrer Worte ist für uns ein Gebet."

„Ich habe nur einen Wunsch", sagte sie. „Ich möchte mit euch nach Afrika ziehen. Ich habe nie gelebt, ich fühle nur erst mein Wesen, seit ich den Brief von meinem Kronele gelesen, den ich hundertmal gelesen, der hier auf meinem Herzen ruht und den man mir ins Grab legen muß. Ihr sagt mir, Kinder, ich habe ein Herz. Ich weiß nicht, was ihr damit sagen wollt. Mein Leben ist voll Schmerzen und Entbehrungen gewesen. Ich habe mich verheirathet, ohne zu wissen, was Liebe ist, und nur als ich Kronele dulden sah, fühlte ich Liebe, denn es schien mir immer, als wäre sie ein Stück von meinem Herzen. Ja, ihr habt recht, ich muß ein Herz haben, denn auch ich wäre großer Aufopferung fähig gewesen. Leider habe ich nur grobe Männer gekannt, die nur für Haß, Rache und rohe Vergnügungen lebten. Gott hat mich mit Gütern überhäuft, die ich nie genossen und die ich nur für meine Kinder aufsparte. Wie du, Kronele, fühle ich mich nur glücklich in dem Glück eines andern Geschöpfes. Aber ich bin noch nicht zu alt, um nichts mehr zu lernen. Die Jahre, die Gott mir noch schenken wird, ich will sie euch widmen. Hört mich an. Mamele weint sich zu Tode, seitdem Elias das Haus verlassen. Das Kind will auch etwas lernen. Leon und Heva bleiben vorerst im Hause und werden, wie ich hoffe, immer im Dorfe bleiben. Der Vater wünscht auch seine alten Tage mit euch zu verbringen. Mein Sohn und meines Sohnes Frau, sagt er, werden mich nie so behandeln wie Elias und Kronele. Ich habe daher beschlossen, euch den Vorschlag zu machen, mich und Mamele mit euch nach Afrika zu nehmen. Ihr habt von uns nichts zu fürchten; wir sind reich genug. Ich verlange von euch nur die Gunst, eure Kinder zu erziehen und mein Kronele zu pflegen. Bleibe ich bei meinem Kronele, so ist mir das Andere gleich."

Elias und Kronele betrachteten sich mit erstaunten Augen. Man sah ihnen an, daß sie einer geheimen Furcht nicht frei werden konnten. Endlich nahm Kronele auf einen Wink ihres Mannes das Wort.

„Liebe Mutter", sagte sie, „dein Vorschlag verursacht uns die höchste Freude, um so mehr, da es auch der Wille meines lieben Vaters ist. Nun aber höre, denn ich darf dir wohl alles sagen und du wirst mich verstehen. Du bist fromm und streng orthodox. Ich bin ebenfalls eine strenge Jüdin, aber wir beobachten nicht, wie du, alle Ceremonialgebräuche. Du hast besonderes Geschirr, du würdest nicht in einem christlichen Hause speisen, des Samstags zündest du weder Feuer noch Licht an. Wir hingegen, obschon wir fest an den Hauptlehren unseres einzigen Gottes halten, verschmähen den christlichen Fortschritt nicht und leben mit und in ihm. Wir lassen dir Freiheit zu leben, wie du willst, aber wir

Digitized by Google

fürchten, du möchtest uns weniger lieben, wenn wir nicht leben wie du."

„Der Glaube meiner Kinder ist der meinige", rief die Mutter, „und der Gott meiner Kinder bleibt immer der meinige! Nichts von allem, was ihr thut, kann Gott mißfallen, denn ihr seid gut und wahr. Mit euch will ich entweder denselben Himmel oder dasselbe Verderben theilen!"

„Auf die Kniee, Kronele!" sagte Elias, der selbst ein Knie beugte. „Deiner Mutter gegenüber sind wir nur kleine Wesen. Sie allein weiß, was Liebe ist, sie allein ist groß!"

Und seit diesem Augenblick versprachen diese drei Herzen, sich nie mehr von einander zu trennen.

*Aus einem alten Hausbuche.

(Fortsetzung.)

Die Frau des Bettelvogts hatte Mitleid mit ihnen und bot ihnen eine Suppe zum Nachtessen an. Sie aber bedankten sich. Der Kommissär Rougmaitre hatte ihnen öfters gedroht, sie erschießen zu lassen, wenn sie das Geld nicht herbeischafften, und sie dadurch in die größte Angst versetzt, woraus leicht zu erachten ist, daß ihnen das Essen nicht schmeckte.

Den 25. Januar kamen Lotharingische Bauern mit Wägen in unsern Ort, luden die hundert Malter Spelz, die dreißig Malter Korn und die vierzig Malter Gerste auf und führten sie weg.

Den 26. Januar Abends kam ein Lieutenant von den Volontairs mit 30 Mann in den Ort und befahl, daß wir 3000 Laib Brod nach Sülzen in das Franzosenlager bringen sollten, wo nicht, so werde er die vornehmsten Bürger nach Landau führen und köpfen lassen. Derselbe hat hierauf mit seinen Volontairs alles noch übrige Vieh im Orte zusammengetrieben und den 27. Januar nach Sülzen mitgenommen. Denselben Tag Mittags kam ein angeblicher Kommissär mit sieben Pariser Husaren und presste dem Orte 66 Gulden als Brandschatzung ab.

Jetzt rückte die Armee immer näher zu uns herauf und am 28. Januar kam das Hauptquartier nach Grünstadt. Die Franzosen sahen wohl ein, daß sie bald über uns retiriren würden und giengen daher jeden Tag schlimmer mit uns um.

Den 30. und 31. Januar haben wir bei 1500 Mann Einquartierung bekommen. Da war nun ein Jammergeschrei im ganzen Ort! Was in den vier Wochen noch übrig geblieben ist, rissen sie an sich und plünderten den Ort rein aus. Jedermann rissen sie die Montirung vom Leibe herab, kurz sie nahmen Alles, was zu nehmen war. Endlich zogen sie sich am 31. Mittags nach Wachenheim an der Haard zurück und denselben Nachmittag noch bekamen wir eine preußische Patrouille.

Jetzt hatten wir drei Tage Ruhe. Vom 3. Februar an bekamen wir jeden Tag eine bis zwei, manchmal sogar drei Patrouillen von den preußischen rothen Husaren. In den ersten vier Wochen kamen die Franzosen nicht viel zu uns. Im März aber gieng der Jammer und das Herzeleid wieder recht an. Denn die französischen Patrouillen kamen alltäglich in unsere Gemarkung, manchmal auch in das Ort hereingesprengt, wenn keine preußische Patrouille zugegen war. So nahm am 6. März eine französische Patrouille meinem Sohne Sebastian das Pferd weg, welches der Kommissär Rougmaitre mir gegen das meinige aufgedrungen und wobei er mir noch schriftlich gegeben hatte, daß es mir nicht weggenommen werden dürfe. Darauf beschloß das ganze Ort, daß, wenn wieder eine Patrouille käme, wir uns auf die Gasse stellen, damit sie „Forcht" hätte und nicht gleich einfalle und plündere.

Den 11. März auf einen Sonntag, Nachmittags drei Uhr, sprengte eine Franzosenpatrouille von acht Mann in unsern Ort herein. Der Abrede gemäß stellte sich die Bürgerschaft auf die Gasse. Die Folge war, daß die Franzosen mich, den Schulmeister, den Rothleder und Blankhaim ergriffen und nach Wachenheim als Gefangene abführten. Dann setzten sie dem Ort eine Contribution an: wir sollten 12,000 Livres, 800 Hemden, 200 paar Schuhe, 100 paar Stiefeln und 100 Leintücher binnen vier

Digitized by Google

und zwanzig Stunden nach Wachenheim liefern. Ich stellte ihnen vor, daß dies rein unmöglich sei und erklärte ihnen, daß sie gar nichts bekämen, wenn sie mich nicht nach Haus gehen ließen. Nach vielen Bitten gaben sie mich am andern Tage frei. Ich eilte sofort nach Haus und schickte ihnen am 13. März durch den Friedrich Bleichert und Adam Rupprecht 1300 Livres nebst den Quittungen über die an die französische Nation schon abgelieferten Gegenstände. Die Franzosen nahmen ihnen in Wachenheim das Geld ab und stellten ihnen Quittung hierüber aus, bemerkten aber, daß, wenn die übrige Summe nicht in 24 Stunden bezahlt würde, man die Geiseln nach Landau transportiren werde. Als die Geiseln hörten, daß sie weiter geführt werden sollen, brannten sie durch und kamen auf Nebenwegen glücklich nach Haus. Nun schickten uns die Franzosen am 16. März einen Expressen mit folgendem Schreiben:

Freiheit Gleichheit
Frankenrepublik!

Wir Agent des allgemeinen Wohlfahrtsausschusses des Nationalconvents mit Ausleerung der Pfalz beauftragt

An die Bewohner von Kirchheim!

Aus dem Briefe Bürger, den ihr uns schicket, und worin ihr saget, daß ihr am 15. März zu mir kommen und eure Contribution an mich entrichten wollet, schloß ich, daß ihr als ehrliche Männer eurem gegebenen Worte getreu bleiben werdet.

Ich erwarte euch unfehlbar heute Abend, indem ich im Ausbleibungsfalle Mittel anwenden werde, diejenigen zu strafen, welche schändlich treuloser Weise entflohen sind. Setzet mich nicht in den Fall, furchtbar an euch zu handeln, da ich im Falle eures Ausbleibens gewiß sein werde.

Wachenheim den 16. März 1794.

Dumoulin.

Auf dieses Schreiben schickten wir ihnen 600 Livres. Sie ertheilten uns Quittung hierüber mit der scharfen Mahnung, den Ueberrest binnen 24 Stunden zu entrichten. Da wir hierauf nicht achteten, so schickten sie uns am 22. März wieder einen Expressen mit folgendem Briefe:

Ich Agent des allgemeinen Wohlfahrtsausschusses mit Ausleerung der Pfalz beauftragt

Kündige euch Bewohnern von Kirchheim an der Eck an, daß ich nun müde bin, auf euch Treulose zu warten. Wisset und erfahrt, daß die Republik der Franken diejenigen hart straft, welche gegen sie oder gegen ihre Agenten meineidig sind! Ihr wisset, daß die Geiseln, welche eure Gemeinde stellte, wie Schurken entwischt sind, als wir sie auf ihr Ehrenwort frei herumgehen ließen. Ihr wisset ferner, daß ihr uns darauf versprachet, uns zu bezahlen; auch hier waret ihr treulos. Hört es also: Wenn ihr uns binnen zwölf Stunden die noch schuldige Summe nicht bezahlt und der an euch gemachten Anforderung nicht Genüge leistet, so sollt ihr als Rebellen behandelt werden! —

Wachenheim den 22. März 1794.

Dumoulin.

Dies Schreiben versetzte uns in die größte Angst. Wir schickten über den Rhein zu dem Leiningischen Hofrath Brand und zu den übrigen Ausgewanderten und flehten sie um Hilfe und Beistand an; aber sie ließen uns in der Noth stecken. Wir stellten nun nochmals eine Sammlung unter uns an. Jedermann schoß dazu bei und es gelang uns, 900 Livres zusammenzubringen. Wir schickten diese Summe durch den Adam Rupprecht nach Wachenheim.

Also lebten wir von Tag zu Tag in der größten Angst und Furcht. Am 20. März sind die Franzosen mit aller Macht um ½7 Uhr in unsern Ort hereingesprengt. Jedermann verkroch sich. Sie thaten uns aber nichts, sondern ritten nach Grünstadt und nahmen dort etliche Personen als Geiseln gefangen. Mir stahlen sie auf dem Durchritt nur etwas Schmalz. Aber so groß war doch die Angst, daß ich mich mit meiner Frau und den Kindern in das Ofenloch versteckt hatte.

Am 26. April ritten die Franzosen wie's Wetter in unsern Ort und nahmen meinem Knechte, der gerade in das Feld reiten wollte, zwei Pferde ab. Mein Sohn lief ihnen nach und bot den Dieben 300 Livres an, wenn sie die Pferde wieder zurückgeben würden. Sie behandelten ihn aber ganz un-

Digitized by Google

menschlich und richteten ihn mit den Säbeln so zu, daß er vier Wochen unter den Händen der Feldscherer liegen mußte.

Hierauf hat sich das Ort verbunden, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Wir machten einen Schlagbaum an das Thor, um uns besser wehren zu können, stellten auch Wächter auf den Thurm, die Achtung geben mußten. Sowie die Franzosen in die Nähe kamen, haben sie die Glocken gezogen und ist wer eine Flinte im Haus hatte, sogleich an die Pforte gelaufen. So haben wir sie mit Hilfe der preußischen rothen Husaren viermal abgehalten, in unsern Ort einzudringen. Hierauf wurden wir ganz stolz und glaubten, wir könnten die ganze französische Armee abhalten.

Aber am 1. Mai Morgens fünf Uhr kamen die Franzosen mit zwei Kanonen und wollten mit Gewalt in den Ort. Es war jedoch zum Glück eine preußische Patrouille von 13 Mann bei uns; diese schlugen sich mit den Franzosen bei einer Stunde vor dem Thore herum, bis die Franzosen immer mehr sich verstärkten und den Ort umringen wollten. Die Preußen mußten jetzt retiriren bis nach Albsheim an der Eis. Dort kam ihnen aber das ganze Regiment von den rothen preußischen Husaren zu Hilfe, worauf die Franzosen wieder bis nach Kirchheim zurückgeschlagen wurden. Weiter konnten die Preußen die Franzosen nicht drängen, weil letztere Kanonen bei sich hatten. Da hat sich nun unser ganzer Ort auf die Flucht gemacht, einer dahin der andere dorthin, so daß mancher Vater nicht gewußt hat, wo seine Frau und Kinder sind. Der Johann Bernhard hat bei dieser Affaire sein Leben auf eine schändliche Weise eingebüßt. Bis 5 Uhr Nachmittags dauerte das Scharmützel. Um diese Zeit zogen sich die Franzosen zurück und die Preußen kehrten ebenfalls in ihre alte Stellung. „Von jetzt an sind wir aber schüchtern worden und haben das Gewehr abgelegt."

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

In Frankfurt hat sich eine neue Gastronomen-Gesellschaft gebildet, die Rabenesser, welche die bisher bei den Culturvölkern als Nahrung verschmähten Raben zu Ehren bringen will. Die Theilnehmer richteten Anfangs dieses Monates im Gasthof zum Elephanten ein Diner ein, wobei ein Rabenfricassee verspeist wurde. Man hatte die Vögel vorher eine Zeit lang in Essig gelegt und dann der Luft ausgesetzt. Die Theilnehmer fanden das Gericht sehr schmackhaft.

* Zahlenräthsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9.

Es gibt wohl Niemand der mich haßt,
Denn ich bin ein willkommner Gast.
2 1 3 1

Ich bring hervor den besten Saft,
Der uns gibt Leben, Muth und Kraft.
3 2 4 5 6 1

Verderblich bin ich jener Stadt,
Die Mauer, Wall' und Graben hat.
6 7 8 9

Wer sich bewußt der guten That,
Vor mir sich nicht zu fürchten hat.
4 5 6 7 1 2 8 1

Nimm dich vor mir wohl in Acht,
Ich hab' schon manche Wund' gemacht.
6 7 7 2

Ich wachs auf einem kleinen Land
Viel Sorgfalt wird auf mich gewandt.
8 7 2 3 1

Verschiedenartig, bunt bin ich,
Fast gar nichts sieht man ohne mich.
7 7 2

Ich bin ein schönes, stolzes Thier,
In hoher Luft ist mein Revier.
4 7 8 9

Flüssig bin ich und kann sein,
Milch, Kaffee, Bier, Liqueur und Wein.

A. S....t.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 28. Speyer, Donnerstag 7. März 1861.

*Aus einem alten Hausbuche.

(Fortsetzung.)

Den 10. Mai rückten endlich die Preußen vor, verlegten ihr Hauptquartier von Oberflörsheim nach Grünstadt und stellten die Vorposten bis nach Herxheim auf. Am 22. Mai schlugen sie mit aller Macht auf die Franzosen bei Wachenheim los und drängten sie bis nach Landau. Dort sammelten sich jedoch die Letzteren, schlugen die Preußen zurück und bald war wieder das Hauptquartier in Grünstadt. Wir erhielten im September ein kaiserliches Corps, welches auf unserm Roßkopf ein Lager aufschlug. Die Preußen marschirten nach Kaiserslautern, vertrieben daselbst die Franzosen, mußten aber, ehe man sich's versah, vor den Letzteren retiriren, und die Kaiserlichen marschirten über den Rhein.

Am 15. October rückten die Franzosen mit aller Macht an und verfolgten die Preußen bis nach Mainz, während ein anderer Theil Franzosen die Rheinschanze blokirte und am 24. October mit Accord wegnahm. Am 30. Januar 1795 hatten wir schon wieder die Franzosen im Dorfe. Wir erhielten 30 Mann Chasseurs in das Winterquartier. Diese suchten alle Lebensmittel und Früchte im Orte auf, nahmen den Bürgern zwei Drittheile davon weg und führten sie der Armee bei Mainz zu. Am 1. April quartirten sich Husaren vom 7. Regiment ein, welche bis zur Erndte bei uns blieben, dann durch Soldaten vom 21. Regiment ersetzt wurden, welche bis zur Retirat am 29. October im Dorfe hausten. Die Franzosen führten sich dieses Jahr nicht so schlimm auf als im vorhergegangenen. Wenn sie auch viele Requisitionen ausschrieben, so geschah dies doch niemals unter Androhung der Todesstrafe wie im Jahre 1794. Am 29. October wurden wider alles Vermuthen die französischen Linien bei Mainz durch die Kaiserlichen Morgens 5 Uhr gesprengt und die Franzosen mußten retiriren, sie suchten sich zwar verschiedene Male zu stellen, wie bei Alzey, Monsheim bis nach Worms, die Kaiserlichen drückten sie aber bis über Neustadt zurück. Am 11. November sind die Kaiserlichen wieder zu uns gekommen. Wir bekamen Reiter in das Winterquartier, und später ungarische Grenadiere.

Den 20. Februar 1796 ist auch der Graf Karl und der Graf Friedrich von Leiningen von Paris aus der Gefangenschaft zurückgekommen, nachdem sie drei Jahre daselbst waren. Der Herr Graf Friedrich hat sich sogleich nach Sachsen zu seiner Frau gemacht, nachdem die Franzosen beide so frühzeitig von einander getrennt hatten.

Am 28. Mai 1796 marschirten die Kaiserlichen wieder ab. In Folge des wechselnden Kriegsglückes mußten sie über den Rhein und am 28. Juni hatten wir wieder Franzosen. In Dürkheim errichteten sie ein Magazin, weßhalb unser Ort 100 Malter Korn dahin liefern mußte. Bei ihrem Abzug aus Kirchheim wollten die Franzosen alle Pferde mitnehmen, sie umstellten das Dorf mit einer Compagnie Volontairs, durchsuchten alle Ställe und Keller, fanden aber nicht mehr als 14 Pferde, welche sie bis nach Dürkheim mitnahmen; dort entkamen aber mit Hilfe der Bürger alle Pferde bis auf 4, welche uns verloren waren. Den 28. Juli stellten sich bei uns wieder französische Commissäre ein; sie setzten Kirchheim eine Contribution von 1600 Livres an. Am 24. August zahlten wir auch 300 Gulden an den Commissär in Neuleiningen,

Digitized by Google

nachdem wir schon fünf große Thaler als Executionskosten zuvor entrichtet hatten. Die Sache bekam aber den Franzosen schlecht. Am 25. August Nachts ein Uhr überfielen die Kaiserlichen von Mannheim aus die Franzosen in Neuleiningen, nahmen dem Commissär all sein Geld ab und seine Bedeckung von 30 Mann gefangen. Ein Franzos wurde todtgeschossen, der Commissär selbst entfloh.

Am 9. September wurden die Franzosen bei Mainz zurückgeschlagen und am 8. October stellten die Kaiserlichen wieder Vorposten zu Kleinkarlbach und Dürkheim auf. Den 30. October kamen Patrouillen von der französischen Sambre-Armee in unsern Ort, am 4. November quartierten sich 60 Mann Husaren in Grünstadt ein. Nachdem bereits am 11. November eine Patrouille in Kirchheim zwei Ochsen begehrt hatte, von welcher Forderung der Ort sich jedoch durch Erlegung von zwei Karlin befreit hatte, quartierten sich am 28. November drei Compagnien Chasseurs vom 11, 16. und 19. Regiment, der Sambre-Armee angehörig, bei uns ein und nun ging das Elend wieder an. Sie peinigten die Bauern bis auf das Blut, so daß es keine Feder beschreiben kann, und dabei stahlen sie in feiner Weise, so daß sie uns in 25 Tagen bei 5000 Gulden kosteten. Die Ordonnanzen und Feldwachen allein tranken vom 9. October bis Ende December 1796 für nicht weniger als 100 Gulden Branntwein.

(Fortsetzung folgt.)

Louis Napoleon und Louis Philipp.

Die zu Gent erscheinende Zeitung „le bien public“ enthält einen Brief aus Paris, der verschiedene Einzelheiten aus dem früheren Leben Napoleons III. bringt. Die Redaction des Genter Blattes steht für die Glaubwürdigkeit ihres Correspondenten ein.

Sie kennen den leidenschaftlichen und thätigen Antheil, welchen der Prinz Ludwig Bonaparte 1831 an dem Aufstande der Romagna gegen Gregor XVI. nahm, wie er ferner damals durch seinen Eifer den widerwilligen älteren Bruder zum gleichen Eintritte in die Reihen der Romagnolen zwang, wie dieser ältere Bruder den Beschwerden des Feldzuges unterlag, und durch seinen Tod zu Forli dem jungeren die Ansprüche hinterließ, die sich auf das bekannte Senatus-Consult von 1804 bauen ließen. Nach der Zersprengung der Aufständischen floh Ludwig Bonaparte in die römischen Staaten. Da es ihm nicht glückte, weder auf toskanisches noch auf neapolitanisches Gebiet zu kommen, suchte er Zuflucht bei einem Bischofe, dem er seinen Namen nannte. In Italien, wenigstens im damaligen Kirchenstaate, hatten die Häuser der Bischöfe noch das Asylrecht wie die Kirchen selbst. Es war der Erzbischof von Spoleto, der sich des Flüchtlings annahm, ihn mehrere Tage bei sich behielt und dann selber nach Rom ging, um von dem Papste Gregor XVI. einen Paß für seinen Schützling zu erbitten. Gregor XVI. schlug die Bitte ab. Der Erzbischof indessen ließ nicht nach, bis er zuletzt durchdrang Der Papst Gregor gewährte den Paß, und der Flüchtling eilte nun sicher über die Grenze. Dieser Erzbischof von Spoleto hieß Mastai. Man kennt ihn heute unter dem Namen: Pius IX. (Wir bemerken, daß diese Angaben mit anderweitigen Berichten über Napoleons Flucht übereinstimmen. D. Red.)

Ludwig Bonaparte ging nach der Schweiz zu seiner Mutter Hortense. Von dort aus begaben sich beide, ungeachtet des Gesetzes von 1816, heimlich nach Paris, um ihre Freunde zu besuchen und einige Forderungen an den königlichen Schatz geltend zu machen. Sie stiegen unter falschem Namen ab in der Rue de la Paix, im Hotel de Hollande. Damals regierte Ludwig Philipp, es war gegen das Ende des Jahres 1832. Casimir Perier war Premier-Minister. Die Königin Hortense erinnerte sich einer alten Bekanntschaft von Holland her, des Herrn v. Houdetot, der damals Flügel-Adjutant des Königs war. Sie schrieb ihm sofort nach ihrer Ankunft die Bitte, zu ihr zu kommen. Houdetot eilte herbei. Er fand die Frau sehr besorgt über das Geschick, welches ihr und ihrem Sohne aus dem Gesetze von 1816

Digitized by Google

erwachsen könne. Sie sprach ihm den Wunsch aus, einen Paß zu erhalten, ferner die Erlaubniß zu einem Aufenthalte in den pyrenäischen Bädern, und zuletzt einer Beihilfe; denn die Verhältnisse für die beiden waren sehr knapp.

Der Oberst Houdetot eröffnete Alles dem Könige Ludwig Philipp. Dieser stellte der Hortense durch Houdetot sofort 30,000 Franken zu, mit dem Hinzufügen, daß er für alle Gefahr einstehe, sowohl für sie als für ihren Sohn. Er ließ sie ferner bitten, den Abend im Palais Royal zuzubringen, wo er mit der Königin und seiner Schwester sie in dem Zimmer des Obersten Houdetot empfangen würde. Hortense nahm an; doch kam sie allein, weil ihr Sohn inzwischen von einem Fieber befallen sei. Der Besuch dauerte lange. Hortense kehrte sehr erfreut zurück; denn sie hatte Alles erreicht; ungehinderten Aufenthalt, beträchtliche Geldsummen und andere sehr angenehme Beweise der Sympathie des Königs Ludwig Philipp und seiner beiden Damen. Es war Mitternacht, als Hortense heimkehrte.

Am folgenden Morgen war Ministerrath. Indem Ludwig Philipp sich niederließ, fragte er: „Nun, meine Herren, was Neues?" — „Sire", sagte Soult, der damalige Kriegsminister, „ich weiß für gewiß, daß die Königin Hortense und ihr Sohn incognito durch Südfrankreich gereist sind und in Marseille ein Schiff nach Malta bestiegen haben." — „Meinen Sie?" erwiderte der König lächelnd. — „Es ist ganz sicher", wiederholte Soult. Dann begann Casimir Perier: „Sire, meine Erkundigungen sind umständlicher und bestimmter, als diejenigen des Marschalls. Die Königin Hortense mit ihrem Sohn ist hier in Paris, sie wohnt Rue de la Paix, Hotel de Hollande. Der Oberst Houdetot hat ihr im Namen Ew. Majestät 30,000 Franken gebracht. Dann ist sie gestern Abend hier gewesen, und Ew. Majestät haben ihr sicheres Geleit für sie und ihren Sohn und Aufenthalt in den Pyrenäen zugesagt." — „Das ist doch stark", entgegnete der König. „Es ist Alles richtig, ich habe nichts hinzuzusetzen, mein lieber Perier." — „Nein, Sire", entgegnete Perier; „aber ich habe noch etwas hinzuzufügen. Der Sohn der Königin Hortense war nicht mit hier." — „Nein, er war leidend." — „Das ist ein Irrthum. In derselben Stunde, wo seine Mutter sich hier bei Ew. Majestät befand, war er für seine Person in einer geheimen Zusammenkunft, in Rue basse du Rempart. Dort befanden sich mit ihm Blanqui, Raspail, Alibaud und Andere, und man complottirte über den Sturz Ew. Majestät."

Ludwig Philipp und der Ministerrath staunten. Endlich fragte der König: „Und der Beweis?" — „Hier", erwiderte Perier. „Es ist das Protocoll der geheimen Sitzung, wie es mir durch eins der Mitglieder (Blanqui) überliefert ist." — Der König las und war sehr bestürzt. Aber er hielt sich gebunden durch sein Wort, das er der Königin Hortense gegeben, zumal da diese vielleicht von dem Benehmen ihres Sohnes nichts wußte. Wenige Wochen später, im April 1832, erklärte Casimir Perier der Deputirtenkammer, daß Hortense und ihr Sohn durch Paris gekommen, daß das Gesetz von 1816 verletzt sei, daß jedoch das Kabinet mit dem Könige sich das zum Ruhme anrechne. Die Kammer stimmte bei.

Sechszehn Jahre später, im Monat Juni 1848, kam Houdetot von Claremont zurück, wo er seinen alten Herrn besucht. Auf demselben Dampfer befand sich mit ihm auch Ludwig Napoleon, der nach Paris reiste. Sie begegneten einander wiederholt auf dem Verdecke; aber Houdetot schien den Prinzen nicht mehr zu kennen. Endlich fing dieser an: „Sie kennen mich also nicht wieder, Herr Houdetot?" — „Ganz wohl thue ich das", erwiderte trocken der General. — „Nun, dann begreife ich nicht, daß . . ." — „Herr", sagte ihm Houdetot, „Sie werden sich noch des Abends erinnern, wo ich die Ehre hatte, die Königin Hortense zu dem Könige Ludwig Philipp zu führen. Sie ließen damals sich entschuldigen, weil Sie leidend seien; allein wo waren Sie in derselben Stunde, mein Herr? — Ich habe es am folgenden Tage erfahren. Habe ich nun ferner noch nöthig, Ihnen zu sagen, warum ich Sie nicht kenne?" — Houdetot wandte den Rücken und ging.

Digitized by Google

Miscelle.

Bern, 3. März. Das entsetzliche Unglück der letzten Nacht hat sich nach Erzählung von Augenzeugen, soweit von solchen bei der dunkeln Nacht gesprochen werden kann, auf folgende Weise zugetragen: Vier bis fünf junge Herren, besten Standes, hatten sich bei einem splendiden Souper in einem der ersten Gasthöfe gütlich gethan, als einem derselben am frühen Morgen der unglückliche Gedanke einfiel, den Bären (die als Wappenthiere der Stadt Bern im dortigen Stadtgraben gehalten werden) noch einen Besuch abzustatten. Man sagt, einer habe dem großen Bären, Mani genannt, einen Kuß versprochen, und wollte sein Versprechen halten. Man packte nun alles Zuckerzeug vom Tische zusammen und zog die Stadt hinunter. Es war stockfinster, Gas brannte nicht mehr. Beim Bärengraben angekommen soll der Capitän Lorcke, so hieß der Unglückliche, sofort über das Geländer gestiegen sein und den Mani an sich gelockt haben. Dieser kam auch und kostete aufrecht stehend die Leckereien. Da muß Lorcke ausgeglitscht sein, er stürzte in den etwa 20—25 Fuß tiefen Graben und blieb besinnungslos eine lange Weile, wohl ½ Stunde, liegen. Der Bär berührte den scheinbar Leblosen während dieser Zeit nicht. Da erholte sich aber Lorcke aus seiner Ohnmacht und sah das Thier vor sich, schrie und schlug mit seinem Regenschirm um sich, statt sich ganz ruhig zu verhalten, sich todt zu stellen, was das einzige Rettungsmittel in solchen Fällen ist. Die Begleiter waren unterdessen zu den benachbarten Häusern der Stadt und nach dem kaum 20 Schritte entfernten Landjägerposten gelaufen, um Hilfe zu holen, allein diese sei ganz ungenügend gewesen. Stricke hatte man und zusammengebundene Leintücher; allein Lorcke konnte sich aus Mangel an Bewegung (er scheint den rechten Arm gebrochen oder verletzt zu haben) dieser Rettungsmittel nicht bedienen. Auf den Bären schießen wollte oder konnte der Landjäger nicht, weil er kein Pulver, nach Andern keine Kugeln hatte und sonst keine Vollmacht hiezu. Die Hauptwache wurde angerufen, allein sie ist sehr entfernt vom Bärengraben, und ihre Hilfe, Stricke, Laternen ꝛc. kam zu spät. Der Bär war durch den Widerstand und das Geschrei des Unglücklichen wüthend geworden und riß ihm die Kleider buchstäblich bis auf die Unterbeinkleider vom Leibe, zerbiß ihn am Schenkel und Hals furchtbar, so daß er endlich nach 1½stündigem Kampfe an Verblutung starb. Als die Stadtbehörde um 4 Uhr auf dem Platze erschien, war ihre Hilfe zu spät, und es handelte sich jetzt nur darum, den Leichnam aus dem Graben heraufzubringen. Der Graben ist ein Oval, in der kürzesten Diagonale durch eine Mauer geschieden; im östlichen Behälter war der Mani allein; sein Weibchen mit Jungen eingesperrt. Im westlichen Behälter befindet sich ein Paar zweijährige Bären, die durch den Vorfall ebenfalls entsetzlich aufgeregt waren. Diese wollte man nun ins Haus locken und absperren. Es gelang aber nicht, dann stiegen etwa acht muthige Männer, worunter Hr. Oberst Kurz, in den westlichen Graben hinunter und wollten die beiden Bären einsperren, was trotz langer und gefährlicher Bemühung nicht gelang. Wäre es gelungen, so hätte man den großen Mani in den westlichen Behälter gelockt und wäre dann im östlichen von seiner furchtbaren Nachbarschaft befreit gewesen. So mußten sich jene Männer entschließen, selbst zu der Bestie hinunter zu steigen, welche soeben Lorcke zerrissen hatte. Mit vieler Mühe gelang es, den Leichnam in ein Garngeflecht einzuwickeln und über die Mauern zu ziehen unter beständigem Kampfe gegen das rasende Thier. Lorcke's Leichnam ist furchtbar verstümmelt, namentlich am Hals, Kiefer und Schenkel, und überall scheußlich zerkratzt. Schnellere Hilfe wäre vielleicht möglich gewesen; immerhin ist dem Manne, welcher sein Leben aus den Kriegen in der Krimm und in Indien rettete, dieser gräßliche Tod selbst beizumessen.

Auflösung des Zahlenräthsels in № 27:

1. Erbschaft. 2. Rebe. 3 Bresche. 4. Haft. 5. Schärfe. 6. Haar. 7. Farbe. 8. Aar. 9. Saft.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Gelb.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 29. Speyer, Samstag 9. März 1861.

Aus einem alten Hausbuche.

(Fortsetzung.)

Während des Winters von 1796 auf 1797 setzten die Franzosen die Contributionen und Requisitionen fort, so daß kein einziger Tag verging, an welchem sie uns nicht einen neuen Aufsatz an Geld, Leder, Schuhen, Hüten, Stiefeln, Lebensmitteln und Eisen machten. Der Bürger mußte dem Soldaten alles geben, was er nur brauchte. Die Kosten, welche uns das Winterquartier verursachte, berechnen sich wenigstens auf 18,000 Gulden. Hervorzuheben ist, daß die Soldaten uns zwar nichts mit Gewalt wegnahmen, desto mehr aber in feiner Manier stahlen. Wie uns Rabener gezeigt hat, auf welche Art man den Richter bestechen kann, so konnte man von den neuen Franken lernen, wie es möglich ist, auf eine feine Art zu stehlen. Ich will hier einige Beispiele anführen. Am 6. December 1796 forderte Schwarz, Obrist von einem Husarenregiment, 20 Kühe von dem Ort; er stand jedoch gegen Erlegung von 201 fl. 40 kr. von seiner Forderung ab und ertheilte über das gezahlte Geld keine Quittung. Am 15. December bezehrte der Rittmeister vom 19. Chasseursregiment vom Ort vier Pferde, um nach Trier zu fahren; er ließ sich jedoch diese Forderung gegen Bezahlung von 71 fl. abkaufen — ohne Quittung über das gezahlte Geld zu geben. Am 22. December sollte der Ort bei dem Abzug der Chasseurs ihnen das noch vorräthige Fourrage abkaufen oder sieben Pferde geben, um sie ihnen nachfahren zu können. Sie ließen sich jedoch gegen Bezahlung von 86 fl. 48 kr. ohne Ausstellen einer Quittung von ihrer Forderung abbringen und nahmen obendrein die Fourrage mit. Am 26. December setzte ein Capitän von den Volontairs, die im Orte lagen, uns eine Forderung von 130 Paar Schuhen und 130 Hemden an; er ließ sich dieselbe zwar mit 44 fl. abkaufen, ertheilte aber keine Quittung. Als Beweis, daß auch die neuen fränkischen Richter die Kunst verstehen, auf eine feine Art zu stehlen, führe ich an, daß der Friedensrichter Griebel am 6. Februar 1797 vom Ort drei Pferde forderte, um sie vor die Kanonen zu spannen; er war jedoch mit der Erlegung von 55 fl. anstatt der Beischaffung der Pferde zufrieden gestellt. Quittung stellte er nicht aus. Auf diese Weise wurden wir im Ganzen um die Summe von 920 Gulden während des Winters von 1796 auf 1797 bestohlen!

Auch während des 1797er Jahres war die Einquartierung von französischen Truppen in unserm Orte so stark, daß es die Bürger fast nicht mehr ertragen konnten, denn die Offiziere wie die Gemeinen wollten sich ganz köstlich aufwarten lassen, wodurch der Ort um wenigstens 20,000 fl. gebracht wurde. Die Grünstadter Patrioten machten sich viel mit „refümihren" zu schaffen. Am 10. August setzten sie unter großen Feierlichkeiten einen Freiheitsbaum, nachdem sie Tags zuvor unterschiedliche Bürger im ganzen Kanton dazu eingeladen hatten. Aber schon neun Tage darauf, in der Nacht des 19. August, wurde der Baum bei einem starken Wetter unter Donner und Blitzen durch die Aristokraten umgehauen. Dies Ereigniß rief eine ungeheuere Erbitterung hervor und der Parteigeist nahm außerordentlich überhand. Dazu kam, daß im October zwischen den Kaiserlichen und den Franzosen zu Udine Friede geschlossen wurde, da aber die Artikel nicht bekannt waren,

Digitized by Google

so behauptete der eine Theil, es verbleibe alles beim Alten, während der andere Theil fest aussagte, daß wir schlechthin französisch seien. Der französische General setzte die alte Municipalität zu Grünstadt ab und eine neue ein und am 20. October wurden der Superintendent Wolf, der Amtmann Haffner und der Kanzlist Schenk, sowie etliche Räthe, welche den Parteigeist am stärksten hatten, aber dem Geiste Christi schnurstracks entgegen waren, durch das Militär des Landes verwiesen. Den 13. November pflanzte die neue Municipalität zu Grünstadt den zweiten Freiheitsbaum. Dieser soll bei 1000 fl. gekostet haben, zu deren Bezahlung die alten Oberschulzen und Gerichten „conterminirt" wurden, weil sie die Thäter nicht ausfindig machten, welche den ersten Freiheitsbaum umhieben. Ob dieses recht oder unrecht geurtheilt ist, überlasse ich der Nachwelt zum Beurtheilen.

Im Jahre 1798 machten sich die französischen Truppen das Organisiren und Pflanzen von Freiheitsbäumen ganz zu ihrem Geschäfte. Gleich zu Anfang des Jahres wurden Freiheitsbäume zu Dürkheim, Ungstein, Kallstadt, Leistadt, Weisenheim a. B., Bobenheim, Dackenheim und Sausenheim gesetzt und zugleich die alten Gerichte abgesetzt.

Am 20. Januar befahl der in Kirchheim stationirte Commandant eines Jägerbataillons dem Orte an, auf Montag den 22. Januar einen Freiheitsbaum zu pflanzen und zugleich die Hinrichtung des Königs von Frankreich zu feiern. Das erste lehnten wir ab, das zweite konnten wir aber nicht verfazen und es wurde somit durch die Schelle bekannt gemacht, daß die Bewohner des Orts den 22. Januar ganz ruhig und ohne grobe Handarbeit in ihren Häusern sich aufhalten sollen. Am Festtag ließ der Commandant die Bürgerschaft mit der Schelle zusammenberufen. Das im Quartier liegende Militär rückte zur Parade aus und schloß vor dem Haus des Blankheim einen Kreis, in welchen der Bataillonschef mit seinen Offizieren trat und worin sich auch der Schulz und die Bürgerschaft stellen mußten. Zuerst hielt der Major eine auf Französisch abgefaßte Rede an seine Soldaten, dann gab uns ein deutscher Sergeant sein Schreiben auf Deutsch, daß wir solches der Gemeinde sollten vorlesen; wenn wir dasselbe annähmen, so sollten wir ein Protocoll aufsetzen, daß wir uns freiwillig zu der Franken-Constitution schlagen thäten. Wir erklärten aber in einem schriftlichen Aufsatze, daß wir den Frieden zu Rastatt abwarten wollten: wenn uns der dortige Congreß den Franken übergäbe, so würden wir ihnen so getreu bleiben, wie wir unserer Herrschaft es gewesen seien. Dies nahmen sie aber nicht an, sondern wir mußten ihnen den andern Morgen schriftlich geben, daß sie das Fest der Hinrichtung Ludwigs XVI. ganz feierlich begangen und daß der Schulz wie die Bürgerschaft demselben beigewohnt hätten. In der Nacht drauf erhielt das Bataillon unvermuthet Ordre, am 25. nach Frankenthal zu marschiren, worauf die Franzosen zum Erstaunen Aller in der Nacht vom 25. die Mannheimer Rheinschanze mit Sturm eroberten. Am 26. kam das Bataillon wieder zu uns zurück, hielt sich aber nur kurze Zeit mehr bei uns auf, da es am 2. Februar nach Landau abmarschirte. Was es Ferner gibt, wird die Zeit lehren.

Am 14. März 1798 kam der Helwig von Kleinkarlbach wegen Pflanzen eines Freiheitsbaumes hierher und sammelte Stimmen, worauf am 21. März der Freiheitsbaum einstimmig ohne Kosten von der Gemeinde gesetzt wurde. Der Herr Pfarrer Gutheil hat hiebei eine Rede gehalten. — Am 25. März wurde zu Grünstadt der Vereinigungsbaum gesetzt und je zwei Mann von 28 Ortschaften waren hiezu eingeladen. Zu gleicher Zeit erfolgte die Absetzung der alten Beamten und es wurde eine Verwaltung unter der Aufsicht des Commissärs Scherer eingesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die letzten Tage der Belagerung von Gaeta

wird der Allgem. Ztg. von Rom nach den Mittheilungen „eines der tapfersten Offiziere der Besatzung" berichtet: Ungeachtet des bedeutenden Uebergewichts der Artillerie des

Feindes waren; die Verluste der Besatzung bis zum 1. Februar doch ganz unbedeutend. Der Typhus hatte, Dank der Sorgfalt und Thätigkeit der Schwestern des hl. Vincenz,*) in den niedern untern Räumen des St. Katharinenspitals noch keine großen Verheerungen verursacht, obschon die oberen luftigeren Räume völlig geräumt werden mußten, weil Cialdini besonders auf diesen Punkt feuern ließ. Die Garnison war voll Muth, als am 4. Februar das Pulvermagazin Capelleti in die Luft flog. Dieses Unglück zerstörte die Batterie Capelleti und zwei Reservebatterien, welche für den Fall des Sturms erbaut waren. Sogleich gab der König Befehl, den Schaden auszubessern, und die Arbeiten begannen mit großer Energie unter der Leitung des tüchtigen Ingenieurgenerals Marschalls Traversa. Am 5. wurde lebhaft auf diesen Punkt gefeuert, als gegen 3 Uhr Nachmittags das Pulvermagazin der Citadelle und von Sant' Antonio in die Luft flog und eine weite Bresche gegen das Meer eröffnete. Die Trümmer zerschmetterten einen Theil der Arbeiter an der Tags zuvor gemachten Bresche, die ganze Wachmannschaft in der Nähe und viele Soldaten in der nächsten Kasematte, und ein großer Theil der Geniekaserne mit der eben daselbst vorhandenen Mannschaft flog mit in die Luft. Marschall Traversa befand sich unter den Opfern. Der 80jährige Greis endete ruhmvoll seine lange und glänzende Laufbahn voll Ergebenheit und Treue; er diente schon bei der Belagerung Gaeta's gegen Massena. Man begegnete diesem edeln Greis zu jeder Stunde der Nacht auf den Wällen; sein Verlust war unersetzlich. Der Feind, der die Verwüstungen bemerkte, welche durch diese Explosion verursacht worden, verdoppelte sein Feuer auf die Citadelle und Sant' Antonio. Alle Landbatterien der Festung begannen nun ein furchtbares Feuer, um das des Feindes von jenem Punkt abzulenken. Dies währte die ganze Nacht. Ungeachtet dieser zwei bedeutenden Unglücksfälle, welche zwei Breschen öffneten und 400 Mann tödteten, schlugen sich die Soldaten noch mit äußerster Erbitterung und Hingebung. Am 6. zog man trotz eines wahren Kugelregens viele Personen aus den Trümmern hervor. Abends schloß der König einen Waffenstillstand auf 48 Stunden, um die Unglücklichen, die noch am Leben waren, retten zu können. Am 7. und 8. wurden viele hervorgezogen, von denen manche nicht tödtlich verwundet waren. Am 8. wurde eine Verlängerung des Waffenstillstands nachgesucht, weil man nicht Zeit hatte, alle Verwundeten unterzubringen. General Cialdini weigerte sich dessen. Am 9. um 10 Uhr Morgens begann das Feuer von Neuem und wurde von beiden Seiten sehr lebhaft auch am nächsten Tag fortgesetzt. Während die Soldaten sich in den Batterien auszeichneten, wandten sich die Furchtsamen an den König und baten ihn um Uebergabe des Platzes, weil man jetzt noch vortheilhaftere Bedingungen erlangen könne. Der König wies dieses Ansinnen entschieden zurück. Auf wiederholtes und dringenderes Bitten wurde ein Kriegsrath berufen, der auf den entschiedenen Antrag des Generals Riedmatten für Fortsetzung der Vertheidigung sich aussprach. Am 11., 12. und 13. schlenderte der Feind 50,000 Geschosse auf Stadt und Festung, am 13. demaskirte er zwei neue Batterien, die während des Waffenstillstandes gebaut worden waren, diese schossen vorzüglich auf das Pulvermagazin von Transilvania, worin 400 Ctr. Pulver aufbewahrt lagen. Das Magazin flog in die Luft. Kanoniere, 80 Mörser, alles verschwand. Der Verlust war unersetzlich. Nun konnte die Flotte, welche bis jetzt nichts zu beginnen vermochte, mit Erfolg einen Angriff unternehmen, ohne daß wir uns namhaft vertheidigen konnten. Die Capitulation wurde also abgeschlossen. Um 6 Uhr Abends schwieg das Feuer. Am 14. Morgens besetzten die Piemontesen die Landbatterien, während die k. neapolitanischen Truppen die Strandbatterien inne hatten. Sobald die „Mouette" in den Hafen einlief, verließ der König die Kasematten, um den Weg des Exils zu betreten. Bei dem Erscheinen der Majestäten ertönte die Nationalhymne, und ein tausendstimmiges: Viva

*) Wie die römische Correspondenz der Times erwähnt, sollen von zehn dieser Schwestern während der Belagerung acht umgekommen sein.

Digitized by Google

il Rè! Viva la Regina! brauste über das Meer. Die ganze Garnison drängte sich, um den Majestäten die Hände zu küssen. Alles vergoß Thränen. Der König hielt zum letzten Mal Heerschau über die Truppen. Die Königin war schwarz gekleidet, mit einem weißen Hut. Sie wandte sich gegen die Offiziere und sagte bloß: „Meine Herren! vergesset uns nicht.“ Bei der Einschiffung weinte sie heftig. Der König nahm sie in den Arm und flüsterte ihr leise einige Worte zu. Bevor der König Gaeta verließ, wurde noch folgender Tagsbefehl verkündet: „Generale, Offiziere und Soldaten der Besatzung Gaeta's! Das Loos des Krieges trennt uns, nachdem wir 5 Monate lang für die Unabhängigkeit des Vaterlandes gelitten und die gleichen Gefahren und Entbehrungen mit einander getheilt haben; es ist jetzt der Augenblick für mich gekommen, euren großmüthigen Opfern Grenzen zu setzen. Der Widerstand ist unmöglich geworden, und wenn ich auch als Soldat wünschen muß, das letzte Bollwerk der Monarchie mit euch bis zum Tod unter den Mauern von Gaeta zu vertheidigen, so gebietet mir andererseits die Pflicht als König und Landesvater, euer edles Blut zu schonen, da dessen Vergießen unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur die letzte Kundgebung eines nutzlosen Heldenmuthes wäre. Für euch, meine treuen Waffengefährten, für eure Zukunft und im Rückblick auf eure Loyalität, eure Beharrlichkeit und euren Muth entsage ich dem militärischen Ehrgeize, die Angriffe eines Feindes zurückzuschlagen, der einen Platz, von solchen Soldaten vertheidigt, nicht erobert haben würde, ohne den Weg mit Leichen zu bedecken. Soldaten der Besatzung Gaeta's! Ihr kämpftet 10 Monate lang mit unvergleichlichem Muth. Der Verrath im Innern, die Wuth fremder revolutionärer Horden, der Angriff einer für befreundet gehaltenen Macht, nichts konnte euren Muth brechen oder eure Standhaftigkeit ermüden. Inmitten aller möglichen Leiden habt ihr die Schlachtfelder betreten und dem Verrath, der schrecklicher als Eisen und Blei, die Stirne geboten. Ihr kamet nach Capua und Gaeta, euer Heldenmuth glänzte an den Ufern des Volturno und Garigliano und trotzte drei Monate lang in diesen Mauern den Anstrengungen eines Feindes, der über die Hilfsmittel der ganzen Halbinsel verfügt. Ihr habt die Ehre unserer Armee gerettet; euch danke ich es, daß ich mit Stolz das Haupt erheben darf, und im Exil, in Erwartung göttlicher Gerechtigkeit, wird das Andenken der heldenmüthigen Ergebenheit meiner Soldaten der süßeste Trost in meinem Unglück sein. Es wird euch zum Andenken an diese denkwürdige Belagerung eine besondere Medaille zugestellt werden, und wenn meine theuern Soldaten in den Schooß ihrer Familien zurückkehren, wird jeder Ehrenmann vor ihnen das Haupt neigen, und die Mütter werden ihren Söhnen die wackern Vertheidiger Gaeta's als Beispiel zeigen. Generale, Offiziere und Soldaten! Ich danke euch allen! Mit innigster Dankbarkeit drücke ich euch die Hände. Ich kann euch nicht Lebewohl sagen, sondern nur: auf Wiedersehen! Erhaltet mir eure Treue, wie euch euer König seine Dankbarkeit und Liebe bewahrt. Franz II.“

* Charade.

(Zweisylbig.)

Das Erste.

Du siehst mit Vor, Ab, Aus und Ein,
Mit Wasser auch, doch nicht mit Wein,
Mit Trauer und mit Sünden,
Mit Noth auch mich verbinden.

Das Zweite.

Böse Buben nennst du oft nach mir,
Wilde Thiere bändige ich dir,
Friedliche Geschäfte helf ich pflegen,
Schändlichen Verbrechern 's Handwerk legen.

Das Ganze dient der List und Tücke,
Sie lauert stets mit schlauem Blicke,
Bis sie die Letzt' um's Opfer schlingt
Und so das Erst' zuwege bringt.

S. . . . . l.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Seid.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 30. Speyer, Dienstag 12. März 1861.

Das Wichtel.*)

Eine bayerische Dorfgeschichte
von
Hermann Schmid.

I.

Die Sonne ging prachtvoll unter; draußen im Flachlande brannte ein tief goldenes Abendroth und sendete seinen Schein über das Miesbacher Hügelgelände so feurig herein, daß die grasigen Waldabhänge und die baumbekränzten Anger in doppelter Anmuth leuchteten. Für das liebliche Gebirgsthal des Schliersee's aber reichte die zauberhafte Beleuchtung nicht mehr vollständig aus; nur das Dorf mit dem schlichten schindelgedeckten Kirchthurme und dem Kapellenhügel lehnte sich noch in warmer Vergoldung an den waldlos aufsteigenden Romberg. Die Berge gegenüber dunkelten bereits vollständig; aber der Brecherspitz hob noch seine Felshörner in den lichten Abendhimmel empor, und der Jägerkamp streckte seinen zackigen Grat wie behaglich in dem rothen Schimmer aus. Der See lag dazwischen wie ein im Flusse begriffener halbdunkler Metallguß und spiegelte Himmel und Ufer, verlöschendes Licht und wachsenden Schatten, einmüthig und beruhigt in seiner Tiefe wieder.

Auch auf der Halbinsel, zum Freudenberg genannt, die sich dem Dorfe gegenüber weit in den See erstreckt und ihn in zwei Buchten scheidet, ruhte noch der letzte Glanz des Abends. Auf dem grasigen, ringsum ziemlich rasch gegen die Gestade abgedachten Hügelvorsprung stand ein einfaches ländliches Haus, umgeben von jungen schön gezogenen Obstbäumen, im Rücken von einer starken Gruppe mächtiger Tannen verborgen und gedeckt. Die Fenster blitzten weithin, und es war wohl noch hell genug, um an der weißen Hauptwand des Hauses den geschnitzten und bemalten Hirschkopf mit stattlichem Geweih erkennen zu lassen, der die Försterwohnung ankündigte.

Aber auch ohne dies Zeichen wäre nicht zu verkennen gewesen, daß die Jägerei ihren Sitz hier aufgeschlagen habe, denn von der Rückseite des Hauses her krachte Schuß auf Schuß und das Echo in den Bergen kam nicht zu Ende, dieselben an den Wänden und Hängen hinrollen zu lassen. An den dort angebrachten Schießständen waren einige Bursche und Männer des Dorfs und der Umgegend versammelt, um den vertrauten Stutzen für morgen einzuüben, denn morgen war Johanni, und da war großes Scheibenschießen auf dem Freudenberg, zu dem jedes Jahr die Schützen und Schützenfreunde von weit herbeizukommen nicht versäumten.

Es galt zu eilen, wer noch zu einem letzten Schusse kommen wollte; die Abendhelle verlosch immer rascher und rascher, und es fing schon so stark zu dämmern an, daß ein scharfes Auge dazu gehörte, im Anschlage noch das Absehn auf dem Stutzen und das Schwarze in der weitentfernten Scheibe zusammenzunehmen. Die meisten hatten ihre Schüsse gemacht und standen nun beisammen, die Stutzen in den pulvergeschwärzten Händen, plaudernd von Glück und Geschick und von all den kleinen Zufällen und Fährlichkeiten, die Niemand häufiger und seltsamer begegnen, als den Schützen.

Etwas bei Seite, unbekümmert um die Andern und ihr Gespräch, stand am Eingange des Schießstandes ein schlanker Mann in der damals — es mögen seitdem wohl dreißig Jahre verflossen sein — fast ohne Ausnahme üblichen schönen Tracht jener Gebirgsbewohner. Die leichte frei hängende

*) Hausblätter.

Digitized by Google

Joppe von grauem Tuch zeigte breite Schultern und einen arbeitgewohnten Körperbau; straff und kräftig streckten sich die Beine in den kurzen ledernen Hosen, und die fußlosen, unter dem nackten Knie beginnenden Wadenstrümpfe zeigten die Runde der Uebung und der Gesundheit. Das bekannte grüne Hütchen, stumpf zulaufend und mit schmaler Krempe, saß auf wirrem dunkelbraunem Lockenhaar, über einer etwas scharf gebogenen Nase und blauen Augen mit keckem herausforderndem Feuer. Der Mann war erst wenige Minuten zuvor gekommen, hatte nach den nägelbeschlagenen Bergschuhen und dem hohen Bergstock zu schließen, eine weite Fußwanderung zurückgelegt und sah nun wie brütend und nachsinnend durch die Schießlucke nach den Scheiben hinaus. Die Gedanken aber waren nicht bei dem, was er sah, und schienen etwas Unangenehmes zu verarbeiten, als ihn das Hinzutreten eines Schützen störte, daß er beinahe schreckhaft aufzuhr und nach dem Kommenden umsah.

Es war der älteste Jägerbursche der Försterei auf dem Freudenberg, ein kleines hageres Männchen mit fast kahlem Kopfe und schmalem Gesicht, von dem nicht viel mehr zu sehen war, als der ungeheure mit sichtlicher Sorgfalt gepflegte, schneeweiße Schnauzbart und unter den Augenbraunenbüschen von gleicher Farbe ein Paar graue listige Augen.

„Grüß Gott, Urbani", sagte der Mann zu dem Jäger, „willst noch keine Ruh geben heut?" — „Auch so viel grüß Gott", erwiderte der Angeredete, „Gebetläuten ist noch nicht vorbei, also kann man sein Pulver und Blei immer noch hinaus schicken. Wo bist g'steckt, Leiten-Müller du bist doch sonst allemal dabei, wenn's kracht und hast dich heut den ganzen Abend nit sehn lassen?" — „Ich komm' über die Kreuz-Alm her", sagte der Müller unmuthig, „hab' einen Metzgergang gemacht, nach Tegernsee hinüber zu meiner Goth und — es ist mir auch gar nicht schießerisch — aber weil du doch gerad' die geladene Büchs da hast, laß mir den Schuß. Ich will mein Glück probiern." — „Meinetwegen", entgegnete der Jäger, ihm den Stutzen überlassend; „wirst aber nimmer viel machen können, es ist ja schon ganz grau, daß man eine schwarze Katz' kaum mehr laufen sieht! 's ist nix nur drum, daß der Schuß nicht über Nacht im Rohr bleibt, denn du weißt es wohl — „Schuß im Lauf setzt Unglück auf." —

Der Müller hatte rasch den Bergstock weggelehnt, war in den Schießstand getreten und lag schon im Anschlag. Die Anwesenden hatten das Gespräch mit angehört und waren näher getreten, neugierig nach dem Erfolg des gewagten Schusses. — Jetzt krachte derselbe hinaus, aber im Augenblick antwortete von draußen ein zehnmal stärkerer Knall; hinter der Scheibe stieg eine weiße Rauchwolke auf und vermischte sich mit der, welche von der Büchse emporflatterte; das Echo aber rollte den Doppelklang wie erfreut durch die Berge hin. Der an der Scheibe angebrachte und durch einen Draht mit ihr verbundene Böller hatte sich selbst entladen, zum Zeichen, daß der Punkt getroffen war.

(Fortsetzung folgt.)

*Aus einem alten Hausbuche.

(Fortsetzung.)

In den Jahren 1799 und 1800, wo der Krieg in heller Flamme ausgebrochen war und die Kriegsposaune sich wieder aller Orten hören ließ, ereignete sich in Kirchheim nichts bemerkenswerthes. Das von der Gräfin Christiane von Leiningen im Jahre 1786 erbaute Schlößchen und Hofhaus am alten Hofe, welches schon 1794 der fränkische Commissär zum Theil hatte niederbrennen lassen, wurde den 18. Juli 1800 durch den französischen Receveur Rosée an den Meistbietenden öffentlich auf den Abriß versteigert. Der Blattner von Worms steigerte das Schlößchen um 91 fl. 40 kr. und der Johannes von Recum das Hofhaus nebst Nebengebäuden, welch letztere der Brand von 1794 verschonte, um 405 fl 37 kr., was beides wohl über 20,000 fl. zu bauen gekostet hat. So ist also dieses Gebäude, nachdem es kaum 15 Jahre gestanden hat, völlig zerstört worden und die Nachkommen werden kaum mehr die Spur davon antreffen.

Digitized by Google

Im Februar 1801 ist endlich der Friede zu Lüneville zwischen den Kaiserlichen und den Franzosen abgeschlossen worden. Ueber seine Bestimmungen sind wir noch nicht aufgeklärt und wir bleiben also noch provisorisch unter der großen Contribution der Franken stehen, so daß wir alle, wenn nicht bald Aenderung geschieht, unter der großen Freiheit, wie sie uns die französischen Gesetze anpreisen, an den Bettelstab kommen müssen. Denn zum Beweis dessen will ich anführen, was für Steuern wir von dem Jahre VI. bis zum Jahr IX. der Republik einschließlich bezahlen mußten:

	Frcs.	C.
1. An Grundsteuer	45,187	50
2. an Mobiliarsteuer . . .	3,595	20
3. an Fenstersteuer	1,939	38
Zusammen	50,722	8
	fl.	kr.
Das macht in deutschem Geld	23,670	16
Diese unerhörte Summe in vier Jahren auf unerhörte Weise einzutreiben, betrugen die Executionskosten nach Angabe des Bürgermeisters Rechling . .	617	7
Summa	24,287	23

Damit die Nachwelt erfährt, wie die fränkische Freiheit zu diesen Abgaben sich verhält, will ich nun die vormaligen Abgaben unseres Orts anführen:

		fl
1.	An Güter- und Kopfschatzung .	380
2.	Frohndegeld	400
3.	Wachtgeld	80
4	Für Fastnachthühner	40
5.	Kreisgeld zur Unterhaltung der Soldaten	160
6	An Zinskorn:	
	Beedkorn 32	Mltr.
	Herrschaftskorn 25	„
	An d. Kloster Höningen 34	„
	An d. Kirchenschaffner 20	„
	Bockenheimer Zinskorn 4	„
	Rosenthaler Zinskorn 3	„
	Lauterer Zinskorn . . 3	„
	Limburger Zinskorn . 2	„
	Dazu der Kornzehnte im Durchschnitt von 10 Jahren jährlich . 90	„
	Zusammen 213	Mltr.
	Das Malter nach dem Mittelpreis zu 4 fl. berechnet, machten die Abgaben	fl. 852
7.	Der Gerstenzehnte beträgt durchschnittlich 35 Malter per Jahr à 3 fl.	105
8.	Der Zehnte an Spelz beträgt per Jahr durchschnittlich 190 Malter, nach dem Durchschnittspreise von 2 fl. per Malter .	380
9.	Der Haferzehnte betrug nach dem Durchschnitt von zehn Jahren 20 Malter per Jahr, das Malter zu 2 fl., macht . . .	40
10.	An Zehntwein können jährlich, nach dem Durchschnitt von 10 Jahren, 4 Fuder Wein gemacht werden, das Fuder zu 50 fl., macht zusammen 200 fl, davon gehen aber die Logeltträge, das Heimfahren, der Kelter- und Zuberzins ab mit 120 fl., zu bezahlen wären demnach bloß .	80
11.	An Zinswein waren als Beedwein und an den Höninger Schaffner zu entrichten . . .	100
	Zusammen	2617

Diese Abgaben betrugen in vier Jahren 10,468 fl. Vergleicht man dieselben mit den 24,287 fl. 23 kr., welche wir in den Jahren VI. bis incl. IX. der Republik entrichteten, so ergibt sich, daß wir unter dem Namen Freiheit und Republik 13,819 fl. 23 kr. mehr zahlen mußten, als unter der vorherzegangenen Regierung. Wir sind unter diesem Namen angeführt worden, so wie man die Kinder anführt, denen man eine Puppe hinwirft, um ihnen ein Goldstück von großem Werthe, das sie in den Händen hatten, ohne vielen Lärm hinwegzunehmen. Abgeschafft ist der Zehnte, so heißt es in der Proclamation vom 29. Messidor des Jahres IX., die Steuern aller Art sind gemildert, alle erniedrigenden Frohnden haben aufgehört, und der schmähliche Druck und das Feudaljoch sind abgeschafft! Ja, aber statt dessen hat man uns eine Steuer aufgelegt, die den Zehnten und alle Feudalrechte weit übersteigt. Leere Worte und Ausdrücke, wo nichts dahinter

Digitized by Google

ist, hat man uns hingeworfen und uns dafür die Vortheile genommen, die wir unter der vorigen Regierung genossen.

Bei obiger Rechnung hätte ich bald vergessen, daß unsere Gemeinde jährlich für 20 Gulden Papier muß haben, um die Geburts-, Heirathe- und Sterbacte, wie auch die „Bürgermeistersrechling" darauf zu schreiben, und daß man unter dem Namen der Freiheit sogar für die Todten bezahlen muß. Trotz des Friedensschlusses gehen die Bedrückungen noch immer fort; man will uns neben der Grundsteuer zur Bezahlung aller Zinsen und Gilden anhalten, während doch durch die Gesetze alle Zinsen und Gilden, welche mit dem Feudalgeiste zusammenhängen, abgeschafft worden sind. Hieraus kann man den Schluß ziehen, wie die französische Parole beschaffen ist, wie sich die Nation im Geringsten nicht gebessert hat und wie heute noch das Sprichwort gilt: es ist französische Parole!

(Schluß folgt.)

Kunstnotiz.

* Jeder Kunstfreund wird mit Freude den Aufruf begrüßt haben, welcher zur Gründung eines Kunstvereines die Pfälzer aufforderte. Es möge zu diesem noch ein praktischer Vorschlag nicht ungeeignet erscheinen. Die Pfalz hat bis jetzt unter den lebenden Künstlern Persönlichkeiten, deren Werke im engeren Vaterland nur Wenigen bekannt, oft kaum nur dem Namen nach. Es wäre also darauf hinzuarbeiten, eine Gelegenheit zu bieten, diese Werke kennen zu lernen. Aber wie ist es möglich in einer Provinz, wo eine große Stadt als Centralpunkt fehlt. Der einzige Weg dazu ist nur der, daß die bevölkertsten Städte, wie Landau, Speyer, Neustadt, Kaiserslautern, zusammentreten, sich als Verein der Pfalz statuiren und so einen Zweig des rheinischen Kunstvereins bilden; den Turnus könnte man mit jedem Jahr in eine andere Stadt übertragen. Auf diese Weise hätten selbst die Landbewohner Gelegenheit, sich an diesem Unternehmen zu betheiligen und die Kunst würde zum Gemeingut werden. Jeder pfälzische Künstler würde darum wetteifern, seinen Landsleuten das Beste zu liefern. Dies ist meines Erachtens der einzige praktische Weg.

Mögen in den genannten Städten Männer zusammentreten, ein Comite bilden und bei dem Vorstand, Hrn. Felsing in Darmstadt, über die Möglichkeit des Unternehmens anfragen; die Betheiligung würde nicht fehlen, wenn man zuerst mit dem Versuch einer Ausstellung anfangen wird.

Miscelle.

Die „kleine Goßmann", welche durch ihr seelenvolles Spiel nicht allein das Publicum von Wien, sondern auch jenes aller Orte bezauberte, an denen sie auftrat, hat nun die Bühne für immer verlassen. Die Worte, welche die junge Künstlerin nach der Abschiedsvorstellung im Wiener Burgtheater sprach, lauteten: „Die Freundlichkeit, mit der Sie jeden Schritt meiner Entwicklung begleiteten, macht mir trotz der rosigen Zukunft, der ich entgegengehe, das Scheiden schwer. Eine Bitte habe ich, nicht gestützt auf langjähriges Wirken, nur auf jene Freundlichkeit, — die Bitte, Sie mögen mir ein kleines Plätzchen in Ihrer Erinnerung bewahren." Nach der Vorstellung erwartete und begrüßte eine große Menschenmenge Frl. Goßmann bei ihrem Austritt, und auf stürmisches Verlangen mußte sie einen Kranz zerpflücken und zur Erinnerung an die letzte Grille vertheilen.

* Charade.

(Dreisylbig.)

Wir ersten sind gar schlechte Waare,
Als Stoff jedoch von großem Werth;
Vor uns, als Menschen, Gott bewahre,
Wir ruiniren Haus und Herd.
Das Letzte wird zu ersten beiden,
Obgleich es jetzt sie schließet ein,
Das Ganze wird von armen Leuten
Getragen fast Jahr aus Jahr ein.

S. . . . . l.

Auflösung der Charade in № 29:
Fallstrick.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Seib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 31. Speyer, Donnerstag 14. März 1861.

Das Wichtel.

Eine bayerisch: Dorfgeschichte

von

Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

„Teufelskerl der Leiten-Müller!“ rief der Förster, während Urbani den Stutzen wieder in Empfang nahm und mit Vorsicht abwischte, als wenn er ihm dafür schmeicheln wollte, daß er sich so wacker gehalten. „Teufelskerl, schießt in der halben Finsterniß auf achtzig Gänge noch den Punkt! An dem ist ein Jäger verloren gegangen!“ — „Was ist da zu verwundern?“ sagte ein großer breitschultriger Bauer. „Er ist ja auch im Schießstand' und auf der Kegelstatt mehr daheim, als in seiner Mühl'!“ — Der Förster lachte. „Aergre dich nicht, Grabenöder,“ rief er, „daß dich der Müller hinuntergethan hat. Mit dreißig Jahren sind halt die Augen noch schärfer und der Arm fester als mit sechzig“ — „Na es wird bald aus sein mit dem übermüthigen Menschen“, sagte der Bauer wieder. „Ausgepfändet ist er so schon, daß er fast nichts mehr hat, als was niet- und nagelfest ist, und ich hab's heut in Miesbach drinnen auf dem Landgericht gehört, in vier Wochen wird ihm die Mühl' verkauft.“

„Im Grund ists doch Schade um ihn, daß er so in der Liederlichkeit zu Grund geht!“ erwiderte der Förster. „Vielleicht kann er Mittel machen und zahlen, daß er doch auf dem Anwesen bleibt.“ — „Mittel machen?“ schrie der Bauer unwillig. „Wo soll er Geld hernehmen? Es sind schon mehr Schulden auf der Fretten von einer Mühl' als sie werth ist. Kein Mensch gibt ihm einen Gulden. Es ist auch besser, wenn er weiter kommt, es ist schon wegen des schlechten Beispiels in der Gemeind'!“ — „Na, meinetwegen, er mag sehn, wie er draus kommt“, antwortete der Förster. „Gehn wir aber jetzt hinein, es wird schon ganz finster, und eh' ihr geht, Leute, müßt ihr noch das Fässel Bier verkosten, das ich heut ganz frisch von Miesbach herein bekommen habe.“ — Die Männer und Bursche stimmten bei und gingen dem Hause zu. „Ich muß ohnehin noch bei dir zuwarten, Förstner“, sagte der Grabenöder. „Meine Tochter, die Lies', ist in den Heimgarten hinüber auf den Kranzberg und will mich abholen.“

Der Leiten-Müller hatte von dem ganzen Gespräche nichts gehört. Er war unmittelbar nach dem Schusse, ohne sich um die Bemerkungen und Lobeserhebungen zu kümmern, weggegangen und hatte an dem langen Tisch vor dem Hause Platz genommen. Es war nun vollends Nacht, dunkelblau und sternbesäet ruhte der Himmel wie ein Gewölbe auf den Bergsäulen; über den Tannen des Rombergs stand der Vollmond und schlug eine breite weithin flimmernde Brücke über den eingeschlummerten See. Die auf der ganzen Gegend liegende feierliche Ruhe blieb aber ohne Einfluß auf den finster vor sich hinbrütenden Mann; er schien immer mehr in seine unheimlichen Gedanken zu versinken und fuhr nur manchmal daraus empor, um aus dem vor ihm stehenden Maßkruge einen starken Zug zu machen. Die Uebrigen nahmen am andern Ende des Tisches Platz und begannen ein lautes, fröhliches Geplauder, aber Niemand lud den Müller ein, näher zu rücken, Niemand fand Zeit zu einer Frage nach seinen Sorgen und Gedanken. Er fühlte es wohl und rächte sich dadurch, daß er ihnen den Rücken zuwendete und so sichtbar zu erkennen gab, daß auch er sich nicht um sie kümmere;

Digitized by Google

aber eine unsägliche haßerfüllte Bitterkeit fraß ihm am Herzen und schwoll ihm zu Kehle und Stirne empor. Immer häufiger griff er nach dem Kruge und trank immer hastiger, um sich für einige Stunden die Ruhe der Betäubung zu verschaffen.

Geraume Zeit war vergangen, als der Hund am Försterhause anschlug, und bald darauf ein junges stattliches Bauernmädchen aus dem Tannenschatten gegen das Haus heran kam. Schon von ferne waren trotz der Dunkelheit die feinen Umrisse der Gestalt zu erkennen; als sie aber an den Tisch herantrat und der Schein des Lichtes ihr in das jugendlich blühende Gesicht fiel, da war nicht Einer unter den Anwesenden, dessen Augen nicht mit Wohlgefallen auf der schönen Erscheinung geruht hätten. Die Alten nickten dem Mädchen wohlwollend zu, die Bursche grüßten sie so freundlich sie konnten, und mancher mochte sich des Wunsches nicht erwehren, daß Liesels Augen ihm einen Vorzug vor den Uebrigen geben möchten. Das Mädchen aber blickte gleichgültig über die Gäste hin, als wenn sie dieselben mustern wollte, und reichte lachend dem Vater die Hand zum Gruße. Auch aus untere dunkle Ende des Tisches streifte ihr Blick, wo der Müller bei ihrer Ankunft sich hoch aufgerichtet hatte und ihr nun fest entgegen sah. Er war bereit sie zu grüßen und wartete nur, daß sie auch ihm wie den Andern zunicken werde, aber das Nicken blieb aus. Sie kannte ihn so gut wie jedes Kind im Dorfe, aber sie sah ihn an, als wenn sie einen wildfremden Menschen vor sich hätte, und empört wandte sich der Müller wieder ab, indem er verächtlich vor sich hinmurmelte: „Hochmüthiges Weibsbild!“ — Sie hatte das alles aber gar nicht beachtet, sondern rief dem Vater zu: „Ihr sitzt wohl bei einander, als wenn euch die Tauben zusamm' tragen hätten, aber meinst nicht, Vater, daß es Zeit wär zum Heimgehn?“ —

„Sackerlot, Grabenöder“, rief einer der Bursche, „mach' daß du dich zusammen richtst, dein' Tochter führt ein strenges Commando! Wenn die einmal einen Mann hat, die holt ihn aus dem Wirthshaus, wenn er um Mitternächten noch nicht daheim ist!“

„Meinst du, Sepp?“ antwortete Liesel rasch. „Es könnt' auch sein, daß ich's nicht thät'; leicht, daß ich das Haus zusperren thät' und ließ' den nassen Bruder ganz und gar da, wo er eigentlich daheim wär' — im Wirthshaus.“ Man lachte, das Mädel aber wendete sich zur Thür. „Ich muß doch der Frau Forstnerin grüß Gott sagen, weil ich einmal da bin.“ Damit trat sie ins Haus, von dem dienstfertigen Förster begleitet, der es sich nicht nehmen ließ, gegen die reiche Bauerstochter aufmerksam zu sein und die Försterin herbei zu rufen.

„Ein Prachtmädel deine Tochter!“ sagte einer der Bauern zum Grabenöder, der sich mit der einen Hand den Hut zurecht rückte, und mit der andern vergnügt auf dem Tisch trommelte. „Sie ist sauber wie ein Bild, ist brav und, wie mir meine Weiberleut erzählt haben, denn die wissen alles, ist sie in der Wirthschaft daheim wie Eine und greift überall selber mit an.“ — „Ja Schwaiger“, antwortete der Alte, „sie ist brav und ich darfs wohl sagen, daß mich mein Leben just des Mädels wegen noch einmal so g'freut. Sie ist gut und willig und schafft wie ein Feind, obwohl sie's bei mir nicht nöthig hätt'.“ — „Das weiß man schon“, lachte der Andere; „die wird einmal einen schönen Scheffelsack mitbekommen voll Kronthaler!“ — „Ich kann meinem Sohn, dem Hies, nicht weh thun ihretwegen, wenn er einmal den Grabenöder-Hof übernehmen und behaupten soll, aber so viel wirds schon leiden, daß man mich nicht als einen Bettelmann ausrichten kann. Und wenn Einer kommt, der seinen schönen wohleingerichteten Hof hat, will ich nicht Nein sagen, wenns mich auch hart ankommen wird, und will schon sorgen, daß sie sich bequem hineinsetzen kann. — Aber jetzt hab' ich ausgetrunken und will nachschaun, ob sie drinnen fertig geworden ist mit ihrem Grüß-Gott sagen!“

Er trat in's Haus, an dessen Schwelle der Förster wieder erschien und dort einen Augenblick stehen blieb, um die Witterungs-Anzeichen für den kommenden Tag zu beobachten. „Es gefällt mir nicht recht“, sagte er; „der See sieht so fleckig aus. Wer noch ein Grummet draußen hat, mag

Digitized by Google

immer schauen, daß er's herein bringt." — Inzwischen war der Müller aufgestanden und kam gegen den Förster heran. Er taumelte etwas, aber er vermochte noch vollkommen sich aufrecht zu erhalten und rief ihm mit etwas schwerer Zunge zu: „Seid so gut, Herr Forstner, auf ein Wort!" — „Was wollt Ihr von mir, Leiten-Müller?" fragte der Angerufene, indem er mit ihm einige Schritte beiseite trat. — „Ich versteh' die Frag' ganz wohl", erwiderte der Müller bitter. „Ihr wundert Euch, was ein armer Teufel, wie ich, von Euch wollen kann; aber sie machens alle so, ich bins fast schon g'wohnt." — „So hab ichs nicht gemeint, Müller", schaltete begütigend der Förster ein — „Gebt Euch keine Müh' meinetwegen — es ist auch nichts Wichtigs, was ich von Euch will. Ihr habt mir einmal meine Taschenuhr abkaufen wollen. Ich hab' sie nicht hergegeben — aber jetzt könnt Ihr sie haben" — „Was? Habt Ihr mir damals nicht gesagt, sie sei ein Erbstück von Eurem Vater?" „Das ist sie auch, und ich hätt' sie gern erhalten, aber ich hab' kein Glück mit meinen Erbstücken. Sie rinnen alle in meinem Mühlbach hinunter, bis die Mühl' und der Müller nachkommen."

(Fortsetzung folgt.)

*Aus einem alten Hausbuche.

(Schluß.)

In Folge dieser Unterdrückungen entstanden viele Schmähschriften, wie noch kürzlich eine zu Grünstadt angeschlagen wurde, die ich zur Vertreibung müßiger Stunden hierher setzen will:

Wachet auf ihr deutschen Brüder!
Wachet jetzt vom Schlafe auf,
Daß wir des Kantones Glieder,
Jagen zum Land hinaus!
Denn so ist der Schluß gemacht,
Darum Brüder gebet Acht.
Keiner kann uns mehr entrinnen,
Wenn sie gleich ins Frankreich springen.

Denn wir haben es erfahren, —
Frankreich plagt uns nicht allein, —
Nur die Klubbs, die zugeschworen,
Daß das unsre Schinder sein.
Aber wie wird Gottes Rach
Als ein Blitz und Donnerschlag
Ueber alle schlagen ein
Die des Frankreichs Diener sein!

Wenn ich alles wollt' erzählen,
Hätt' ich hier nicht Raum genug,
Wie sie täglich uns thun quälen
Und wie viel man lebern muß.
Denn da ist es nichts als: zahl!
Fenstergeld und Personal,
Und dann endlich noch am End
Execution auf das Patent!

Und dann endlich kommt der Büttel —
Alles was ich sag ist wahr —:
Bürger, zahl das erste Drittel
Fällig auf das zehnte Jahr!
Nun was können wir besser machen,
Als wir schwören alle Rache,
Rache all' dem Lumpengesind,
Die des Reichs Verstörer sind.

O ihr abgefallnen Pfaffen
Hier in unserm deutschen Reich,
Thut euch nur bei Zeit fortschaffen,
Eh' euch trifft der harte Streich!
Weh euch Gleich- und Freiheitslehrer
Und der ganzen Welt Verstörer!
Ihr traget nebst der Nation
Ewig Spott und Schand davon.

Denkt was wird der Teufel lachen,
Wenn er eure Händel sieht,
Er wird sich Gedanken machen,
Wie er euch die Haut abzieht.
Er wird für die Republik
Euch verbrechen Hals und Gnick,
Die ihr Gottes Wort verachtet
Und aus Sonntag Decadi machtet.

Hört das Urtheil, ihr Klubbisten,
Das schon über euch bestimmt
Kurfürst Maximilian's seine Christen,
Die ihm sind noch treu gesinnt,
Und Georg von Engeland,
Großer Held zu Wasser und zu Land,
Der das Urtheil spricht:
Heraus! Henkt die Racer alle auf!

Digitized by Google

Denkt, wie's Haman ist gegangen,
Der ehmals einen Baum gesetzt,
Er mußte selber daran hangen,
Und so geht es euch zuletzt,
So wird man euch eben auch,
An den Freibaum henken auf,
Da wollen wir darunter springen
Und die Freiheitslieder singen.

Aber höret, was ich sage
Und was ich euch proclamir',
Was ich euch hab' angeschlage',
Daß ich das gewiß vollführ',
Daß da Commissär und Adjunct,
Secretär, Präsident,
Maire und Jury insgemein,
Müssen aufgehenket sein.

Friedensrichter und Assessor,
Diese führ ich auch mit an,
Für die weiß ich auch nichts besser's,
Als man henk sie an den Baum.
Und wenn wir haben wollen Ruh,
So muß das Hussier auch dazu!
Kortz — nur Alle, wie sie sein,
Müssen ausgerottet sein! A. S.

Miscelle.

Der Papagei. Ohnlängst fand eine komische Verhandlung vor dem Polizei-Bureau zu Dublin statt. Ein gestohlener Papagei wurde durch Mr. John Davis von M. Moore reclamirt und Ersterer verlangte, daß der Papagei als Zeuge vernommen werde. „Seien Sie versichert — sagte er zum Richter — daß mein Zeuge die Wahrheit sagen wird.“ (Man lachte.)

Der Richter sprach ernst: „Man lasse den Zeugen eintreten.“ — Man brachte darauf einen großen, mit einem blauen Tuch bedeckten Käfig in den Gerichtssaal.

Mr. Davis wendet sich zu dem Richter mit den Worten: „Ew. Herrlichkeit bitte ich, mir zu gestatten, den Papagei, meinen Zeugen, sogleich zu befragen. Ich werde ihm 2 oder 3 Fragen vorlegen. Wenn er sie gehörig beantwortet, so muß ich meine Klage gewinnen. Ich beschuldige Mr. Moore nicht, mir den Papagei gestohlen zu haben: ich sage nur, daß dieser Papagei mein gewesen ist, daß ich ihn verloren habe und daß ihn vielleicht der Dieb an Mr. Moore verkauft hat. Ich bitte, meinem Zeugen Gehör zu schenken.“

Der Advocat des Beklagten: „Auf welche Art soll Ihr Zeuge vereidigt werden? Ist er ein Heide? Ist er ein Türke?“

Der Papagei fängt an zu pfeifen und dann zu singen: Nur Geduld, Miß Lucy, nur Geduld ꝛc. (Allgemeine Heiterkeit.)

Der Käfig wird enthüllt; Mr. John Davis tritt zu dem Papagei und sagt zu ihm: „Gib mir einen Kuß.“ Der Vogel küßt durch die Stäbe Mr. Davis mit großer Herzlichkeit.

Ein Knabe unter dem Publicum ruft; „Ich will wetten, er macht es so mit aller Welt.“

Mr. Davis: „Sei deiner Sache nicht so gewiß, mein Sohn.“

Der Knabe macht den Versuch, der Papagei schlägt zornig mit den Flügeln und beißt den Knaben, der sich heulend in möglichster Eile entfernt. Die Heiterkeit der Versammlung ist auf ihrer höchsten Höhe.

Der Advocat des Beklagten: „Mein Client hält sich noch nicht für überführt; ich trage auf das Verhör des Zeugen an. Mr. Davis lege ihm seine Fragen vor.“

Mr. Davis: „Sehr gern.“ Er nimmt den Vogel auf den Finger und sagt zu ihm: „Nun, Papchen, sage uns wie es der Hund macht?“ Der Papagei fängt mit aller Macht zu bellen an und man glaubt eine ganze Meute Hunde in der hitzigsten Verfolgung eines Fuchses begriffen zu hören.

Der Richter: „Genug, ich bitte Sie.“

Mr. Davis: „Mach' es wie die Katze, miaue, mein Papchen.“ — Der Papagei stimmt ein ohrenzerreißendes Miauen an.

Der Richter: „Genug, genug.“

Mr. Davis: „Wenn Sie es wünschen, will ich mit dem Verhöre fortfahren.“

Der Richter: „Der Beweis genügt; die Sache ist gehört und zwar sehr gehört worden (man lacht). Mr. Davis, Sie können Ihren Papagei an sich nehmen.“

Mr. Davis entfernt sich triumphirend mit seinem Papagei, der in einem fort schreit: „Es ginge wohl, aber es geht nicht!“ und das Publicum bricht in ein großes Gelächter aus.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard [illegible]

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 32. Speyer, Samstag 16. März 1861.

Das Wichtel.

Eine bayerische Dorfgeschichte

von

Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

„Ich kaufe Euch die Uhr ab", sagte der Förster nach kurzem Besinnen; „sie ist nicht viel werth, aber ein seltenes altes Werk, und ich bin ein Liebhaber von solchen Raritäten. Bringt sie mir morgen, und ich gebe Euch dafür, was ich das erstemal geboten habe, und wenn Ihr sie einmal wieder auslösen wollt, will ich Euch das väterliche Erbstück nicht vorenthalten. Aber mit den paar Gulden könnt Ihr Euch ja doch nicht helfen!" — „Helfen!" lachte der Müller, „daran denk' ich nicht, aber das Schießen will ich morgen mitmachen und muß mir Pulver und Blei kaufen."

Unbemerkt war der Grabenöder aus dem Hause gekommen und hatte die letzten Worte gehört; Liesel stand noch in der Thüre und nahm Abschied von der Försterin. — „Ei der tausend!" rief der Bauer spöttisch, „also machst du doch das Schießen mit? Hast du denn deinen Stutzen noch? Ich habe gemeint, die Auspfändung hätte ihn dir schon lang weggenommen!" — Als wären diese Worte ein plötzlicher heftiger Schlag an seine Stirn, so taumelte der Müller zurück, daß ihm der Hut nach hinten vom Kopfe fiel. Das war jedoch nur ein Moment, im nächsten hatte er sich wieder zusammengerafft und sprang mit einem wilden unartikulirten Aufschrei auf den Bauern los. Seine Augen rollten vor Zorn, die vorgestreckten Arme zitterten fieberisch und die Lippen zuckten wie im Wahnsinn. Eh' er aber den Bauern, wie er zu beabsichtigen schien, am Halse gefaßt hatte, war Liesel dazwischen gesprungen und stand mit hochgeschwungenem Arme abwehrend vor ihm. „Was willst, wüster Mensch?" rief sie. „Willst dich an dem alten Mann vergreifen?"

Sie war todtenbleich geworden, aber ihre Augen funkelten so muthig, daß es dem Müller war, als würde ihm eiskaltes Wasser über den Kopf gegossen. Er ließ die Arme sinken und beide standen einen Augenblick regungslos sich gegenüber und maßen einander mit feindselig erwartenden Blicken. Der Müller redete sich zuerst. Stolz wie ein Gebieter von seinen Untergebenen wendete er sich um, ging wieder an seinen Platz und setzte sich so ruhig nieder, als ob nichts vorgefallen wäre. Auch die andern schwiegen; der Grabenöder nahm etwas gedrückt Abschied und ging mit Liesel den Hügel hinab. Bald rauschten durch die Nachtstille die Ruderschläge des Kahnes herauf, der beide über den See nach dem Dorfe trug.

Vor dem Försterhause setzten sich die jüngern Leute noch einmal zusammen; auch der alte Urbani hatte seine Vorbereitungen für den kommenden Tag beendigt, und kam nun mit seinem Pfeifenstummel angerückt. Der Müller hatte die Arme auf dem Tisch gekreuzt, legte das Gesicht darauf und schien eingeschlafen zu sein. — Nebenan entspann sich ein Gespräch über das Vorgefallene, anfangs etwas leise aus Rücksicht für ihn, bald aber auch lauter, als eine Theilnahme bei ihm nicht zu bemerken war.

„Das ist doch gewiß," sagte einer der Bursche, „ich hab's von meiner Mutter, daß die verstorbene Müllerin die meiste Schuld hat an der schlimmen Wirthschaft. Sie muß ein recht böses Leut, ein rechter Geizteufel gewesen sein. Da hat's halt

Digitized by Google

Veri auch nicht recht freuen können daheim, und so ist er immer tiefer hineingekommen!" — Der alte Jäger schüttelte den Kopf und blies starke Rauchwolken vor sich hin. „Ja ja", meinte er dann, „die Müllerin hat ihm den Segen nicht ins Haus gebracht, und es war recht gut, daß der Unfrieden nicht länger gedauert hat, als ein anderthalb Jahr. Der alte Müller hat gemeint, was er Wunder thut, wenn er dem Sohn die reiche Frau gibt, aber die paar tausend Gulden waren gar bald verthan, weil kein Zusammensehn war, und dann ging das Leidwesen an — aber schuld war die Müllerin doch nicht so recht — das weiß ich besser." — „Wer ist dann schuld?" fragten einige. — „Ich kanns euch wohl sagen und vielleicht habt ihr auch schon davon gehört, — auf der Leitenmühle hat einmal ein Wichtel gehaust, und weil das vertrieben worden, ist auch das Glück und der Segen fort." — „Ein Wichtel? Ist das nicht ein Geist?"

„Das Wichtel ist ein Hausgeist, aber ein guter. Es läßt sich vor Niemand sehn; aber bei Nacht wenn alles im Hause schläft, da kommt es hervor und räumt auf und macht, daß alles sauber ist und rein, und wenn man morgens aufsteht, ist die Arbeit schon halb gethan, und was in einem solchen Hause angefangen wird, das muß gerathen und einschlagen." — „Aber das sind Gespenstergeschichten, an denen kein wahres Wort ist." — „Das müßt ihr dem alten Urbani nicht sagen!" rief dieser unwillig. „Wenn man so lang in der Welt mitläuft wie Unsereiner, da erfährt und sieht man allerhand und zumal ein Jäger. Glaubt ihr, man ist umsonst draußen im Wald zu jeder Stund' in der Nacht? Da geht manches an einem vorbei, wo keiner von euch sich hinzuschaun getraut! So ists auch mit den Wichteln, und wenn ein christlicher Jäger reden dürfte, könnt ich euch allerlei erzählen." — „Und ein solcher Hausgeist ist in der Leitenmühle?" — „Gewesen! Ich habe selbst noch den alten Müller, den Großvater des jetzigen gekannt. Der war Soldat gewesen und weit in der Welt herum gekommen, und der hat das Wichtel in die Mühl' gebannt." — „Und jetzt ist es nicht mehr dort?"

„Die Tochter des Alten, die Mutter Veri's hat's vertrieben. Die Wichteln können's nicht leiden, wenn man ihnen nachstellt und neugierig ist und sie sehn will. Sie verlangen nichts, als daß man ihnen jeden Abend ein Schüsselchen mit Mehl hinstellt, das leeren sie dann aus über Nacht. Die Müllerin aber wollte das Wichtel sehn und hat um das Schüsselchen herum Vogelleim auf den Boden gestrichen und Mehl darüber gestreut, damit das Wichtel hängen bleiben sollte. Am andern Tage hat man auch die kleinen Füße des Geists gesehn in dem Vogelleim, und wie er sich abgequält hat, wieder loszukommen — aber von der Stund' an war er verschwunden und hat sich nie wieder sehn lassen, und drum geht alles den Krebsgang auf der Leitenmühle." — „Dann soll der Veri eben zusehn", meinte Einer, „daß er das Wichtel wieder hineinbannt." — „Ja wenn das so leicht wäre!" sagte der Jäger, indem er aufstand und die Pfeife ausklopfte. „Wenn einer in der Freitagsnacht auf einen Kreuzweg ginge und die Courage hat, ihm Mehl hinzustreuen und es dreimal zu beschwören bei den heiligen Erzengeln Michael, Raphael und Gabriel, der kann es vielleicht zuwege bringen. — Aber ich möcht's keinem rathen, denn wer's nicht durchführen kann, den macht der Schrecken über alles, was er sehn und hören muß, verwirrt, und kein Doctor und kein Pfarrer auf der Welt bringt ihn wieder zurecht."

Man wünschte sich gute Nacht, ging und bemerkte erst im Gehen, daß der Leiten-Müller wie zuvor unbeweglich auf dem Gesichte lag. „Laßt ihn liegen", sagte der Eine, nachdem man ihn vergebens gerüttelt hatte; „die Nacht ist warm, und wenn er ausgeschlafen hat, wird er sich schon nach Hause finden." — Bald verhallten die Stimmen und Fußtritte der Gehenden; auch im Forsthause erloschen die Lichter. Da richtete sich der Müller auf, sah nach den Fenstern empor und murmelte: „Es ist manchmal doch recht gut, daß nicht alle Leut' schlafen, die die Augen zu haben!" Einen Augenblick später war er in entgegengesetzter Richtung im Walde verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Capitulation von Gaeta.

(Uebersetzung und Auszug aus dem Privatbriefe eines Schweizer-Offiziers an die „Leipz. Ztg.)

So ist denn nun auch Gaeta, das letzte Bollwerk des Rechts auf dem neapolitanischen Festlande, gefallen Verrath und Raub der schändlichsten Art feiern mit frechem Hohn ihren augenblicklichen Triumph und König Franz hat seinen rechtmäßigen Thron für einige Zeit — ja vielleicht für immer — verlassen müssen. Ich habe schwere, unendlich schwere Tage in den jüngsten Wochen in der belagerten Festung verleben müssen, der übermüthige Hohn, mit dem die Sardinier jetzt uns kriegsgefangene deutsche und schweizerische Offiziere behandeln, reizt stündlich uns zu augenblicklich zwar ohnmächtigem, aber gerechtem Zorn. Zwei Finger meiner linken Hand, die ein kleines Bruchstück einer zerplatzenden Bombe am 5. Februar mir fortriß, liegen mit unter den Trümmern Gaeta's und meine hart mitgenommene Gesundheit wird vielleicht niemals wieder ihre frühere Festigkeit erlangen, und doch bereue ich es keinen Augenblick, daß ich im October vorigen Jahres nach dem Gefecht von Castelfiodardo hierher eilte, dem Könige Franz II. meine Dienste anzubieten, und bis zuletzt, treu meiner freiwillig übernommenen Pflicht, für sein legitimes Recht nach besten Kräften mitgefochten habe. So besitze ich doch das innere Bewußtsein, daß ich für meine Person wenigstens dem heiligen Princip der Legitimität alle möglichen Opfer gebracht und das Andenken meines Vaters und Großvaters, die beide 1830 und 1789 in Paris im blutigen Kampfe gegen die Revolution den ehrlichen Soldatentod fanden, keine Schande gemacht habe.

So wie uns in Gaeta keine Hilfe von außen zukam, mußte die Festung in einem gewissen Zeitraum capituliren, darüber konnte sich kein Einsichtsvoller nur im mindesten noch täuschen. Zwei Ursachen haben jedoch wesentlich mit dazu beigetragen, daß diese Capitulation um einige Wochen früher erfolgte, als wir fremden Offiziere noch Mitte Januar geglaubt haben. Die eine dieser Ursachen war die entschiedene Ueberlegenheit eines Theiles des gezogenen sardinischen Belagerungsgeschützes über unsere Festungskanonen, die zwar schweres Kaliber, jedoch glatte Röhren besaßen. Diese gezogenen großen Belagerungsgeschütze schmettern mit furchtbarer Gewalt alle Mauern und Erdwälle zusammen und legen in zehnmal kürzerer Frist, als es andere Kanonen vermögen, Bresche. Dies habe ich sowohl in Ancona, wie auch jetzt wieder in sehr verstärkter Weise in Gaeta gesehen. Man kann sich kaum einen Begriff davon machen, welche verheerende Kraft die Kugel eines solchen Geschützes entfaltet, wenn sie einmal ihr Ziel getroffen hat, und wie keine Schutzwehr ihrer zerstörenden Wirkung zu widerstehen vermag. Dabei schießen diese Geschütze, wenn sie erst einmal ihre Distanz genau berechnet und ihren Zielpunct richtig gefunden haben, was stets erst mehrfache mißlungene Versuche erfordert, ungemein sicher und haben stets dann ungleich weniger Fehlschüsse als die alten glatten Röhren. Für den Feldgebrauch, wo die Distanzen sich häufig verändern, wird eine gezogene Kanone stets mehrfache Nachtheile haben, da sie ein genaueres Zielen erfordert als eine glatte, deren Rollkugeln weitere Flächen durchspringen; für eine Festung, die gegen feste Belagerungs-Batterien feuert, ist dieselbe aber ganz unentbehrlich. Selbst die stärkste Festung der Welt, die nur glatte Geschütze besitzt, wird jetzt gegen Batterien mit schweren gezogenen Geschützen sich stets in einem solchen Nachtheil befinden, daß ihr Widerstand von nicht allzulanger Dauer sein kann. Ich selbst bin wiederholt während dieser Belagerung in unseren am meisten vorgeschobenen Batterien, die nur von deutschen und schweizer Soldaten besetzt waren, im Dienst gewesen. Anfänglich schossen die Sardinier stets sehr schlecht und ihre Kugeln gingen weit über unsere Köpfe hinweg; als sie aber erst einmal die Distanz sicher berechnet und ihr Ziel genau gefaßt hatten, schmetterten ihre Geschosse alles zusammen, unsere Geschütze wurden wiederholt demontirt und unser Verlust an Menschen war so erheblich, daß zuletzt nur Freiwillige in diese Batterien genommen wurden. An solchen wackeren Burschen fehlte es aber nie,

Digitized by Google

und besonders die vielen bayerischen und westphälischen Soldaten der Besatzung waren durch das über alles Lob erhabene Benehmen unserer edlen Königin in solche Begeisterung versetzt, daß sie sich stets in großen Haufen freiwillig zu den gefährlichsten Diensten erboten. Auch an 60—70 geborene Schleswig-Holsteiner, lauter ehemalige Soldaten, die jetzt eigene Corporalschaften in dem deutschen Jäger-Bataillon des Königs von Neapel bildeten, zeichneten sich bei jeder Gelegenheit rühmlichst aus, waren besonders in den Batterien unermüdet thätig und haben gewiß zur Hälfte ihren Tod hier gefunden, wie denn überhaupt in Gaeta manch braver deutscher Soldat, der sein Leben einem edlen Zwecke opferte, begraben liegt. Ich hebe dies besonders hier hervor, weil es Ihnen als deutschem Offizier und allen Ihren ehrenwerthen Cameraden in den verschiedenen Contingenten Deutschlands zu gerechtem Stolze gereichen muß, daß deutscher Soldatenmuth und deutsche Soldatentreue sich bei diesem Kampfe in Gaeta abermals so glänzend bewährt haben. Hätte der König Franz II. nur stets an 20,000 deutsche und Schweizer Truppen in seinem Solde gehabt, er säße sicherlich noch jetzt auf dem Thron seiner Väter. Zwei Volontär-Offiziere der hiesigen Besatzung, ein kurländischer Edelmann v. B. und ein Landsmann von mir aus Graubündten, die beide als russische Offiziere die ganze Belagerung von Sebastopol mitgemacht hatten, versicherten, daß niemals dort das feindliche Feuer so verheerend gewirkt habe, als dies bei uns in den letzten Tagen hier in Gaeta der Fall war. Hätte die Festung nicht so sehr viele massive, ganz in die Felsen gehauene Casematten gehabt, die freilich gegen alle Geschosse den sichersten Schutz gewährten, so wären unsere Verluste noch zehnmal stärker gewesen. So konnten die wenigen Einwohner, die noch in der Stadt geblieben, und alle Soldaten, welche nicht unmittelbar im Dienst befindlich waren, sich in diesen Casematten schützen, was vielen das Leben rettete. Freilich wüthete zuletzt der Typhus fürchterlich unter diesen eng zusammengepreßten und auch nur sehr spärlich genährten Menschen und es kostete oft Mühe, die vielen Leichen zu begraben, zumal die Kirchhöfe sehr dem feindlichen Feuer ausgesetzt waren. Diese Hunderte von Kranken, eng zusammengepreßt in den dumpfen Lazarethlocalen — denn die eigentlichen Hospitäler waren von den Sardiniern bald zusammengeschossen worden, — liegen zu sehen, gewährte einen schaurigen Anblick, den zu ertragen schon große Selbstüberwindung erforderte. Ich für meine Person wenigstens verweilte ungleich lieber in der gefährdetsten, am meisten dem feindlichen Feuer ausgesetzten Batterie, als in einem solchen Lazarethlocal.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Wien, 12. März. Gestern fand in aller Stille die Trauung der k. k. Hofschauspielerin Frl. Goßmann mit dem Baron Prokesch-Osten statt. Hofschauspieler Gabillon brachte dabei folgenden Toast auf die junge Künstlerin aus: Du, die Du schöne und häßliche Welt beglückt hast, — die Du Frauen und Männer entzückt hast, — die Du die schönsten Lorbeern Dir gepflückt hast, — ohne daß Du Dich eben dabei sehr gebückt hast; — Du, die Du manchen Seelenfrieden zerknickt hast, — Manchen mit einem Korbe heimgeschickt hast, — und heute erst dem Einen freundlich zugenickt hast: — nach manchen Abenden voll Ehr und Plage — grüßen wir Dich heut an Deinem Ehrentage. — Der Ruhm braucht lauten Schall, — das Glück bedarf keinen großen Wiederhall; — Lärm hast Du genug gemacht als Grille, — genieße Dein Glück nun in der Stille! — Möge es dauern! Darauf will ich toasten, — eine schönere Sonne ging noch nie auf dem Osten, — möge sie nie versinken, — darauf will ich trinken!

Auflösung der Charade in № 30:

Lumpensack.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Seeb.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 33. Speyer, Dienstag 19. März 1861.

Das Wichtel.

Eine bayerische Dorfgeschichte

von

Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

2.

Der folgende Nachmittag lang glänzend über dem Thale und hatte die Wetterprophezeihung des Försters vollständig zu Schanden gemacht. Besonders von den Höhen aus bot die Gegend einen ungemein reizenden Anblick. Die Berge lagen wie ein phantastisch geformter Rahmen um den angenehm gerundeten See, dessen Sonnenglanz sich in dem weit hinein reichenden Wiederscheine der Wälder wohlthuend brach, und über den hin das Auge gern auf dem dunklen Tannenstreifen ausruhte, der sich als Schluß hinter dem einsamen Fischhauserkirchlein hinzieht. Alles lag schweigsam und regungslos, nur hie und da glitt ein kleiner Nachen mit leichten Ruderschlägen über das Wasser, und vom Freudenberge herüber knallten die Büchsen vom Festschießen.

Auf der gemauerten Terrasse eines schönen Bauernhauses, im Schatten einer riesenhaften Buche und unter dem weit vorspringenden Dache saß Liesel, das Strickzeug in den Händen, das sie aber häufig in den Schooß sinken ließ, um nachdenkend über die Gegend hinzublicken. Es war der Grabensöderhof, also genannt, weil er einsam über der halben Berghöhe lag und hinter ihm eine tiefe Waldschlucht abstürzte, in der ein Wildbach wie in einem Graben hinunterbrauste, um am Fuße des Berges einige Mühlen zu treiben. Das stattliche durchaus gemauerte Haus mit den altersbraunen Fensterläden und der herumlaufenden hölzernen Gallerie sah so gebieterisch wie ein kleines Schlößchen auf alles hinab, was tiefer lag, daß es wohl begreiflich war, wenn etwas davon auch in die Sinnesart des Eigenthümers übergegangen war.

Liesel war allein; nur eine alte Magd wirthschaftete drinnen im Hause herum, die andern Bewohner alle hatte der schöne Tag hinausgelockt und nach allen Richtungen zerstreut. Dem Mädchen war eigenthümlich zu Muthe. Sie war an demselben Platze schon hundertmal gesessen und hatte alle ihre Lieder und Reime, die sie wußte, vor sich hingesungen, daß es hallte, aber heute wollte das Singen ebensowenig von Statten gehn als das Stricken — mitten im Gesätzel brach sie wie unwillkürlich ab, und das Strickzeug kollerte mehr als einmal unbeachtet zu Boden. Allerlei Gedanken und Bilder traten ihr vor die Seele, von denen aber eines besonders hartnäckig wieder kam, so oft sie sich auch davon los machte und sich selber ausschalt, daß sie es nicht aus dem Gedächtniß bringen konnte. Das Bild war der Leiten-Müller, wie er am Abend zuvor als ein Wüthender vor ihr gestanden war und sich dann so mir nichts dir nichts abgewendet hatte, als wenn sie gar nichts miteinander zu thun gehabt hätten.

„Wenn ich nur wüßte, was er sich gedacht hat, der Wüstling!“ murmelte sie vor sich hin. „Er hat mich angeschaut, als wenn er hätt' sagen wollen: du bist mir viel zu wenig, als daß ich mich an dir vergreifen sollt'. — Wenn ich das gewiß wüßte, ich wollt' schon eine Gelegenheit finden und es ihm eintränken! Aber“, unterbrach sie sich selbst und setzte die Nadeln wieder in Bewegung, „was kümmert mich der Leiten-Müller und seine Gedanken!“ — Munter begann sie nun:

Digitized by Google

„Im Thal hat's ein' Nebel,
Auf'm Berg ist's schon klar,
Und was d'Leut' von uns red'n,
Das ist auch nit all's wahr!

„Und unsere Herzen wann Glöckerln wär'n —

„Und wenn er sich so denkt hätt', wärs denn Unrecht g'wesen? Der Vater hat ihn auch schwer aufs Herz getreten — es war ihm wohl zu verzeihen, wenn er wild worden ist. Und wild war er nicht wenig, die Augen haben ihm nur so gefunkelt, und gefiebert hat er am ganzen Leib und doch ist er wieder ruhig g'wesen, wie man die Hand umkehrt, blos weil ich ihm abgeboten hab'. — Und er könnt sich ja auch denkt haben: na ich will nachgebn und Frieden machen, weil du —" — Wie abwehrend fuhr sie sich über die Stirne und hub wieder an:

„Und unsre Herzen wann Glöckerln wär'n,
Das wär a' Freud',
Was gebet das manchmal
Für ein wunderschöns —"

Sie vollendete nicht, die Stimme sank zum Unhörbaren herab; tiefsinnig stützte sie den Kopf in die rechte Hand und zog mit der Stricknadel auf ihrer Schürze allerlei Zeichen und Linien, ohne recht zu wissen, was sie that. — Sie sah ungemein hübsch aus in der innern Aufregung, die ihr doppelt gut ließ, weil sie meist einen ruhigen und entschiedenen Ausdruck hatte. Ihre nicht eben schönen, aber angenehmen Züge waren röther angehaucht und erweicht, und es war wohl bezeichnend, daß der Jäger, der eben mit Büchse und Waidtasche um die Hausecke herumkam, einen Augenblick stehen blieb, um sie ungestört zu beobachten. Es war der alte Urbani. Als er sah, daß sie ihn nicht bemerkte, setzte er behutsam das Gewehr an die Wand, drehte den weißen Schnauzbart in die Höhe, und ein Lächeln gutmüthigen Spotts flog über seine Runzeln. Sein Hund, der wedelnd und schnoppernd heransprang, verrieth ihn.

„Machst Kalender, Liesel?" rief er lachend. „Ist ja doch noch zu früh um Johanni!" — „Je eher man dazu thut, je bälder wird man fertig", lachte sie entgegen. „Setz' dich her und hilf mir Kalender machen — ich hab' allweil studirt, was ich für Wetter hinein thun soll. Aber ich wundre mich, wo du herkommst, Urbani, ich hätt' dich da drüben auf dem Freudenberg gesucht beim Schießen!" — Der Alte setzte sich neben sie. „Ich bin ein närrischer Kerl", sagte er, „der seine eigenen Mucken hat. Ich mag nicht schießen am Sonntag, man soll an dem Tag nicht arbeiten, und meine Arbeit ist die mit dem Gewehr. Also — verstehst du mich?" — „So halb und halb. Du bist doch im Wald gewesen mit der Büchs?" — „Ja, aber nicht zum Schießen, am Sonntag soll das liebe Thier auch seine Ruh' haben. Da geh' ich dann zu meinem Plaisir hinaus und lauf im Wald herum, und hab' mein stilles Vergnügen an den schönen Bäumen, und damit ich nicht ganz müßig bin, hab' ich mir eine Arbeit ausgesucht, die den Sonntag gewiß nicht entheiligt."

(Fortsetzung folgt.)

Die Capitulation von Gaeta.

(Uebersetzung und Auszug aus dem Privatbriefe eines Schweizer-Offiziers an die „Leipz. Ztg.)

(Schluß.)

Mit unbeschreiblicher Sorgfalt, Ausdauer und Sanftmuth, wie solche nur die wahre Christenliebe einflößen konnte, walteten in den gefährlichsten und wegen ihrer Ueberfüllung unangenehmsten und am schwierigsten zu versehenden Lazarethen, mehrere barmherzige Schwestern aus Frankreich. Was diese edlen Frauen hier alles geleistet, welche Hilfe sie Hunderten von Kranken und Verwundeten gespendet haben, welche Fülle von Trost von ihnen ausging, dies nur zur Hälfte Ihnen zu beschreiben, dazu ist meine Feder viel zu schwach. Auch unsere erhabene Königin verweilte täglich wiederholt in allen Lazarethen, und keine Gefahr war ihr zu groß, um sie an der Erfüllung dieser Pflicht zu verhindern. Mitten in dem heftigsten Bombardement der Sardinier, wo die Erde förmlich von der gewaltigen Erschütterung bebte und jede Minute mindestens an 50 feindliche Geschosse in unsere Festung darnieder sausten, sah ich die Königin mit

Digitized by Google

festen Schritten und zwar bleichem, aber muthigem Antlitz über einen den Kugeln sehr ausgesetzten freien Platz schreiten, um in einem Lazareth, in das man sehr viele Schwerverwundete getragen hatte, die nöthige Hilfe zu bringen und eine möglichst gute Verpflegung zu überwachen. „Haben diese braven Soldaten für uns und unser gefährdetes Recht ihr Blut vergossen, so halte ich als deutsche Fürstin es auch für meine Pflicht, nach meinen geringen Kräften ihr hartes Loos möglichst zu erleichtern"; diese Worte sprach die Königin zu einem alten Schweizer-Hauptmann, der sie inständig bat, ihr Leben doch nicht stets auf solche Weise zu gefährden. Und während die muthige Frau dies sprach, schlug eine sardinische Bombe kaum fünfzehn Schritte von ihr ein und der Staub, den sie aufwühlte, bedeckte ihren Mantel, so daß die Offiziere sie nur eiligst von dieser so sehr gefährlichen Stelle fortreißen mußten. Ganze Seiten könnte ich hier anfüllen, wollte ich die vielen Züge von Muth, Standhaftigkeit und dabei wahrer Freundlichkeit gegen die geringsten Soldaten, welche die Königin während dieser Belagerung hier zeigte, Ihnen nur zur Hälfte schildern. Bei uns allen, welche die Belagerung von Gaeta mitmachten, wird das Andenken an diese hohe Frau niemals erlöschen.

Uebrigens herrschte der Typhus nicht allein bei uns, sondern wüthete fast noch ärger im sardinischen Lager, wo die Soldaten in den offenen Laufgräben jedem Ungestüm der Witterung schutzlos preisgegeben waren. Ueber 5000 Mann seiner besten Truppen hat König Victor Emanuel vor der Festung eingebüßt und manche Truppentheile waren so demoralisirt oder geschwächt, daß sie abgelöst und durch frische ersetzt werden mußten, wie ich aus dem eigenen Munde sardinischer Offiziere gehört habe. Besonders manche neuformirte Bataillone haben den Dienst fast verweigert gehabt, während die altsardinischen Truppen gut geblieben sind.

Das Bombardement, so gewaltig es auch wirkte, schien dem General Cialdini aber zu langsam zu gehen, und so nahm er denn auch zur Bestechung seine Zuflucht. Es ist leider eine nur zu traurige Gewißheit, daß sich unter den eingebornen neapolitanischen Offizieren und Soldaten unserer Besatzung mehrfache Verräther befanden, und namentlich die furchtbare Explosion des Pulvermagazins, welche zunächst die Capitulation von Gaeta herbeiführte, durch Verrath entstanden ist. Ein Oberfeuerwerker der Artillerie, der bei der Ausgabe der Munition beschäftigt wurde, hat diesen Schurkenstreich — aller Wahrscheinlichkeit nach — verübt, indem er eine langsam brennende Lunte an einem Pulverfasse befestigte. Die Explosion selbst war furchtbar und übertraf alles, was ich bis dahin erlebt habe. Es schien wirklich, als ob die Erde sich geöffnet habe und ganz Gaeta verschlingen wolle, so gewaltig war die Erschütterung. Ich selbst wurde zu Boden geworfen und rollte, wie von einem Wirbelwind getrieben, mehrere Schritte fort, bis ich an einem Steinhaufen anstieß und dort, gänzlich betäubt, wohl eine Viertelstunde liegen blieb und dann so viel Kraft gewann, mich wieder aufzurichten. Die entsetzlichen Scenen, die mein Auge darauf sah, mag ich auch nicht in der Erinnerung mir zurückrufen, und wollte gern, daß ich sie für immer gänzlich vergessen könnte. Ueber 400 Soldaten sind bei dieser Explosion getödtet oder doch so verstümmelt worden, daß der Tod für sie eine Wohlthat wäre. Wie immer, war unsere hochherzige Königin bald wieder gefaßt, und eilte persönlich nach dem Ort der Verwüstung, dort so viel Hilfe, wie in ihren Kräften stand, zu bringen.

Nach dieser Explosion ward die Lage der Festung so verschlimmert, daß eine Capitulation nothgedrungen bald erfolgen mußte. Wir hatten nicht mehr die Kraft, einen Sturm abzuschlagen, die Bresche war mehr als gangbar, und wenn General Cialdini jetzt ernsthaft angriff, so mußten wir uns auf Gnade oder Ungnade ergeben. Der König Franz berief jetzt einen Kriegsrath aller seiner Generale und in diesem erklärte sich die Mehrzahl der Anwesenden für eine Capitulation, nachdem wir alle Anforderungen der Ehre reichlich erfüllt hatten.

Mehrere Offiziere, und besonders Deutsche und Schweizer waren darunter, wollten auch

Digitized by Google

jetzt nichts von einer Capitulation wissen, sondern wünschten, daß wir den Sturm der Sardinier abwarten und dann Feuer in alle unsere Munitionsvorräthe werfen sollten, damit wir uns vereint mit unseren Feinden in die Luft sprengten. Mir persönlich wäre letzteres ganz recht gewesen, doch der König befahl die Uebergabe, und so mußten wir natürlich gehorchen. Die Capitulationsbedingungen sind Ihnen ohne Zweifel schon durch die Zeitungen bekannt, und in Betreff der Umstände so ehrenvoll für uns, als wir solche nur erwarten konnten. Es ist dies keine Großmuth der Feinde, sondern reine Selbstsucht, da General Cialdini es nicht zum Aeußersten kommen und Gaeta noch mehr, als ohnehin geschehen, zerstören lassen wollte, daher sehr bereitwillig auf alle von unserer Seite geforderten Bedingungen einging.

Am 14. Februar verließ die königliche Familie mit zahlreichem Gefolge gegen 9 Uhr Morgens auf dem französischen Kriegsdampfschiff „La Mouette" Gaeta. Der Abschied war unbeschreiblich traurig und doch dabei wieder großartig. Besonders die Seelengröße der Königin verleugnete sich keinen Augenblick und die letzten Worte, welche sie an uns Offiziere richtete, werden für immer in unserer Brust fortleben. Kommt es erst wieder zum neuen Kampfe gegen diese sardinischen Thronräuber, so wird von uns Officieren keiner dort fehlen, wo die Fahne des Rechtes weht, dies heilige Versprechen leisteten wir alle noch der scheidenden Monarchin und bekräftigten es dann aufs neue durch einen festen Bund, den wir unter uns schlossen.

Am 15. Februar marschirten wir mit vollen kriegerischen Ehren aus dem Trümmerhaufen der Festung, streckten dann die Waffen, und das blutige Drama der Belagerung von Gaeta hatte somit ein Ende. Es waren traurige und doch auch zugleich wieder schöne Stunden für uns, denn das eigene Gefühl, unsere Schuldigkeit bis zum letzten Augenblick mit voller Manneskraft und voller Mannestreue gethan zu haben, erhob uns alle. — Meine Kameraden werden noch einige Zeit Kriegsgefangene bleiben, mich als Verwundeten, der die linke Hand noch jetzt verbunden trägt, hat man schon jetzt entlassen. Da ich hinreichende Creditbriefe auf ein Schweizer Haus in Neapel besitze, werde ich eilen, so bald als möglich mein Heimathsschloß in Graubünden zu erreichen, um meine sehr zerrüttete Gesundheit gründlich wieder herzustellen und dann auf's neue mit ungebeugtem Muthe wieder in die Reihen der Kämpfer zu treten, wo nur ein Kampf gegen die Revolution entbrennen mag.

* Zahlenräthsel.

1 2 3 4
Ich bin ein lieblich biblisch Bild,
St. Peter dankt' ich einst mein Leben,
Auch kennst du uns als friedlich Wild
Und willst dein tödtlich Blei uns geben.

4 3 2 1
Wollt ihr, wie ich euch sage, fliehen,
So könnt ihr der Gefahr entgehn.

3 2 4 1
Mit mir müßt ihr in's Feld ausziehen
Und auch im Sturme draußen stehn.

2 3 1 4
Ich bin der Lohn für eure Treue
Im Kampfe auf der Siegesbahn.

3 4 1 2
Mir trotzt' kein Mensch ohn' bitt're Reue,
Selbst Götter sind mir unterthan.

4 3 2
Geht treu vereint in meinem Bunde,
Ich förd're eures Lebens Glück;
Ihr seyet dann die holde Stunde,
Denkt still vergnügt an sie zurück.

S. . . . . l.

Berichtigung.

In dem Zahlenräthsel in Nro 27 der Palatina soll es, wie dem aufmerksamen Leser nicht entgangen sein wird, in dem dritten Satze statt 3 2 4 5 6 1 heißen: 3 2 1 4 5 6 1, was dann das Wort „Bresche" ergibt.

Verantwortliche Redaction: Dr J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 34. Speyer, Donnerstag 21. März 1861.

Das Wichtel.

Eine bayerische Dorfgeschichte

von

Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

Die herbeigerufene Magd brachte dem Jäger ein Stück Brod und ein großes Glas selbst bereiteten Kirschgeists, der dort der Stolz jedes Hauses ist und den der Alte nie verschmähte, wenn er beim Grabenöder einsprach. „Siehst du", redete er schlürfend zu dem ihn neugierig betrachtenden Mädchen, „siehst du, ich hab's nie leiden können, wie die neumodischen Forstleut', die aus der Stadt herauskommen, die Waldschläge anpflanzen, in lauter Beeten nach der Schnur und Linie, wie die Rekruten unterm Corporalstock. Unser Herrgott hat die schönen Wälder da droben wachsen lassen ohne die Schnur, und sie werden eine Weil' zu lausen haben, bis sie's ihm nachmachen — er hat schon dafür gesorgt, daß der Samen, wenn er reif ist und davon fliegt, an den rechten Ort kommt — aber manchmal gibt's doch ein Fleckel, wo einem ordentlich was abgeht, wenn kein Baum dort steht und da muß dann der Forstner nachhelfen. Drum trag' ich immer einige Buchelkerne und Tannzapfen bei mir, und wo ich ein schönes Plätzl finde, lez' ich so einen Kern in den Boden Es steht schon mancher stattliche Baum da seit den fünfzig Jahren, daß ich in den Bergen herum steig', und oft setz' ich mich drunter und denk' an die Freud', die vielleicht nach hundert Jahren mancher haben wird, wenn er sich drunter setzt und an den lieben Gott oder an den Forstner denkt, der den Baum hingesetzt hat."

Liesel bot ihm die Hand. „Du bist einmal der rechte Mann, Urbani", sagte sie, „und wenn ich einmal heirath', mußt du bei der Hochzeit sein, und wenns hundert Stunden weit wär." — „Das versprech' ich dir", erwiderte Urbani aufstehend, „heißt das, wenn du's nicht mehr gar zu lang anstehn läß'st, denn mit fünfundsiebzig Jahren kann alle Tag der Marschbefehl kommen. — Aber jetzt b'hüt dich Gott, ich muß doch noch ein bischen hinüber und dem Schießen zuschaun." — Liesel begleitete ihn bis an den Bergabhang, wo beide stehen blieben und auf Dorf, Thal und See zu ihren Füßen hinabsahen. „Es gefällt mir gar zu gut", sagte der Jäger, „wenn ich so Abends auf das Dorf hinunter sehn kann und aus jedem Haus der Rauch so kerzengerade aufsteigt. Ich weiß wohl, daß es nur aus der Küche kommt, wo sie das Abendessen herrichten; aber mir fallen doch immer die Brandopfer aus der heiligen Schrift ein, und ich mein', die Leut' hätten sie angezündet, um zu zeigen, daß sie dankbar und zufrieden sind." —

Er hielt einen Augenblick inne, während sein Blick auf einem ansehnlichen Gehöfte ruhte, das am Fuße des Hügels hart am Ausgange des Grabens lag. — „Ja ja", meinte er dann, „es ist schon so! Aus der Leiten-Mühle da drunten allein steigt kein Rauch auf. Da ist auch der Dank nicht daheim und die Zufriedenheit! Und ich fürcht', sie wird auch so bald nicht wieder kommen!" — „Daran ist wohl der Müller selbst schuld", erwiderte Liesel. „Er ist ein Wildling. Alle Welt weiß, wie er seine erste Frau geschlagen und mißhandelt hat, und wie ungeschlacht er ist, hab' ich erst gestern selber erfahren." — „Ungeschlacht? Ich mein', du könntest eher vom Gegentheil reden. Er war doch zornig wie ein brennender

Digitized by Google

Löwe, und ich an seiner Stelle, ich wär's wohl auch gewesen. Aber du bist ja nur vor ihn hingestanden und hast ihn angeschaut, und er ist so still geworden wie ein Lampel (Lamm). Kannst dir was einbilden darauf, Liesel — wenn ich ihm gegenüber g'standen wär', ich weiß wohl, um meine Augen würde er sich nicht viel gekümmert haben." — Das Mädchen schwieg. Aber sie konnte sich einer angenehmen Empfindung nicht erwehren, ihre eigenen Gedanken und Vermuthungen ausgesprochen zu hören.

„Und was das Schlagen betrifft," fuhr der Jäger fort, als sie nichts erwiderte, „und das Mißhandeln seiner ersten Frau, so ist das auch eine eigene Sach' und mehr Gered' von den Leuten. Ich hab' die Müllerin gekannt und weiß, daß sie eine böse bissige Person war. Bin einmal vorbei gegangen an der Mühl' und hab's selbst mit angesehn. Es war um die Kirschenzeit, und der Veri hatte die Leiter angelehnt an den großen Kirschbaum und stand zu höchst droben auf der letzten Sprei[illegible]. Er wollte eben nach einem Zweig langen, da spürte er, daß die Leiter unter ihm zu weichen anfing. „Halt mir die Leiter!" rief er der Müllerin zu, die mit offenem Mund in der Thüre saß und sich die Sonne in den Magen scheinen ließ. Die rührte sich aber nicht und ließ ihn gut schreien, daß die Leiter umfiel und der Müller wegspringen mußte, um nicht Hals und Bein zu brechen. Er riß im Fallen ein Dutzend der schönsten Zweige mit herunter, bis er sich an einem starken Aste festhalten konnte. Wie er dann auf festem Boden stand, da hat er ein Gesicht gemacht, so ungefähr wie gestern, und ich hab's ihm meiner Seel' nicht verdacht, daß ihm die rechte Hand ein wenig ausgerutscht ist, wie er zur Thüre hinein ging! — Aber was fragst du darnach, wie der Veri mit seiner Alten gehaust hat, und ich verschwätze die beste Zeit mit dir! — Also guten Abend, und mach', daß ich bald meinen Feiertagsrock ausklopfen darf zu deiner Hochzeit!"

Er schüttelte dem Mädchen derb die Hand und ging. In allerlei unklaren Vorstellungen und Gedanken stieg sie die Anhöhe wieder hinauf, dem Hause zu, wurde aber im Augenblick durch eine neue Erscheinung in Anspruch genommen. Von der andern Seite des Abhanges herauf kam ihr der Vater entgegen, hinter sich einen Bauernbuben, der ein seidenes Halstuch an einer weiß- und blaubemalten Fahnenstange trug, von welcher, zierlich in rothseidene Bändchen gefaßt, einige blanke Thaler herunter hingen. Am Hause begegneten sich Beide, und Liesel bemerkte zu ihrem Erstaunen, daß trotz des gewonnenen Preises das Gesicht des Bauers keineswegs vergnügt aussah, sondern einem gewitterschweren Gewölke glich. „Aber, Vater", rief sie ihm zu, während er dem kleinen Fahnenträger das Botenlohn reichte, „du kommst heim mit der Bestfahn' und schaust doch drein, als wenn du in Einem fort ins Weiße geschossen hättest!"

„Es ist auch alles Eins!" murrte der Bauer mit unverhehltem Aerger. „Laß mich aus mit der Bestfahn'! Was hab' ich davon, wenn ichs in meine Ohren hinein hören muß, ich hätt' sie nicht bekommen, wenn der Leiten-Müller dagewesen wäre!" — „So hat der Müller nicht mitgeschossen?" — „Freilich nicht; den Stutzen wird er nicht mehr haben und mit einem Zaunstecken kann er nicht auf die Schießstatt kommen." — „Vater, du solltest so was nicht sagen; das ist nicht recht von dir, dem Müller bei jeder Gelegenheit so sein Unglück vorzurupfen!" — „So, ich soll wohl noch großes Bedauern haben mit dem Windbeutel? Soll mich wohl bedanken, daß er mir gestern die Faust unter die Nase gehalten hat? Laß mich aus mit deiner Barmherzigkeit — ich bin nicht so weichherzig, wie du, und kanns erwarten, bis die Zeit kommt, daß ich ihn an den Abend vor St. Johanni erinnern darf." Er ging unmuthig ins Haus, die Treppe hinauf, wo man ihn eine Zeit lang hin und her gehen, Kästen und Thüren aufmachen und wieder zuschlagen hörte. Sie lachte kopfschüttelnd vor sich hin und wollte eben ins Haus, als eine feine klagende Stimme vom Walde her sie nochmals anhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zur englischen Sittengeschichte.

London, 9. März. Es ist auch hier nicht alles Gold was glänzt, und im Lande des „normalen Familien- und Ehe-Lebens" kommen sehr unnormale Verhältnisse vor. Die höchst seltsame schottische Ehe-Gesetzgebung, deren Eigenart durch die weltbekannte Praxis des Schmieds von Gretna-Green am besten gekennzeichnet wird, hat natürlich das Ihrige dazu beigetragen, die ganze Frage eben so sehr zu verwirren wie zu frivolisiren. Es gibt solcher Gretna-Green-Ehen, die bekanntlich an jedem Punkt in Schottland geschlossen werden können, hier zu Lande viel mehr, als man gewöhnlich glaubt, d. h. Ehen, die weiter kein Fundament haben, als das gegenseitige Gelöbniß in Gegenwart eines Dritten. Diese Betrachtungen werden durch einen Scandal-Prozeß angeregt, der vor etwa 8 Tagen in Dublin verhandelt worden ist. Es war eine Aufregung, als reise O'Connell wieder durch's Land oder als sei Mac Mahon im Süden gelandet. Die Sache ist die. Capitän jetzt Major Pelverton und 36 Jahre alt machte 1852 auf dem Dampfboot zwischen Boulogne und Brighton die Bekanntschaft einer Miß Longworth, einer jungen, sehr schönen und sehr klugen Dame, der verwaisten Tochter eines Seidenhändlers in Manchester. Eine Visite in London folgt; dann sehen sich beide mehrere Jahre nicht, bis sie in der Krim, wohin Miß Longworth (eine Katholikin) im Anschluß an die barmherzigen Schwestern gegangen war, wieder zusammentreffen. Capitän Pelverton dringt in sie, sich in einer griechischen Kirche mit ihm trauen zu lassen, was sie als unstatthaft ablehnt. Sie sehen sich darauf aber öfter im Hause des Generals Straubenzee, in das Miß Longworth als Gesellschafts-Dame der Generalin eingetreten war, und Capitän Pelverton, der seine Huldigungen fortsetzt, wird im Hause des Generals als Verlobter der jungen Dame empfangen. Der Pariser Frieden führt Beide nach England zurück; der Capitän bezieht Garnison in Edinburgh, trifft daselbst Miß Longworth, hat häufigere Begegnungen mit ihr im Hause einer Freundin und proponirt eine schottische Ehe. Er leistet das Eheversprechen (ohne Zeugen) auf ein Gebetbuch und glaubt sich nun am Ziel seiner Wünsche. Aber Miß Longworth dringt auf festere Bande und lehnt jedes Zusammenleben mit ihm ab, bevor nicht ein katholischer Priester ihren Bund gesegnet habe. Der Capitän gibt endlich nach, unter der Bedingung, daß auch die Trauung nach katholischem Ritus ohne Zeugen stattfinde. Capitän Pelverton ist nämlich der älteste Sohn und Erbe eines irischen Pairs, des Lords Avonmore und alle Heimlichkeiten werden von Miß Longworth natürlich gefunden, weil die Zustimmung der Familie zuvor erobert werden muß. Das schon schottisch vermählte Paar durchreist nun Irland, um einen Priester zu finden, der, ohne Zeugen, den Segen der römisch-katholischen Kirche über sie ausspreche. Endlich, in einem kleinen Nest, wird ein solcher gefunden; die Vermählung erfolgt in aller Heimlichkeit, beide aber werden als getrautes Paar in das Kirchenbuch eingetragen. Sie sind nun also wirklich vermählt, machen eine Hochzeitsreise durch Schottland (wo Capitän Pelverton ihre beiden Namen als Mr. und Mrs. Pelverton in die Fremdenbücher einschreibt), und gehen dann nach Frankreich. Er läßt hier seine junge Frau in Bordeaux, „um sich der Luft des Südens zu freuen", und kehrt nach England zurück. Bald treffen Briefe bei ihm ein; die junge Frau dringt auf Veröffentlichung ihrer Vermählung, des Kindes wegen, das geboren werden soll. Ausweichende Antworten. Beunruhigt folgt nun Mrs. Pelverton ihrem Gemahl und trifft gerade rechtzeitig genug in Edinburg ein, um von der eben erfolgten Vermählung des Capitäns, ihres Mannes, mit der reichen Wittwe des berühmten Professors Forbes zu hören. Er proponirt nun seiner ersten Frau eine bedeutende Summe Geldes und — Auswanderung nach Australien. Sie weist diese Anträge entrüstet zurück und schreitet zur Klage. Dieser Prozeß war es, der in voriger Woche in Dublin verhandelt wurde. Capitän Pelverton bestritt, jemals mit Miß Longworth verheirathet gewesen zu sein, erzählte ausführlich, wie er in Balaclawa den Plan gefaßt habe,

Digitized by Google

die junge Dame zu seiner „Geliebten", aber nicht zu seiner „Frau" zu machen, und schilderte die schottische und die katholische Vermählung als bloße Nebensache, in die er aus Gutmüthigkeit gewilligt habe. Ihr „Verhältniß" habe längst vor diesen Vermählungs-Acten bestanden. So standen sich die Aussagen der Klägerin und des Verklagten gegenüber. Alles Volk, in einem ritterlichen und durchaus berechtigten Gefühl (denn der Capitän konnte keine seiner Aussagen beweisen) nahm für die schwer gekränkte Dame Partei und bangte nur, daß der Capitän dennoch entschlüpfen würde, weil derselbe nämlich Protestant ist und eine zwischen einem Protestanten und einer Katholikin geschlossene Ehe nach irischem Gesetz eo ipso null und nichtig ist. Die Jury, in ihrer souveränen Machtvollkommenheit, half indeß aus aller Verlegenheit. Sie erklärte, ohne sich an die Gesetze des Landes zu kehren, zunächst die schottische, dann auch die irische (katholische) Ehe Capitän Pelverton's mit Miß Longworth für gültig und antwortete auf die weitere Frage des Lord-Oberrichters: „So hält die Jury den Angeklagten also für einen Katholiken?" ohne Zögern: „Ja, wir halten ihn dafür." Er ist und bleibt aber ein Protestant. Die Times ruft mit Recht aus: „Welche Zustände, welch Scandal!" und dringt auf Revision der betreffenden Gesetzgebung. Frau Pelverton, setzt 25 Jahre alt, wurde im Triumph vom Volke nach Hause gefahren; der Name Major Pelverton's aber wird, wie man vermuthet, aus der Armee-Liste gestrichen werden. Eine Interpellation im Unterhause ist bereits angekündigt. Der Prozeß dauerte 11 Tage. Die Zeitungen, wiewohl sie Tag und Nacht druckten, konnten der Nachfrage nicht genügen. Die Pennyblätter wurden 1 Shilling für's Blatt verkauft. Sie enthielten nichts als diesen Prozeß, selbst die Annoncen mußten warten. Man kann hier dran studiren, was „das Volk" interessirt. Große Politik ist ein Luxusartikel für Wenige. Scandal — that's it.

* Was kann das Schwerste tragen?

Was kann das Schwerste tragen?
Schwer trägt wohl Fels und Erz,
Doch schwerer kann noch tragen
Das arme Menschenherz.

Im Meer gehäufter Plagen
Schwankt wie ein Kahn der Scherz:
Vor'm Abgrund muß stets zagen
Das arme Menschenherz.

Was nimmer auszuklagen,
Der Liebe Trennungsschmerz:
Es kann das Schwerste tragen
Das arme Menschenherz.

Würd' es kein Größrer tragen,
Könnt's schaun nicht himmelwärts —
Ach, nimmer könnte tragen
So schwer das Menschenherz.

Ch. Böhmer.

* Zahlenräthsel.

1 2 3 4 5 6 7 8
Lug, Trug und sonst noch was,
Treibt der Mann ohn' Unterlaß.
3 5 4 8 3 5 4 8
Und noch braver wär der Vetter?
O trübe Hoffnung auf solche Retter!
3 4 5 6 8
Helden hat es uns gezeigt,
Doch sein Ziel noch nicht erreicht.
1 4 5 5
Wir nennen dir einen Mann am Rhein,
Gar wohlbeleibt und ziemlich klein.

Auflösung des Zahlenräthsels in № 33:

Rehe. Eher. Heer. Ehre. Here. Ehe.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 35. Speyer, Samstag 23. März 1861.

Das Wichtel.

Eine bayerische Dorfgeschichte

von

Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

Liesel blickte nach der nahen Tannenspitze, von woher der Laut kam und sah in dem einbrechenden Abendscheine ein ärmlich gekleidetes Weib auf das Haus zuwanken, einen kleinen Knaben in völlig zerrissenen Kleidern an der Hand führend und mit einem über den Rücken gebundenen Tuche, worin sie ein kleineres Kind trug. Der Knabe hinkte und weinte bitterlich, das Kind war ruhig.

Das Weib näherte sich dem Hause und brach auf der Grät vor Müdigkeit zusammen, daß sie einen Augenblick mehr lag als saß. Schnell jedoch nahm sie das Tuch ab, um nach dem Kinde zu sehn, das tief schlummerte, aber nicht den wohlthätigen Schlummer der Gesundheit, sondern den unheimlichen Schlaf der Erschöpfung und Ohnmacht. Der Knabe hatte sich ebenfalls rasch zusammengekauert und fuhr wimmernd nach dem einen Fuße, den er sich an einem Steine wund gestoßen hatte. Der Anblick war um so ergreifender, als das Weib, obwohl es das Mädchen wahrnahm, wohl gegrüßt hatte, aber durch nichts nach gewohnter Bettlerart aufforderte, an ihrem Elend Theil zu nehmen. Sie trug es still für sich und schien es nicht anders zu wissen, als daß sie es allein zu tragen habe.

Liesel trat mitleidsvoll näher. „Ihr müßt einen weiten Weg her kommen, liebe Frau, und seid wohl recht hungrig und müd'!“ — „Ach ja“, antwortete sie schwermüthig nickend in fremd klingendem etwas gebrochenem Deutsch; „müd' bin ich, daß ich mich am liebsten hinlegen möcht' und nie wieder aufstehn, wenn die armen Würmer nicht wären. Hungrig sind die wohl mehr als ich.“ —

Liesel brachte eilig Brod und eine Schüssel Milch herbei. „Da nehmt einstweilen das“, sagte sie; „ich will Euch eine gute warme Suppe kochen; das ist nur für den Anfang. Und wenn Ihr nicht weiter müßt, will ich ein Lager drinnen in der Stube zurecht machen für die Nacht — Ihr könnt ja doch nimmer recht fort.“ — „O man kann viel, wenn man muß“, versetzte das Weib, „aber ich dank' Euch, schöne Jungfer, und nehm's an mit Dank. Habe noch nicht gewußt, wo wir bleiben sollen die Nacht. Wie ich aber da herausgekommen bin aus dem Wald und hab' den Kirchthurm und das liebe Dörfchen da unten gesehn, da hab ich mir gedacht, ich werd' nicht überall umsonst anklopfen, in der schönen Gegend müssen auch die Leute gut sein und ich habe Recht gehabt.“ — Sie blickte mit feuchten Augen nach Liesel und dann mit dem vollsten Ausdruck der Mutterfreude auf den Knaben, der seine Schmerzen vergessen hatte und sich, noch die Thränen auf der Wange, Milch und Brod herrlich schmecken ließ. „Schmeckt's dir, Mischko?“ sagte sie matt lächelnd, indem sie ihm die langen schwarzen Haare aus der Stirne strich.

„O meine gute schöne Jungfer“, fuhr sie dann fort. „Ihr könnt's nicht glauben, wie das thut, wenn man so arm ist und wird in einem Ort nicht geschimpft oder fortgejagt, sondern so freundlich aufgenommen! — Gott vergelt' es Euch tausendmal und laß es Euch immer recht gut gehn. Ach ich bin auch nicht immer in dem Elend gewesen; mein Vater ist ein reicher Mann

Digitized by Google

weit in Ungarn unten, und ich hätt' es leicht auch gut haben und mich reich verheirathen können, aber der arme Hannsch war mir lieber. Da hat der Vater die Hand abgezogen von mir, und ich bin fort mit dem Hannsch, und wir sind in der halben Welt herumgezogen und haben gehandelt mit Mäusefallen und allerlei Sachen, die er künstlich zu machen wußte. Vor vierzehn Tagen hab' ich ihn in Tyrol drinn begraben, und nun wollt' ich ja gern alle Noth und alles Elend nochmal ausstehn, wenn ich ihn nur wieder hätt' und herumscharren könnt' aus dem Boden! Jetzt aber will ich heim und will schau'n, ob mein Vater noch lebt und ob er mich wieder aufnimmt. Aber gereut hat es mich doch noch nie", schloß sie in Thränen ausbrechend, „daß ich meinem Herzen gefolgt bin, denn er war ein lieber, braver und gar guter Mann." — Tief bewegt hatte Liesel zugehört. „Ich will hinein", sagte sie dann, um los zu kommen, „will die Supp' kochen und das Lager herrichten. Bleibt nur ruhig da, bis ich wiederkomm."

Nach einem Viertelstündchen kam sie wieder und trat unter die Thür, mit einer dampfenden Schüssel in der Hand. Sie sah sich nach dem Weibe um, konnte sie aber nirgends wahrnehmen. Statt ihrer saß der Vater auf der Bank neben der Thür' und rauchte gemüthlich sein Abendpfeifchen. „Wo ist sie denn nur hin?" fragte sie. — „Wer?" erwiderte er mit einer Miene, die nicht ohne Verlegenheit war. — „Nun die arme kranke Frau mit den Kindern!" rief sie. — „Was geht mich das Bettelvolk an", versetzte der Bauer. „Wenn sie nicht da ist, wird sie wohl fort sein!" — „Fort? Hab' ich ihr doch gesagt, daß ich ihr eine Suppe kochen und ein Nachtlager herrichten will! — Vater", rief sie, indem sie die dampfende Schüssel wegstellte und hart vor ihn hintrat, „ich will doch nicht fürchten, daß du sie fortgeschickt hast?" — „Laß mich mit dem Zigeunervolk in Ruh!" murrte der Alte ärgerlich. „Freilich hab ich sie fortgeschickt, ich kann kein solches Gesindel im Hause brauchen, das mich in der Nacht ausstiehlt oder das Dach überm Kopf anzündet. Es ist erst wieder eine strenge Verordnung herausgekommen vom Landgericht, daß man solche Leute nicht behalten soll, und man hört jeden Tag, daß sie da und dort ein neues Schelmenstück ausg'führt haben." —

„Aber du hast ihr dann doch so viel geschenkt, daß sie drunten im Wirthshaus bleiben und zehren kann? Nicht?" fuhr sie wärmer fort, als er schwieg, „der reiche Grabenöder hat ein armes krankes Bettelweib fortgejagt ohne jede Gabe? O Vater, ich darf nicht sagen, was ich mir jetzt denk', weil ich deine Tochter bin, aber das Herz im Leib thut mir weh, daß ich von meinem leiblichen Vater so was denken muß!" Der Alte erwiderte nichts; er sah vor sich hin und brummte nur: „Ach was, ich bin heut schon kreuzfuchtig!" Er schien es gar nicht zu beachten, daß Liesel ins Haus gegangen war und bald darauf mit raschen Schritten den Bergabhang hinab eilte.

Sie wollte der armen Frau nacheilen und sie wenigstens dafür entschädigen, daß es ihr nicht vergönnt war, ihr Liebeswerk persönlich zu vollenden. Aber wo sollte sie das Weib finden? „Ich will in den Häusern am Wege nachfragen", sagte sie für sich hin; „sie wird wohl irgendwo eingesprochen haben! Da drinnen wird sie nicht sein", dachte sie weiter, wie sie an dem ersten Hause angekommen war. Es war die Leitenmühle, und rasch wollte sie daran vorüber, als sie bemerkte, daß das Fenster der Wohnstube erleuchtet war. Sie trat fast unwillkürlich näher und sah zum Fenster hinein.

Da war am Boden ein Strohlager zurecht gemacht, und auf darüber gebreiteten Decken und Kissen lag das fremde Weib, neben sich das kleine schlummernde Kind. Auch sie hatte die Augen geschlossen und lag mit dem gelblich weißen Gesicht, über das einzelne Flechten der schwarzen Haare herein hingen, wie leblos da. Nur die Lippen, welche sie leise bewegte, und die im Schooße gefalteten Hände ließen erkennen, daß sie nicht schlief, sondern betete, — wohl für die Seele des armen Hannsch und für die gastliche Hand, die der Müden ein so lang entbehrtes Lager bereitet hatte.

Digitized by Google

Liesel war in Verlegenheit, wie sie ihr Geschenk anbringen sollte. Sie trat zur weit aufstehenden Hausthüre und sah im Hintergrunde der Hausflur in die von einem lustigen Herdfeuer beleuchtete Küche hinein. Vor demselben stand der Müller und war eifrig beschäftigt, in einer großen Pfanne etwas zusammen zu kochen, dessen Vollendung der daneben stehende Knabe mit Sehnsucht zu erwarten schien. Auch die Thüre der Wohnstube stand offen. Leise trat Liesel in die Flur und auf die Thürschwelle. Von dort konnte sie das Lager des Weibes erreichen, und sie ließ neben dem Kissen ein wohlgefülltes Lederbeutelchen niedergleiten. Niemand sah, Niemand hörte sie; schattengleich huschte sie aus dem Hause und lief wie ein geschreuchtes Reh den Berg hinan.

(Fortsetzung folgt.)

Hinter den Coulissen. *)

Von

Fr. Friedrich.

Aus einer ambulanten Bühne.

Drei Wochen nach Weihnachten und fünfzehn Grad Kälte — hui! — Auf dem Wege nach Essenhofen ist eine zähneklappernde, blaugefrorene Schauspielergesellschaft. Voran fahren zwei mächtige Wagen mit Coulissen, Vorhang und Gepäck. Hinter her schreiten die Liebhaberinnen und Heldenspieler, aber nicht auf hohem Kothurn, sondern in Filzsocken und in die wärmsten Stücke ihrer Garderobe gehüllt. — Ein bunter, wunderlicher Anblick! Die Direktorin und die Garderobiere und zugleich Schneiderin, ihre Vertraute, sitzen auf einem der Wagen, sie haben's gut, denn sie haben ihre Füße unter den zusammengerollten Vorhang gesteckt — alle anderen müssen laufen.

Mitten unter den Fußgängern schreitet eine große, lange Gestalt — man friert, wenn man daran denkt — in hellkarrirten Sommerbeinkleidern und schwarzem Frack. Das ist der erste Held und Liebhaber, Braus, vierzig Jahre mindestens alt. Eine der jüngeren Schauspielerinnen hat ihm ein Tuch geliehen, das hat er phantastisch um den Kopf und Hals geschlungen, denn er behauptet, edle Menschen hätten immer sehr zarte Ohren, und er ist sehr empfindlich daran. Seine rothgefrorene mächtige Nase blickt keck, fast verwegen aus dem Tuche hervor. Seine Hände haben Schutz in den Hosentaschen gesucht und klingeln darin mit zwei Schlüsseln. Er will nicht eingestehen, daß er friert, aber seine langen Beine sind vor Kälte fast geknickt und seine Stimme bebt.

„Kennt jemand Essenhofen?" fragte er mit rauher Baßstimme. — „Ich kenne es," erwiderte der Komiker und Charakterspieler, eine kleine Gestalt, die in einem großen blauen Mantel fast verschwindet. — „Wie groß ist das Nest?" — „Es zählt tausend bis zwölfhundert Einwohner." — „Und in dem Neste sollen wir spielen?" ruft Braus sichtlich entrüstet. „Die Direktorin scheint toll zu sein — o, das Weib ist fürchterlich!" „Seien Sie still," warnt der besorgte Komiker, „sie schaut soeben aus dem Wagen heraus und kann's hören." — „Nun so mag sie es hören," fährt Braus unerschrocken fort, „ich fürchte sie nicht. Oder ist's nicht eine Schande, daß wir bei dieser Kälte — mich friert freilich nicht — vier Stunden weit laufen müssen, um in solchem Neste aufzutreten? Und das mag eine Bühne dort sein — ein Stall gewiß?" — „Bitte, so schreien Sie doch nicht so laut — sie wird's noch hören!" erwiderte der Komiker wieder besorgt. „Sie wissen, wie empfindlich sie ist, denken Sie daran, wenn sie uns jetzt, mitten im Winter kündigte!" — „Ruhig, Mensch!" ruft der Held. „Mir kündigt sie nicht, denn sie fürchtet mich, weil ich geschworen habe, sie nächstens an einer ihrer eigenen Coulissen aufzuhängen!"

„Die Bühne in Essenhofen ist ganz gut," fährt der Komiker fort, „sie ist schon hergestellt beim Bürgermeister, der ist Brauer —." — „Ruhig — nun weiß ich alles! Sie ist auf dem Boden, wo das Malz getrocknet wird," unterbricht ihn Braus. „Ich kenne das! Freund, da wird's zum wenigsten wohl einen wohlfeilen Trunk Bier geben! Famos!"

*) Hausblätter.

Digitized by Google

Und er schnalzt im Vorgeschmack dieses Genusses mit der Zunge. — „Der Bürgermeister braut nicht mehr," berichtigte der Komiker. — „So hole ihn der Kukuk!" unterbricht ihn Braus. „Wie kann ein Mensch nur solch ein Esel sein und aufhören Bier zu brauen? Der Mensch hat sich sicher schon die Gicht getrunken, sonst hätte er nicht auf solch einen verrückten Einfall kommen können! — Und was wird heute Abend gegeben?" — „Don Carlos," erwiderte der Komiker. — „Braus bleibt überrascht stehen. „Don Carlos?" ruft er, „Mensch, Don Carlos? Gehen Sie und fassen Sie die Frau — die Direktorin, meine ich — an den Puls! Wenn die nicht wieder an ihren Krämpfen leidet, will ich den zehnten Theil meiner Monatsgage hingeben!" — Der Komiker springt schnell zur Seite und verläßt ihn, denn die Direktorin blickt wieder aus dem Wagen hervor und muß es gehört haben —

„Ha ha! Don Carlos!" fährt Braus ungenirt fort. „Und ich gebe wieder den Posa, natürlich! Ha ha! In dem Neste — ich den Posa, den ich auf den ersten Bühnen Deutschlands gespielt!" — „Sie auf den ersten Bühnen?" wirft eine ganz gut gekleidete junge Schauspielerin, die im letzten Wirthshause eine Portion Kaffee getrunken hat und deßhalb warm und ziemlich hochmüthig ist, ein. — „Ja ich, Sie Zeisig," erwidert Braus. „Auf den ersten Bühnen — und ich sage, solch ein Posa kommt nicht wieder! — Ja, das war zu einer Zeit, als ich diese karrirten Hosen noch nicht trug — zum Kukuk, haben wir Essenhosen denn noch nicht erreicht?"

„Weßhalb sind Sie denn nicht bei den ersten Bühnen geblieben?" nimmt die Schauspielerin das Gespräch wieder auf. — „Ruhig, Sie grüngestreifter Lockvogel," unterbricht sie Braus. „In fünfzehn Jahren werden Sie nicht mehr so fragen. Jetzt sind Sie freilich noch so ziemlich jung. — Sagen Sie — wissen Sie, was Geschick ist? Ich meine ein schlechtes, sogenanntes niederträchtiges Geschick?" fährt er nach einiger Zeit fort. „Sie wissen es nicht, denn Sie haben noch Geld und heute Morgen schon zum zweiten Male Kaffee getrunken. Hören Sie mich an, junge Nymphe, denn Sie können daraus lernen. Sehen Sie, es ist wahr, was ich gesagt habe, ich bin auf den ersten Bühnen aufgetreten und ich gefiel — doch das versteht sich von selbst. Ich hatte goldene Tage und Träume noch stolzer als Sie. An einem der ersten Hoftheater hatte ich Engagement. Da lernte ich ein kleines Mädchen kennen, eine Sängerin, nicht so groß wie Sie, aber hübscher —." — „So!" unterbricht ihn die Schauspielerin empfindlich.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Bezüglich der Legung unterseeischer Telegraphentaue hat man jetzt mehrfache Erfahrungen gemacht. Namentlich hat man gefunden, daß bei allen Kabeln, welche tiefer als 500 bis 600 Fuß liegen, nach einem Zeitraum von 3 Jahren, bei einer Tiefe von 1000 bis 2000 Fuß nach $1\frac{1}{2}$ bis 2 Jahren, bei 3000 bis 5000 Fuß Tiefe nach 7 bis 12 Monaten und bei 6000 bis 12,000 Fuß Tiefe nach 1 bis 3 Monaten Gebrauchs eine allmählige Abnahme ihrer Leitungsfähigkeit eintrat und letztere endlich ganz aufhörte. Daher kam auch die baldige Unwirksamkeit des atlantischen Kabels, welches durchschnittlich 21,000 Fuß tief gelegt werden mußte.

* Homonyme

Du siehst's in Stub' und Kammer,
Ach oft voll Schmerz und Jammer!
Weh', fehlt der rechte Hort!
Du siehst's in Au'n und Wiesen,
Wo Ström' und Bäche fließen:
Es bleibt, sie eilen fort. r.

Auflösung des Zahlenräthsels in № 34:
Napoleon. Blonplon. Polen. Noll.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Grib

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 36. Speyer, Dienstag 26. März 1861.

Das Wichtel.

Eine bayerische Dorfgeschichte

von

Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

3.

Einige Tage waren seitdem vergangen und hatten Regen mit sich gebracht. Die Wolken hingen tief in die Berge herein, ein kalter Westwind fuhr über den Kreuzberg dahin, und der See lag glanzlos wie ein mattes graulichtes Tuch. Die Bergwasser gingen voll und rauschend und besonders der Leitenbach goß und strömte, daß man das Brausen weithin hörte. Das früher stattliche Gehöft der Leitenmühle bot einen besonders unheimlichen Anblick der Verwahrlosung dar; zumal bei solchem Wetter machten die vielen zerbrochenen Fenster, die schadhaften Läden und Thüren, die Löcher und Risse des Gemäuers einen unfreundlichen Eindruck. Das Gärtchen nebenan war verwahrlost und über den halb eingefallenen Zaun wucherten Unkraut und freiwillig aufgegangene Mohnköpfe durch einander. Das Rad war in den Schaufeln lückenhaft und hing moosig und verrocknet am Wellbaume, denn es hatte seit Wochen keinen Anlaß gehabt, sich zu drehen, und in der nebenan auf hohen Balken gebauten Ableitungsrinne schoß der Bach nach Belieben durch die Löcher in den Fugen und bildete eine Reihe von Wasserstürzen und Tropfenfällen.

Verdrossen schritt der Leiten-Müller auf das einsame Haus zu, schüttelte den Regen vom Hut und schloß die Thüre auf. „Ich weiß auch nicht, warum ich mir die unnütze Müh mach', die Thür zuzusperren; es wär schon bald eine Kunst, wenn Einer was zum Mitnehmen fände!" Nachdem er einigemale von der Flur in die Stube hin und her gegangen war, machte er Feuer an in dem großen grünen Kachelofen, denn trotz des Hochsommers hatte der Regen die Luft empfindlich abgekühlt, und es mochte wohl in den höhern Bergspitzen angeschneit haben. Dann setzte er sich auf die erhöhte Bank, dem Fenster gegenüber und sah in die einsame Dorfgasse und in den Regen hinaus. Finstere unheimliche Bilder zogen vor seiner Seele vorüber, und wenn sich zuweilen eine Mädchengestalt, die Liesel glich, dazwischen drängte, floh sie doch gleich wieder erschreckt vor der finstern Nachbarschaft davon und ließ den Trämmer allein. Das Gefühl der tiefsten Verlassenheit kam in seiner ganzen Gewalt über ihn mit dem schlimmsten Begleiter, der vergeblichen Reue und Selbstanklage.

Wie es allmälig dämmerig wurde und der Schein des Feuers mit sonderbar abwechselnder Färbung die schmucklose Stube beleuchtete, da kam es ihm vor, als sei er noch ein Knabe und sitze zur Feierabendstunde auf der Ofenbank, wie er es gewohnt gewesen, wenn er heimgekommen war vom Spiele oder aus der Schule. Er meinte, in der Tischecke unter dem Cruzifix das graue Haupt seines Vaters zu sehen; die Mutter saß gegenüber, und er hörte, wie sie sich untereinander, weil sie den Veri eingeschlafen glaubten, von der Zeit unterhielten, wo er einmal Besitzer der Mühle sein würde. Wie hatten sie gesorgt und gespart, damit er einmal alles recht ordentlich und wohlbehalten vorfinden solle! Welche Hoffnungen und Erwartungen hatten sie auf den einzigen Sohn, auf seine Tüchtigkeit und auf die guten Anlagen gesetzt, die er verrieth!

Digitized by Google

Wie hatte er sich damals im Stillen des belauschten Gespräches gefreut — und nun, — wie so ganz anders war es gekommen! Das einst wohl bestellte Haus war ruinirt und leer — noch wenige Wochen, und das mit so viel Liebe, mit so warmem Eifer gehütete Besitzthum sollte in die Hand irgend eines Fremden kommen! Er selbst aber, der Sohn des Hauses, mußte hinaus und sich als Knecht verdingen oder in die weite Welt gehen — aus eigener Schuld, denn er konnte sich's nicht verhehlen, er hatte die Hoffnungen, die man sich von ihm gemacht, bitter getäuscht, und wenn die Eltern auf ihn herabsahen, wie mußten sie ihm zürnen — wenn sie wiederkämen, die traurliche Stelle ihres einstigen Erdenglücks zu besuchen, wie mußten sie trauern über den Verfall ihres mühevollen, von so vielem Schweiße begossenen Werks! —

Der letzte Gedanke ließ den nachsinnenden Müller nicht mehr los; es ward ihm ängstlich zu Muthe, er glaubte im Feuerscheine geisterhafte Schatten an den Wänden hinschweben zu sehen, die Dielen des Fußbodens ächzten, und mit einem Mal fuhr ein rüttelnder Windstoß an das übel verwahrte Fenster. Er vermochte es nicht mehr auszuhalten in der Stube und trat hastig unter die Hausthüre, begierig die Kühlung einathmend, die ihm in seiner Aufregung willkommen war.

Jetzt kam eine dunkle Gestalt den Hohlweg längs des Mühlbachs herab und wollte an der Mühle vorüber. „Wie", rief der Müller dem Vorübergehenden zu, „bin ich dir auch schon zu schlecht, daß du gar nicht einmal mehr einkehren oder still stehen magst bei mir?" — „Es ist nicht darum", antwortete der Mann näher tretend und dem Müller die Hand reichend, die dieser eifrig ergriff und schüttelte. „Der Urbani geht gern seinen eigenen Weg und fragt nicht nach dem, was andere Leut' thun — aber ich hab dich nicht stehen sehen, und wenn man in dem Wetter einige Stunden im Wald herumgestiegen ist, ist man froh, wenn man den Flausrock auf den Leib bekommt und an den Ofen sitzen kann. Und wenn ich ja ganz aufrichtig sein will, so thut's mir immer weh, wenn ich in die Mühl' hineinkomm', du weißt schon warum."

Beide waren in die Stube getreten und setzten sich an den Tisch, während der Müller Licht machte. „Ich will dir sagen, wie mir's vorkommt bei dir", fuhr der Jäger fort. „Ich hab einmal erzählen hören, wenn ein Schiff so schlecht geworden ist, daß es sich nimmer überm Wasser halten kann, dann wandern die Ratten und Mäuse aus, damit sie beim Untersinken nicht mit ersaufen. Die Mühl' kommt mir vor wie ein solches Schiff, und ich möcht's nicht untersuchen, ob noch ein Rattenschwanz drinnen ist." — Der Müller lachte wild auf, aber er erwiderte nichts. — „Und ist's denn gar nicht mehr zu ändern?" fragte Jener wieder. „Hast gar keine Hoffnung, daß dir Jemand hilft?" — „Keine", antwortete Veri finster. „Ich bin heute wieder den ganzen Tag herum gelaufen, wie der gehende Schuster, und habe überall angefragt und gebeten, wo ich hab denken können, daß so viel Geld daheim ist, als ich brauch — ich bin überall abgespeist worden. Die Höflichen haben sich doch ein' Ausred' genommen, sie hätten gerad all ihr Geld ausgegeben, und wann ich nur gestern kommen wär, so hätten sie mir leicht helfen können. Die Gröbern aber haben sich kein Blatt vor den Mund genommen und mir manches bittere Wort zu schlucken gegeben. Vielleicht wenn ich mich recht erbärmlich angestellt und schön gethan hätte, daß ichs doch durchgesetzt hätt' — aber das geht mir nicht über die Zunge, und lieber will ich noch zweimal zu Grund gehn." —

„Mich wunderts doch", sagte der Jäger; „das Anwesen ist unter Brüdern so viel werth, daß man leicht die paar hundert Gulden, die du brauchst, noch drauf leihen könnt." — „Das ist's ja grad, was mich so giftig macht!" rief Veri. „Es wäre noch Sicherheit genug da, aber sie trauen mir alle nicht. Ich hab gut reden gehabt, daß ich nun geschenter sein und die Sache besser anpacken wollte — es glaubt mir's Niemand, und bloß darum muß ich mich hinaus werfen und mein Väterliches vielleicht um ein Spottgeld verschleudern lassen!

Digitized by Google

Es ist mir aber alles Eins und ich hab mich schon ergeben gehabt in die Nothwendigkeit — aber seit ein paar Tagen fällts mir wieder doppelt schwer, und drum bin ich heut wieder herumgelaufen und hab mir Grobheiten sagen lassen." — „Ist dir denn in den paar Tagen was Besonderes passirt?" — „Ja — aber sag mir zuerst, glaubst du das wirklich, was du neulich auf dem Frendenberg drüben erzählt hast — das von den Wichteln?" — „Hast es also doch gehört und dich nur schlafend gestellt? — Na meinetwegen, von mir aus hast du alles hören dürfen, und was ich von den Wichteln g'sagt habe, das ist wahr und das glaub' ich wirklich."

(Fortsetzung folgt.)

Hinter den Coulissen.

Von

Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Still, Sie Kleine! Ich bin jetzt in einer weichen Stimmung, wenn's nur nicht so verdammt kalt wäre! Mich friert freilich nicht, aber kalt ist es! Also still! Ich kann nicht Fürstendiener sein und kann auch nicht lügen. — Die Kleine war hübscher als Sie. Ich hatte sie gern und heirathete sie. Mit einem Male hatte sie ihre Stimme verloren — oder ob sie nie eine gehabt hat, ich weiß es nicht und bin nie darüber ins Klare gekommen. — Auch ohne Stimme brauchte sie viel Geld. Ich gerieth etwas in Verlegenheit, doch nur meiner Schulden wegen. Als mein Engagement abgelaufen war, ging ich fort — ich hätte bleiben können — um mir ein besseres zu suchen. Da ich ein solches nicht fand, nahm ich ein schlechteres an. Meine kleine Frau brauchte immer noch viel Geld, und ich trug damals auch noch keine karrirten Hosen. Auch in diesem Engagement blieb ich nicht lange, ich wollte wieder höher hinauf, fand aber nichts und ging wieder eine Stufe herunter. Meine kleine Frau — wahrhaftig sie war hübscher als Sie — nahm außer ihrer Verschwendung noch eine andere schlechte Gewohnheit an — sie bekam jedes Jahr ein Kind. Mit meinen Schulden wuchs auch meine Familie — oder umgekehrt — ich weiß es wahrhaftig nicht mehr, denn mir ging damals vieles durch den Kopf und ich habe unglaubliches geleistet. Ich habe drei Rollen an einem Abende in einem Stücke gespielt — nur des Spielhonorares wegen. Es half nichts: Ich saß einmal darin — ungehener tief! Ich wechselte Engagement auf Engagement. — Doch wozu das alles! — Sie sind noch jung, Kind, Sie haben noch keine Lebenserfahrung, aber das müssen Sie doch begreifen, — sehen Sie, wenn man stets eine Stufe nach der andern bergabsteigt, so muß man zuletzt auf der untersten ankommen. — So bin ich endlich in die Fesseln dieses Drachen — ich meine unsere Directorin — gekommen. Ha ha! Nun hat's endlich ein Ende mit bergabgehen. Der Mensch muß nur genügsam sein — und ich sage, mich friert nicht in meinen karrirten Hosen."

„Aber Ihre Frau und Ihre Kinder?" fragt die junge Schauspielerin nicht ohne Theilnahme, denn sie ist noch eine Anfängerin im Bühnenleben — „Meine kleine Frau, die ist sammt meinen Kindern zu ihrem Apotheker — das ist nämlich ihr Vater — zurückgekehrt. — Ich habe sie doch lieb gehabt und habe sie seit Jahren nicht gesehen. — Der Apotheker ist ein Unmensch, wahrhaftig er ist es! Sehen Sie, kleine Nymphe, vor zwei Jahren war ich ohne Engagement, im Winter und es war eine leibliche Kälte. Ich war im erbärmlichsten Zustande, denn ich hatte damals noch keinen Schneider gefunden, der mir diese karrirte Hose prmpte. Ich habe in dem einen Winter alle Fastentage siebenmal durchgemacht und zwar gründlich — es gingen mir damals sonderbare Gedanken durch den Kopf. Sehen Sie, Sie kleiner Zeisig, wäre ich damals zu dem Apotheker gegangen und hätte ihn nur um Gift für einen Groschen gebeten — und ich dachte an so etwas — natürlich auf Pump, weil ich keinen Groschen hatte — der Unmensch hätte es mir nicht gegeben! Ich kenne den Mann mit seinen

Digitized by Google

kleinen grauen Augen und der spitzen Nase — und komme ich je wieder in glänzende Verhältnisse, so — ich leiste den heiligsten Eid darauf, weil es nie eintritt — so ." — Er ward unterbrochen, weil sie so eben in Effenhosen einrückten und der Lärm der Straßenjungen ihn daran erinnerte. —

Einige Stunden darauf sitzt die ganze Gesellschaft in einem großen niedrigen, rauchenden Wirthshauszimmer Abenteuerliche Gruppen! Der Ofen glüht. Er lockt die gründlich Durchfrorenen an und treibt sie durch seine Glut wieder von sich. — An den Straßenecken kleben bereits Zettel: „Don Carlos, Infant von Spanien." — Ein Theil der Schauspieler durchgeht halblaut nochmals seine Rollen, Elisabeth von Valois und die Eboli sind mit ihrer Garderobe beschäftigt, Don Carlos zankt sich mit dem Wirth. — Nur Braus, der Marquis von Posa, geht ruhig, mit Selbstverachtung und Hunger im Zimmer auf und ab und klingelt in seiner Tasche mit zwei Schlüsseln, zu denen er die Koffer längst nicht mehr besitzt. Die Directorin hat ein Zimmer für sich — das ist sein Trost, denn müßte er sie um sich sehen, — er vermöchte den Hunger nicht zu ertragen.

Wieder einige Stunden später! — Es ist kurze Zeit vor dem Beginn der Vorstellung. Die wenigen Coulissen sind auf dem Malzkrockenboden aufgestellt, der rothe, oft geflickte Vorhang ist angebracht und hängt herab. Das Publicum hat sich schon zahlreich eingefunden. Hinter der Bühne ist das Garderoben- und Ankleidezimmer, — ein Stück Bodenraum, von zwei Laternen erleuchtet, weil der durch das zerbrochene Fenster fahrende Wind das Talglicht bereits zweimal ausgeblasen hat. Draußen sind fünfzehn Grad Kälte Das ganze Personal außer der Directorin ist in diesem Raume versammelt. Die Königin und die Eboli haben sich im Wirthshause angekleidet und sitzen zähneklappernd in Tücher eingehüllt neben einem Kohlenkopfe. Philipp II. und Don Carlos laufen in ihrem Costüm wie wahnsinnig auf und ab, um sich zu erwärmen. Braus steht ruhig und pfeift mit vor Kälte zitterndem Munde. Er ist noch nicht angekleidet, weil die Directorin ihm die Garderobe liefern muß — es steht in seinem Contracte, und er selbst besitzt auch keine.

Die Garderobiere und Schneiderin bringt ihm endlich den Anzug Mit stoischer Ruhe nimmt er ihn in die Hand. — „Die Directorin läßt Ihnen sagen", fügt die Garderobiere hinzu, „Sie möchten bei dem Fußfall etwas vorsichtiger sein als das letzte Mal, — ich habe die Hose neu gemacht." — „Neu — neu?" ruft Posa erstaunt. „Ganz neu", bestätigt die Schneiderin; „ich habe sie aus einem alten Mantel der Directorin gemacht." — „Also neu — neu!" wiederholt Braus und hält das fragliche Kleidungsstück gegen die Laterne — es lacht ihm eng und dünn entgegen „Weib!" ruft er entrüstet, „in diese — diese Dinger soll ich kriechen? In dieser Hose soll ich um Gedankenfreiheit bitten?" — „Nun, was haben Sie denn daran auszusetzen?" wirft die Schneiderin empfindlich ein. — „Weib, ruinirte, aus der Mode gekommene Heldenmutter", fährt er erbittert fort, — „seht meine Beine an — habt Ihr eine so geringe Meinung von Menschenwürde und Seelengröße, daß Ihr glaubt, ich werde Posa's Beine mit der Directorin Mantel umhüllen? Kann ich vor Philipp stehen, ein freier Mann, kann ich ins Aug' ihm schauen und rufen: „Ich kann nicht Fürstendiener sein!" wenn ich die Hose sehe und an die Directorin denken muß?" — „Nun so spielen Sie meinetwegen in Ihren karrirten!" ruft die Schneiderin spöttisch. — „Erbärmliche Seele! Würdige Vertraute der Directorin — tragt Eurer Herrin diese Hose hin — sagt ihr, sie möchte selbst sie anziehen und den Posa spielen!" — Er wirft ihr das Beinkleid vor die Füße und wendet sich stolz ab. Die Schneiderin eilt fort.

(Schluß folgt.)

Auflösung der Homonyme in № 35:

Bett.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Grün

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 37. Speyer, Donnerstag 28. März 1861.

Das Wichtel.

Eine bayerische Dorfgeschichte

von

Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

Der Müller sah einen Augenblick schweigend auf den Boden, dann sagte er flüsternd, indem er sich etwas scheu umsah: „Hast du nicht gesagt, daß in der Mühl' da ein Wichtel daheim war und daß es vertrieben worden ist? — Du darfst mich aber ja nicht verrathen? — Ich meine, das Wichtel ist wieder da." — „Das Wichtel?" rief der Jäger laut und sprang verwundert auf. „Wie kommst auf den Gedanken, Veri!" — „Schrei nicht so!" erwiderte dieser; „ich will dirs erzählen. — Am Johannistag ist ein fremdes ungarisch Bettelweib mit ein paar Kindern auf die Nacht vor die Mühl gekommen und hat nicht mehr weiter gekonnt. Ich hab sie über Nacht behalten und ihrem Buben ein Mus gekocht, sonst hab ich nichts thun können für sie. Aber während ich in der Küch' gestanden bin, ist das Wichtel zu dem schlafenden Weib hingekommen und hat einen Beutel mit Geld auf das Stroh gelegt." — „Ach was!" rief Urbani und nahm zum Zeichen der höchsten Verwunderung einen Augenblick die Pfeife aus dem Mund. — „Wie ich dir sage." Dabei trat der Müller an ein Wandschränkchen. „Da nimm", sagte er; „das ist der Beutel, den hab ich mir zum Andenken ausgebeten, über die drei Thaler, die drinnen waren, hat sich das arme Weib fast die Augen ausgeweint vor Freuden." —

Der Jäger besah das schlichte lederne Beutelchen nach allen Seiten. „Ich hab noch nie gehört, daß die Wichteln Jemand Geld gebracht haben, sie können es sogar nicht recht leiden und helfen dem Menschen nur, damit er sich selber helfen soll. Ein Wichtel hat drum das Geld nicht gebracht, aber ein guter Hausgeist ists gewesen auf alle Fälle, und ich mein' auch immer, das Beutelchen kommt mir bekannt vor. Nun, heb's nur gut auf, es kann wohl sein, daß es was Gutes für dich bedeutet." —

Damit ging er, wünschte dem Müller gute Nacht und überließ ihn wieder seinen Träumen und Gedanken. Veri löschte das Licht aus und warf sich angekleidet auf das ärmliche Bett, das ihm noch geblieben war, aber er hörte Viertelstunde um Viertelstunde vom Dorfkirchthurme herüber schlagen und vermochte nicht einzuschlafen. Wenn er auch wirklich die Augen schloß und auf ein paar Secunden einschlummerte, fuhr er doch gleich wieder unruhig empor, denn seine unruhigen Gedanken verfolgten ihn auch im Schlaf, und besonders waren es die Vorstellungen von den Wichteln, die ihn auch im Traume nicht losließen. Bald sah er eins draußen am Fenster stehen und anklopfen, daß man ihm aufmachen solle, bald sah er, wie es zur Stubenthür hinausschlüpfte und ihm geheimnißvoll zuwinkte.

Jetzt schlug es hell und klar elf Uhr, und die Töne kamen ihm so besonders, so dringend vor, als ob sie ihm etwas zu sagen hätten. Er stand auf, öffnete das Fenster und sah hinaus ins Freie. Kein Lüftchen regte sich mehr draußen; der Regen hatte aufgehört und der Vollmond schien aus zerrissenen Wolken freundlich und still auf die tropfenden Baumwipfel herab. Er sann noch einen Augenblick. „Es läßt mir keine Ruhe", sagte er dann; „ich thue ja auch nichts Unrechtes, wenn ich die guten Geister, die einmal in dem Haus gewohnt haben,

Digitized by Google

wieder zurückbringen will. Es ist Freitag-Nacht, und bis Mitternacht komm' ich leicht auf den Kreuzweg am Leitenbach hinauf. Ich probirs!" — Er ergriff einen starken eisenbeschlagenen Stock und schlüpfte bald, um ja von Niemand gesehen zu werden, durch die hintere Thüre hinaus.

Hastig schritt er den Bach entlang, die aufsteigende Waldschlucht hinauf und erreichte bald den Tannenwald auf der Höhe des Berges, der ihn finster und feierlich empfing. Auf den schmalen wurzeldurchwachsenen Waldpfad fiel das Mondlicht nur stellenweise und gedämpft, denn die riesigen Tannen streckten ihre Zweige so dicht in einander, daß sie ein fast undurchdringliches Dach bildeten. Eine Zeit lang schritt er so dahin, lautlose Stille um sich, nur hie und da vom Schrei einer Eule und vom Hall seiner eigenen Tritte unterbrochen. Endlich trat er auf eine breite Waldwiese hinaus, durch welche sich der Weg hell ausgetreten schräg hindurch zog und fast in der Mitte von einem in entgegengesetzter Richtung herkommenden Sträßchen kreuzweise durchschnitten wurde. An der Kreuzung stand ein hohes Cruzifix aufgerichtet mit einem Betschemel davor, im Rücken von einer kleinen Gebüschgruppe umgeben, die sich wie schützend um dessen Fuß herum drängte.

Veri trat auf den Kreuzweg, zog den Hut und blickte zu dem Cruzifix empor, als wollte er sich wegen seines Vorhabens vor demselben entschuldigen, dann horchte er gespannt gegen den Wald hin, bis ferne vom Dorfe herauf die Mitternachtsstunde schlug. Bei dem ersten Tone griff er in die Brusttasche, streute eine Handvoll Mehl auf den Kreuzweg und sprach mit halblauter Stimme vor sich hin:

„Im Namen Gottes ich befehl'
Mich Gabriel, Michael, Raphael:
Ihr heiligen Erzengel drei
Schafft mir die guten Wichteln herbei!"

Er schwieg und harrte nun mit angehaltenem Athem des Kommenden. Alles war still im Walde, der Mond war hinter eine Wolke getreten, daß das Kreuz aus den Büschen noch ernster und dunkler als zuvor herunter sah. Mit einem Male horchte Veri hoch auf und gerieth in eine fast fieberhafte Erregung. In dem Gebüsche hinter dem Kreuze rauschte es wirklich, seine Beschwörung hatte also gewirkt, das Wichtel sollte erscheinen. — Gespannt sah er auf den dunklen Punkt, wo das Gebüsch sich regte; jetzt theilte sich dasselbe, und im vollen Schein des eben wieder hervortretenden Mondes stand ein Mädchen, das bei seinem Anblick ebenso überrascht stehen blieb, als er selbst betroffen war. Es war Liesel.

(Fortsetzung folgt.)

Hinter den Coulissen.

Von

Fr. Friedrich.

(Schluß.)

Sei nicht toll, Braus!" warnt ihn Don Carlos. „Die Vorstellung geht sogleich an, kleide dich an und mach' die Directorin nicht wüthend." — „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!" ruft Braus mit Pathos. „Sieh, du bist mein Freund für heute Abend, Carlos. Ich hatte einen schönen Traum — die Hose wollte ich über meine karrirten ziehen, um weniger zu frieren — der schöne Traum ist mir vernichtet. Aber ich werde sie anziehen, Freund, ich werde mich rächen, meinen Stolz als Künstler bringe ich meiner Rache zum Opfer — auf beide Kniee werde ich vor Philipp sinken, zerreißen dieses Jammerbild von Hose, und die Directorin hat keine zweite zu versenden!" — „Sei nicht toll!" mahnt Carlos noch einmal. — „Ich bin nicht toll, nur kalt und hungrig", ruft Posa. „Mein Entschluß steht fest — ich kann dich heute nicht retten, Carlos!" —

Die Vorstellung beginnt. Alles geht gut bis zu der Scene im Garten, wo Posa sich der Königin naht. „Königin!" ruft er begeistert — das Publikum ist über ihn entzückt. „Königin!" ruft er noch einmal, dann tritt er zu ihr und flüstert ihr zu: „die Eboli hat soeben Ihren Kaffee in der Garderobe ausgetrunken." — Ein zorniger

Digitized by Google

Blick flammt aus Elisabeths Auge, mit Ungeduld spielt sie diese Scene zu Ende, dann eilt sie in die Garderobe, und ein Streit entspinnt sich zwischen der Königin und der Prinzessin, den selbst die Schneiderin nicht zu schlichten vermag.

Braus begeistert währenddem das Publicum. Trotz der Kälte spielt er mit größtem Feuer und wirklich vortrefflich. — „Der Mensch ist für mich unbezahlbar trotz seines losen Mundes", flüstert die Directorin hinter den Coulissen ihrer Vertrauten, der Schneiderin, zu, und diese erwidert: „Sehen Sie, die Hosen sitzen ganz vortrefflich! Zwar etwas eng, aber das ist jetzt ja einmal Mode. Was der Mensch nur vorhatte!"

Die große Scene vor dem Könige naht. Das Publicum ist in gespannter Erwartung. Lautlose Stille herrscht auf dem ganzen Malztrockenboden. Posa's Wärme und Begeisterung steigert sich von Minute zu Minute, er steht edel und groß da, ein gewaltiges Feuer hat ihn erfaßt — da wirft er sich vor dem Könige nieder — auf beide Kniee — —

„Allmächtiger Gott!" schallt es ziemlich laut hinter den Coulissen — es ist die Stimme der Directorin. — Das Publicum stutzt — einen Augenblick lang noch lautlose Stille, dann bricht alles in ein mächtig schallendes Gelächter aus. „Bravo! Dacapo!" schallt es jubelnd von den letzten Plätzen. — Die Directorin rennt verzweiflungsvoll auf und ab; die Schneiderin sucht sie zu beruhigen. „Das war Absicht", spricht sie. — „Nein, ein Riß war es, Schneiderseele", unterbricht sie Braus ruhig, stolz hinter die Coulissen tretend. — „Was soll ich anfangen, ich bin blamirt!" ruft die Directorin. Plötzlich wendet sich ihr Grimm gegen Posa. „Und Sie — Sie sind schuld daran! Sie ruiniren mir alle Hosen, — Sie ruiniren mich — o, es ist unerhört, Sie, Mensch Sie! Was soll ich anfangen — ich habe keine zweite Hose!" — „Das weiß ich", erwidert Braus ruhig, mit zwei mächtigen Rissen vor seinen Knieen dastehend.

„Das Publicum wird schon ungeduldig", fährt die Directorin fort; „es kann nicht weiter gespielt werden, Sie haben mich blamirt, hier in Essenhosen — überall — immer! Was soll ich anfangen?" — Braus verliert seine stoische Ruhe nicht. „Treten Sie vor das Publicum und sagen Sie ihm, man hätte Schiller schon häufig den Vorwurf gemacht, daß Posa's Tod sich nicht mit Nothwendigkeit ergebe, — sagen Sie dem Publicum, ich theile diese Ansicht, und sei nach Haus gegangen, um hier nicht vor Kälte und Hunger zu sterben. — Das sagen Sie, und alle werden es Ihnen glauben." — Er wendet sich ruhig ab, um fortzugehen. — „Sie bleiben — Sie bleiben und spielen weiter!" ruft die Directorin, ihn am Arme zurückhaltend. — Er wendet sich mit zornigem Blicke um. „Dies Weib beginnt mir fürchterlich zu werden!" spricht er. „Ich bleibe nicht — ich hab' das Meinige gethan — thun Sie das Ihre!" — Er geht fort.

Die Directorin ist in Verzweiflung. „Der Mensch — der Mensch!" ruft sie in einem fort. „Ich jage ihn heute noch fort — noch heute Abend — aber ich bin verloren, wenn ich es thue — ich kann ihn nicht entbehren und muß ihn ertragen!" — Die Schneiderin ist nach dem nahen Wirthshause geschickt, der Directorin Staatsmütze und bestes Tuch zu holen — sie fliegt damit zurück — eine Minute noch und der Vorhang wird wieder aufgezogen und die Directorin tritt vor das unruhige Publicum, bittet der Störung wegen um Entschuldigung und bedauert, „daß die Vorstellung wegen plötzlichen Unwohlseins des Herrn Braus nicht weiter gespielt werden könne. Zur Entschädigung werde indeß noch das kleine Stück: „Wer ißt mit?" gegeben werden — nur möge sich das hochverehrte Publicum noch kurze Zeit gedulden." — In dem Costüm zum Don Carlos wird: „Wer ißt mit?" gespielt. — Die Directorin meint: „Was weiß man in Essenhosen davon!" —

Der plötzlich unwohl gewordene Posa sitzt ruhig im Wirthshaus hinter einer tüchtigen Portion Essen und streckt wohlbehaglich seine langen Beine mit den karrirten dem glühenden Ofen zu. — Don Carlos tritt wüthend ein — geht heftig im Zimmer auf und ab und wirft ihm noch wüthendere Blicke zu. — Posa ißt ruhig weiter. — „Du bist verloren, Mensch!" ruft Carlos endlich, vor ihm stehen bleibend. „Die

Digitized by Google

Directorin ist außer sich — sie wird sogleich kommen — was willst du beginnen?" — „Ich bin gefaßt und vorbereitet, Freund!" erwidert Posa, indem er auf seine Ohren zeigte, welche er beide mit Watte dicht verstopft hat. „Die Furie mag nah'n — ich bin gefaßt!" — „Sie kündigt dir!" — „Heute Abend wohl", erwidert Braus ruhig; „morgen früh nimmt sie es zurück. Mensch — sie kann mich nicht entbehren — sie behält mich und muß mir sogar ein Paar neue Hosen machen lassen!" — —

Miscellen.

Eine Frau von 70 Jahren kehrte des Abends nach ihrer Wohnung zurück auf der Straße von Lille nach Ansereul in Belgien, als ein Bekannter sie einholte und sie fragte, wie es käme, daß sie so spät unterwegs sei. Ich komme, entgegnete sie, von Lille, wo zwei von meinen Töchtern dienen und ungeachtet des schlimmen Wetters bin ich doch froh, ich habe nämlich die Reise nicht vergebens gemacht, denn ich bringe 200 Fr. zurück, welche meine Töchter mir gegeben haben. Da endigte die Unterhaltung und sie gingen so während einer Viertelstunde neben einander. Als sie an eine Biegung des Weges kamen, wollte ihr Begleiter, anstatt gerade fortzugehen, einen Nebenweg einschlagen, auf welchem sie, seiner Meinung nach, geschwinder nach Hause kommen würden. Diese, um bei stockfinsterer Nacht nicht allein zu gehen, willigte ein; als sie aber an eine gewisse Stelle der Straße gekommen waren, sagte er zu ihr: „Ihr müßt mir jetzt euere 200 Fr. geben, oder ich stürze Euch in diesen Brunnen", und indem er dieses sagte, zeigte er ihr einen Brunnen dem Boden gleich, der mit Brettern zugedeckt war, wie sich deren noch in der Nähe mancher Dörfer befinden. Die Frau, betroffen, fällt auf die Knie vor dem Böswicht, und nach vielem Bitten gibt sie ihm die 200 Fr., indem sie ihn inständig ersucht, ihr das Leben zu lassen, indem sie ihm versprach, ihn nicht bei der Obrigkeit anzuzeigen. Dieser aber, der nicht sonderlich an ihre Aufrichtigkeit glaubte, bückte sich, um die Bretter, mit denen der Brunnen bedeckt war, wegzuschieben. Während der kurzen Zeit bekam die Frau, welche nicht hoffen durfte, altershalber entfliehen zu können und einem grausamen Tode zu entgehen, einen plötzlichen Einfall: sie stürzte sich auf den Elenden, warf ihn selbst in die von ihm aufgedeckte Grube und machte alsdann ihre Erklärung bei der Obrigkeit, die sich an Ort und Stelle begab und den Leichnam herausziehen ließ, bei welchem man die 200 Fr. fand.

Einem Pariser Correspondenten des „Dr. J." erzählen wir die nachfolgende, „seltsame Anecdote" aus Neapel nach: Ein Bediensteter brachte dieser Tage auf die dortige Bank Noten zur Einlösung. Dieselben trugen den Namen des von Calatafimi her bekannten Generals Landi (die Banknoten werden nämlich in Neapel von Jedem, durch dessen Hände sie gehen, indossirt). Die Summe betrug 14,000 Ducati, d. i. 60,000 Fr. Die Bank trug Bedenken, dem Menschen eine so große Summe auszuzahlen, und verlangte, der Eigenthümer solle selbst kommen. Die Banknoten wurden zurückbehalten. Endlich kommt der General. Man fragt ihn, woher er die Billets habe. Er weigert sich, es zu sagen. Da droht man ihm mit Verhaftung, wenn er keine Auskunft gebe, denn — die Banknoten seien falsch. Der arme General wäre beinahe ohnmächtig hingefallen. Endlich bekennt er, sie in Sicilien von Garibaldi bekommen zu haben. Es wäre eigenthümlich, wenn die Verräther schließlich mit falschen Banknoten bezahlt worden wären. Die Aufregung des Generals war so groß gewesen, daß er sich nach einigen Tagen hinlegte und starb.

* Sylbenräthsel.

Der beste Schütz, der je mit einem Pfeil gezielt,
Der in der bängsten Stund den schönsten Preis erhielt,
Bin ich, und fügst du noch hinzu ein Sylbchen klein,
So werd ich täglich dir gewiß willkommen sein.

Verantwortliche Redacteure: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Gelb.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 38. Speyer, Samstag 30. März 1861.

Das Wichtel.

Eine bayerische Dorfgeschichte

von

Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

Beide schwiegen; das Mädchen fand zuerst die Sprache wieder, denn Veri war augenblicklich zu sehr von Gedanken und Empfindungen überwältigt, welche ihr Erscheinen nach dem Vorgefallenen in ihm hervorbringen mußte. War das bloßer Zufall, oder sollte es eine Antwort auf seine Aufforderung sein und ihm den guten Geist zeigen, um den er gebeten hatte?

„Grüß Gott, Leiten-Müller," sagte sie; „das ist aber eigen, daß wir zwei da so zusammenkommen mitten in der Nacht." — „Ja es ist sehr eigen," erwiderte er unsicher, denn im Augenblicke stand die Scene vor seinem Gedächtniß, wie sie einander zuletzt gegenüber gestanden. Er mußte besorgen, daß dasselbe auch bei ihr der Fall war, und fuhr daher fort: „du darfst dich vor mir nicht fürchten, ich hab nichts Unrechtes im Sinn." — „Ich fürcht' mich gar nicht vor dir, Müller," sprach sie ruhig und mit einem so freundlichen Tone, daß er ihm durch die Seele zuckte. „Aber wissen möcht ich doch, was du um die Zeit da heroben im Wald zu schaffen hast?" — „Ich habe mich herauf verlobt," antwortete er zögernd. „Du weißt, wie's mit mir steht. Bei den Leuten hab' ich mir keine Hülfe gewußt, drum bin ich da herauf und hab mir denkt, ich solle mir das Glück und den Segen wieder holen in meine zusammengefallene Mühle." — „Das ist ein frommer Gedanken gewesen, der gewiß nicht unvergolten bleibt. Das Glück wird schon wieder kommen." — „Ja es ist mir auch auf einmal so leicht geworden ums Herz, daß es mir fast vorkommt, als wenn für mich auch noch ein Glück aufgehoben wär. Aber das sind doch nur Einbildungen. — Wie ists indessen mit dir, daß ich dich in Nacht und Nebel antreff mitten im Wald?"

„Ich muß mich eigentlich schämen deßwegen — daran ist bloß mein Eigensinn schuld," versetzte sie. „Ich bin heut hinüber nach der Wörnsmühle, der Vater hat mich hingeschickt zu der Bas. Da hab ich mich zu lang verhalten und erst spät wieder ans Heimgehn gedacht. Sie haben mich schon nicht fortlassen wollen, aber ich hab ja den Weg so oft gemacht zu jeder Zeit, ich hab gemeint, ich müßt ihn blind finden. Und doch hab ich mich vergangen und beareif's gar nicht wie. Droben auf dem Buchet hab ich elf Uhr schlagen hören von Schliers herauf und hab mich verlaufen und abgesucht unter den Bäumen, bis ich auf einmal das Freie gesehen hab und bei dem Buschet herausgekommen bin." — „Das hätt' aber bös ausfallen können! Wie leicht, daß du in der Finsterniß hinausgekommen wärst aufs Steinwandl und wärst 'runtergstürzt!" — „Mein Schutzengel muß mich behüt't haben. — Aber jetzt darf ich machen, daß ich heimkomm, sie werden daheim auch schon in Sorgen sein um mich. Also gute Nacht — oder gehn wir Einen Weg?" — „Ich geh mit dir, wenns dir recht ist. Schau, Liesel, ich kann dir gar nicht sagen, wie mich das freut bis in Herzensgrund, daß du so freundlich mit mir redst und mir nichts nachträgst von neulich."

„Ich hab dir nichts nachzutragen," sagte sie weiter gehend, während Veri neben ihr herschritt. „Du hast mir nichts zu Leide gethan, und ich muß mich eher bei dir

Digitized by Google

bedanken, daß du auf mein Abbleiben so viel gegeben hast." — „Red' nicht davon," antwortete Veri; „ich hab mich g'schämt vor dir wegen meines unbändigen Zorns! Aber du glaubst es nicht, wie das thut, wenn Einen alles so über die Achsel anschaut, und wenn du lauter Stichreden schlucken sollst. Und wenn du zehnmal selber daran schuld bist, es thut drum nicht weniger weh!" — „Drum ist's mir gleich leid geworden, daß ich's dir auch gemacht hab, wie die Andern, und es ist mir recht lieb, daß ich dir mein Unrecht sagen kann, denn ich weiß jetzt gar wohl, daß du ein gutes Herz hast." — Ich glaub wenigstens, ich bin nicht so schlecht, wie sie mich machen möchten. Ein Lump bin ich nicht. — Aber wie kommt's, daß du jetzt eine andere Meinung von mir hast?" — „Errätst es nicht? Ich hab neulich Abends in deine Fenster geschaut, wie du das Bettelweib über Nacht behalten hast." —

Veri blieb überrascht stehn. „Also bist es auch du gewesen, die ihr das Geld geschenkt hat? Du bist in meinem Haus gewesen? Und ich hab dich nicht gesehen und gehört? — Dann nimm nur all' die tausend Vergelts Gott in Empfang, die sie mir aufgegeben hat — aber das Beuterl darf ich behalten zum Angedenken?" — „Wenns dir Freud macht." — „Wenn ich fort muß von der Mühl', bleib' ich nicht mehr in der Gegend, ich such' mir draußen mein Brod. Dann nehm ich das Beuterl mit zur Erinnerung von der einzigen Person, die gut von mir denkt. — Und gerade das fällt mir auch wieder recht schwer auf's Herz — ich muß dirs nur auch eingestehn, daß ich dir Unrecht gethan hab'. Ich hab dich für recht hartherzig und hochmüthig gehalten, und du bist so gut mit den Leuten und — mit mir!" — „Wir haben einander halt alle zwei nicht gekannt, und drum wollen wirs einander verzeihn und schaun, daß uns so was nicht wieder geschieht. — Aber da sind wir jetzt aus dem Walde, mein Weg geht da rechts hinüber, man sieht das Haus schon unter den Bäumen, und der Vater hat richtig noch Licht in seiner Stuben! — Du gehst doch den Graben hinunter?" —

Sie waren aus dem Walde getreten und standen sich in dem schwachen Lichte des Mondes, der eben im Untergehen war, gegenüber. Veri wagte zum erstenmal, den Blick fest auf Liesel zu richten. „Also heißt es jetzt, b'hüt Gott sagen," sprach er beklommen und bot Liesel schüchtern die Hand, die diese ergriff und treuherzig schüttelte. „Wer weiß, ob und wann ich dich wiedersehe!" — „Das weiß unser Herrgott!" erwiderte sie mit niedergekämpfter Bewegung, „aber ich wünsch dir alles Glück, und wenn du bei deiner guten Gesinnung bleibst, wirds auch nicht fehlen." — Sie schwieg, aber sie zog ihre Hand nicht zurück, und beide standen so ein paar Sekunden, denn die verschlossenen Herzen waren zu voll für Worte.

Veri vermochte kaum an sich zu halten. Ihm war mit einem Male alles klar geworden, sein räthselhaftes Empfinden, seine Liebe und — ihre Hoffnungslosigkeit. Er hatte das Wort des Bekenntnisses schon auf der Zunge, aber er drückte es wieder hinab. Was würde sie von ihm denken! Nein, vor ihr wollte er sich nicht lächerlich machen, er wollte die Theilnahme nicht verscherzen, die sie ihm geschenkt hatte! — „Behüt' dich Gott, Liesel," sagte er dann sich rasch ermannend. „Laß dir's recht gut gehn, und wenn du mich nicht ganz vergißt, will ich dir mein Lebtag dafür danken." — „B'hüt dich Gott, Veri," entgegnete sie halblaut, und beide schritten in den verschiedenen Richtungen ihren verschiedenen Geschicken entgegen.

Vom Kirchthurme herauf dröhnte ein schwerer Glockenschlag — es war Ein Uhr.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch der deutschen Weindistricte im Staate Missouri.

Von all' den reichen Gaben, welche das unerschöpfliche Füllhorn der Natur über den amerikanischen Continent ausgegossen hat, ist wohl keine schöner und lieblicher und für die Zukunft so herrliche Erfolge versprechend,

Digitized by Google

als der Reichthum an Weinreben und Früchten aus jedem Himmelsstriche, die in Quantität und Qualität bei nur einiger Sorgfalt ausgezeichnete Erträge geben und von der Witterung im Ganzen mehr begünstigt sind als in der alten Welt. In einem Lande mit so bedeutender Sommerhitze und mit dreimal mehr sonnigen Tagen als in Europa, hat man viel seltener als bei uns eine Fehlernte zu befürchten; dagegen hat die Traube an einigen lästigen Insecten einen gefährlichen Feind, der viel Sorgfalt und besondere Vorbeugungsmittel erfordert.

Noch in der Zeit, als die Vereinigten Staaten zur Krone England gehörten, machte man an verschiedenen Punkten im Süden und Norden derselben Versuche mit Weinbau, zunächst mit der Anpflanzung ausländischer Reben und dann mit der Cultur der einheimischen, die zu dem Resultate führten, daß die ersteren schlecht fortkämen und ausarteten, die letzteren aber durch die Cultur sich immer mehr veredelten und sichere und bessere Erträge gäben. Es geschah dies in der Nähe von Philadelphia und bei Vevey in Indiana am Ohio. Erst seit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts hat man die Versuche in größerem Maßstab ausgeführt und bedeutende Strecken Weinberge angelegt an den Flüssen Ohio und Missouri und neuerlichst in Californien: sie haben sämmtlich sehr günstigen Erfolg geliefert und lassen eine bedeutende Ausbeutung dieses Betriebes erwarten. Da Ohiothal allein lieferte 1855 400,000 Gallonen (à vier große Rheinweinflaschen), die Gegend von Hermann 100,000, Pueblo de los Angelos in Californien auch 100,000 Gallonen. Um die Beförderung des Weinbaues hat sich besonders der Amerikaner Longworth in Cincinnati Verdienste erworben und nächst ihm die Deutschen Missouri's. Ich besuchte beide Districte und fühlte mich besonders durch die Anlagen des Städtchens Hermann im letzteren Staate sehr angenehm überrascht und wie auf heimischen Boden versetzt. Ich werde dem Leser vom letzteren Orte und seinem Weinbau eine kurze Skizze entwerfen.

Zu Ende Juli des verflossenen Jahres machte ich von St. Louis aus einen Abstecher nach dem 81 englische Meilen westlich davon entfernten Städtchen Hermann und wählte dazu die Pacific-Eisenbahn, die auf ihrem Wege nach dem fernen Westen daran vorbei fährt. Man kann auch mit dem Dampfboote von St. Louis aus den Missouri hinaufgehen, aber das Schiff braucht einen ganzen Tag zu dieser Fahrt, während man auf der Bahn in vier Stunden dahinfährt. Der Bahnhof der Pacific-Eisenbahn liegt weit draußen in der Vorstadt und besteht aus einem sehr einfachen Gebäude, wie denn überhaupt die Amerikaner sehr wenig auf die äußere Ausstattung der Bahnhöfe verwenden. Sie enthalten gerade nur das allernöthigste Wartezimmer für Herren und für Damen und einen Raum zur Unterbringung von Gepäck und Frachtgütern. Der Zug brauste rasch dahin, erst durch die anmuthigen, mit vielen netten Landhäusern und Gärten geschmückten Umgebungen der Stadt, dann wechselnd durch Buschland, kleine Hügel und Thäler und üppige Maisfelder. Bei der Station Washington tritt die Bahn in's Thal des Missouri, und läuft an diesem mächtigen Strome fort bis Jefferson City, der Hauptstadt des Staates, 125 Meilen von St. Louis. Von da geht sie weiter nach Kansas.

Der Missouri ist, wie er einen weit längeren Lauf verfolgt als der Mississippi, auch viel reißender; er fließt in zahllosen Krümmungen dahin und viele Inseln bildend, ist übersäet mit tückischen Baumstämmen (den sogenannten Snags, am Grunde festsitzend und mit der Spitze nur wenig über das Wasser hervorragend) und hat ein sehr veränderliches Fahrwasser wegen der häufigen Abspülungen von den Ufern. Er ist daher für die Schifffahrt noch gefährlicher als der Mississippi. Zu beiden Seiten hat er mächtige Wälder mit prachtvollen hohen Bäumen und am südlichen Ufer eine Reihe von Sandsteinfelsen, die sich bis zur Höhe von einigen hundert Fuß erheben. Es war jetzt gerade die üppigste Zeit der Waldvegetation, die Bäume im vollsten saftigen Grün und bis hoch hinauf in ihre Gipfel rankte sich der wilde Wein und unzählige andere Schlingpflanzen, die an vielen Stellen den Wald völlig unzugänglich

Digitized by Google

machten. Sie überzogen ganze Baumkronen und bildeten öfters dichte Laubdächer, die kaum einen Lichtstrahl auf den Boden hindurchließen. Am Grunde lag mancher gewaltige Baumriese ausgestreckt und der Fäulniß preisgegeben, entweder vom Sturm niedergeschmettert, oder gefällt durch die Axt des Hinterwäldlers. Nur in kleinen Lichtungen von einigen Aeckern stand hin und wieder ein Maisfeld voll üppiger hoher Pflanzen und das rauhe Blockhaus des ersten Ansiedlers, mitten darin hochaufragend, große halbverkohlte und der Aeste beraubte Bäume, die der Farmer zur Verminderung der Arbeit stehen gelassen und einstweilen nur am weitern Wachsthum behindert hat. Plötzlich, als wir um die Ecke eines Felsens bogen, hielten wir vor einer Reihe netter Häuser, die hart am Strome stehen, nur durch den Bahndamm von ihm getrennt, und in einem weiten Halbkreise von Bergen umgeben. Ich war am Ziel, und fand in dem etwas weiter zurückliegenden United-States-Hotel, gehalten von einem Wiener, Herrn Rippstein, ein sehr freundliches Zimmer und gute Bewirthung.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Vom jetzigen Könige von Preußen wird folgende Anekdote erzählt: Im Fasching des Jahres 1843 drängte sich auf einem Maskenballe in Berlin eine schwarze Maske zu ihm und unterhielt mit ihm ein lebhaftes und interessantes Gespräch. Der Prinz fragte die Maske, ob sie ihn kenne. „Nein", erwiderte dieselbe. „Ich bin der Prinz von Preußen", sagte jener darauf und wünschte nun auch den Namen des Unbekannten zu wissen. „Ich bin Mehr!" sagte dieser und empfahl sich. Der Prinz wurde neugierig, ließ der Maske nachgehen und sie endlich auffordern, sich zu demaskiren. Da fand sich denn, daß der Fremde der Kaufmann Mehr aus Leipzig war.

Aus Paris schreibt man der Kreuzzeitung über die weiteren Schicksale des „Tannhäuser": Der Tannhäuser hat gestern Abend den Gnadenstoß erhalten. Mit einer wahren Wuth wurde gepfiffen und getobt, und — was in den beiden ersten Vorstellungen nicht der Fall gewesen ist — die Sänger auf der Bühne mußten sich zu verschiedenen Malen unterbrechen, um den Sturm vorübergehen zu lassen. Wie ich höre, hatte die Direction sich an den Polizei-Commissär der großen Oper mit der Bitte gewendet, im Interesse der Ordnung einzuschreiten; aber der hatte keine Lust, in das Wespennest zu fassen und das vom Kaiserreich verkündete Princip der Nichtintervention zu verletzen. Der Kaiser war nicht zugegen. Heute hat Wagner seine Oper zurückgezogen. Es war ein wenig ehrenvoller Feldzug für alle Theile: die Oper selber ist langweilig, und das vertragen die Franzosen am allerwenigsten. Wagner hatte es, wie man zu glauben versucht ist, förmlich darauf angelegt, sich Feinde zu machen; seine Protectoren beider Geschlechter waren nichts weniger als diplomatisch, denn sie drängten sich gar zu sehr in den Vordergrund, und was endlich die Pariser betrifft, so wor ihr Benehmen, trotz alledem, ein unanständiges. Zu loben ist nur die Direction und das Personal der Oper. Nichts war gespart worden, keine Kosten, keine Mühe, keine Zeit, das Orchester war vortrefflich, die Sänger und Sängerinnen ohne Ausnahme übertrafen sich selber, die Ausstattung ließ nichts zu wünschen übrig. Die Sache hat der Oper über 230,000 Franken gekostet und Hrn. Wagner 750 Franken eingebracht.

*Logogryph.

Die Damen tragen heute das Ganze weit und breit, —
Doch ohne meine Erste verursacht's Traurigkeit;
Raubt man die Zweite mir, verlangt wird's vor Gericht,
Unüberlegt begeh' bei Leib die Handlung nicht.
Stutz'st du mir noch den Schwanz, so wird mit groß Geschrei,
Gemeldet weit und breit, daß ich erschienen sei.

Essingen. G. Jäger.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 39. Speyer, Dienstag 2. April 1861.

Das Wichtel.

Eine bayerische Dorfgeschichte

von

Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

4.

Wieder waren einige Tage vorüber. Liesel waren sie in gelassener Ruhe vergangen; sie äußerte nichts über das, was ihr begegnet war, denn sie trug es im Herzen als einen Schatz, auf den Niemand ein Anrecht hatte außer ihr. Sie that ihre Arbeit wie gewohnt, und es fiel darum nicht auf, daß sie etwas stiller war als sonst und weniger Theilnahme zeigte an allem, was um sie vorging. So vernahm sie auch nur mit halbem Ohre den geschwätzigen Bericht einer Nachbarin, die auf Besuch gekommen war und von einem Raubeinbruche erzählte, der in den letzten Tagen in der Nähe verübt worden war und die Bewohner der Gegend in Schrecken setzte. Mit behaglicher Genauigkeit erzählte die Frau alle furchtbaren Einzelheiten der That, wie das Gerücht sie ausgeschmückt und vergrößert herumtrug, und wie man sich vergebens bemühte, den Räubern auf die Spur zu kommen.

Die Nachbarin ging bald, da ihre Erzählung sichtbar nicht die neugierige Spannung hervorrief, die sie ihr zu verdienen schien; sie eilte daher, sie besser an den Mann zu bringen, und überließ die gleichgültige Zuhörerin ihren liebern Gedanken und Träumereien.

Diese wurden aber bald durch die Ankunft des Vaters unterbrochen, der von einem Gange ins Dorf in freudiger Bewegung heimkam. Er warf den Hut auf die Bank und ging die Hände reibend in der Stube auf und ab, indem er rief: „Nun Gott sei Dank! Nun kann man sich doch wieder ruhig schlafen legen, ohne daß man fürchten muß, daß das Schelmenvolk bei Nacht kommt, Einen ausraubt und weiß Gott was für Torturen anthut! Sie haben die Räuber schon oder doch wenigstens den Rädelsführer!" — „Das ist ein Glück", erwiderte Liesel, aber in einem Tone, der dem Alten für seine große Neugkeit viel zu kalt war. — „Und noch mehr wirst du dich wundern", sagte er daher mit Nachdruck, „wenn du erfährst, wer der Rädelsführer ist. Es ist kein anderer Mensch als der Leiten-Müller."

Liesel stand das Blut im Laufe still, es war als müsse sie umsinken; aber rasch besann sie sich wieder und versetzte ruhig: „Das ist nicht wahr, Vater!" — „Nicht wahr?" fuhr dieser auf. „Glaubst du, es ist zum Spaß, daß sie ihn heut Nacht geholt und in Ketten und Banden hinein geschleppt haben aufs Landgericht?" — „Es kann nicht sein, Vater", sprach Liesel mit einer Ohnmacht kämpfend und dennoch ihre Schwäche mit Gewalt meisternd. „Und wenns geschehen wär, dann ist der Müller halt falsch angeklagt, denn unschuldig ist er gewiß." — „Wirklich? Ist er unschuldig? Weißt du das so gewiß?" spottete der Bauer. „Ich hätt' nicht geglaubt, daß in meinem Haus Jemand wär, der den Lumpen, den ich nie hab ausstehn können, so vertheidigt!"

„Vater", antwortete Liesel ruhig, „ein Lump ist der Leiten-Müller nicht. Er ist ein leichtsinniger Mensch gewesen und muß hart büßen dafür. Du sagst es selber, daß du ihm feind bist, und drum sollst du so was nicht sagen!" — „Desto besser gut Freund bist du mit ihm, wie ich merke! —

Digitized by Google

Na, da kannst du gleich seinen Advocaten abgeben, wenn sie ihm den Prozeß machen auf Leib und Leben." — „Das kann nicht sein, Vater, ich bleib dabei! Er ist unschuldig, und seine Unschuld wird sich schon ergeben!" — „Es kommt alleweil schöner!" lachte der Alte grimmig. „Ja freilich wird sich die Unschuld bald ergeben. Sein Leugnen wird ihm so wenig helfen, wie deine Vertheidigung" — „Weil du so fest dabei bleibst", sagte Liesel aufstehend, „so muß ich wohl glauben, daß man ihn im Verdacht hat. Aber wie ist das nur gekommen?"

„Ganz einfach. Der Krämer auf dem Birkenstain droben, wo sie eingebrochen haben, hat den Müller erkannt, wenn er sich auch vermummt gehabt hat. Der hat's angegeben bei Gericht, wie er seinen Verdacht darauf hab', daß er es gewesen, der ihn gebunden und ihm die Pistolen auf die Brust gesetzt hat. Und am Landgericht drinnen haben sie's nicht für so unmöglich gehalten wie du. Die Herren haben gedacht, daß der Müller ein verwegener Mensch ist und daß ihm das Wasser an den Hals geht mit seiner Mühle. Da haben sie ihn eben derweil aufzuheben gegeben." — „Und was sagt der Müller dazu?" Weißt du das nicht?" — „Was kann er sagen! Er will leugnen und sagt, er sei die ganze Nacht nicht aus seinem Hause gekommen. Das ist aber nicht war, denn der Dorfwächter ist nach elf Uhr daran vorbei gegangen und hat ihn wecken wollen, weil er die hintere Thür offen gefunden hat. Er hat aber den Müller nicht erschreien können, und wie er zum Fenster hinein geschaut hat in die mondhelle Stube, war das Bett leer und vom Müller nichts zu sehen." — „Um elf Uhr sagst du? Und wann war denn das?" fragte Liesel befremdet und von einer raschen Ahnung befangen. — „Das war in der letzten Freitag-Nacht."

Liesel fiel es wie ein Berg vom Herzen. „Es ist nicht wahr, Vater!" rief sie freudig. „Geglaubt hab' ichs zwar immer, jetzt aber weiß ichs gewiß, daß der Leiten-Müller unschuldig ist. Er kann sich ausweisen, wo er in der Nacht gewesen ist." — „Wenn er das könnt', hätt' er wohl nicht gewartet, sondern hätt' den Zeugen genannt, auf den er sich berufen kann! Du redest daher, wie ein Mensch ohne Kopf!" Damit wandte er sich unwillig und wollte gehen. — „Halt, Vater!" rief Liesel hastig und vertrat ihm den Weg; „ich weiß recht gut, was ich sage. Könnts denn nicht auch sein, daß der Müller den Zeugen nicht nennen wollte, damit er ihm keine Ungelegenheiten macht? Daß er aus Gutheit lieber schweigt und wartet, bis die Wahrheit aufkommt?" — „Wenn er das will", lachte der Bauer, „da kann er sitzen bis auf den Thomastag! Der Müller säh' mir just darnach aus, daß er so delikat wär'!" — „Ob er darnach aussieht, kann ich nicht sagen", antwortete Liesel mit einem entschlossenen Anfatz, „aber ich weiß, daß es so ist, wie ich sag', denn ich kenn' den Zeugen, der dem Müller losheljen kann. — Und mit Einem Wort, Vater — der Zeug' bin ich selber."

Der Bauer sprang ein paar Schritte zurück, als wenn er auf eine Schlange ger treten wäre. „Bin ich ein Narr?" sagte er dann, „oder hat's bei dir übergeschnappt s Wie wär' denn das möglich?" — „Das will ich dir erzählen. Du weißt, es war Freitag Nachts, daß ich im Wald ir gegangen bin von der Wörnsmühl' herüber. Es hat kaum zwölfe geschlagen gehabt, da bin ich aus dem Wald auf den Leitenbacher Kreuzweg hinausgekommen, wo das Cruzifix steht. Da hab' ich den Müller angetroffen vor dem Kreuz, wie er gebetet hat und bin mit ihm herunter gegangen bis an den Graben. Wie wir von einander gegangen sind, hat's gerad' Eins geschlagen in Schliersee. — Wenn er also von Zwölfe bis Eins bei mir war, kann er nicht auch drei Stunden weit am Birkenstain gewesen sein."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch der deutschen Weindistricte im Staate Missouri.

(Fortsetzung.)

Beim Abendessen lernte ich einige Einwohner des Ortes kennen, artige und gebildete Leute von allen möglichen Berufsarten Ich lenkte das Gespräch bald auf

Digitized by Google

den Gewerbszweig, der dem Städtchen seit ungefähr zehn Jahren zu seinem Wohlstand verholfen hat. Es wurde im Anfang der vierziger Jahre angelegt und nährte sich zunächst bloß von Ackerbau und kleinen Gewerben. Es gedieh aber sehr langsam, die Farmer hatten viel mit den Mühseligkeiten einer ersten Ansiedlung zu kämpfen und konnten nur wenig über den Bedarf ihres eigenen Haushaltes erzielen. Die Amerikaner legten dem Gedeihen des Ortes, weil er ein rein deutscher war, Hindernisse in den Weg, ließen die Dampfboote nicht anhalten, und einige Rowdies der Umgegend wollten sogar einmal den Ort plündern und verbrennen; dagegen bewaffneten sich die gesammten Einwohner, traten in Milizcompagnien zusammen, besetzten ihr Stadthaus mit zwei Kanonen, und diesen entschlossenen Anstalten hatten sie es zu verdanken, daß der Angriff unterblieb. Endlich kam man auf den Gedanken Weinbau zu treiben, und zur großen Freude der Bewohner gelangen die ersten Versuche außerordentlich günstig. Rasch vermehrten sich die Reben, und man sieht nun rings um den Ort herum lauter wohlgepflegte Weingärten. Die Stadt zählt jetzt über 2000 Einwohner, hat zwei Kirchen, eine evangelische und eine katholische, eine öffentliche Schule, ein Gerichtshaus, malerisch auf einem hohen Felsen am Flusse gelegen, ein Stadthaus und ein Theater. Es befinden sich darin zwei Schwefelquellen, die mit der Zeit als Bäder benutzt werden mögen. Man sieht wenige Läden und der Handel ist auch sehr unbedeutend, das Ganze hat mehr den Charakter eines wohlhabenden deutschen Weindorfes. Für den Westen Amerikas, wo die Städte wie Pilze emporschießen und bei günstiger Handelslage oft sehr rasch anwachsen, bisweilen binnen wenigen Jahren 8—10,000 Einwohner zählen, wie z. B. St. Joseph in Missouri oder St. Paul in Minnesota, zeigt die Stadt überhaupt ein sehr langsames Wachsthum; aber es geht dieß so bei allen rein deutschen Niederlassungen, wo das vorwärtstreibende und immer specnlirende Element der Amerikaner fehlt; auch war die ganze Localität nicht zur Anlage einer größern Stadt gemacht, schon des begrenzten Terrains wegen. Um so sicherer und solider aber werden sich ihre Hilfsquellen entwickeln und Zahl und Wohlstand der Einwohner sich heben, je mehr sich das fruchtbare Hinterland bevölkert. Die Lage des Städtchens ist sehr freundlich, indem es malerisch über Berg und Thal zerstreut liegt, von einem Kranz dunkler Waldberge umschlossen, ein jedes Haus ist gewöhnlich von Gärten oder Weinbergen umgeben. Im Strom liegen mehrere große bewaldete Inseln und am andern Ufer erstrecken sich unabsehliche Urwälder, die endlich in fernen, blauen Bergen verschwimmen. Die Gebirgsformation der Umgegend besteht aus Kalk und buntem Sandstein, letzterer gewöhnlich über den ersteren lagernd. Das Klima ist milder als unter gleicher Breite in Illinois, die Sommer sehr heiß, besonders Juli und August (100—120° F.), der Winter streng, doch kürzer als in den andern Staaten am Missisippi. Grelle Wechsel der Temperatur, besonders im Uebergang der Jahreszeiten, kommen im Staat Missouri wie im ganzen Westen der Union häufig vor und nur wo Gebirge, wie z. B. im südwestlichen Theil des Staates das Ozarkgebirg, Schutz vor den kalten Nord- und Nordostwinden verleihen, findet man ein gleichförmigeres und milderes Klima.

Die Bewohner stammen aus allen Theilen Deutschlands her; der Mehrzahl nach gehören sie der Mitte und dem Süden desselben an. Fast jeder derselben hat einige Acker Weinberg, etwa von 5—10, die einer Familie gerade genug zu thun geben und außerdem einige Felder für Mais, Kartoffeln u. s. w. Am ersten Abend probirte ich den hier gezogenen Wein von der einheimischen Catawba Traube und fand ihn, da er noch vom vorigen Jahre war, mehr süß als herb, angenehm gewürzhaft, aber ziemlich schwer. Wird dieser Wein älter, so nimmt er einen herben und rheinweinähnlichen Geschmack an. Ich hörte einen Sachsen aus Altenburg, Namens Böschel, als den ersten glücklichen Weinbauer in hiesiger Gegend erwähnen und da sein Berg nur zwei Meilen von der Stadt entfernt lag, so machte ich mich am folgenden Morgen dahin auf den Weg; derselbe führte erst den Fluß entlang und dann einen steilen Berg hinauf, von

Digitized by Google

dessen Höhe sich mir eine reizende Aussicht darbot. Vor mir lag ein halbkreisförmiges Thal, durch hohe Waldberge auf der Landseite begrenzt und vom Flusse durch einen langen, steilen Bergrücken geschieden. Seine südliche Seite war mit Weinstöcken bepflanzt, das andere diente als Weide und Feld und auf halber Höhe des Thales standen die Häuser der Ansiedler, rings von Obstbäumen umgeben. Den mächtigen Strom mit seinen Inseln und vielfachen Windungen konnte man viele Meilen weit auf- und abwärts verfolgen, in seinem breiten silbernen Bande spiegelten sich die riesigen Bäume am Ufer und drüben dehnte sich ein unermeßliches dunkles Waldgewoge, in der Ferne in immer helleren Farbentönen verschwimmend, das am Horizont von blauduftigen Bergketten begrenzt wurde. Es war eine unbeschreibliche Frische und Ursprünglichkeit, und ein reizend idyllischer Friede über dieser großartigen Landschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Sängerfest.

Die Abhaltung eines deutschen Sängerfestes in der Stadt Nürnberg ist von Sr. Majestät dem König Max II. allerhöchst genehmigt worden. In Folge dessen haben eine große Anzahl von Männern es übernommen, die würdige Feier dieses Festes einzuleiten und patriotische Männer haben sich gefunden, die nothwendigen Geldmittel vorzuschießen.

Am 20. Juli 1861 soll der Empfang der Sänger, an den folgenden drei Tagen, 21., 22. und 23. Juli aber das Fest selbst auf dem Marsfelde stattfinden. Ein demnächst zu veröffentlichendes Programm wird die Einzelnheiten des Festes bezeichnen.

Lag der Gedanke zunächst, zu diesem Feste und zur Theilnahme an demselben keine einzelnen Einladungen ergehen zu lassen, sondern alle Gesangvereine in ganz Deutschland durch öffentlichen Aufruf einzuladen, so mußte man sich doch überzeugen, daß die Realisirung dieses Gedankens ein Ding der Unmöglichkeit sei. Die höchste Zahl von Sängern, welche die Stadt Nürnberg unter Berücksichtigung des voraussichtlich großen Zusammentreffens von Gästen und Fremden mit Dach und Fach bewirthen, welche die zu erbauende, für 11,000 Zuhörer Raum bietende Festhalle aufnehmen kann, darf die Zahl von 4000 nicht überschreiten.

Hieraus ergibt sich die unabweisbare Nothwendigkeit der Begrenzung des Festes durch specielle Einladungen, um auf diese Weise die Zahl der Sänger möglichst genau zu constatiren.

Es ist begreiflich, daß bei einer begrenzten Anzahl nicht alle Vereine in ganz Deutschland eingeladen werden können, sondern zunächst nur diejenigen, welche uns bekannt geworden sind.

Welcher Verein aber keine Einladung erhalten sollte, möge sich nicht gekränkt fühlen, am allerwenigsten glauben, daß man seine Leistungsfähigkeit geringer achte.

Solche zu beurtheilen vermöchten wir ohnedem nur in den seltensten Fällen. Dagegen ersuchen wir solche Vereine, an welche specielle Einladungen bis Ende April l. J. nicht ergehen, sich, wenn sie an dem Feste Theil zu nehmen wünschen, direct an den Sänger-Ausschuß zu wenden, damit sie, wenn die Zahl es noch gestattet, nachträgliche Einladungen erhalten.

Das Unternehmen, welches wir ins Leben gerufen, in würdiger, Deutschland ehrender Weise durchzuführen, ist unsere, wahrlich nicht leichte Aufgabe; deßhalb hoffen wir auch, daß die durch Raum und Oertlichkeit gegebenen Hindernisse von allen denen wohlmeinend berücksichtiget werden wollen, welche gleich uns gewünscht hätten, in einem allgemeinen Aufruf alle Sänger Deutschlands einzuladen.

Zum Zeichen deutscher Einigkeit werde auch dieses Fest; jedoch treu seinem Zwecke, ferne von jeder politischen Sonderbestrebung, nur ein Fest:

Wo deutsche Lieder klingen,
Und deutsche Männer singen.

Nürnberg, den 25. März 1861.

Im Namen des Gesammt-Fest-Ausschusses:
Der erste Vorsitzende: Lindner, Rechtsanwalt.
Der zweite Vorsitzende: Seiler, rechtsk. Magistratsrath. Der Schriftführer: Dr. Bech.

Für den Sänger-Ausschuß:
Der erste Vorstand: Dr. Gerster. Der zweite Vorstand: G. Emmerling, Cantor und Gesanglehrer. Der Schriftführer: Herbst, Oberlehrer

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Gelb.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 40. Speyer, Donnerstag 4. April 1861.

Das Wichtel.

Eine bayerische Dorfgeschichte

von

Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

Dem Alten war die Nachricht in die Beine gefahren, daß er sich niedersetzen mußte. „Eine schöne Historie!“ meinte er dann kleinlaut. „Meine einzige Tochter läuft um Mitternacht mit einem so verschrienen Menschen im Wald herum, und ich muß mich noch recht schön bei ihm bedanken, daß er schweigt und sie nicht ins Gered' bringt, daß kein gutes Haar'l mehr übrig blieb' an ihr! — Aber“, fuhr er mit etwas milderem Ausdruck fort, „es gefällt mir bei alle dem, daß er dich nicht nennt und ins Criminalische hineinbringt, und wenn er wieder loskommen sollt', will ich schon zeigen, daß der Grabenöder sich zu bedanken weiß!“ — „Wenn er wieder loskommen sollt', Vater?“ sagte Liesel und trat vor ihn hin. „Du wolltest es also darauf ankommen lassen, ob sie ihn vielleicht wegen des falschen Verdachts eingesperrt behalten und verschimpfiren auf seine Lebtag?“ — Der Bauer zuckte die Achseln. „Ja das ist nun einmal nicht anders zu machen! Wär' er fein sauber daheim geblieben bei der Nacht!“

„O wohl ist das anders zu machen!“ rief Liesel feurig. „Ich kanns anders machen und ich will's anders machen! Ich wills nicht auf meinem Gewissen haben, daß ein Mensch unschuldiger Weis' in Ketten und Banden liegt, daß ich ihn mit einem Wort frei machen könnt' und daß ich das Wort nicht g'sprochen hätt'!“ — „Aber, Liesel, was willst du thun?“ — „Aufs Landgericht geh' ich noch heute, nach Miesbach hinein, und meld' mich beim Assessor und sag ihm alles, was ich weiß.“ — „Und denkst nicht, daß du ihm dann auch sagen mußt, daß du bei Nacht und Nebel im Wald eine Stund lang herumgezogen bist? Und daß das nicht verschwiegen bleiben kann? Daß du dann auch herumgezogen wirst in allen Mäulern, und daß du ein Klamperl hast auf Lebzeiten, daß kein ordentlicher Bursch' dich mehr anschaut?“ — „Ich hab' mir nichts Unrechtes vorzuwerfen, also können die Leut' auch nichts Schlechtes reden von mir. Ich will von dem Müller nichts und er von mir nichts — also kann ichs schon drauf ankommen lassen!“

Sie trat vor den großen Wandschrank, in dem sich ihre Kleider befanden, und schickte sich an, sich zu dem entscheidenden Gange bereit zu machen. Der Alte stellte sich vor den Schrank und schob sie ohne Gewalt, aber sehr entschieden zurück. „Liesel“, sagte er, „sei gescheut! Als wenn die Leut' nur glauben und reden thäten, was wahr ist! Das Unwahre ist ihnen ja gerade das Liebere! Mach' mir den Kummer nicht wegen eines solchen liederlichen Menschen, dem ich von jeher so spinnenfeind gewesen bin! Laß ihn sitzen, wo er sitzt! — Wenn er wirklich unschuldig ist, so kommt er wieder heraus, und dann hat ihm das Sitzen nicht geschadet.“ — „Und wenn er mir ein einzigesmal in meinem Leben wieder vor die Augen käm', müßt' ich nicht in den Boden sinken vor Schämen? — Nein, Vater, halt mich nicht auf, ich muß nach Miesbach hinein!“

Das Gesicht des Alten überlief es dunkelroth. „Ich halt' dich nicht auf, Liesel, aber ich frag' dich nur, wer dir mehr gilt, — dein alter Vater oder der Mensch, der ihn hat anpacken wollen?“ sagte er mit

Digitized by Google

aufsteigendem Zorn. — „Er hat dir nichts gethan, Vater, und du hast nicht recht gethan, daß du ihn so ausgespöttelt hast! — Aber was ist das für eine Frage? Ich bin deine folgsame Tochter und werd's alleweil bleiben —." — „Und willst mir also auch in dem Stück folgen? Willst nicht zum Gericht gehn?" fragte er erwartungsvoll. — „Nein, das kann ich nicht", erwiderte Liesel. „Was du verlangst, ist unrecht, und du sollst es dir selber nicht anthun, daß du so was verlangst!" —

Jetzt vermochte der Alte nicht mehr, seinen Zorn zu bändigen. „Liesel", rief er mit zitternder Stimme, „du kennst mich! Wenn ich etwas sag', dann halt' ich auch Wort! Ich hab' dir gesagt, ich halt' dich nicht auf und ich thu's auch nicht, aber g'rad so gewiß sag' ich dir auch, — wenn du gehst, so kommst du nicht wieder!" — „Wie ist das gemeint, Vater?" fragte Liesel fest. — „Frag' mich nicht, du verstehst mich recht gut!" antwortete der Alte heftig. „Ich hab' dir gesagt: meine Tochter geht nicht zu Gericht, um sich selber anzutragen als Zeugen. — Wenn du's also doch thust, bist du meine Tochter nicht mehr, und die fremde Person, die dem Leiten-Müller nachläuft, hat auf dem Grabenöderhof nichts mehr zu suchen!"

„Ich lauf' dem Leiten-Müller nicht nach, das laß' ich mir von keinem Menschen nachreden, Vater, und auch von dir nicht!" rief Liesel, ebenfalls etwas gereizt. Das Blut des Vaters regte sich in ihr. Aber schnell sammelte sie sich und trat mit innigem Blick vor ihn hin. „Ich kanns nicht glauben," sagte sie mild, „daß du dein liebliches Kind verstoßen willst, weil es das nicht thun will, was dir deine blinde Feindschaft eingibt. Sag' nein, Vater, sag's, daß dich nur der Zorn übergangen hat!" — „Ich verstoß' dich nicht", sprach der Bauer finster. „Du selber gehst von mir." — „Ja dann ist's freilich wahr", rief Liesel schmerzlich und in Thränen ausbrechend, „es ist wahr, was mich neulich so erschreckt hat, wie du das arme Weib mit den Kinderlein so unbarmherzig fortgeschickt hast! — Dein Gemüth hat sich verhärtet! — Dann ist's freilich wahr, daß ich gehn muß." — Sie hatte sich während des Gesprächs vollständig angekleidet und war nun im Begriff zu gehn. „So gib mir wenigstens ein freundliches Wort noch mit auf den Weg", sagte sie mit stockender Stimme, aber der Alte regte sich nicht und sah unbeweglich vor sich auf den Boden nieder.

Sie besprengte sich aus dem Weihwasserkessel an der Thüre und trat auf die Schwelle. „Das hab' ich auch nicht gedacht, daß ich einmal so fortgehn müßt' aus dem Hause!" schluchzte sie. — Der Alte wendete sich nach ihr um. „Also gehst du wirklich?" fragte er kurz. — „Vater", weinte Liesel, „mach's gnädig mit mir! — Schau', ich kann nicht anders!" — Der Alte erwiderte nichts, sondern sank in seine vorige Stellung zurück; weinend setzte Liesel den Fuß über die Schwelle und ging ohne sich umzusehen den Abhang hinunter. Sie war kaum einige Schritte weit gegangen, als die Hausthüre schallend ins Schloß geworfen und der Riegel vorgeschoben wurde.

Als sie durch das Dorf ging, kam sie an dem Hause einer befreundeten wohlhabenden Bäuerin vorüber, die eben unter der Thüre stand und sie anrief, wo sie so spät noch hinaus wolle. Liesel konnte nicht vermeiden, daß sich ein kleines Gespräch entspann, denn die Bäuerin hatte den Kopf zu voll von häuslichen Sorgen, als daß sie sie losgelassen hätte. „Denk' dir nur das Unglück", sagte sie, „meine Magd ist krank geworden und läßt mich sitzen just in der allernothwendigsten Zeit! Weißt du mir keine richtige Person, auf die ich mich verlassen könnt?" — Liesel lächelte. „Ich kann mich jetzt nicht aufhalten", entgegnete sie. „Ich hab' noch ein wichtiges Geschäft zu besorgen in Miesbach; auf dem Rückweg will ich wieder einkehren, dann kann ich dir vielleicht eine Magd verrathen."

Die Nacht war schon eingebrochen, als sie vom Gerichte zurückkam und die Anhöhe zum Grabenöderhof wieder hinanstieg. Sie kannte das harte Gemüth ihres Vaters zu gut, als daß sie den Gang nicht im Voraus für einen vergeblichen gehalten hätte, aber sie unternahm ihn doch, um sich sagen zu können, daß sie keinen Trotz gezeigt und alles gethan hatte, was ihr möglich gewesen.

Digitized by Google

Als sie den Hof erreichte, waren die Thüren sorgfältig verschlossen, kein Laut war hörbar und auch durch keine Ritze der Fensterläden verrieth ein Lichtschimmer, daß noch Jemand wache. Sie pochte an das Fenster, wo, wie sie wußte, der Vater schlief. „Vater!“ rief sie leise, „mach' auf, die Liesel ist wieder da!“ — Sie vernahm deutlich, daß etwas im Zimmer drinnen sich rege, aber sie erhielt keine Antwort und setzte sich weinend auf der Grät nieder.

Nach einer Weile kam der Haushund, der bei Nacht losgelassen war, mit sichtbarer Freude an sie heran, wedelte und sprang um sie herum und wieder zur Hausthüre hin, als wenn er verwundert wäre, sie draußen zu finden, und ihr den Weg zeigen wollte. Sie stand auf und streichelte den Hund, der an sie hindrängte. „Ich darf nicht mehr hinein in das Haus, Donau“, sagte sie. „Behüt' es halt recht treu und alle die drinnen sind!“ — Der Hund folgte ihr einige Schritte; als er aber merkte, daß sie den Hügel hinabging, sah er ihr einen Augenblick nach, dann lief er mit gesenktem Kopf und eingezogenem Schwanz dem Hause zu.

Liesel aber ging zu der Bäuerin hinunter, um sich als Magd zu verdingen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch der deutschen Weindistricte im Staate Missouri.

(Fortsetzung.)

Ich stieg hinab ins Thal nach dem einfachen Wohnhause des Herrn Böschel, meldete mich als pilgernden Landsmann und fand freundliche Aufnahme bei der Familie. Herr B. war so eben beschäftigt mit dem Verschneiden seiner Reben. Er ist solcher Besuche schon gewöhnt, da das Gelingen seines Weinbaues, als es noch neu war, ihm sehr viele Fremde zugeführt hat, die sich von seinen Erfolgen selbst überzeugen wollten. Er sagte mir, daß er seitdem an 400 Besuche erhalten habe. B. war in Altenburg Wollkämmer gewesen, und als die große Ausdehnung der Maschinenspinnerei sein Gewerbe hart bedrohte, wanderte er aus mit seiner Familie und ließ sich hier nieder, erst als Farmer, dann dem Weinbau obliegend, den er nie früher in Deutschland betrieben hatte und erst hier erlernte. Er hatte hart zu arbeiten die ersten Jahre und manche üble Erfahrung durchzumachen; aber seinen ausdauernden Fleiß lohnte auch der günstigste Erfolg, der allgemeines Aufsehen erregte. Er brachte nach und nach sieben Acker in Cultur, die ihm in günstigen Jahren schon bis 6000 Dollars (8400 Reichsthaler) eingetragen haben; er hatte zuweilen 5—600 Gallonen Wein pro Acker gewonnen, die mit 1—2 Dollars bezahlt werden. Der Boden bei Herrn B. war ein dürftiger, steiniger Kalkboden, mit einem gelbrothen, todten, festen Lehm zum Untergrund, für alle anderen Früchte unergiebig; doch durch tüchtige Bearbeitung auf zwei Fuß Tiefe und Düngung mit Mist und Knochenmehl hatte er ihn für den Wein in brauchbaren Zustand versetzt, und die günstige südliche Lage sicherte ihm einen guten Erfolg. Er hatte sich im Grund des Thales einen tiefen Keller in die Erde hineingebaut, wo wir eine genußreiche Probe der verschiedenen Jahrgänge vornahmen. Der alte Wein war merklich stärker als der junge, mehr herb als süß, von lieblichem gewürzhaftem Geschmacke und konnte sich mit einem guten Rheinweine messen; doch war er immer noch einer bedeutenden Verbesserung fähig. Trotz seiner günstigen finanziellen Lage wohnte Herr B. wie die ersten Ansiedler des Landes noch in einem ganz einfachen, übrigens bequemen Blockhause mit zwei Stuben und einer Gallerie an der Vorderseite, und lebte ebenso einfach in Kost und Kleidung. Seinen bejahrten Vater hatte er aus Deutschland nachkommen lassen, und dieser erfreute sich nun am Abend seiner Tage der Früchte der Arbeit des Sohnes. Ueber Auswanderung äußerte er sehr vernünftige Ansichten und wollte sie Niemanden anrathen, der nicht selbst arbeiten möge und harter Arbeit gewöhnt sei. Nicht Jedem bekomme das Klima des Westens. Er hatte selbst Lust noch einmal nach Deutschland zu gehen, in seine Heimath und dort den Abend

Digitized by Google

seines Lebens zuzubringen. Ungern schied ich von dem braven Landsmann. Er geleitete mich auf einem andern Wege, der im Dunkel des schattigen Waldes hinführte, nach der Stadt zurück, und ich gewann von der Westseite her einen neuen schönen Anblick derselben, der noch ganz an eines der Weindörfer in Tyrol oder Süddeutschland erinnerte, durch die zwei Kirchen auf den Hügeln und die Bogengänge in den Weinbergen. Ich will dem Leser noch einige von Herrn B.'s Erfahrungen und Allgemeines über den Weinbau mittheilen.

Ueberall wo der Mais und der Pfirsichbaum gedeihen, kommt auch die Rebe gut fort, so daß also das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten vom 42° südlich, und bis zu den Felsengebirgen im fernen Westen als besonders zum Weinbau geeignet betrachtet werden kann. Weingärten blos für den Traubenverkauf gedeihen noch weiter nördlich, z. B. den Hudson hinauf bis Albany. Man zieht aber dann meistens den Wein in eigens dazu gebauten Glashäusern, den sogenannten Graperies, mit oder ohne Heizung, und bekommt darin reife Trauben vom Anfang Juli an, die in den großen Städten des Ostens sehr theuer bezahlt werden, mit 1—2 Dollars das Pfund. Der geeignetste Boden für Rebberge ist mageres Hügelland mit südlicher oder südöstlicher Abdachung. Waldboden ist stets der Prairie vorzuziehen, theils weil die nach und nach faulenden und sehr in die Tiefe gehenden Baumwurzeln den Grund für lange Zeit locker erhalten, theils auch weil die demselben beigemischten Holztheilchen ihn anhaltend und im rechten Maße düngen. Zu fetter, schwarzer Boden ist dem Weinbau ungünstig, weil in ihm die Reben zu üppig treiben, zu wenig Trauben ansetzen und letztere zu sehr faulen. Hinsichtlich der Lage müssen dieselben Erfahrungen wie bei Obstpflanzungen berücksichtigt werden, d. h. man muß durch Wald die Weinstöcke gegen den Nordwest- und Nordwind schützen, die im Frühjahr sehr verderblich sind.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Ein Drama aus dem wirklichen Leben hat in voriger Woche auf dem Straßenpflaster von Paris seinen tragischen Ausgang gefunden. Als nämlich Hr. P., ein Armeelieferant, Dienstag Abends über die Boulevards spazierte, sah er seinen Sohn Arm in Arm mit einem jungen Mädchen gehen, das höchst einfach gekleidet war, aber ein sehr bescheidenes und achtbares Aeußere hatte. Er ging sogleich auf das Pärchen los und fragte seinen Sohn, wie er es wagen könne, mit einer Arbeiterin umzugehen. „Vater", erwiederte der junge Mann, „ich beabsichtige Mademoiselle zu heirathen, und wenn ich bis jetzt nicht mit Ihnen über meinen Plan gesprochen habe, so geschah es nur weil" — „Weil Du wohl weißt, daß ich zu einem solchen Narrenstreiche nie meine Einwilligung geben würde." „Ich weiß es, Vater, und habe daher bis zu meiner Volljährigkeit gewartet. Heute bin ich volljährig; ich habe die Zustimmung der Eltern dieses jungen Mädchens erhalten, und wir werden uns nächstens vermählen." „Und ich, Bursche", schrie der Vater schäumend aus Wuth, „werde Dich gerichtlich belangen; ich will mein ganzes Habe zu baarem Gelde machen und Du sollst mir nie einen Heller bekommen!" „Ich ziehe das Glück dem Reichthume vor", lautete die Antwort. Der aufs Aeußerste gebrachte Vater schwang seinen Stock, um seinen Sohn zu schlagen, aber plötzlich ließ er die Hand sinken, taumelte und fiel in die Arme eines der Neugierigen, die der Lärm des Streites in großer Menge herbeigelockt hatte. Er war ein corpulenter Mann und von sanguinischem Temperamente, und sein Zorn hatte ihn getödtet.

Auflösung des Sylbenräthsels in № 37:
Teller.

Auflösung des Logogryphs in № 38:
Kleid. Leid. Eid. Ei.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Gleb.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 41. Speyer, Samstag 6. April 1861.

Das Wichtel.

Eine bayerische Dorfgeschichte

von

Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

5.

Der Müller kam schon den andern Tag frei in das Dorf zurück. Die Angaben des Mädchens waren zu klar und einfach, als daß sie nicht bald alle Bedenken gehoben hätten, um so mehr als beinahe gleichzeitig sich sehr bestimmte Anzeichen in anderer Richtung ergaben.

Es konnte nicht fehlen, daß die Sache großes Aufsehen machte, und darin hatte der Grabenöder allerdings recht gerathen, daß sie viel Gerede machen werde; einige Tage lang war in den Häusern und wo man sich überhaupt begegnete, von nichts anderem die Rede — gleichwohl war die Befürchtung ungegründet gewesen, daß das Gerede, soweit es seine Tochter berühren mußte, nachtheilig sein werde. Der gute Ruf des Mädchens bestand die gefährliche Probe. Man hatte nie das Geringste von ihr gehört, was sie in eine üble Meinung hätte bringen können. Niemand wußte auch nur das Geringste, daß sie mit dem Müller jemals in Beziehungen gestanden hatte, ihr ebenfalls bekannt gewordenes Auftreten auf dem Freudenberg ließ sogar feindselige Beziehungen vermuthen. Ihre That erschien daher um so mehr als eine Handlung rein menschlicher Aufopferung, daß sie ihr die allgemeine Theilnahme zuwendete. Diese stieg zur Bewunderung, als man ihre Verstoßung aus dem elterlichen Hause erfuhr und die reiche Bauerstochter sah, wie sie als Magd ruhig und unverdrossen ihrer Arbeit nachging, als ob es so sein müßte. Wer dabei übel wegkam, war allein der alte Grabenöder-Bauer, denn ihm wurde nicht bloß der eigentlich grundlose Haß gegen den Leiten-Müller, sondern noch mehr die störrische Härte gegen eine so brave Tochter verdacht. Er mied seit dem Vorfalle alle öffentlichen Orte und that wohl daran, aber nicht wie er glaubte, um dem Gerede über seine Tochter zu entgehen, sondern um die harten Witzworte und Stichelreden nicht zu hören, mit denen man nicht sparsam umging gegen ihn.

Und wie es oft sonderbar zu gehen pflegt in Dingen der öffentlichen Meinung, so brachten diese Vorgänge wider Vermuthen auch einen Umschlag zu Gunsten des Leiten-Müllers hervor. War man zuvor darüber einig gewesen, daß er ein heftiger hochfahrender Mensch und ein leichtsinniger Haushalter sei, dem man kein Vertrauen schenken könne, so sah man nun auf einmal ein, daß er ein noch junger Mann sei, bei dem man nicht alle Hoffnung verloren geben müsse. Man erinnerte sich seiner Geschicklichkeit, seiner Gewandtheit in allerlei Dingen und gedachte manches Zuges von Muth und Herzensgüte. Man bedauerte seinen häuslichen Verfall und wünschte, daß es ihm möglich werden möchte, sich bei häuslichen Ehren und auf seinem Anwesen zu behaupten. Einer der Bauern, den er wenige Tage vorher vergeblich um Hilfe angegangen, kam sogar freiwillig zu ihm und bot ihm die Summe als Darlehen an, die er bedurfte, um den gerichtlichen Verkauf der Mühle zu hintertreiben.

Der Müller selbst war natürlich am meisten angegriffen gewesen. Als ihm seine Freilassung und deren Grund eröffnet worden war, wußte er kaum, wie ihm geschah.

Digitized by Google

Der Uebergang von der hoffnungslosesten Versunkenheit zu ehrenvoller Rettung war zu unvermuthet und rasch, und es war ja nicht blos das Glück der Freiheit, was er erhielt, — er erhielt sie von ihr, der sein ganzes Dasein angehörte und um derentwillen er gerne alles, auch das Schwerste erduldet und geschwiegen haben würde. Wohl sagte er sich selbst, daß ein so wackeres Gemüth zur Rettung jedes Andern dasselbe gethan haben würde, — dennoch ließ sich in ihm eine geheime Regung nicht unterdrücken, die ihm zuflüsterte, es sei dabei zu seinen Gunsten ein wärmeres Gefühl wirksam gewesen, als das der bloßen Theilnahme.

Wie ein halb Träumender war er nach Hause gekommen, und hatte die Nacht in unruhigen Plänen und Entwürfen zugebracht, wie er sich seiner Retterin nahen und ihr danken könne. Der Morgen traf ihn noch unentschlossen, und wie er das Haus verließ, war das Erste, was ihm begegnete, daß sein Nachbar, der ihn seit langer Zeit kaum von der Seite angesehen und auf jede Weise gemieden hatte, ihm mit offenem Gruße und Glückwunsche und mit dem Erbieten nachbarlichen Beistandes entgegen kam. Von ihm erfuhr er auch, was mit Liesel vorgegangen war. So sehr ihm bei dem Benehmen des Nachbars in warmer Freude das Herz aufgegangen war, machte er sich doch bei dieser Nachricht hastig los und eilte dem Bauernhause zu, in welchem Liesel diente. Sie war nicht daheim, sondern schon vor Morgen hinausgegangen, eine Wiese zu mähen, denn das mußte geschehen, eh' die Sonne kam und so lange noch der Thau darauf lag.

Veri flog dahin und sah bald den gegen den See abfallenden Waldrand und Liesel darauf, achtsam dahinschreitend und in kräftigem Bogen die Sense schwingend. Jetzt stand sie einen Augenblick still, holte aus dem hölzernen am Gürtel hängenden Futteral den Wetzstein hervor, die Sense frisch zu schärfen. Veri war schon auf eine halbe Ackerlänge herangekommen — sie hörte seinen Schritt und hielt ihn für den Knecht ihres Dienstherrn, der nachkommen sollte, ihr zu helfen. „Du kommst spät genug", sagte sie ohne umzusehen „wir haben noch eine große Arbeit vor uns." — „Wenns bei mir g'standen wär'," erwiderte der Müller, „wär' ich schon lang' da, und wenns Gottes Willen ist, werden wir mit der großen Arbeit doch noch fertig." — Beim Tone seiner Stimme hatte Liesel sich blitzschnell umgedreht und stand nun über und über erröthend und keines Wortes mächtig, ihm gegenüber. „Der Veri!" — brachte sie endlich halblaut hervor.

„Ja der Veri", rief er, „der Veri, der nicht weiß, wie er dir danken soll für das, was du für ihn gethan hast. — Der sich am liebsten vor dir niederknieen möcht' wie vor einer Heiligen!" — „Red' nicht lästerlich!" erwiderte das Mädchen. „Du hast mir auch nichts zu danken. Alles wär' recht geworden auch ohne mich, wenn du nur selber hättest reden wollen." — „Hab' ich denn gekonnt?" rief Veri leidenschaftlich. „Hab' ichs denn sagen können, wie und wo wir uns getroffen haben in selbiger Nacht? Hätt' ich dich nicht mit verdächtig gemacht und weiß Gott in welches Gered' gebracht? Nein ich hätt' mir eher die Zunge abgebissen, eh' ich deinen Namen in das Protocoll von einer solchen Sache hinein gebracht hätte!" — „Was hat's genützt? Nun steht er doch drinn!" — „Aber nicht durch mich! Ich hab' mein kostbares Geheimniß nicht verrathen. — Durch dich ist er niedergeschrieben worden, und wie's der Schreiber gethan hat in sein trauriges Protocoll, hat ihn droben im Himmel ein Engel eingeschrieben in sein heiliges Buch! — Aber was nützt mir das alles — ich bin jetzt doch noch unglücklicher als zuvor!" — Liesel sah ihn fragend und etwas betroffen an

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch der deutschen Weindistricte im Staate Missouri.

(Schluß)

Die Kosten der Anlegung eines Berges variiren, je nachdem der ursprüngliche Boden Holz- oder Prairieland ist, und demnach erst

Digitized by Google

von den Baumstämmen befreit und tief rajolt oder blos gepflügt zu werden braucht, von 50—160 Dollars pro Acker. In der Umgegend von Hermann ist der gewöhnliche Preis von schon cultivirtem Weinbergland 100 Dollars pro Acker. In den ersten zwei Jahren trägt ein unangelegter Berg nichts, im dritten liefert er 40—50 Gallonen pro Acker, und vom vierten Jahre an trägt er reichlich. Die Erträge sind natürlich alle Jahre sehr verschieden, und man findet daher sehr abweichende Angaben darüber. Der Amerikaner Longworth nimmt wohl etwas zu niedrig, 200 Gallonen als Durchschnittsertrag eines Ackers an (bei Zugrundlegung eines Zeitraumes von dreißig Jahren), ein deutscher Farmer in Illinois, der Verfasser der Briefe aus den Vereinigten Staaten (Leipzig bei Weber 1853), gibt 250—500 und 600 Gallonen als gewöhnliche Erträge pro Acker an. Thatsache ist, daß zuweilen schon 800 Gallonen vom Acker gewonnen wurden. Nehme ich nun mit Herrn Böschel auch nur 200—500 Gallonen als gewöhnliche Production an, so zeigt sich immer — beim Preise von $1\frac{1}{2}$ Dollars für die Gallone — ein ansehnlicher Bruttoertrag von 300—750 Dollars und höher, und man greift sicher nicht zu hoch, wenn man den durchschnittlichen Reinertrag pro Acker auf 200—300 Dollars bestimmt. Denn die gesammten Kosten, um einen Acker Weinberg zu bearbeiten, betragen für alle Arbeiten des Jahres zusammen im Wege des Accords nur 30 Dollars.

Gewöhnlich zieht man den Weinstock an Pfählen, zuweilen sieht man ihn auch in Bogen über Pfeiler gezogen wie in Tyrol. Die Reben pflanzt man in Reihen von 4—$4\frac{1}{2}$ Fuß, und die Pflanzen selbst $3\frac{1}{2}$—4 Fuß von einander, an 6 Fuß langen Stöcken. Wegen der heftigen Regen, welche die Erde fortspülen, muß man Steine in den Bergen setzen, um das Reißen der Wasser möglichst zu vermindern. Fehljahre sind nicht so häufig als in Europa; die Fröste des Frühlings schaden dem Wein nur selten, da er viel später treibt und blüht als z. B. die Obstsorten, und die einheimischen Trauben sehr harter Natur sind. Man braucht sie den Winter über weder umzulegen noch irgendwie zu bedecken; dagegen kommt die Fäule auch hier vor und stiftet manchmal bedeutenden Schaden. Sie tritt ein nach starken Regen im Frühsommer und die Blätter überziehen sich dabei mit einem weißen Schimmel. Die Reben, die am besten das hiesige Klima vertragen, sind nicht die ausländischen importirten Sorten, sondern die von den einheimischen wilden Reben abstammenden Arten, vorzüglich die Catawba und Isabella-Trauben, die eine braune oder purpurrothe Beere haben, dick wie eine kleine Kirsche, mit starker Schale und von süßem gewürzhaftem Geschmack. Die Blätter sind sehr groß und gerade passend, den Früchten den so nöthigen Schatten zu gewähren. Viele europäischen Weinbauern hatten geglaubt, die Güte ihrer Trauben dadurch zu erhöhen, daß sie nach pfälzischer Manier viele Blätter ausbrechen, damit die Einwirkung der Sonne jene vollkommener reifen sollte; aber das Gegentheil geschah, fast ihre ganze Ernte ging verloren, und man lernte daraus, daß selbst im Herbst der Weinstock hier mehr Schatten als Sonne bedarf.

Von Insecten werden besonders der Weinkäfer, die Schlupfwespe und eine Wanzenart den Trauben sehr schädlich. Man wendet gegen sie Räucherungen mit Schwefel und grünen Tabaksblättern, Waschungen und Besprengungen mit Seifen- oder Kalkwasser, Tabaksabkochungen und dergleichen ätzende Flüssigkeiten an. Das Beschneiden und das Verfahren bei der Gährung ist etwas abweichend von dem in Deutschland. Die während der Lesezeit oft stattfindende große Hitze, welche auf die Gährung nachtheilig einwirkt, sowie die ungleichmäßige Reife der Trauben, die deßhalb mit Sorgfalt ausgelesen werden müssen, machen dem Weinbauer oft viel zu schaffen. Es fehlt noch sehr an genügenden Erfahrungen in dieser Beziehung, und man wird namentlich durch sorgfältige Leitung der Gährung und die weitere Pflege des Weines auf dem Fasse die Qualität desselben noch sehr verbessern können. Bis jetzt macht man hauptsächlich zwei Sorten: den Schaumwein, Sparkling wine, moussirend wie Champagner, und den sogenannten trockenen Wein,

Digitized by Google

Dry wine, der nicht schäumenden und mehr herben Weine.

Einen dem Madeira oder Portwein sehr ähnlich schmeckenden Wein erzeugt man durch einen Zusatz von Zucker zum Most vor der Gährung und von 5—8 Procent französischem Branntwein. Ueberhaupt gleicht der an einzelnen Punkten des Südens, in Virginien und Carolina gezogene Wein durch Stärke und Feuer sehr den spanischen Weinen. Da der französische Champagner in Amerika die Flasche mit 2—3 Dollars bezahlt wird und der im Inlande erzeugte Schaumwein fast einen gleichen Grad von Güte erlangt, so ist dieser Geschäftszweig sehr lockend und gewinnbringend und wird jedenfalls noch bedeutende Ausdehnung erfahren. In St. Louis und in Cincinnati bestehen dafür zwei große Fabriken, erstere unter Leitung einer Gesellschaft, letztere dem Amerikaner Longworth gehörig. Der einheimische Champagner wird auch bereits mit 2 Dollars die Flasche bezahlt

Vergleicht man die Erträge vom Weinbergland und die gewöhnlichen Erträge bei der Farmerei, besonders in mehr entlegenen Gegenden, wo sie wegen der höheren Taglöhne und der Schwierigkeiten des Absatzes bedeutende Kosten macht und wo sie zugleich so viele Entbehrungen auferlegt, so ist nicht zu bezweifeln, daß es für jeden Einwanderer weit lohnender ist, sich auf den Weinbau zu verlegen, besonders wenn er früher mit Feldarbeit nicht bekannt und an sie nicht gewöhnt war. Die Arbeiten desselben, wenn auch beständige Aufmerksamkeit und Sorgfalt erfordernd, sind viel weniger anstrengend als die des Farmers und die geringe Menge von Land, die er bedarf, macht es ihm eher möglich, in der Nähe einer Stadt zu wohnen, wo er alle seine Bedürfnisse leichter und billiger beziehen und mehr in der menschlichen Gesellschaft leben kann. Nur mache er sich erst bei seinen Nachbarn mit allen vorkommenden Arbeiten vertraut und benutze ihren Rath und ihre Erfahrungen. Binnen wenigen Jahren wird er sich ein gutes Einkommen verschaffen und mag nebenher noch etwas Obstbau und Farmerei treiben, um wenn einmal ein Zweig seiner Thätigkeit versagt, doch vom andern einen Ertrag zu genießen. Noch viele tausend Acker der mittleren und westlichen Staaten eignen sich durch Boden und Lage trefflich zum Weinbau und warten nur der arbeitenden Hand des Menschen, um sich in fruchttragende Gärten zu verwandeln.

Streiflichter.

Man versteht ein Ding nicht eher, als bis man es liebt.

Liebe ist das Leben im Andern.

Begeisterung ist die Mutter der Kraft.

Vertrauen ist das Geländer auf der Brücke des Lebens.

Mißtrauen ist das Oel, womit sich der Teufel salbt. Wird aus den Blättern vom Baum der Erkenntniß gepreßt.

Das Kind fragt den Vater; die Magd horcht an der Thürspalte.

Einen Baum schütteln, ehe er dazu reif ist, ist leichter, aber noch schlimmer, als ihn künstlich zur Reife bringen wollen.

Grübelei ist das Nachtwandeln der Seele, Forschen ein stärkender Spaziergang.

* Räthsel.

Du bist geneigt, bei Schelmenmienen,
Im Kreise der Geselligkeit,
Mit mir gern Andre zu bedienen,
Doch treibst du's oft auf Spott zu weit.

Es ist dein Dünkel dann im Spiele,
Der oft mich gar nicht leiden mag,
Und dich gleich macht zum Spottes-Ziele,
Wenn reiner Scherz nur in mir lag.

Und kannst du mich auch nicht ertragen,
In mir doch gar nichts Andres steckt;
Ich will dir's vor- und rückwärts sagen,
Und doch bist du durch mich geneckt.

S. . . . . l.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Gelb.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 42. Speyer, Dienstag 9. April 1861.

Das Wichtel.

Eine bayerische Dorfgeschichte

von

Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

„Schau' mich nur an!" sagte Veri, „mit deinen braunen Augen, die einem bis ins Herz hinein gehn! Isks denn nicht wahr? Die einzige Person, die was gehalten hat auf mich, die hab' ich unglücklich gemacht! Die reiche Grabenöderstochter muß eine geringe Bauernmagd machen und das meinetwegen!" — „Ich bin nicht unglücklich", sagte Liesel treuherzig; „ich bin ja an die Arbeit gewöhnt, und mein Vater wird vielleicht auch wieder gut werden." — „Nein, das wird er nicht!" entgegnete Veri hastig. „Da müßt' ich den alten Trotzkopf nicht kennen! Du glaubst es auch selber nicht, wenn du's auch sagst — ich hör's an deiner Stimm' und seh's an deinen niedergeschlagenen Augen." — Liesel schwieg und eine Thräne trat ihr ins Auge.

„Und wenn ich dir nur was anbieten könnte dafür!" rief Veri. „Wenn ich dir's nur ein bissel ersetzen könnte, daß du Heimath und Vater verloren hast und mußt herumfahren unter den fremden Leuten als Magd! Aber ich bin ein schlechter nichtsnutziger Mensch, der nichts ist und nichts hat!" — „Red' nicht von mir, denk' und tracht' lieber, daß du wieder in die Höh' kommst. Du kannst es jetzt wohl, denn ich hab' schon gehört, daß dir der Berghofer drüben das Geld angeboten hat, das du brauchst." — „Angeboten hat er mir's, das ist wahr", sagte Veri etwas stockend; „aber ich hab' nicht zugesagt und weiß nicht, ob ichs annehmen soll. Was hilft's, wenn ich die Mühl' noch einmal erhalt' und eine Zeitlang mich fortrette? — Allein kann ich's doch nicht behaupten und in die Höhe bringen!"

„Glaubs wohl, daß es nicht allein geht", meinte Liesel, nicht ohne Befangenheit. „In ein solches Werk gehört eine tüchtige Frau!" — „Ich finde keine!" rief Veri erglühend, aber sogleich innehaltend. „Nein", fuhr er dann fort, „ich will nicht lügen, ich hab' schon Eine gefunden, und eben weil ich die nicht haben kann, will ich vom Heirathen nichts wissen. Schau, Liesel — mag's jetzt gehn wie's will, ich sag's heraus, was ich auf dem Herzen habe — du hast mir's angethan, dich hab' ich lieber als mein Leben und alles auf der Welt, und dich kann ich ja doch nicht haben!" Er schwieg beklommen; auch Liesel fand kein Wort der Erwiderung.

„Siehst, daß ich Recht habe?" sagte er dann betrübt. „Du antwortest mir nicht einmal!" — „Wie soll ich dir antworten?" entgegnete Liesel scheu zu Boden sehend. „Du hast mich ja um nichts gefragt." — „Also darf ich fragen?" jubelte Veri. „Und wenn ich nun frag' — Liesel, willst du mein Weib sein?" — „So sag ich — ja!" erwiderte Liesel mit beherztem Ton. „Ich hab' dich gerad' so lieb, Veri, wie du mich, und ich mein' alleweil, es ist uns von unsrem Herrgott bestimmt gewesen, daß es so hat kommen müssen mit uns zwei!"

„Juhe!" rief der Müller aus Leibeskräften, daß es über den See hin hallte. „Jetzt ist alles gewonnen! Jetzt soll Einer herzehn auf der ganzen weiten Gotteswelt, der's mit dem Leiten-Müller aufnimmt!" Erglühend faßte er die beiden Hände des Mädchens und wollte sie an sich ziehen. Sie widerstrebte aber und sagte: „Halt,

Digitized by Google

Veri — eins mußt du mir noch versprechen, bevor ich ganz bestimmt ja sage. Du darfst kein so leichtsinniger Mensch mehr sein wie früher! Ein richtiger Mann gehört ins Haus und nicht ins Wirthshaus oder —." — „Red' mir nicht davon!" entgegnete Veri. „Seit ich dich kenne, ist der alte Veri nicht mehr auf der Welt. Ich geh' auf keinen Schießstand mehr, auf keine Kugelstatt." — „Halt, halt!" rief Liesel lächelnd; „nicht gar zu viel auf einmal! Ich will schon mit der Hälfte zufrieden sein!" — „Ich halt', was ich sag'! Ich bin drum schon am Johannistag nicht hinüber zum Schießen auf den Freudenberg, und wie gut war's, daß ich's nicht gethan habe! Ohne das hätt' mich dasselbe Bettelweib nicht in meiner Mühle getroffen, du wärst nicht hingekommen, und wer weiß, was alles nicht geschehen wäre! — Also", schloß er dann, „wir sind einig?" — „Einig auf Tod und Leben!" erwiderte Liesel, seiner Umarmung und den heißen Küssen nicht mehr wehrend, womit er sie bedeckte.

Der Knall eines unmittelbar hinter ihnen abgefeuerten Schusses schreckte das glückliche Paar empor. Es war der alte Urbani, der sie schon einige Zeit vom Walde her belauschte und nun seine Freude nicht mehr zurückzuhalten vermochte. „Hoch!" schrie er überlaut, indem er auch den zweiten Lauf seiner Doppelbüchse losbrannte. „Und abermal hoch! Und zum drittenmal hoch! Braut und Bräutigam sollen leben!"

Verlegen und doch freudig traten Beide dem bewährten Freunde entgegen, der in der heitersten Laune war. „Genirt euch nicht, Leuteln!" rief er; „und alles Glück und aller Segen über euch, denn bei euch kann man wohl sagen, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden! Und der alte Ueberall und Nirgends, der alte Urbani, ist doch der Erste, der euch beisammen gesehn hat, und der's auseinander tragen will, wie der Wind den Waldsamen! Ich laß' mir's auch nicht nehmen, daß ich alles in Richtigkeit bringe für euch, bei der Gemeinde und bei Gericht und beim alten Grabenöder, und wenn ihr einen andern Brautführer nehmt als mich, kriegt ihr euer Lebtag kein gutes Gesicht mehr von mir!" Sein Anerbieten ward mit Vergnügen angenommen und der Alte von Veri nach dem Dorfe zurückbegleitet. Liesel ließ es sich nicht nehmen, ihre Arbeit zu Ende zu bringen; sie wollte, so lange sie Magd war, ihre ganze Schuldigkeit thun.

Noch am nämlichen Tage war Urbani auf den Grabenöderhof hinaufgestiegen. Er brachte in einem ansehnlichen Geldsacke das Muttergut Lieselś, das ihr nicht vorenthalten werden konnte, aber den unveränderten Zorn und Haß des Alten. „Es ist nichts anzufangen mit dem hochbeinigen Menschen", erzählte er Liesel. „Das Geld hätt' er mir lieber auf den Buckel nachgeworfen. Du sollst deine Hinausfertigung nur bald holen lassen, damit er nichts mehr von der ganzen Geschichte hört. Er habe sich's alleweil schon eingebildet, daß es so kommen wird, gleich und gleich gesellt sich gern, und er lasse alles Glück wünschen zu der saubern Heirath! Kränkt euch aber deßwegen nicht, Leuteln — ich hab's euch nur erzählt, weil es in allem besser ist, wenn man weiß, wie man dran ist." — Liesel vernahm es mit Betrübniß, aber gefaßt. „Es ist zwar kein guter Wunsch", sagte sie; „aber ich nehm's doch so auf, und so wird's wohl recht werden!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Rothkäppchen von Kerleau.

Eine Volkssage aus der Bretagne.

In einem einsamen Hofwinkel des alten Schlosses von Kerleau sieht man noch die verwitternde, aus Stein gemeißelte Statue eines Bauers, die seit vielen Jahrhunderten dort steht. Hört ihre Geschichte.

In jenen Tagen, als gute Christen durch Glauben und fromme Werke in den Himmel eingingen, mußte Satan seine ganze Schlauheit aufbieten, um dieselben in seine Schlingen zu locken; er tummelte sich daher zu jener Zeit viel häufiger unter den Menschen herum, als heutzutage, wo er sich nicht zu uns zu bemühen braucht, da wir schon selbst zu ihm kommen. Aber welch schlaue

Digitized by Google

Plane er ersinnen, und welche Mühe der böse Feind sich geben mochte, manchmal mißlangen doch seine pfiffigsten Anschläge, selbst wenn sie nur gegen einfältige Seelen gerichtet waren.

Zu jener Zeit lebte in der Gemeinde von Elven ein armer Bauer, Namens Laurent; er war Wittwer und besaß kein anderes Eigenthum auf der weiten Welt, als eine wunderschöne Tochter, die Perle des Landes, welche unter dem Namen: „die schöne Jeanette" weit und breit gepriesen wurde. Aber obschon die Liebe zum Gelde damals weniger vorherrschte, als in jetziger Zeit, so beneidete doch Niemand den guten Mann um seinen Schatz, und Keiner der Burschen des Pfarrsprengels dachte daran, sie zu heirathen, obschon die Windbeutel stets froh waren, wenn sie mit Jeanetten tanzen und ihr alberne Complimente zuflüstern konnten.

„Ach besäße ich nur ein gutes Pachtgut!" sagte der arme Laurent zu sich selbst, „die besten Jungen der Gemeinde sollten mir um Jeanetten freien; aber wie kann ich von dem ärmlichen Lohne eines Tagwerkers etwas erübrigen? Ja, wenn der Graf von Largoët mir helfen wollte, so möchte ich ihm manch schönes Stück Landes urbar machen, und wir würden Beide bei dem Handel gewinnen."

Hunger, sagt man, treibt den Wolf aus dem Walde, und als Vater Laurent seinen Plan ausgesonnen hatte, begab er sich in das Schloß von Largoët und machte dem Grafen den Vorschlag, daß er ein Stück Landes urbar machen und bebauen wollte, wenn er ihm nur einen ausziebigen Vorschuß gewähren würde.

„Ganz recht," sagte der Graf, „ich will Euch hundert Kronen geben, und eine gute Viehheerde und alles Werkzeug, so Ihr braucht, aber binnen drei Jahren müßt Ihr das ganze Land, das ich Euch zuweise, ausgerodet, bebaut und eingehegt haben."

Entzückt über seinen Handel, machte sich Laurent voll Zuversicht an die Arbeit. Er baute für sich und sein Töchterlein ein Häuschen und einen Stall für den Viehstand, denn in jenen Tagen konnte man mit hundert Kronen schon eine schwere Menge Steine auf einanderfügen.

Als der gute Mann unter Dach war, warb er Arbeiter an, die Gräben aufwarfen, das Land pflügten und ein großes Feld besäeten, indeß man von dem Geborgten lebte. Aber als zwölf Monate um waren, sah Laurent, daß er ärmer war, als im Anfange, denn er steckte in Schulden und hatte fast kein Korn eingeheimst, da die Ernte schlecht war und seine Arbeiter, die kärglich verköstigt und gar nicht bezahlt wurden, ihn Alle verlassen hatten.

Als der unglückliche Laurent eines Tages selber einen Graben zog, wobei der Schweiß in Strömen von seiner Stirne rann, und seine Glieder ihn aus Müdigkeit schmerzten, da beklagte er sein hartes Loos, raufte sich die Haare aus und rief:

„Wahrhaftig, ich könnte mich für eine Kleinigkeit dem Teufel verschreiben!"

„Da bin ich und stehe Euch zu Diensten," sprach Satan, der sogleich bei der Hand war.

„O nein, nein, ich brauche Euch nicht, danke Euch schönstens," sagte Laurent, „ich will mich lieber allein plagen!"

„Nun, ich will ohne allen Lohn für Euch arbeiten"

„O nein! Ihr thut nie Etwas umsonst," erwiderte der Bauer.

„Ei," sagte Satan, „wir wollen nicht mäkeln. Schlagt ein! Ihr dauert mich, denn ich bin ein gutmüthiger Bursche und will für Euch Jahr und Tag umsonst arbeiten, mit der einzigen Bedingung, daß Ihr mir immer zu thun gebt; aber das erste Mal, wenn Ihr Dies nicht im Stande seid, so —"

„So holt Ihr mich," fiel der Bauer ein.

„Nun denn, ich danke Euch!"

„Ei, bei Leibe nicht, Ihr alter Narr!" sagte Satan; „nicht Euch will ich, sondern Euer schönes Töchterlein."

„Ihr wollt meine Tochter haben! packt Euch fort!" rief Laurent ergrimmt.

„Schon gut, aber wenn Ihr immer arm bleibt, werdet Ihr Eure Tochter nimmer verheirathen können."

„Nun so mag sie ihr Leben lang eine alte Jungfer bleiben. Mir liegt Nichts daran."

Digitized by Google

„Ja Euch liegt Nichts daran, aber ihr?“

Der arme Laurent fing an nachzudenken: „Es gibt ein tüchtiges Stück Arbeit zu thun, und ich kann ihn leicht auf Jahr und Tag beschäftigen; er muß merkwürdig schlau und pfiffig sein, wenn er Alles leisten will, was ich ihm schaffe.“

„Nun,“ sagte er, ich —“

„Ihr weigert Euch?“ fragte Satan.

„Nein, im Gegentheil, ich schlage ein.“

„Nun denn, Meister, was soll ich thun?“

„Macht den Graben fertig, während ich ausruhen will.“

(Fortsetzung folgt.)

Pfälzische Literatur.

* Es sind in jüngster Zeit zwei Schriften erschienen, welche als sehr zweckentsprechende geschichtliche Darstellungen der beiden wichtigsten Städte der Pfalz wohl der Aufmerksamkeit würdig sind, in Ihrem geschätzten Blatte besprochen zu werden, wir meinen:

1. Kaiserslautern, wie es war und wie es ist, von C. Hollensteiner, k. protest. Decan ꝛc. 1860. Kayser in Kaiserslautern.
2. Der Kaiserdom zu Speyer. Führer und Erinnerungsbuch von F. Blaul. Mit 11 Stahlstichen, 1 Grundriß des Domes und mehreren Holzschnitten. 1860. Neustadt an der Haardt bei Gottschick.

Die erstere Schrift, ein Büchlein in ganz anspruchslosem Gewande, zugleich aber im bequemsten Taschenformate, gibt, was sie verspricht. Der Verfasser hat, wie er selbst angibt, für die ältere Zeit die „urkundliche Geschichte von Kaiserslautern“ benützt, die vor einigen Jahren der k. protest. Pfarrer von Rußdorf, J. G. Lehmann, herausgab; für die spätere Zeit aber selbständig theils aus archivalischen Quellen, theils aus mündlicher Mittheilung geschöpft. Der Leser findet in den ersten 70 sehr übersichtlich zusammengestellten Kapiteln eine einfache, zugleich aber auch sehr anschauliche Schilderung der bedeutendsten Schicksale, die Kaiserslautern von Anfang an bis auf die neueste Zeit herab erfuhr. Anfang und Kern der Stadt war die von Friedrich I Barbarossa, dem Helden der Geschichte und der Sage, um die Mitte des zwölften Jahrhunderts erbaute Kaiserburg, die unter ihm wie unter seinen Nachfolgern häufig zu friedlichen Festlichkeiten dienend, zugleich aber auch einen trefflichen Anhaltspunkt zur Sicherung der wichtigen Hauptstraße vom Mittelrhein durch das Vogesengebirge an die Westgrenze des Reichs gewährend, sich allmählig durch Ansiedelung ritterlicher Burgmannen und dienstbarer Hofleute erweiterte. Bereits nach wenigen Generationen war Kaiserslautern zu solcher municipaler Bedeutung herangewachsen, daß ihm Rudolph von Habsburg die reichsstädtische Selbständigkeit verlieh, deren es sich jedoch kaum ein halbes Jahrhundert hindurch ungeschmälert erfreute. Seit 1378 durch Verpfändung in den Besitz von Wittelsbach, kurpfälzischer Linie, übergegangen, theilte es von da an — mit kurzer Unterbrechung während der französischen Periode von 1797 bis 1816 — bis auf den heutigen Tag die Schicksale des erlauchten Fürstenhauses, als die durch die Anzahl, den rührigen Fleiß und die Wohlhabenheit ihrer Bewohner bedeutendste Stadt seines westlich von den Vogesen gelegenen Territoriums.

(Schluß folgt.)

Homonyme

Geflügelt ist's, 's ist ein Gigant,
's ist eine große Kette,
Als Knochen ist's dem Arzt bekannt,
Dir als ein Stoff, ich wette!
Man kennt es auch als goldnen Stern
Uns leuchtend an dem Himmel fern,
Ein Sträfling ist's, ihn traf ein Fluch —
Und endlich ist's ein Bilderbuch.

Auflösung des Räthsels in № 41:
Nekken.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 43. Speyer, Donnerstag 11. April 1861.

Das Wichtel.

Eine bayerische Dorfgeschichte

von

Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

Dank der Unermüdlichkeit des alten Jägers, der nochmal jung zu werden schien, waren die Vorbereitungen alle so schnell beschickt und geordnet, daß der Müller kaum genügend Zeit gefunden hatte, das Haus aus seinem Verfall heraus zu arbeiten und zum Empfange einer Frau herzurichten. Auch er rastete nicht Tag und Nacht; er sprudelte von Thätigkeit und Arbeitslust, und so kam es, daß wer die Leitenmühle wenige Wochen vorher gesehen, jetzt Mühe gehabt hätte, sie wieder zu erkennen. Stattlich heruntergeputzt stand sie da, blanke Scheiben spiegelten zwischen den ergänzten, grün angestrichenen Läden und Fensterkreuzen; Flur und Stuben waren so blank, daß man sich sie zu betreten scheute, und in den Räumen überall war neben Liesels Ausstattungsgegenständen eine einfache, aber hübsche und sogar zierliche Einrichtung angebracht. Auch vor dem Hause waren die Wege und Plätze geebnet und gereinigt, der Mühlschuß war hergestellt und das geputzte und ausgebesserte Rad hing so lustig da, als ob es den Augenblick nicht erwarten könne, sich wieder in lustiger Thätigkeit zu drehen.

Der Hochzeitstag kam endlich heran, und die ältesten Leute wußten sich nicht zu besinnen, daß zu einer solchen Feier eine solche Menschenmasse zusammengeströmt war. Hatten schon die ersten Vorgänge die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt, so ward sie durch die Wendung und Lösung nur noch gesteigert, die dem Sinn des Volkes so recht entsprach. Kopf an Kopf stand Alt und Jung gedrängt, als das neue Ehepaar aus der Kirche trat, und alles gestand sich, daß die Beiden bildsaubere Leute waren, die prächtig zu einander paßten und denen man wohl ansah, daß sie es ernstlich und treu vorhatten, nicht mehr von einander zu lassen. Die Bäuerin, bei welcher Liesel gedient hatte, ging ihr als Ehrenmutter zur Seite, eine Schaar von auserlesen hübschen Kranzlerinnen folgte, und neben dem Bräutigam fehlte der alte Urbani nicht, leuchtend vor Vergnügen, im grünen Jägerrock mit goldenen Borten und beständig beschäftigt, den Schnauzbart empor zu drehen, um die Rührung zu bemänteln, die ihm in dem ehrlichen Gesichte zuckte.

Während der Zug über den Friedhof ging, traten die nähern Bekannten hinzu und riefen ein paar glückwünschende Worte. Auch der Förster vom Freudenberg fehlte nicht und drückte Liesel ein kleines Päckchen in die Hand. „Viel Glück, Jungfer Braut!“ rief er; „auf den Abend sprech' ich auch ein bischen bei Euch ein, und einstweilen müßt Ihr eine kleine Verehrung von mir annehmen.“

Schweigend bewegte sich der Zug der Mühle zu, denn so gern Veri seinen Ehrentag auch äußerlich mit aller Lustbarkeit begangen hätte, hatte er doch dem Wunsche Liesels nachgegeben. „Wir müssen als kleine Leute anfangen“, sagte sie, „und da schickt sich's am besten, wenn wir fein still thun. Auch mein' ich, ich dürft's meinem Vater nicht anthun mit der lauten Lustigkeit, denn es liegt mir doch schwer auf der Seele, daß er heut nicht an meiner Seite gestanden ist.“ Aus denselben Gründen war auch kein Hochzeitsmahl und kein Tanz bestellt, wie sie

Digitized by Google

sonst wohl Sitte und Brauch sind, und nur die allernächsten Freunde sollten sich Abends zum Imbiß in der Leitenmühle zusammen finden.

Wie nun der Zug um die letzte Ecke bog, schmetterte den Ankommenden gleichwohl ein lustiger Tusch entgegen, denn Urbani hatte sich's nicht nehmen lassen, sie damit zu überraschen. Er hatte sich unbemerkt von der Seite des Bräutigams fortgemacht und trat nun dem Paare unter der bekränzten Thüre beim Jubel der Musik entgegen. „Weil kein Vater und Mutter da ist", sagte er, „die euch hier empfangen, will ich's an ihrer Stelle thun. Vergeßt mir nie auf den heutigen Tag und auf die Stunde, wo ihr als Mann und Frau in das Haus gekommen seid, vergeßt auf unsern Herrgott nicht, und es gibt kein glücklicheres Haus auf und nieder im ganzen Lande!" — Gerührt umarmte sich das Paar und erneuerte vor dem Freunde das Gelöbniß so feierlich wie am Altare. Dann trat Liesel in die Stube und hing eine silberne Taschenuhr über dem Tische auf — es war das väterliche Erbstück, das Veri an jenem Abend auf dem Freudenberg verkauft hatte. „Der Herr Forstner hat einen guten Einfall gehabt", sprach sie, „und da soll sie hängen und uns gute oder böse Stunden zeigen, wie Gott will!" — Abends aber klangen die Gläser gar festlich zusammen auf das Wohl des neuen Hauses und die Gäste schieden so vergnügt, wie sie vielleicht von wenig Hochzeiten scheiden —

Und die Glückwünsche sollten zur Wahrheit werden; Tage, Wochen und Monate vergingen, und man konnte mit Recht sagen, es gab kein glücklicheres Haus im ganzen Lande auf und nieder als die Mühle am Leitenbach. Liesel und Veri hatten sich nicht blos vorübergehend zusammengefunden, sie paßten zusammen wie zwei Theile Eines Wesens und ergänzten sich wie zwei ineinander übergehende Gegensätze. Er besaß viele Thatkraft und rasches Angreifen; ihr war mehr die besonnene Ausdauer eigen; wo sie vielleicht zögerte und stockte, da trieb er an, und sie mäßigte klug, was er zu überstürzen schien. Dabei blieb die Harmonie ihrer Herzen nicht blos die alte, sondern ward immer wärmer, und tiefer, und als um Johanni des kommenden Jahres ein Töchterlein erschien, da dachten sie selbst, daß ihr Glück mit keinem andern zu vergleichen sei. Auch der alte Urbani schien dieser Meinung zu sein, und es vergingen wenige Tage, wo er nicht einsprach, um sein Pfeifchen im Kreise der Leute zu schmauchen, die er seine Kinder hieß und lieb hatte wie Kinder.

Es konnte nicht fehlen, daß der innern Eintracht, dem verständigen Zusammenwirken der Müllersleute bald auch ein äußerer Wohlstand entsprach, der ein sehr behagliches Ansehen bot. Anfangs war hie und da ein Mahlgast mehr aus Neugier gekommen; aber es gefiel Jedem, daß er so rasch, so sicher und so bestimmt bedient wurde, daß keiner wieder ging; es kamen immer mehrere nach, und bald war die Leitenmühle die befahrenste der ganzen Gegend. Mit der Ausdehnung des Geschäfts kam auch der Unternehmungsgeist über Veri; er erweiterte die Mühle um einige Gänge, er legte eine Sägemühle an, und bald ging von der Mühle aus ein gar nicht zu verachtender und schwunghaft betriebener Bretterhandel ins Land.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rothkäppchen von Kerleau.

Eine Volkssage aus der Bretagne.

(Fortsetzung.)

So lange es Felder zu pflügen und zu säen, Gras zu mähen, Korn zu dreschen und Wägen zu bauen gab, ging Alles gut, und die Beiden fühlten sich ganz behaglich; aber als nach acht Tagen schwerer Arbeit wenig zu thun übrig blieb, fing die Furcht, für seinen Arbeiter Nichts mehr zu finden, den guten Mann zu quälen an, und er blickte mit Zittern auf seine Tochter. Tag und Nacht marterte er sein Gehirn ab, um eine Beschäftigung für die Thätigkeit Satans zu ersinnen, er verlor den Appetit, magerte täglich mehr ab, und wurde immer trauriger.

Digitized by Google

Aber als er eines Morgens aufstand, hatte er seinen ganzen Trübsinn und Unmuth verloren und schien aus Freude völlig außer sich zu sein. Als sein unheimlicher Arbeiter kam und Arbeit verlangte, klopfte ihm Laurent ganz gemüthlich auf die Achsel und sagte:

„Ich bin mit Euch recht zufrieden, denn Ihr seid ein emsiger Arbeiter; aber ich will nicht, daß Ihr immer so schwer arbeitet, daher will ich Euch heute eine Arbeit geben, die Euch nicht ermüden soll. Geht und holt mir eine Heugabel aus dem Stalle und kommt dann in den Hof."

Während nun Satan in den Stall ging, um die Gabel zu holen, stieg Laurent auf den Boden hinauf, schüttete einen großen Sack Weizen in den Hof hinab, und sagte zum Satan, als er in den Hof kam:

„Werft mir nun diesen Weizen mit Eurer Gabel herauf, damit ich ihn wieder in den Sack einmessen kann."

Der Teufel machte sich sogleich an die Arbeit, stieß die Gabel wieder und wieder in den Weizenhaufen, ohne ein einziges Körnlein aufspicken zu können.

„Verdammt!" rief er endlich mit einem Fluche aus, „was für eine Arbeit habt Ihr mir da gegeben?" Und er lehnte sich voll Verzweiflung auf seine Gabel.

„Nun, mein guter Junge", sagte Laurent, „wenn Ihr nicht meine Arbeit verrichten wollt, so könnt Ihr schon gehen und Euer Glück anderswo versuchen, denn ich werde Euch nicht umsonst füttern. Versteht Ihr mich?"

„Ja, ja, ich verstehe Euch", brüllte Satan wüthend, als er bemerkte, daß er übertölpelt war. „Ich will Euch verlassen, aber ich werde mich schon eines Tages an Euch rächen!" Und er verschwand.

Bald darauf kaufte ein Fremder das Land, welches der Teufel so vortrefflich hergerichtet hatte, und baute darauf das Schloß von Kerleau, dessen Ruinen noch stehen. Vater Laurent, der nun ein reicher Mann war, fand keine Schwierigkeit, seine Tochter zu verheirathen, denn zahllose Freier umschwärmten wie Bienen die schöne Blume Jeanette. Endlich schenkte sie einem reichen jungen Pächter Herz und Hand. Der Vater der Braut wollte die Hochzeit mit Pracht und Prunk gefeiert haben, und traf daher die sorgfältigsten Vorbereitungen. Er kaufte die schwerste Seide, die zu finden war und bestellte den berühmtesten Schneider im Lande, damit er das Hochzeitskleid mache. Dieser Schneider hieß Nicholas, und er machte seine Arbeit auf eine Weise, die Niemand begreifen konnte. Man sah, wie er die Stoffe zuschnitt, aber keiner hatte ihn je nähen gesehen, und doch wurden die Kleider, die man ihm anvertraute, stets gut gemacht, fest genäht, und sicherlich an dem Tage fertig, für den er sie versprochen hatte. Wenn er das Maß genommen und den Stoff zugeschnitten hatte, legte er die Stücke in eine große Schachtel, und ging dann ins Wirthshaus, wo er den ganzen Tag schmauchte und trank. Einige sagten, daß Nicholas ein Zauberer sei, aber Viele meinten, daß er sich dem Teufel verschrieben habe; die das meinten, trafen hübsch ins Schwarze, denn als Satan erfuhr, daß Nicholas nach Kerleau geholt wurde, um das Brautkleid zu machen, ging er zu ihm und sagte:

„Nun ist die Zeit gekommen, um mich an dem alten Schurken Laurent zu rächen, und ich rechne darauf, daß Ihr mir einen guten Dienst erweisen werdet; Ihr müßt mir sein Töchterlein überliefern, sonst steht es schlimm für Euch! Habt Ihr verstanden, alter Saufaus?"

„Schon recht", lallte der Schneider, „aber wann und wie soll ich Euch Jeanetten ausliefern?"

„Oh, die Art und Weise will ich Euch überlassen, aber da Ihr morgen nach Kerleau geht, so muß ich morgen Jeanetten haben. Und ich rathe Euch, mich nicht zu hintergehen."

(Schluß folgt.)

Pfälzische Literatur.

(Schluß.)

Im Einzelnen sind die Hauptereignisse dieses geschichtlichen Verlaufes unter richtiger Hervorhebung des Bedeutenden in dem Schriftchen des Hrn. Decan Hollensteiner über Kaiserslautern lebendig erzählt,

Digitized by Google

auch hat der Verfasser sich nicht begnügt, in trockener Aneinanderreihung etwa blos die politischen Vorgänge mitzutheilen, sondern mit Glück versucht, durch treffende Züge auch die sociale Eigenthümlichkeit der verschiedenen Zeiten und Persönlichkeiten zu zeichnen: dahin rechnen wir insbesondere die protocollarische Schilderung des sogenannten „Umbgangs", einer Feierlichkeit, „die einst Jung und Alt in Kaiserslautern in freudige Bewegung gesetzt und bis auf heute in den Erinnerungen der Stadt sich forterhalten hat."

In den letzten 20 Kapiteln gibt der Verfasser eine mit interessanten geschichtlichen Einzelnotizen untermischte, topographische Beschreibung des heutigen Kaiserslautern, welches seit dem Ausgange der ältern kurpfälzischen Regierungsepoche seine Einwohnerzahl auf das Vierfache erhöht und in den letzten vierzig Jahren seine Ausdehnung durch stattliche öffentliche Neubauten, sowie durch ganz neu entstandene Straßen und Stadttheile bedeutend vergrößert hat. Zum interessanten Vergleiche in letzterer Beziehung ist am Schlusse ein recht sauber gearbeitetes Plänchen der Stadt vom Jahr 1742 beigegeben. Wir glauben nach dem Mitgetheilten das ganze Büchlein, obwohl dasselbe gar keine wissenschaftliche Prätension macht, gleichwohl zur belehrenden Unterhaltung dem Freunde der vaterländischen Städtegeschichte empfehlen zu können.

Auch die zweite Schrift, der Kaiserdom zu Speyer von F. Blaul, macht keinen strengwissenschaftlichen Anspruch, obwohl mit vollem Rechte der Verfasser, ein geborener Speyerer, von sich sagt, daß er in der Geschichte seiner Vaterstadt und ihrer Alterthümer sich umgesehen habe. Zunächst hat die vorliegende Schrift keinen andern Zweck als den, „ein Führer und Erinnerungsbuch zu sein"; dieser Zweck ist aber auch vollständig und in bester Weise erreicht. Der Verfasser hat das Ganze in drei Theile zerlegt; im ersten gibt er eine kurze Chronik (auf 61 Seiten) der Stadt Speyer und ihres Domes; im zweiten schildert er in ausführlicher Beschreibung (auf 43 Seiten) den letztern im Ganzen wie im Einzelnen insbesondere in künstlerischer Beziehung; der dritte Theil enthält als Anhang (auf 9 Seiten) eine dankenswerthe Schilderung der sonstigen Merkwürdigkeiten Speyers.

Was nun den geschichtlichen Theil anbetrifft, so zeigt derselbe eine entsprechende Bekanntschaft des Verfassers mit den ältern und neuern ausführlichen Arbeiten über die ehemalige Reichsstadt, sowie mit dem historischen Hauptwerke über den Kaiserdom, mit dem vielgelesenen Buche des Cardinals von Geissel, das denselben Titel trägt, wie die vorliegende Schrift. Hiebei ist zugleich als eigenthümliches Verdienst des Verfassers die gelungene Gruppirung der Hauptereignisse und die dadurch gewonnene Uebersichtlichkeit des Ganzen anzuerkennen. Ebenso ist in dem beschreibenden Theile die einfache, klare, das Wesentliche überall hervorhebende Darstellung zu rühmen, ein Vorzug, den der Verfasser gewiß nur durch mannigfaltige kunsthistorische Studien sich zu eigen machen konnte; auch ist sicher dies als ein nicht minder schätzbarer Vorzug bei einem Buche, das als Führer gelten soll, anzusehen, daß ungeachtet der vielfachen Belehrung, die der Leser erhält, doch nirgends die leiseste Spur zudringlicher Kritik im Genusse vergleichender Betrachtung stört. Das Ganze durchweht der Geist eines mit wohlthuender Wärme dem Gegenstand sich rein hingebenden Interesses. Rechnet man dazu die geschmackvolle und elegante typographische Ausstattung der vorliegenden Schrift, so wird man es wohl gerechtfertigt finden, wenn wir dieselbe Einheimischen und Fremden zu aller Zeit als genußreiche Lectüre empfehlen, insbesondere aber für den Zeitpunkt als eine dankenswerthe Gabe bezeichnen, in welchem die alte Nemeterstadt durch den zahlreichen Besuch der Meister der Naturwissenschaft verherrlicht werden wird.

Rau.

Charade

(Vierfolbig.)

Die erste Sylbe führet auf die Heide
Der Hirte mit dem Hirtenstab.
Die zweite Sylbe dienet oft zur Weide
Der ersten, findet dort ihr Grab.
Wohl Dir, kannst Du die beiden Letzten finden,
Von Schweiß bedeckt, als kühles Haus.
Wenn sich die ersten um die zweiten winden,
So wird das schöne Ganze draus.

Auflösung der Homonyme in № 42:
Atlas.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 44. Speyer, Samstag 13. April 1861.

Das Wichtel.

Eine bayerische Dorfgeschichte

von

Hermann Schmid.

(Fortsetzung.)

Nur Eine Wolke hing unverändert an dem heitern Freudenhimmel — das war die Unversöhnlichkeit des alten Grabensöder-Bauers. Umsonst suchte Liesel auf verschiedene Weise sich ihm zu nähern, er wies alles, was auf sie Bezug hatte, mit unerbittlicher Starrheit zurück. Wohl konnte er sich den Wahrnehmungen über den Wohlstand und das glückliche Familienleben in der Mühle nicht verschließen, aber er stellte sich an, als ob er von all' den Vorgängen nichts bemerkte, die seine Voraussagungen so glänzend widerlegt hatten. Er blieb äußerlich und innerlich der Alte, und nur seine Hausgenossen rühmten, daß er viel milder geworden sei. Er zeigte sich aber nur deßhalb so, um das Gerede zu widerlegen, das ihn im Allgemeinen als hartherzig bezeichnete; er wollte zeigen, daß seine Härte eine grundsätzliche war und nur dem besondern einzelnen Falle galt.

Mit ausgesuchter Geschicklichkeit wußte er jedem Anlaß auszuweichen, der ihn dem Müller oder seiner Tochter begegnen ließe, und wo es von ferne geschah, gab er sich den Anschein, sie gar nicht zu bemerken. Am Graben hin, wo die Grundstücke des Grabensöderhofs mit der Mühle zusammenstießen, hatte er gleich in der ersten Zeit einen starken Zaun anbringen lassen, der jede Berührung abschnitt und einen Fußweg aufhob, der bis dahin häufig von beiden Theilen benützt worden war. Er machte lieber den Umweg auf der andern Seite des Abhangs und wachte mit einer Art von ängstlicher Sorgfalt darüber, daß der Zaun nicht verfiel und die Trennung recht scharf erhalten blieb.

Selbst eine schwere Krankheit, in die er verfallen war, hatte ihn nicht zu beugen vermocht. Vergebens hatte Liesel mit Hilfe des gutmüthigen Bruders sich in die Krankenstube geschlichen und als er schlief an sein Bett gesetzt. Als er erwachte, wandte er sich zürnend ab gegen die Wand und hieß den Sohn die fremde Person fortschaffen, die sich in die Stube gedrängt habe. Liesel mußte gehen, wollte sie nicht durch den Aerger den Zustand des Kranken verschlimmern und vielleicht hoffnungslos machen. Weinend kam sie in der Mühle an, und wenn auch die Liebe Veri's und der Besitz ihres Kindes sie beruhigten, gab es doch manchen Augenblick, wo sie aus dem nun zierlich hergerichteten Gärtchen nach dem feindseligen Zaune hinüberfah und eine Thräne aus den Augen wischte

6.

Sechs Jahre waren in solcher Weise vergangen; in ungestörter glücklicher Thätigkeit und liebender Hingebung unten im Thale, droben auf dem Hofe in mürrischem Bewahren und feindlicher Zurückhaltung. Zu dem häuslichen Glücke und Wohlstande in der Mühle kam nun auch als drittes Glied die Anerkennung von außen. Wie früher mißachtet, war Veri ein angesehener Mann geworden, dessen Namen und Wort Klang und Bedeutung hatte im ganzen Thale. Die Zeit der Gemeindewahlen brachte ihm davon den bündigsten Beweis; er ward einstimmig unter die Bevollmächtigten der Gemeinde gezählt und sollte Tags darauf zum erstenmal in den Kreis seiner neuen Thätigkeit

Digitized by Google

eingeführt werden. Willkommener Herzens erschien er in der Versammlung, in der er mit allgemeiner Freude willkommen geheißen wurde. Nur Einer hatte kein freundliches Wort für ihn — der Grabenöder, der als Gemeindepfleger wohl nicht ausgeblieben war, aber sich anstellte, als kenne er ihn nicht, oder als sei er längst im Rathe gesessen und habe mit ihm zu nichts zu verkehren, was nicht zum Geschäfte gehörte.

Auch eine weitere Ueberraschung und Auszeichnung änderte nichts daran. Am Schlusse der Berathung zog der Vorsteher ein landgerichtliches Schreiben hervor und übergab es dem Leiten-Müller. Die Regierung hatte die industrielle Thätigkeit des Müllers nicht übersehen und sprach ihm dafür in einem höchst anerkennenden Schreiben im Auftrage des Königs dessen besonderes Wohlgefallen aus. Freudig umdrängten die wackern Bauersleute den Genossen, in dem sich alle mitgeehrt fühlten und der verwirrt und bescheiden für die unverdiente Auszeichnung und die freundlichen Glückwünsche dankte. Der Grabenöder hatte bei allem keine Miene verzogen und schickte sich an, mit den übrigen zu gehen. Da hielt ihn der Vorsteher zurück. „Wie?“ sagte er, „willst denn gar nicht wieder gut werden, Grabenöder? Ich mein' doch, du könntest dir was einbilden auf den Schwiegersohn!“ — „Ich glaube, du träumst, Vorsteher!“ versetzte der Alte gelassen; „ich hab keine Tochter. Wie soll ich zu einem Schwiegersohn kommen?“ Er ging; die Bauern aber schütteten die Köpfe und meinten, an dem sei Hopfen und Malz verloren.

Verstimmt kam der Müller nach Hause; die Freude über die ihm gewordenen Ehren war stark herabgestimmt durch die Unversöhnlichkeit des Alten, dessen letzte Worte er nur zu deutlich vernommen hatte. „Ich werde mich bald nicht mehr kränken darüber“, antwortete er auf Liesels begütigende Worte. „Ein solcher blinder Haß muß mir schon bald eine Ehre sein, und du wirst sehen, daß auch dein Plan so gut umsonst ist, wie alles bisher!“ — „Es kann ja sein, Veri“, meinte Liesel, indem sie ihm so recht freundlich in die Augen sah, wie sie pflegte, wenn sie ihm den Unmuth verscheuchen wollte. „Aber wir wollen's doch versuchen — eine Tochter kann die Hoffnung nicht so leicht aufgeben, daß sie der Vater doch noch gern hat, und wenn's auch im hintersten Winkel seines Herzens wäre.“ —

Der Grabenöder war noch mißmuthiger nach Hause gekommen und saß nun auf der Hausbank, wo er täglich neben Liesel gesessen hatte und auf der er wohl nur deßhalb so gern saß, wenn er es sich auch nicht eingestand. Er grollte mit dem Müller, denn der war's ja, wegen dessen die Tochter ihn aufgegeben hatte; er grollte ihm zweifach, weil er so gerechten Grund gehabt zu diesem Groll und weil er ihm diesen nach und nach völlig genommen hatte. Es kam ihn einen Augenblick eine wehmüthige Sehnsucht an nach Blick und Rede der einst so geliebten Tochter. Nein, nicht blos einst — er liebte sie ja noch wie ehemals; sein Haß war ja nur der Kampf mit seinem Kopfe, der sich's eingebildet hatte, sie nicht mehr lieben zu wollen. Aber er unterdrückte die mildere Regung, wie er es schon so oft gethan, und pfiff ein muthwilliges Spottlied vor sich hin.

Eine Weile saß er so, als ihn ein Rauschen in dem Gebüsche aufmerksam machte, das sich von der großen Buche hinter dem Hause unter den Obstbäumen des Angers hinzog und meist aus Stachelbeeren und Johannisbeerhecken bestand. Ohne sich zu regen, blinzte er hin und bemerkte ein Kind, das sich dahinter zu verstecken schien. „Aha!“ brummte er vor sich hin, „da will ein kleiner Schlingel meinen Johannisbeeren einen Besuch machen! Na wart!“ — Vorsichtig stand er auf, griff nach einer am Boden liegenden Haselgerte und schlich dem Gebüsche zu. „Hab ich dich, kleiner Dieb?“ rief er dann rasch vortretend, indem er die Gerte über dem Kopfe schwang.

Ueberrascht hielt er aber inne, denn das Kind war nicht über den verlockenden Beeren, sondern saß am Boden und hatte den Schooß voll schöner Blumen, die es mit ängstlichen Händchen zu einem Strauße zu ordnen bemüht war. Es war ein sauber und festtäglich angezogenes Bauernmädchen mit vollem runden Kindergesicht, braunem Lockenhaar und ein Paar lieben braunen

Digitized by Google

Augen, mit denen sie jetzt den Alten erschreckt und doch so eigen anjau, daß es ihm ganz sonderbar ums Herz wurde. Das Mädchen möchte etwas über fünf Jahre haben; sie war gerade in jenem Alter der Liebenswürdigkeit, wo die Kinder noch reine unverfälschte Natur sind, und wo noch kein Zwang des Lebens oder der Schule ihnen den Blüthenstaub von den Schwingen gewischt hat.

(Schluß folgt.)

Die Rothkäppchen von Kerleau.

Eine Volkssage aus der Bretagne.

(Schluß.)

Am nächsten Tage nun befand sich Nicolas zu Kerleau und schickte sich zeitlich am Morgen zum Zuschneiden an, als er plötzlich Jeanetten, die ihm zusah, zurief:

„Potz Teufel, wie ärgerlich! jetzt ist's mit der Arbeit aus, denn mir fehlt mein Werkzeug. Ich habe mein Kästchen vergessen und kann ohne dieses nicht fortarbeiten."

„Oh, macht Euch nichts daraus, Meister", sagte das Mädchen, „ich will es Euch gerne holen."

„Ihr seid doch ein seelengutes Püppchen, Jeanette", erwiderte der Schneider „Hier ist mein Schlüssel, Ihr werdet das Kästchen auf einem Brette gerade unter meinem Fenster finden. Aber merkt Euch, Ihr dürft es ja nicht öffnen, denn sonst trifft Euch ein Unglück."

„Nein, nein, deßhalb braucht Ihr nicht zu sorgen", antwortete Jeanette. „Ich werde es nicht aufmachen" Und sie eilte fort.

Als sie das Kästchen gefunden hatte, nahm sie es unter ihren Arm und trug dasselbe so sorgfältig, daß sie es nicht einmal anzusehen wagte. Plötzlich glaubte sie Etwas darin zu hören — ja, schon wieder; ein regelmäßiges Wispern — ein Kichern und ein höchst sonderbares Klappern drang aus dem Kästchen heraus.

„Ich möchte doch wissen, ob ich nicht durch das Schlüsselloch Etwas sehen kann"; sie zog den Schlüssel ab: „Pah! Ich kann Nichts sehen, das Kästchen muß doppelt sein. Wie, wenn ich es gerade nur ein klein bischen öffnen würde? Nein, das geht nicht, Meister Nicholas sagte mir, daß mir dann ein Unheil zustoßen würde. Aber vielleicht sagte er dies nur, um mich zu erschrecken! Er ist ein pfiffiger Kauz, und will sein Geheimniß nicht verrathen wissen Unsinn, was kann es schaden, wenn ich ein bischen hineingucke? Wenn darin etwa ein Thier verborgen ist, so kann es mich doch nicht auffressen, da ich ja viel größer bin."

Während Jeanette, die sich eben inmitten einer großen Viehweide befand, so klügelte, öffnete sie etwa daumenbreit sachte den Deckel des Kästchens; aber kaum hatte sie dies gethan, so sprang eine ganze Schaar winziger Zwerge, deren jeder ein rothes Käppchen trug, heraus auf die Erde, tanzte um das Mädchen, und schrie aus Leibeskräften:

„Arbeit, schöne Meisterin, Arbeit!"

Jeanette stand anfangs ganz verblüfft da, riß den Mund weit auf, und betrachtete die kleinen Männlein, wie sie so herumhüpften und über einander purzelten. Als sie aber das Verlangen nach Arbeit vernahm, hielt sie sich für verloren, wenn sie die kleinen Schreihälse nicht befriedigen könnte; daher rief sie:

„Kommt, Rothkäppchen, und sammelt all die Aestchen und Holzsplitterchen, die auf der Weide liegen."

Die Zwerge lasen alsogleich alles Reisig auf, und in einem Augenblick war die ganze Weide reingefegt.

„Arbeit, schöne Meisterin, Arbeit!" schrieen sie wieder.

„Macht einen großen Haufen von dem Reisig, welches Ihr aufgeklaubt habt", sagte Jeanette. Und sie richteten einen Haufen hoch wie eine Eiche auf.

„Arbeit, schöne Meisterin, Arbeit!" erscholl es wieder.

„Nun, meine Männch n", bat Jeanette, „klimmt auf die Spitze des Haufens und springt in die Schachtel herab." Sogleich kletterten die Zwerge hinauf, und hüpften leicht wie eine Feder in das Kästchen hinein. Als der letzte darin war, versperrte Jeanette

Digitized by Google

es zweimal, und rannte so schnell sie ihre Füße tragen konnten, zu dem Schneider zurück."

Nicholas nahm nun die zugeschnittenen Stücke, steckte Nadeln und Fäden hinein, und öffnete sein Kästchen, um sie seinen Zwergen zum Nähen zu geben; aber als er bemerkte, daß die Händchen, die ihm die kleinen Männer entgegenstreckten, ganz grün beschmutzt waren, rief er aus:

„Was habt Ihr mit meinen kleinen Männchen gethan, Jeanette, daß sie sich die Hände so beschmutzten?"

„Ach!" erwiderte sie, „mir ist leid, daß ich es Euch gestehen muß. Als ich so schnell als möglich zurückkief, ließ ich das Kästchen fallen und all die armen kleinen Männchen stürzten ins Gras, und als ich sie wieder aufklaubte, vergaß ich, ihre Hände abzuwischen."

„Ah! Jeanette", sagte der Schneider. „Ihr dürft von Glück sagen, daß es Euch nicht schlechter erging."

„Nun, es thut nichts", antwortete sie, „und da Eure kleinen Dingerchen so emsig arbeiten, so kommt und versucht unsern Wein."

Nicholas trank den ganzen Tag tüchtig fort, um seinen Aerger zu ersaufen, und vermochte Abends kaum in sein Zimmer zu gehen. Als er endlich doch dort war, öffnete er sein Kästchen und die Zwerge sprangen alle heraus und riefen:

„Arbeit, Meister, Arbeit!"

„Tragt mich in den Hof hinab", antwortete Nicholas, „ich brauche frische Luft, und meine Füße wollen mich nicht tragen." Sie trugen ihn nun hinab, legten ihn auf die Erde und begannen wieder:

„Arbeit, Meister, Arbeit!"

„Immer dies verwünschte Lied!" sagte Nicholas. „Nun sammelt mir alle Steinsplitter, welche der Steinmetz ausgemeißelt hat."

Die Rothkäppchen schlüpften in alle Winkel des Hofes, und thürmten bald einen großen Haufen aus Steinsplittern auf; dann liefen sie wieder zu Nicholas und sangen:

„Arbeit, Meister, Arbeit!"

Aber Nicholas schnarchte, und als sie ihn endlich halb aufgeweckt hatten, brummte er: „Pack Euch zum Teufel!"

Bei diesen Worten faßten die kleinen Gesellen den unglücklichen Schneider, legten ihn auf die Steinsplitter, die sie aufgehäuft hatten, rollten ihn darauf hin und her, bis sich die Splitter in sein innerstes Mark trieben, und er zu Stein wurde. Dann stellten sie ihn unter das Thürmchen im Schloßhofe, wo er noch heute steht und von manchem Touristen neugierig betrachtet wird.

Miscellen.

Dresden, 10. April. Heute Vormittag begann die Loosannahme und Aushändigung der Gewinne der Nationallotterie zur Schillerstiftung. Das Haus, in welchem sich das Anmeldebureau befindet, war ein hübsches Stückchen in die Straße hinein dicht belagert, so daß die Herauskommenden Mühe hatten, die Freiheit wieder zu erreichen.

* Doppel-Palindrom.

Die Beiden stehn im innigsten Verein,
Dem schlimmsten Räuber treu zu dienen,
Sie schließen seine Beute ein,
Die Keiner fordert mehr von ihnen.
Was Erste nach dem Zweiten — rückwärts — that,
Das thut das Zweite — vorwärts — noch viel mehr.
Und macht gar 's Erste — rückwärts — über 's Zweit' sich her,
Erlangt 's gemeinsam Thun den höchsten Grad.

S. . . . . l.

Auflösung der Charade in № 43:
Geisblattlaube.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Gehe.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 45. Speyer, Dienstag 16. April 1861.

Das Wichtel.

Eine bayerische Dorfgeschichte

von

Hermann Schmid.

(Schluß.)

Die erschrockene Kleine schien jetzt erst zu begreifen, daß ihr etwas Unangenehmes drohe — sie verzog das Gesichtchen zum Weinen, als der Alte begütigend rief: „Wein' mir nur nicht, Kleine, ich thu' dir nichts, ich hab nur gemeint, es sei ein böser Bub' da, der mir meine Johannisbeeren stehlen will. Weine nicht, dann geb ich dir selber die schönsten davon!" — Während er das sagte, hatte er rasch eine Handvoll der schönsten Träubchen abgepflückt und reichte sie dem Kinde, das ihn mit den nassen Augen anlächelte. „Was willst du denn aber da?" fragte er. „Wie kommst du daher?" — „Ich bitte dich", sprach das Kind, „du mußt es der Mutter nicht sagen. Sie hat mir den Strauß mitgegeben und hat mir verboten, an dem Bändl zu zupfen — ich habs aber doch gethan, da ist der schöne Strauß auseinandergefallen — aber nicht wahr, du hilfst mir sie wieder zusammenmachen?" —

Der Alte hatte sich dem Kinde gegenüber auf den Stumpf eines abgehauenen Baumes gesetzt und betrachtete dasselbe mit lächelndem Wohlgefallen. „Da hast du dich just an den Rechten gewendet!" lachte er. „Ich bin mein Lebtag ein Hauptgärtner gewesen! Aber was willst du denn mit dem Strauß?" — „Der Strauß gehört für meinen Großvater", erwiderte das Kind geheimnißvoll; „es ist heut sein Geburtstag!" — „So?" fragte der Alte stutzend; „wer bist du denn? Wer ist denn dein Großvater?" „Kennst du mich nicht?" sagte das Mädchen wichtig. „Ich bin ja die Leitenmüller-Liesel, und mein Großvater ist der Grabenöder-Bauer." — In dem Gesichte des Alten zuckte es, wie heftige Blitze über den Gewitterhimmel, der Athem ging ihm schwer. „Kennst du denn deinen Großvater?" fragte er dann. — „Nein", erwiderte das Kind; „weißt du das auch nicht? Die Mutter hat gesagt, erst wenn ich fünf Jahre alt bin und recht brav bin, darf ich zu ihm gehn." —

„Sie haben's dem Kinde also doch verschwiegen!" brummte er vor sich hin und fuhr dann fort: „Du wirst wenig Ehre aufheben mit deinem Strauß, denn der Grabenöder ist ein garstiger alter Kerl, der keinen Menschen leiden kann." — „Lüg' nicht so!" rief das Kind. „Die Mutter hat mir alle Tag gesagt, daß er ein braver, guter, alter Mann ist, der sie immer recht lieb gehabt hat —." — „So, hat das die Mutter gesagt?" versetzte der Alte bewegt. „Hat sie dir dann nicht auch gesagt, was dein Großvater thun wird, wenn du ihm den Strauß bringst?" — „Freilich hat sie mir das gesagt!" lachte das Kind. „Er wird mich auf den Arm nehmen und wird sagen: ich dank dir schön, liebe Liesel, für deinen Glückwunsch —." — „Ja", rief der Alte erweicht, „er sagt so! Er nimmt dich auf den Arm und sagt: ich danke dir schön, liebe Liesel, für deinen Glückwunsch!" Er hatte das überraschte Kind auf den Arm gehoben und bedeckte es mit den zärtlichsten Küssen. „Schau mich nicht so fremd an, du närrisch Ding!" rief er. „Merkst du's denn nicht, ich bin ja dein Großvater!"

Ermuthigt und herzlich schlang ihm die Kleine die Aermchen um den Hals und so eilte er mit ihr dem Hause zu „He Urschel",

Digitized by Google

rief er der Magd durch die Thüre zu, „alles liegen und stehen lassen! Spring in die Leitenmühl' hinunter, der Müller und die Müllerin sollen herauf kommen zu mir!" — Verdutzt sah ihn die Magd an und wollte dann den Umweg um das Haus einschlagen. „Geh nur den nächsten Weg", rief er ihr nach; „spring über'n Zaun und reiß ihn nieder! Und du, Hies, läufst hinunter zum Nachbarn, zum Gemeindevorsteher, er soll einen Augenblick einkehren bei mir."

Ueberglücklich spielte der Alte mit dem schnell zutraulich gewordenen Kinde hin und her; die Eisrinde um sein Herz war geborsten und er fühlte sich wie neugeboren, daß er es nicht mehr zwingen, daß er ihm folgen durfte, wie es ihn zog. „Sollst was mit ansehn!" rief er dem zuerst herbeikommenden Vorsteher zu. „Muß mich doch dafür bedanken, daß du mir heut einen solchen Marsch gemacht hast!"

Jetzt eilte Liesel mit ihrem Manne athemlos den Berg heran, ihm entgegen. Er trat auf Veri zu, bot ihm die Hand und sagte: „Grüß dich Gott, Schwiegersohn!" — dann aber öffnete er die Arme, und Liesel flog dem Schluchzenden, wie er schluchzend, an die Brust. Worte hatten Beide nicht, aber die Thränen, die sie vergossen, waren von den seligsten, die je ein Menschenauge geweint.

„Und jetzt den Tisch heraus ins Freie!" rief der Alte nach der Begrüßung. „Heut ist mirs zu eng in der niedrigen Stube da drin! Ein feines Tischtuch drauf, und der Hies soll hinunter zum Wirth, er soll mir Wein schicken, den Besten, den er hat! Heut ist beim Grabenöder Hochzeit und Kindstauf und Geburtstag und ich weiß selber nicht was alles!" Es geschah schnell wie angeordnet; der Alte legte selber überall Hand an, dazwischen lief er aber immer wieder weg und schüttelte dem Müller die Hand oder liebkoste das Kind oder fiel Liesel um den Hals. Als alle unter der großen Buche um den Tisch saßen, ging die Sonne unter, glühend und erhaben, daß über dem erlöschenden See und den dunklen Wäldern der Brecherspitz und der Jägerkamp leuchteten und glühten wie riesenhafte Freudenfeuer. „Du lieber Gott", sagte der Alte und nahm die Mütze ab, „ich hab die Sonne oft untergehn sehn da heroben, aber so schön wie heut ist sie nie untergangen!"

Die Gläser wurden eben gefüllt, als noch ein Gast den Berg heraufkeuchte. Der alte Urbani hatte Abends seine gewohnte Gesellschaft in der Mühle nicht gefunden und schleppte sich nun, so sauer es ihn ankam, ebenfalls die Anhöhe herauf. „Halt," rief er schon von Weitem, „ich gehör auch dazu! Das ist wohl das Letztemal, daß ich mit meinen achtzig Jahren da herauf krageln werde, aber ich kehrte mich im Grab um, wann ich heut nicht dabei gewesen wäre! Hast es brav gemacht, Grabenöder, bin zufrieden mit dir, und wenn der Marschbefehl kommt, will ich dir drüben ein richtigs Quartier bestellen."

Der Jäger war ungemein gealtert und ging so recht auf den letzten Füßen, aber die alte Flamme loderte noch einmal auf, und er kam den ganzen Abend nicht zur Ruhe vor Munterkeit und launigen Einfällen. „Was mich am meisten freut," rief er, „das ist, daß ich eigentlich allein schuld daran bin, daß wir so beisammen sitzen! Wenn ich damals am Johanni-Vorabend nicht von den Wichteln erzählt hätte —." Vergebens winkte ihm der Müller ab; der geschwätzige Alte ließ es sich nicht wehren, Alles zu erzählen, was ihm auf dem Herzen lag, und was ihm Veri inzwischen längst über seinen verhängnißvollen Nachtgang erzählt hatte.

„Wenn ich das gewußt hätte," rief die Müllerin ihrem Manne mit lächelndem Drohen zu, „daß du damals auf solchen Wegen warst, so hätt' ich dir anders mitgespielt! Das war mir ein sauberes Gebet!" — „Aber es hat gewirkt!" rief der glückliche Müller. „Das Wichtel ist erschienen und ist wieder eingezogen in der Leitenmühle, und ich will schon sorgen, daß es mir nimmer entwischt!" Innig umarmten sich die Beiden; der Jäger aber rief: „alle Gläser eingeschenkt! Stoßt an mit mir, daß die Scherben springen — es lebe der Leiten-Müller und sein Wichtel!"

Digitized by Google

Der Hund des Gastwirths.

Mehrere Missethaten waren in Yorkshire im Laufe eines Winters verübt worden, als ein höherer Polizeibeamter in London den Befehl erhielt, an Ort und Stelle Nachforschungen nach den Thätern, von denen man bisher noch keine Spur entdeckt hatte, anzustellen. Im Monat Februar reiste er zur Erfüllung seines Auftrages nach Yorkshire ab und fand durch Regen und Unwetter die Provinz so unter Wasser gesetzt, daß es schwer war, auf den Landwegen vorwärts zu kommen. Die Postkutsche, welche in jener Zeit noch am Leben war, setzte ihn in dem Städtchen S. ab, von wo er bis zum nächsten Ziele seiner Wanderung zu Fuß noch beinahe eine ganze Meile zurückzulegen hatte, nur mühsam kam er vorwärts, und Koth und Wasser liefen ihm oft über die Stiefel. Mit Freuden begrüßte er daher endlich beim Scheine des zunehmenden Mondes das Wirthshaus zur aufgehenden Sonne, wo er die ersten Erkundigungen einzuziehen beschlossen hatte, und wohlbehaglich trocknete er sich hier an einem mächtigen Feuer, das in der Küche brannte, welche zugleich als Gastzimmer diente.

Die Bauern und die übrigen Gäste, die in dem Wirthshause waren, betrachteten den Städter mit weit aufgerissenen Augen und suchten durch verschiedene Fragen zu erfahren, welches Geschäft er hätte, wo er her käme und wo er hin wollte.

Der Polizeibeamte aber, seit langer Zeit daran gewöhnt, jede Art von Rollen zu spielen, stellte sich hier im höchsten Grade einfältig und wußte es dadurch auf geschickte Weise zu vermeiden, Antwort auf die Fragen zu geben; überdies war er hungrig wie ein Wolf und da der Gastwirth ihm bald nach seiner Ankunft ein warmes Abendessen vorsetzte, fiel er über dasselbe her und wußte dadurch weiteren Fragen zu entgehen. Neben dem Feuer schlief ein großer Bullenbeißer; der Duft des Abendessens erweckte das Thier, und da es erkannte, für wen das leckere Mahl bereitet war, näherte es sich dem Gaste und suchte mit demselben Freundschaft anzuknüpfen; dieser erwiederte das Entgegenkommen und reichte dem Hunde manchen guten Bissen, das Thier bewies darauf seine Dankbarkeit, indem es sich neben den Polizeibeamten setzte, seinen Kopf auf dessen Knie legte und ihm gutmüthig ins Gesicht sah.

In dem Gemache saßen einige nachlässig gekleidete Menschen von nicht sehr einnehmendem Aeußern bei ihrem Bier. Der Beamte entnahm aus ihren Blicken und ihrem leisen Geflüster, daß er ein Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit sei und fühlte sich dadurch nicht eben behaglich, zumal er sich vorhin für einen Viehzüchter ausgegeben hatte und sich nun sagen mußte, daß man bei ihm leicht eine größere Geldsumme erwarten konnte, weil er ohne Vieh reiste und daher wahrscheinlich von dem Markte zurückkehrte, wo er für seine Thiere Geld eingenommen haben mußte.

Dennoch tröstete er sich mit dem Gedanken, daß er sich in einem öffentlichen Gasthause befand und daher nicht leicht eine Gefahr zu befürchten hätte. Nach dem Abendessen ließ der Wirth sich mit dem Polizeimanne in ein Gespräch ein und erzählte ihm die Neuigkeiten, welche in der Nachbarschaft in Umlauf waren, namentlich aber die fürchterlichen einzelnen Umstände von der Ermordung eines Herrn Perry, sowie mehrere Brandlegungen, die in der letzten Zeit in der Gegend stattgefunden hatten. Der Beamte war sehr erfreut, daß der Wirth von selbst einen Gegenstand besprach, über den er Erkundigungen einziehen wollte, und nichts konnte ihm daher willkommener sein, als die Mittheilung der verschiedenen näheren Umstände.

Während seines Gesprächs mit dem Wirthe glaubte er zu bemerken, daß die verdächtigen Gäste an dem andern Tisch verstummten und aufmerksam auf jedes Wort lauschten, das er mit dem Wirthe wechselte.

So war es spät geworden und den Polizeimann, der durch den mühsamen Weg sehr ermüdet war, verlangte nach Ruhe; er forderte daher den Wirth auf, ihm ein Schlafgemach anzuweisen und während er nach demselben emporstieg, entfernten sich die übrigen Gäste.

Digitized by Google

Der Polizeiagent folgte seinem Führer durch mehrere lange, schmale Gänge, in denen der Wind pfeifend blies und blieb endlich vor einer Thür stehen, die in ein Schlafgemach führte. Der Wirth überreichte ihm das brennende Licht und wünschte ihm dann eine gute Nacht.

Der Gast stand im Begriff zu fragen, in welchem Theile des Hauses er sich befinde und ob in den anstoßenden Zimmern andere Gäste schliefen, allein er unterdrückte diese Frage, nahm das Licht, trat in das Zimmer und erwiederte die gute Nacht des Wirths. Die Schritte des Letzteren entfernten sich durch den finsteren Gang, der Gast setzte das Licht auf den Tisch und als er sich dann umwendete, die Thür zu verschließen, erblickte er mit Staunen und Vergnügen den großen Hund, der sein Abendessen mit ihm getheilt hatte und, vor der Thür stehend, freundlich mit dem Schwanze wedelte, indem er ihn fragend ansah, ob er zu ihm eintreten dürfe.

„Komm Alter!" rief der Gast und freudig sprang der Hund in das Zimmer.

Der Polizeiagent verschloß hierauf die Thür und war nicht bös darüber, einen Gefährten zu haben, wenn es auch nur ein vierfüßiger war.

Mochte es die Ermüdung der Reise sein oder irgend ein anderer Grund, genug, der Mann der Polizei fühlte sich in einer sehr gedrückten Stimmung und in dieser war es ihm erwünscht, ein lebendes Wesen an seiner Seite zu haben.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Ueber die gegenwärtige Hungersnoth in Indien liegen erschütternde Privatberichte vor. Das Elend der ärmeren Klassen in und um Delhi soll alle Vorstellungen übersteigen. Hunderte beschäftigen sich auf offener Straße damit, den Straßenstaub zu sieben, um einige Getreidekörner zu erhaschen, die beim Transport in den Staub gefallen sein mochten. Man begegnet halbverhungerten Greisen und Kindern, die kaum mehr die Kraft zum Betteln haben und wie Leichen aussehen. In einem officiellen Documente, das von der Regierung des Pendschab ausgeht, wird die Anzeige gemacht, daß in den südlich von Delhi gelegenen Dorfschaften, wo es keine oder doch nur ungenügende künstliche Bewässerungsmittel gibt, und wo das Gedeihen der Felder lediglich vom Regen abhängt, die Noth furchtbar ist. Weiber und Kinder wühlen im Erdreich nach verlorenen Körnern oder nach altem Getreide, das vor Jahren als unbrauchbar und ungesund vergraben worden war. Viele verhungern auf der offenen Landstraße, ganze Familien wandern aus, Städte und Dörfer stehen entvölkert, und doch ist die Noth noch immer nicht auf ihrer höchsten Höhe angelangt und wird noch furchtbarer werden müssen, wenn sich der Regen nicht in wenigen Tagen einstellt. Aus Mirut, einem Bezirke von etwa 4 Millionen Einwohnern, schreibt der Commissarius, es sei kein grüner Halm zu sehen, so weit das Auge in den Niederungen reiche; nur am Fuße der Hügelkette und dort, wo es Bewässerungskanäle gebe, lasse sich auf einen Ernteertrag hoffen, in den übrigen Landstrichen aber sterbe das Vieh aus Mangel an Futter und drohe allgemeine Hungersnoth.

Homonyme

An einem Gaule sahst du mich,
An einem Fische, einer Maus,
Dein lauschend Ohr entzückte ich,
Ich bin ein groß geräumig Haus,
Vier Brüder sind's im Ringeltanze,
Vier andere, bunt im Sonnenglanze,
Dann wieder Zwillinge — von Stein,
Von Holz, Glas, Erz, von Fleisch und Bein
Geschlagen ward's in mancher Schlacht.
Erfolglos hat man's nachgemacht,
Faust hat mit Sehnsucht d'ran gedacht;
Und dennoch trägt's der Mensch bewußt
Am Kopfe stolz und in der Brust.

Auflösung des Palindroms in № 44:
Sarg. Grab.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Grib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 46. Speyer, Donnerstag 18. April 1861.

Der Hund des Gastwirths.

(Schluß.)

Der Hund schritt bis in die Mitte des Gemaches vor, wedelte mit dem Schwanze und sah seinen neuen Freund fragend an, als erwarte er dessen Befehle. Dieser deutete deßhalb auf ein Stück von einem Teppich, der am Boden am Fußende des Bettes lag und sagte: „Leg' Dich, mein Hund."

Das Thier folgte der Aufforderung und der Gast ging zu Bett und versank beinahe augenblicklich in einen tiefen Schlaf. Diesem wurde er während der Nacht nur einmal entrissen, indem er über ein eigenthümliches Geräusch, ein Schnarchen und einen Ton, wie von einem Falle, aufwachte.

„Bist Du da, Hund?" rief er seinem nächtlichen Gesellschafter zu.

Ein leises Wimmern, wie eine Art Geheul, war seine einzige Antwort und da es ihm vorkam, als pfiffe der Wind durch das Gemach, drehte er sich nach der anderen Seite, zog das Deckbett über das Gesicht und war in wenigen Minuten wieder in Schlaf gesunken.

Am nächsten Morgen erweckten ihn die Strahlen der Sonne, die ihm voll in's Gesicht schienen. Er hob den Kopf in die Höhe und wunderte sich, das Fenster geöffnet zu sehen, während er doch gewiß wußte, daß es am Abend zuvor fest verschlossen gewesen war. Er sprang daher aus dem Bett und wollte das Fenster schließen, da sah er zu seinem höchsten Staunen einen Menschen der ganzen Länge nach mit dem Gesicht nach unten am Boden liegen, wenige Schritte von seinem Bett entfernt. Neben ihm lag der Hund und hatte eine seiner Pfoten auf den Kopf des Mannes gelegt.

„Was wollt Ihr hier?" rief der Polizeiagent, doch er erhielt keine Antwort. Darauf berührte er mit dem Fuße leise den Körper des Liegenden, doch dieser achtete darauf nicht. Nun bückte er sich, wendete den Menschen um und sah zu seinem Entsetzen, daß derselbe todt war. — Aber auf welche Weise war er hier um das Leben gekommen? Dies zeigte sich ihm bei näherer Untersuchung, denn eine tiefe Wunde in seinem Halse, offenbar von den Zähnen des Hundes herrührend, mußte seinen Tod herbeigeführt haben.

Der Mensch war augenscheinlich durch das Fenster in das Zimmer gestiegen und es war leicht zu errathen, daß er dabei die Absicht gehabt hatte, den Viehhändler zu berauben und wahrscheinlich auch zu morden. Die letztere Absicht ließ sich kaum bezweifeln, denn neben ihm lag ein Kampfstock und in der einen erstarrten Hand hielt er ein scharf geschliffenes, spitziges Messer, wie sich deren die Schweineschlächter bei ihrem Geschäft bedienen.

Der Polizeibeamte rief nach dem Wirth, doch vergebens; seine Stimme verhallte in den langen Gängen und erhielt keine Antwort. Er trat darauf an das Fenster und sah, daß dieses auf ein großes Kornfeld ging. Eine Leiter, die an der Wand lehnte, deutete den Weg an, auf dem der Mörder in das Zimmer gestiegen war.

Hastig kleidete der Gast sich an, eilte hinab in die Küche und machte hier Lärm. Der Wirth und einige andere Bewohner des Hauses eilten auf die Mittheilung, die er ihnen machte, mit ihm nach seinem Schlafzimmer und sobald der Wirth hier die Leiche erblickte, rief er aus: „Ei, das ist ja Dick Shawler! Sind noch mehrere von ihnen hier?"

Die Leiche wurde nach einem unteren Zimmer gebracht. Bald verbreitete sich das

Digitized by Google

Gerücht von dem, was vorgefallen war und während des Tages kamen viele Menschen nach dem Gasthause, um sich von der Neuigkeit näher zu unterrichten und den Mann zu sehen, der auf eine so eigenthümliche Weise um das Leben gekommen war.

Der Polizeibeamte, der mit Recht vermuthete, hier eine Spur von Verbrechern entdeckt zu haben, denen er nachspürte, fragte den Wirth, wer dieser Dick Shawler sei und mit welchen Menschen er Gesellschaft zu halten gepflegt hätte — und erfuhr, daß Dick einer von den vier müßigen Herumtreibern gewesen wäre, die ihren Lebensunterhalt auf eine Weise gewonnen hätten, welche sich Niemand zu erklären wußte, weßhalb man glaubte, es sei theils durch Diebstahl, theils durch Einbruch geschehen.

Der gewandte Agent erfuhr durch diese Mittheilung genug, um Schritte zu der Verhaftung der übrigen Genossen des Todten zu thun und bald zeigte es sich, daß dieselben die Mordthaten vollbracht, das Feuer angelegt und noch viele andere Verbrechen begangen hatten.

Der Herzog von Aumale und der heutige Bonapartismus.

Prinz Napoleon, der rothe Prinz, auch Plonplon genannt, hatte in der berüchtigten Senatsrede, worin er auf Veranlassung seines kaiserlichen Vetters die revolutionäre Politik des heutigen Bonapartismus offen und unverhohlen dargelegt, neben den Bourbonen auch die Familie Orleans in den Staub zu ziehen gesucht, um das Licht der Napoleone dann um so heller leuchten zu lassen. Auf diese Angriffe hat nun im Namen seiner Familie Heinrich von Orleans, Herzog von Aumale, in einem offenen Sendschreiben an den Prinzen, das in Form einer Broschüre unter dem Titel: Lettre sur l'histoire de France bei Dumincray in Paris erschienen ist, geantwortet. Dasselbe kann zugleich als eine Antwort aller Freiheitsfreunde und aller anständigen Menschen in Frankreich auf den von dem rothen Prinzen proclamirten Umsturz des Rechts und der Ordnung, sowie auf die kaiserliche Politik überhaupt betrachtet werden. Allen Berichten aus Paris zufolge hat dort kaum jemals eine Schrift so gezündet, als die kurze Broschüre des Herzogs. Man riß sich wahrhaft um dieselbe und machte förmlich Queue vor den Buchläden. Als dann später die Nachricht von der Beschlagnahme des Sendschreibens sich verbreitete — die Regierung hatte anfangs von dem Erscheinen desselben keine Kunde — wurden Exemplare um den Preis bis zu 50 Franken verkauft. Der Raum dieses Blattes gestattet nicht den vollständigen Abdruck der wichtigen und interessanten Schrift. Aber wir können nicht unterlassen, einige der bemerkenswerthesten Stellen daraus mitzutheilen:

„In einer Rede, welche Sie gehalten — beginnt der Herzog von Aumale — danken Sie den HH. Troplong und Persigny für die Lectionen römischer und englischer Geschichte, die sie unserm Lande ertheilt und die Sie sich zu Nutze gemacht haben. Ich möchte dieser Belehrung einige Worte über die französische Geschichte anfügen. Während der Chef Ihrer Dynastie zu Ham seine Verwegenheit gegen die Gesetze seines Vaterlandes büßte, genoß er unbeschränkt seine bürgerlichen Rechte und tadelte frei in den Journalen die rechtmäßige Regierung, die er mit offener Gewalt angegriffen hatte. Ich verlange solche Privilegien nicht. . . . Aber meine unverdiente Verbannung kann mir nicht das natürlichste, heiligste Recht rauben, meine öffentlich beleidigte Familie und mit ihr die Vergangenheit Frankreichs zu vertheidigen. Wird meine Antwort auf diese Beleidigung, welche eine so starke Regierung, in die Sie so großes Vertrauen setzen, an alle Mauern anschlagen ließ, folgen können? Ich will's versuchen. Und wenn wider alle Gerechtigkeit und Ehre meine Stimme in Frankreich erstickt wird, so wird sie doch in ganz Europa ein Echo finden, im Herzen jedes ehrlichen Mannes....

„Sie haben, wohl gemerkt, nicht das Recht, fürstliche Familien mit republikanischer Strenge zu beurtheilen. . . . Sie wurden eines Tages Senator, Großcordon, Divisionsgeneral, Prinz von Geblüt nicht durch Ihr damals noch unbekanntes Verdienst,

Digitized by Google

sondern durch das Recht der Geburt. . . . Was man auch sagen möge, es gibt keine Emporkömmlinge mehr, weder im Palais royal noch in den Tuilerien. Die souveränen Häuser (und ich denke, daß Sie die Prätension hegen, zu einem solchen zu gehören) haben nur einen Emporkömmling — ihren Gründer . . .

„Den Titel eines Emporkömmlings konnte sich der obscure Unterlieutenant beilegen, als er die Krone Karls des Großen auf sein Haupt setzte. Aber man ist kein Emporkömmling, wenn man sein Erbrecht in Straßburg und Boulogne öffentlich verkündet hat, wenn man ohne Uebergang aus dem Exil zur Regierung gelangt, wenn man sich Napoleon III. nennt. Obgleich Sie (Prinz Napoleon) so prächtig vom Staatsstreich am 2. December sprechen, hat man Sie doch nicht in den Reihen der Getreuen gesehen, welche an jenem Tag ins Elysee liefen, um sich unerschrocken dem Glück des neuen Dictators zu widmen. Freilich waren Sie auch nicht unter den Vertretern der Nation, welche auf der zehnten Mairie und hinter den Barrikaden gegen den Umsturz aller Gesetze ihres Vaterlandes protestirten. Wo steckten Sie denn? Niemand wüßte es zu sagen, wenn die entschlossenen Männer, welche den Kampf hinter den Barrikaden für ihre Pflicht hielten, sich nicht erinnerten, daß Sie plötzlich unter ihnen erschienen waren, um der Polizei den Weg zu weisen zu denen, welche sie im Namen des Siegers abfaßte. . . .

„Auf Ihre beißende Rede gegen die Bourbons ließen Sie das hohe Lob der Napoleons folgen. Die Napoleons! Gleich nach dem Proceß Paterson setzte dieser Pluralis einigermaßen in Erstaunen. Aber fürchten Sie denn nicht, dem Halbgott zu schaden, indem Sie die ganze Familie mit in dessen Glanzkreis ziehen? Denn wir wissen ja, was die Zeitgenossen von den Brüdern des Kaisers dachten und sagten. . . .

„Ich erstaune über Ihre Rücksichtslosigkeit gegen den Herzog von Orleans, meinen Großvater, der wie Sie, auf der Linken einer republikanischen Versammlung Platz genommen hatte. Er büßte seinen Fehler; er ging aus dem Convent aufs Schaffot, während Sie von den Bänken der Montagne hinabstiegen, um die prachtvolle Wohnung zu usurpiren, wo der Herzog von Orleans geboren war. Wäre die Februarrevolution einige Monate später ausgebrochen, hätte sie Ihren Vater in der Pairskammer im Genuß einer auf Sie übergehenden Dotation getroffen. Haben Sie vielleicht vergessen, was Ihr Vater Jerome und Sie selbst gethan haben, um nach Frankreich zurückkehren zu können, und die Güte vergessen, womit Sie mein Vater in St. Cloud empfangen hatte? Unter den Thürhütern, welche die Vorzimmer des Kaisers anfüllen, können Sie noch denjenigen erkennen, welcher Sie ins Cabinet des Königs Louis Philipp einführte, als Sie kamen, ihm für seine Gnade zu danken und neue Gnaden zu erbitten. Der König, mein Vater, hat seinen einzigen verfassungswidrigen Act begangen, als er ohne Wissen seiner Minister Ihrer Tante, der Königin Hortense, die Rückkehr nach Frankreich gestattete, während sie selbst und ihr Sohn mit den Republikanern gegen den Thron conspirirten. Unter der Juliregierung wurde nach Straßburg und Boulogne Niemand erschossen, was ohne Zweifel ein schwerer Fehler war, in welchen übrigens die Orleanisten wieder verfallen würden. Aber die Bonaparte halten in dem einzigen Falle Wort, wo es sich ums Erschießen handelt. Ich bin vollkommen überzeugt, daß Sie, mein Prinz, und die Ihrigen dieses einzige Versprechen genau erfüllen würden. Sonst hat Ihre Regierung kein Glück mit ihren Versprechungen. Ein einziger Mann hatte die republikanische Verfassung beschworen, und er hat den 2. December verbrochen. Das Kaiserthum ist der Friede, und wir hatten den Krieg in der Krim und in Italien. Frei bis zur Adria, und Oesterreich ist noch in Venedig, wie andererseits alle Betheiligten die Erfüllung der in Villafranca gemachten Zusagen noch erwarten. Die weltliche Macht des Papstes sollte respectirt werden, und wir wissen, wie es heute darum steht. Das Worthalten ist wahrlich keine Tugend der Familie Bonaparte, und in dieser Beziehung möge Jedermann auf seiner Hut sein. . . .

„Ich glaube, man könne sehr liberal sein, ohne alle revolutionären Unternehmungen zu bewundern, und ohne dem Grundsatze

Digitized by Google

zu huldigen, daß der Zweck die Mittel heiliget. Ich gestehe, daß die Expeditionen nicht nach meinem Geschmacke sind, welche Ihr heimlich anzettelt, öffentlich verleugnet und nachträglich ausbeutet; daß ich auch die plötzlichen Invasionen, welche alles Völkerrecht barbarisch mit Füßen treten, ebensowenig liebe, als die Verbissenheit gegen einen jungen König, dessen Sturz Ihr beschleunigt habt, als Ihr ihn den Weg der Reformen betreten sahet, und dessen Untergang Ihr arrangirt habt, als Ihr ihn entschlossen zu seiner Vertheidigung sahet. Insbesondere vermag ich nicht Beifall zu klatschen, wenn ich einen sardinischen General, welcher Ihren Kaiser in Savoyen begrüßte, von Chambery herbei eilen sehe, um mit der Hand, welche noch warm ist von dem Händedrucke Ihres Kaisers, eine Handvoll Franzosen zu meucheln, welche derselbe Kaiser zur Vertheidigung der päpstlichen Staaten autorisirt hatte. . . .

„Ihr behandelt die Angelegenheiten mit eben so großer Billigkeit und Aufrichtigkeit wie die Personen. Ihr habt zwei Gesichter und zeigt sie täglich beide. Den Katholiken sagt Ihr: „Kennt Ihr mich nicht mehr? Ich bin die Regierung, welche die römische Expedition unternahm, den Papst mit Sympathien überhäufte, den Frieden von Villafranca unterzeichnete, die Garnison in Rom verstärkte, meinen Gesandten von Turin abberief, meine Schiffe allein vor Gaeta ließ." Den exaltirten Anhängern der italienischen Revolutionen sagt Ihr: „Warum mißtraut Ihr mir, was thut Euch die Anwesenheit meiner Truppen in Rom? Habt Ihr vergessen, daß ich einst nur mit Widerstreben in die römische Expedition willigte; daß ich den Brief an Edgar Ney schrieb; daß der Friede von Villafranca in meiner Hand ein todter Buchstabe war, daß ich dem, der nach Castelfidardo abging, glückliche Reise wünschte, daß ich am Ende meine Flotte doch von Gaeta abberief und daß es heute weder römische Staaten, noch ein Königreich Neapel mehr gibt?" . . Und um eine Rolle in dieser Komödie zu spielen, habt Ihr den Abgeordneten Frankreichs das Wort zurückgegeben! . . . Ich bestreite nicht Ihre Kraft, ich fühle sie an der Arroganz Ihrer Sprache, an meiner Unruhe wegen der Zukunft meines Landes. . . Ich kann nicht ohne Schmerz daran denken, daß während ich schreibe, ein Franzose seiner Familie, seinen Freunden entrissen werden kann, um in ferner Gefangenschaft zu sterben, ohne daß der Moniteur es kund und zu wissen thut, daß mittelst eines Administrativbeschlusses ein Bürger vom Vaterlande getrennt wurde. . . . Wenn die Nation, wenn jeder Franzose gleicher Sicherheit, Freiheit und Unverletzlichkeit genießt, dann wird man berechtigt sein, an die Spitze unserer Constitution die Principien vom Jahre 89 zu schreiben, befreit von den Utopien des Jahres 91, von den Verbrechen des Jahres 93 und von der Heuchelei einer andern Epoche. Ich halte inne, von Schmerz bewältigt. . . . Ihnen aber, die Sie mit der Arroganz des Glücks und mit der Ungerechtigkeit, welche unverdientem Erfolge eigen ist, die alten Geschlechter behandeln, . . . die Früchte ihres Ruhmes und ihrer Klugheit genießen, . . . Ihnen wird man, wenn Sie den eingeschlagenen schlimmen Weg nicht verlassen, zurufen können, wie Ihr Onkel dem Directorium: „Was habt Ihr aus Frankreich gemacht?""

Miscelle.

Was bisher wohl noch nicht vorgekommen, hat sich in Ungarn in der Nähe von Czogled zugetragen — der Ueberfall eines Eisenbahnzuges von Räubern. Durch falsche Nothsignale veranlaßten sie den Zug zum Anhalten, schwangen sich dann auf die Waggons und erzwangen von dem Zugspersonale die Auslieferung mehrerer Gegenstände.

Auflösung der Homonyme in № 45:
Flügel.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Gritz.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 47. Speyer, Samstag 20. April 1861.

Ein Schattenbild aus Dahome in Afrika. *)

Von

Karl Andree.

Mich überkommt bei meinen Studien über Afrika allemal ein Gefühl tiefer Bedrückung und ich werde die Beklemmung nicht los. Ueber dem heißen Erdtheile brennt eine helle Sonne, aber in den Menschen ist immer noch tiefe Nacht. Nirgends ein heiteres Bild, oder frohes Treiben, außer etwa tief im Süden, wo unter gemäßigtem Himmelsstriche einige hunderttausend Europäer eine neue Heimath gefunden haben. Der Nordrand des großen Festlandes gehört zum Gebiete des Mittelmeeres, an und auf welchem seit den ältesten Zeiten reges Culturtreiben war, und ist durch Gebirge und Wüsten vom übrigen Continente geschieden. Er kann nur sehr uneigentlich als afrikanisch betrachtet werden und seine Menschen sind andern Schlages als jene am Niger oder im Kafferngebiete.

Im Lande der Schwarzen finden wir die Barbarei in allen Abstufungen, einen Mohamedanismus, der nicht einmal bis unter die Haut gedrungen ist, einen Fetischdienst mit blutigen Opfern; europäische Niederlassungen, welche wie Blutigel am Küstenrande hängen und fast alle ihr Entstehen dem Sklavenhandel verdanken, der seit vierhundert Jahren zur Verwilderung Afrika's beigetragen hat, und, wenn auch schwächer als ehemals, noch heute getrieben wird. Mindestens acht Zehntel aller schwarzen Afrikaner sind Sklaven, Fleisch und Blut des Menschen bildet den Werthmesser im Verkehr. Im eigentlich tropischen Afrika würde der Europäer sich niemals einbürgern können, auch wenn er vom Fieber verschont bliebe. An der Guineaküste beträgt die Lebensdauer der dorthin gekommenen Missionare durchschnittlich dreiunddreißig Monate; gesund bleibt Niemand, wer das Fieber überwindet, behält einen siechen Leib; die von europäischen Eltern im Land erzeugten Kinder sterben gewöhnlich vor dem achten Jahre und arten aus, wenn sie diese kritische Zeit überleben. Vielleicht gibt es in den höheren Gegenden des tropischen Afrika einige Punkte, an welchen der weiße Mensch gedeihen kann; aber die Pläne, Europäer in Massen anzusiedeln und von einzelnen Knotenpunkten aus die Neger auf eine höhere Gesittungsstufe zu erheben, werden wohl nur fromme Wünsche bleiben.

Wir preisen die Bemühungen der muthigen Männer, welche trotz aller Hindernisse und Gefahren unbeirrt daran arbeiten, den schwarzen Menschen statt des Fetisches einen Gott zu bringen, und den Neger zu sittigen. Sie verdienen Lob dafür, daß sie seine Barbarei in einzelnen Gegenden wenigstens mildern, und schon damit ist Vieles gewonnen, obwohl wir nicht glauben, daß man aus dem Schwarzen in Afrika, in seiner Urheimath, einen wesentlich andern Menschen machen, und daß man ihn völlig umbilden könne. Doch diese Frage möge hier bei Seite bleiben. In Afrika ist eine ungeheuere Arbeit auf Jahrhunderte hinaus zu thun, den Missionaren wie den Kaufleuten eine hohe Aufgabe gestellt. Zunächst kommt es darauf an, zweibeinige Wesen, deren Grausamkeit jene aller wilden Thiere übertrifft, in Menschen umzuwandeln, welche Gefühl haben. Der Leser wird verstehen, was wir meinen, wenn wir ihn an die westafrikanische Gold- und Sklavenküste

*) Hausblätter.

führen, in die von Blut triefenden, von barbarischem Pomp strotzenden Reiche Aschanti und Dahome, und ein Gemälde vor ihm aufrollen, das über unsere Begriffe hinaus abscheulich und doch in allen Einzelnheiten gräßlich wahr ist. Wir bedürfen dazu einiger Ueberwindung, aber wozu soll man die Augen verschließen vor dem, was leider einmal da ist?

Seit längerer Zeit bringt jeder Dampfer von der Guineaküste die Nachricht, daß der König von Dahome ein blutiges Opfer über das andere zu Ehren seines verstorbenen Vaters darbringe, daß er binnen etwa sechs Monaten schon über zweitausend Menschen geschlachtet und mit dem Blute derselben das Grab gefeuchtet habe, endlich auch, daß alle Vorstellungen der Europäer gegen ein so grauenvolles Verfahren fruchtlos seien. Hekatombe folgt auf Hekatombe, und so wird es fortgehen bis in die Mitte des Jahres 1861.

Das Reich Dahome nimmt den größten Theil des Landes zwischen dem Rio Volta und dem untern Laufe des Guorra (Nigers) ein; den Seehafen für die Hauptstadt Abome bildet das früher durch Sklavenhandel berüchtigte Waydah (Whydah), wo mehrere europäische Kaufleute Handel mit Palmöl treiben. Der Herrscher von Dahome ist der mächtigste unter den heidnischen Königen Afrika's, obwohl die Zahl seiner Unterthanen noch nicht dreimalhunderttausend erreicht. Von diesen sind nur zwanzigtausend Freie, wenn der Ausdruck erlaubt wäre, denn auch sie erscheinen unbedingt vom Könige abhängig und er betrachtet sie als seine Sklaven. Dieser Sklavenaristokratie sind alle übrigen als Sklaven unterworfen; diese haben ihrerseits Unterſklaven, und so ist alles Knechtschaft unter einem Despoten, der an nichts gebunden ist, als an ein fürchterliches Herkommen, dessen strenge Beobachtung ihm die Fetischmänner einschärfen. Ringsum sind die Lande verwüstet oder zinspflichtig gemacht worden; selbst der König von Aschanti zahlt einen Tribut, um nicht mit einem so streitbaren Feinde Krieg führen zu müssen, Yoruba zittert vor den fünfzigtausend Kriegern des Tyrannen von Dahome, bei welchem das Jahr nur zwei Abtheilungen hat, jene der Feldzüge, um Menschenbeute zu machen, und das der Festlichkeiten, die stets mit Blutopfern verbunden sind. Im November zieht das Heer aus, im Januar kehrt es heim. Dann „macht" der König einen Fetisch, das heißt, er opfert, kauft seinen Soldaten die abgeschnittenen Köpfe oder die lebendigen Gefangenen ab und schafft diese als Sklaven zum Verkauf an irgend einen Punkt der Küste.

Man kann die Dahomaner als ein Volk von Banditen bezeichnen; sie sind keine eigentliche Nation, selbst die Könige von gemischter Abkunft. Aber wie entstand ihr Reich? Im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts war Takudonau Häuptling des kleinen Stammes der Fov. Er stand in freundschaftlichem Verhältnisse zum Häuptlinge von Kalmina, den er verrätherisch angriff und dann den König Dah bekriegte. Nachdem er diesen besiegt, ließ er ihm den Bauch aufschneiden und über der Leiche in Abome einen Palast bauen, welchen er Dah Home, d. h. Dah's Bauch nannte. So heißt seitdem ein Reich, das unter Takudonau's Nachfolgern vergrößert und im Fortgange der Zeit ein Schrecken der umwohnenden Völker wurde. Nach ihm haben seit 1650 sieben Könige in Dahome geherrscht; im vorigen Jahre starb Ghezo (Ghezod), welchem jetzt sein Sohn Badahung Blutopfer bringt.

(Fortsetzung folgt.

Wie man in Amerika eine Stadt (Chicago) in die Höhe hebt.

(Aus Chambers' Journal.

Es gibt eine Stadt im Westen, welche selbst Amerikaner als eine Art Wunder betrachten werden, und diese Stadt ist Chicago, am Michigan-See. Ihr gelangt auf einer Haupteisenbahn in ein Conglomerat von Straßen und öffentlichen Plätzen, das an Ausdehnung nicht viel kleiner zu sein scheint, als die Stadt Dublin, und man sagt euch, alles dies sei erst ins Dasein getreten seit Erlaß der britischen Reform-Bill. Es ist keine rohe Anhäufung von Wigwams oder

Digitized by Google

Blockhäusern, sondern eine Stadt mit hohen und zierlichen Bauten, mit Kirchen, dem Staatshaus und allen andern passenden öffentlichen Gebäuden. Lange Terrassen hübscher Wohnungen, mit der Aussicht auf den See, bezeugen das Vorhandensein einer reichen und luxuriösen Einwohnerschaft. Nun, im Jahre 1830 war nichts der Art vorhanden. Wenn man die Geschichte dieser Oertlichkeit fünfzehn oder achtzehn Jahre weiter zurück verfolgt, so findet man, daß ihr einziger Ruhm darin bestand, eine Handelsstation mit einem kleinen Fort gewesen zu sein.

Diese Stadt ist herangewachsen zu dem Wohnsitz einer Bevölkerung von hunderttausend Seelen, ehe die Einwohner wahrnahmen, daß dieselbe an einem radicalen Baufehler leide — nämlich, daß sie auf die Oberfläche einer so gering oberhalb des Sees liegenden Ebene gebaut worden, daß das Wasser keinen gehörigen Abfluß hatte. Man erkannte diesen Uebelstand und seufzte im Stillen darüber, wie es gewöhnlich geschieht, wenn Uebelstände unverbesserlich scheinen; allein es war nicht blos ein einfacher Uebelstand, sondern eine wirkliche Gefahr für Gesundheit und Leben. Als endlich ein Mann auftrat und die Möglichkeit der Abhilfe behauptete, faßte man diesen Gedanken begierig auf, berieth und besprach ihn. Endlich wurde der Municipalität ein Plan vorgelegt, um die Stadt vertikal, um vier bis zehn Fuß, je nach den Bedürfnissen verschiedener Bezirke, zu erhöhen, und durch diese Erhöhung die Trockenlegung zu sichern — die Municipalität schenkte diesem Plan Gehör. Bei uns zu Lande würde derjenige für einen kühnen Ingenieur gelten, der ein solches Verfahren für möglich hielte; allein es scheint nicht, daß der Mann, welcher den Vorschlag machte, Chicago in die Höhe zu heben, dort als etwas Außerordentliches betrachtet wurde. Als der Verfasser dieser Zeilen im October 1860 in Chicago war, konnte er nichts Näheres über ihn erfahren, als daß er Brown heiße. Das Geschäft wurde rasch in Angriff genommen, denn die Amerikaner überdenken und besprechen nicht, wie wir, in einem Jahrhundert das, was ihre Nachkommen im nächsten vollenden sollen. Einmal überzeugt, daß sie das Rechte getroffen, machen sie keine weitern Umstände, sondern legen sluggs Hand an — und so thaten sie auch jetzt.

Ich sollte eher sagen, sie fingen an es zu thun: sie fingen an, und fahren nun damit fort; denn wie Rom nicht an einem Tage gebaut wurde, so konnte auch Chicago nicht an einem Tag in die Höhe gehoben werden. Der Fremde, welcher Chicago jetzt besucht, ergeht sich dort in Straßen von verschiedenen Bodenhöhen; zuweilen hat er eine Anzahl leiterähnlicher Treppen, die auf sonderbare Weise das Pflaster unterbrechen, hinauf-, zuweilen hinabzusteigen. Auch dürfte es noch ein oder zwei Jahre anstehen, bis Alles wieder planmäßig eben gemacht ist.

Allein das Verfahren dabei! Wie läßt sich ein schweres Gebäude (ein Haus von mittlerer Größe wird wohl viertausend Tonnen à 20 Centner Gewicht haben) in die Höhe heben? Wie läßt sich, wenn auch die Hebungsmittel vorhanden sind, das Heben so gleichförmig bewerkstelligen, daß die Mauern nicht reißen und bersten — mit einem Wort, mehr oder weniger den Einsturz drohen? Sonderbar, die Hebung geschieht nicht nur mit Leichtigkeit, sondern auch so gleichförmig, daß kein Sprung sich erzeugt, ja daß nicht einmal eine Mörtel-Lage von den Mauern fällt. Und nicht blos mit einem einzelnen Hause verfährt man so, sondern mit ganzen Häusercomplexen — mit Massen wie eine Seite von Belgrave Square oder ein Abschnitt von Regent Street. Der Grund hievon liegt darin, daß einzelne Häuser im allgemeinen so mit andern verbunden sind, daß man sie selten oder nie einzeln in die Höhe treiben kann.

(Schluß folgt.)

* Zur Sittengeschichte.

Neustadt, im März. Zu Ende des vorigen Jahres standen vor dem hiesigen Landgerichte mehrere Burschen aus dem benachbarten Dorfe Mußbach, angeklagt des nächtlichen Straßenunfuges bei Gelegenheit einer Hochzeit. Sämmtliche wurden

Digitized by Google

schuldig befunden, zu einer kleinen Geldstrafe und 1 Tag Gefängniß verurtheilt. Mit dem Vergehen selbst hatte es aber folgende Bewandtniß. In den Dörfern unserer Umgegend besteht seit undenklichen Zeiten der Gebrauch, daß jeder Auswärtige, der ein Mädchen des Dorfes als Braut heimführt, an die Burschen desselben eine Abgabe von einigen Kronenthalern zu entrichten hat, welche sodann gemeinschaftlich verjubelt werden. Diese Gebühr führt einen eigenen, nicht sehr poetischen Namen. Ist der Betreffende in Zahlung seines Tributes säumig, so wird er durch eine musikalische Aufführung in Form einer Katzenmusik vor dem Hochzeitshause an seine Pflicht erinnert. Im vorliegenden Falle scheint der Bräutigam sich dieser Unterlassungssünde schuldig gemacht und dadurch die Ortsjustiz gegen sich aufgebracht zu haben.

Es versteht sich von selbst, daß die Polizei dergleichen Ausschreitungen, die man mit Recht als Unfug bezeichnet, nicht dulden darf. Gleichwohl hat die Sache einen sehr zu beachtenden, sittlichen Hintergrund. Diese Sitte oder Unsitte beruht nämlich auf der Idee der Zusammengehörigkeit der Familie, die, wie das der berühmte Social-Politiker Riehl so anerkennend ausgesprochen hat, kaum irgendwo lebendiger ausgeprägt ist, als in unserer Pfalz. Die Gemeinde stellt die Familie im Großen dar, und wer das Band derselben löst, muß eine Sühne zahlen. Nun findet sich aber die Polizei nicht selten in die Nothwendigkeit versetzt, gegen altehrwürdige Gebräuche anzukämpfen, welche der Freund einer reinen Volksthümlichkeit gerne erhalten wissen möchte, wenn deren Fortbestand nicht Unordnung und Gesetzwidrigkeit zur Folge hätte. So sind die letzten Spuren des wahrscheinlich in den altgermanischen Kultus zurückreichenden Frühlingsfestes „Summerdag", das noch vor einigen Jahren Kindern im „Summerdagsingen" (wobei der Winter vom Sommer zum Lande hinausgejagt wird) auf unsern Dörfern eine Gabe an Eiern, Mehl und dergleichen einbrachte, gleich dem Dreikönigssingen sogar dem St. Johannisverein zum Opfer gefallen. Man sollte indeß, wo es irgend möglich ist, solche Gebräuche mit Schonung behandeln.

Miscellen.

Eine gigantische Zahnoperation. In einer der jüngsten Nummern einer englischen Sportzeitung wurde von dem berühmten Operateur Dr. Bartlett über eine von ihm vorgenommene Zahnoperation berichtet, welche wohl wahrscheinlich noch niemals unter solchen Verhältnissen stattgefunden. Das Männchen von dem in London befindlichen Hippopotamus-Pärchen brach sich durch Zufall einen seiner großen Hauer, und ließ durch sein Benehmen ganz deutlich erkennen, daß dieser Bruch ihm nachträglich gewaltige Schmerzen verursachte. Um ernsteren Folgen, serious consequences sagt der Berichterstatter, vorzubeugen, faßte Dr. Bartlett den kühnen Vorsatz, an dem Thiere die sicherlich größte Zahnoperation seiner Art zu unternehmen. Mit einer eigens dazu verfertigten, über zwei Schuh langen Zange, und durch eine solide Wand von Eichenholz geschützt, schritt der wackere Mann der Wissenschaft und des gewandten Zangengriffs an seine schwierige Aufgabe. Gleich beim ersten Griff mit der Zange entriß das blöde Thier mit einem Ruck das Instrument seinem Wohlthäter, und stürzte auf ihn zu, als er kaum die entfallene Zange wieder aufgehoben hatte. Zum Glück war der Doctor durch die Eichenwand vollkommen geschützt, und da das Thier mit dem weit aufgerissenen Rachen vor ihm Posto faßte, so hatte er auch nicht nöthig, seinem Patienten erst gewaltsam den Mund zu öffnen, sondern konnte den Zahn leicht zum zweiten Mal fassen, wobei er ihn lockerte und endlich beim dritten Angriff glücklich aus der gigantischen Kinnlade herauszog. Der ausgezeichnete Operateur erwähnt noch, daß das Thier mit einer fürchterlichen Gewalt aus seinen weit aufgetriebenen Nüstern gegen ihn schnaubte.

Die Marseillaise ist nach einem Aufsatz von Hamma in der Gartenlaube nicht von Rouget Delisle componirt, sondern von dem pfälzischen Hofcapellmeister Holtzmann, welcher die Melodie schon 1776 als Melodie eines Credo in einer Messe benutzte. Delisle hätte sein so berühmt gewordenes Gedicht dieser Melodie untergelegt.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Häger. und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 48. Speyer, Dienstag 23. April 1861.

Ein Schattenbild aus Dahome in Afrika.

Von

Karl Andree.

(Fortsetzung.)

Seit länger als einem Jahrhundert melden weiße Leute aus diesem heillosen Lande entsetzliche Vorgänge. Man war anfangs geneigt, die an Gräßlichkeit alles überbietenden Berichte in Zweifel zu ziehen oder doch für übertrieben zu halten, aber alle Ungewißheit schwand, nachdem die amtlichen Vertreter europäischer Reiche als Augenzeugen gesprochen hatten und ihre Angaben eidlich bekräftigten. Diese lauteten aus dem Mund und der Feder verschiedener Männer und aus verschiedenen Zeiten vollkommen übereinstimmend bis auf den heutigen Tag.

Alljährlich soll das Weltmeer erfahren, daß der König von Dahome ein mächtiger Herrscher sei. An einem bestimmten Tage im Julimonate stellt er in langer Reihe zwischen der Hauptstadt Abome und dem Hafen Waydah, auf einer Strecke von etwa zwanzig deutschen Meilen, seine Soldaten auf und läßt durch Kanonenschüsse verkünden, daß er dem Fetisch des großen Wassers einen Gruß zutrinke. Vom Palaste bis zum Ocean schießt der Reihe nach jeder Soldat sein Gewehr ab. Der erste Minister, der Miegan, ist zugleich der oberste Scharfrichter und bekleidet als solcher unter dem Könige die erste Ehrenstelle im Lande, die zweite nimmt der Mayo, eine Art von Wesir, ein. Aber beiden sind ein weiblicher Mayo und ein weiblicher Miegan nebengeordnet, welche zugleich als Vorsteherinnen des Harems dienen. Das Volk ist in zwei Abtheilungen getheilt: in die rechte, welche unter den Befehlen des Miegan steht, und die linke, über welche der Mayo gebietet.

Eine ganz eigenthümliche Erscheinung bilden die fünftausend weiblichen Krieger des Königs, die wir weiter unten näher schildern werden. Sie rühmen sich, daß sie Männer, nicht Weiber seien. Sie sind vortrefflich in den Waffen geübt und suchen es im Kriege an Tapferkeit wie an Grausamkeit den männlichen Streitern zuvor zu thun. Der König hat stets eine Abtheilung dieser Amazonen bei sich; nur bei einer Truppenmusterung werden sie durch Männer ersetzt. Sie wohnen in Kasernen innerhalb des Palastes, welcher auf weitem Raum eine große Anzahl von Gebäuden umfaßt, unter Oberaufsicht von Eunuchen.

Vor dem Könige muß jeder Unterthan sich in den Staub werfen und das Haupt mit Erde bestreuen; nur allein jene Fetischmänner, welche durch ihren Zauber Krankheit abwenden, sind von dieser Pflicht befreit. Dasselbe gilt von solchen Negern, die einst als Sklaven im Besitze weißer Menschen waren und freigelassen worden sind; diese brauchen sich nur zu verneigen. Aber Tabak darf nur ein Europäer in Gegenwart des Königs rauchen. Wenn der mit einem silbernen Schädel verzierte Herrscherstab öffentlich gezeigt wird, küßt jeder Unterthan buchstäblich die Erde; des Königs Frauen soll Niemand anblicken; jeder muß in ein Haus oder abseits gehen, wenn die warnende Glocke verkündet, daß sie nahen. Der König hat weit über tausend Frauen, doch nicht so viele als der Herrscher von Aschanti, welcher nicht unter dreitausenddreihundertunddreiunddreißig haben darf.

Ueber die Religion der Dahomaner fehlen genaue Nachrichten, weil die Eingeweihten strenge Verschwiegenheit beobachten. Den Landesgötze (Fetisch) bildet der Leopard, in Waydah ist er eine Schlange. Viele Menschenopfer haben aber keinerlei Bezug auf

Digitized by Google

den Fetisch, sondern werden „zum Vergnügen des Volkes“ veranstaltet. Ohne Menschenopfer vergeht kein Tag im Jahre, weil zum Beispiel beim Tode jedes irgend wohlhabenden Mannes ein Knabe und ein Mädchen abgeschlachtet werden, um in der andern Welt die Aufwartung zu besorgen. Zuweilen werden sie auch lebendig mit begraben. Bei den verschiedenen Festen, welche König Ghezo zur Belustigung des Volkes im Jahre 1848 veranstaltete, wurden 240 Menschen geopfert. Ohne Menschenblut gibt es in Dahome kein öffentliches Vergnügen

Das Volk ist schwer mit Steuern belastet und muß den vielen Einnehmern des Königs Abgaben von allen möglichen Dingen zahlen. Auf der zwanzig Meilen langen Straße von Abome bis Waydah darf kein Hahn krähen - Erhebt der „frühe Vogel“ seine Stimme, so ist er dem Könige verfallen und wird von dessen Steuerbeamten weggenommen Deßhalb bindet man allen Hähnen den Schnabel zu. Den Werthmesser bildet der Sklav; als Landesmünze läuft die Kaurimuschel um, von welcher zweitausend einen „Kopf“ oder „Kabes“ bilden und ungefähr den Werth eines Dollars haben. Wer viel Geld erwirbt oder viele Aecker urbar macht, wird dem Könige leicht verdächtig, und es ereignet sich wohl, daß er von ihm ohne Weiteres verkauft wird. Die Eltern haben keinerlei Eigenthumsrecht auf ihre Kinder, weil alle ohne Weiteres Sklaven des Königs sind. Dieser läßt sie in früher Jugend von den Müttern wegnehmen und in den Dörfern vertheilen. Viele sehen ihre Eltern nie wieder und ein Familienleben ist völlig unbekannt. Der Herrscher will nicht, daß sich verwandtschaftliche Gefühle und Blutsfreundschaften entwickeln, weil er argwöhnt, daß sie seine despotische Gewalt beeinträchtigen könnten. Jeder soll vereinzelt bleiben, nur auf seine eigene Sicherheit bedacht sein, sich nicht um Andere bekümmern. Väterliche Zärtlichkeit und kindliche Liebe sind eben so unbekannt wie mütterliche Zuneigung; denn die letztere sucht jede Frau zu unterdrücken, weil sie ja doch einmal weiß, daß man ihr das Kind bald wegnehmen werde.

Die Hauptstadt Abome hat nur etwa dreißigtausend Bewohner, aber einen Umfang von mehr als drei Stunden, weil die Hütten, aus welchen sie besteht, unregelmäßig durcheinander liegen und die Felder, Märkte und Hüttenpaläste des Königs einen großen Raum einnehmen. Die dicke Mauer aus Erde, welche ringsum läuft, bietet nur fünf oder sechs wohlbewachte Oeffnungen dar, und alle diese Thore sind mit gebleichten Schädeln — man kann sagen bespickt. Nicht mit Unrecht bilden Schädel das Reichswappen von Dahome. Als die beiden Engländer Forbes und Beecroft im Mai 1850 nach Abome kamen, um den großen Festlichkeiten beizuwohnen, fanden sie gleich innerhalb des Thores ein achteckiges Gebäude, das mit 148 neu aufladirten Schädeln „verziert“ war. Diesem Golgatha gegenüber stand ein purpurrothes Zelt, in welchem König Ghezo saß, umgeben von seinen weiblichen Ministern und einer Amazonengarde. Die Fremden wurden mit huldreichem Lächeln und freundlichen Worten empfangen. Die Gesundheit seiner „Schwester“ Victoria von England trank Ghezo aus einem mit Champagnerwein gefüllten silbernen Schädel! Ein buntgekleideter Hofsänger stimmte Lieder an und pries die Großthaten des heldenmüthigen Herrschers: „Du hast, gewaltiger Mann, den Verräther Aschardi getödtet, und sein Kopf ziert den Palast des Königs der Könige; die Attapams (ein Volk) sind vor dir in den Wald geflohen wie Tschimpanseaffen Du hast mehr Krieger gefangen, als Sterne am Himmel sind; denn wer fiele nicht in deine Gewalt, wenn du in den Krieg ziehst?“

(Fortsetzung folgt.)

Wie man in Amerika eine Stadt (Chicago) in die Höhe hebt.

(Aus Chambers' Journal.)

(Schluß.)

Um einigermaßen einen Begriff von dem „Haushebungsgeschäft“, wie ein Chicagoer Blatt es nennt, zu geben, wollen wir einiges Nähere von dem Verfahren anführen,

Digitized by Google

das man erst im April 1860 bei einem Häusercomplex anwandte. Wir wollen zum Voraus bemerken, daß dieser Complex eine Länge von 320, eine Breite von 140 bis 90 und eine durchschnittliche Höhe von 70 Fuß hatte. Er umfaßte ein großes Bank- und acht andere massive Gebäude, deren Erdgeschoß in dreizehn Läden abgetheilt war. Das Gesammtgewicht wurde auf 35,000 Tonnen geschätzt. Drei Firmen übernahmen die Arbeit um 18,000 Dollars, oder ungefähr 3500 Pf. St., und machten sich überdies anheischig, jeglichen Schaden, der entstehe, selbst wieder ausbessern zu lassen. Eine der auffallendsten Bedingungen bei diesem Vertrag war aber, daß die in diesen Gebäulichkeiten befindlichen Geschäfte keine Unterbrechung erleiden dürften.

Die erste Maßnahme nun, die man bei einer solchen Arbeit trifft, besteht darin, daß man den ganzen Grund aufreißt, Alles rings um die Grundmauer des Gebäudes wegschafft, und provisorische Gallerien und Wege für das Publikum während der Zeit des Hebungsverfahrens einrichtet. Dann gräbt man unter einem Theil der Grundmauern die Erde aus und fügt starke Balken hinein, welche durch Reihen so nahe als möglich neben einander gesetzter Schraubengeschirre gestützt werden. Ist dies gehörig in Ordnung gebracht, so entfernt man auf gleiche Weise ein anderes Stück der Fundationen, und so fort bis Balken mit Schraubengeschirren unter jeder Mauer der Gebäudemasse sich befinden. Bei dem fraglichen Häuser-Complex wurden im Ganzen 6000 Schrauben angewendet

Das Nächste, was man nun zu thun hat, ist Mittel und Wege zu schaffen, um die Schrauben in Thätigkeit zu setzen. Für je zehn Schrauben ist ein mit einem Hebel versehener Mann aufgestellt. Auf das Zeichen einer Pfeife dreht er eine Schraube um ein Viertel herum, geht fort zu einer andern, welche er auf gleiche Weise dreht, und so fort bis alle gedreht sind. Da die Schraube ein Gewinde von einem Dreiachtelszoll hat, so ist auf diese Weise das Gebäude um einen vierten Theil dieses Raumes auf allen Seiten, oder genau um $^3/_{32}$ eines Zolls gehoben worden. Die Pfeife ertönt wieder: jeder Hebel arbeitet abermals an seiner Reihe von zehn Schrauben, und ein ähnlicher Betrag vertikaler Bewegung für das ganze Gebäude ist vollendet. Ich habe eine umfangreiche lithographirte Abbildung vor mir, auf welcher der fragliche Häuser-Complex mit seinen bloßgelegten Grundmauern zu sehen ist, so daß man die Reihe der an den Schrauben beschäftigten Arbeitsleute überblickt, während in den über ihnen befindlichen Läden oder Werkstätten Alles in voller Thätigkeit ist, und auf dem Fahrweg daneben bewegt sich die gewöhnliche Menge Kutschen, Wagen und Fußgänger, als ob da nichts Besonderes vor sich ginge. Ist die gewünschte Höhe erreicht, so werden die Balken einer nach dem andern durch Mauer-Unterbau ersetzt, und das Pflaster wird auf dem neuen Niveau wiederhergestellt. Die in Rede stehenden Häuser wurden in fünf Tagen um 4 Fuß 8 Zoll gehoben, und man gibt an, daß die Kosten der neuen Fundation und Pflasterung sich auf 40—50,000 Dollars belaufen. Der Häuser Complex, welcher voller Inwohner war, enthielt eine Menge Spiegelglas, elegant bemalte Wände und viele sehr leicht zerbrechliche Dinge; allein keine Scheibe ward zerbrochen, kein Theilchen Mörtel oder Malerei verrückt, kein Stück Hausgeräthe beschädigt. Der Verfasser dieser Zeilen hält es nicht für überflüssig zu sagen, daß er diese Gebäudemasse sah und theilweise in genauen Augenschein nahm, und nicht das Geringste fand, was ihn auf die Vermuthung hätte bringen können, daß sie ursprünglich auf einer um nahezu fünf Fuß niedrigeren Bodenfläche ruhte als gegenwärtig.

Nationalverein.

(Advocat und Reisender) **Metz** an (Advocaten und Vorstand) **Streit.**

Lieber Feodor! Endlich scheint das Frühjahr ernstlich zu beginnen; wenigstens ist die Luft äußerst milde, die Lerchen singen und bald werden Tausende von Blättern erscheinen, die wir jedoch Gottlob aus unserer

Digitized by Google

Vereinskasse nicht zu unterstützen brauchen. Da nun die Natur wieder auflebt, so mache ich Dich aufmerksam, daß dies eigentlich eine sehr schöne Zeit zum Reisen wäre, besonders am Main, Rhein und Neckar, wo die Kirschen schon bald blühen. Ich wollte deßhalb fragen, ob es nicht eine kleine Commission für mich gibt, da ich für die nächsten Wochen disponibel wäre. Wir haben ja Geld genug und könnten wohl ein paar hundert Thaler daran wenden, unsere Saaten in Schwaben, Franken u. s. w. so zu sagen ein wenig zu begießen. Das Wasser will ich gerne liefern. Apropos, hast Du die Verhandlungen der bayerischen Kammer gelesen? Infam, wie uns der Lerchenfeld heruntergekanzelt. Am meisten haben mich die Anspielungen auf unsere Taktik geärgert, wornach wir, je nach Zeit und Ort, bald groß-, bald kleindeutsch sind, bald die schwarz-roth-gold'ne, bald die schwarz-weiße Fahne aushängen. Ich hätte nicht geglaubt, daß man diesen Kniff so durchschaut, und am wenigsten hätte ich das von den dummen Bayern vermuthet. Auch muß ich Dir sagen, daß ich Brater's Vertheidigungsrede sehr matt finde! „Wenn der Nationalverein nicht existirte, müßte er ihn herbeiwünschen, und wenn er nicht Mitglied wäre, würde er beitreten" — was ist das für lahmes Zeug? damit ist gar nichts bewiesen! Ich hoffe, daß Du ihm einen Rüffler schreibst; von Leuten, die unsere Mittel so stark in Anspruch nehmen, können wir erwarten, daß sie auch unsere Sache tapferer verfechten. Was helfen Artikel in Zeitungen, die an den Orten, für die sie berechnet sind, nicht gelesen werden? In der Kammer, da wäre der Platz gewesen; von der Tribüne der bayerischen Volksvertretung ein tüchtiges Wort zur rechten Zeit, das hätte gezündet, das wäre vielleicht tausend Thaler werth gewesen. So aber muß ich sagen, daß ich sehr enttäuscht war. In dem Maaße, als die Herren Meyer und Rose in Leipzig zu stark in's Zeug gingen, thut Brater zu wenig. Unser Organ: die „Gartenlaube" empfiehlt zwar in einer ihrer neuesten Nummern warmes Wasser als ein radicales Heilmittel, ich aber glaube nicht, daß die deutschen Zustände damit gebessert werden. — Also, lieber Freund, Du weißt, wie gern ich reise und Parthieen mache, und weil es jetzt gar so schön Wetter ist, so thue mir den Gefallen und bewillige mir ein paar hundert Thaler Reisediäten, die Generalversammlung hat gewiß nichts dagegen. Ich wende sie wahrhaftig gut an. Lebe wohl. Mit herzlichem Gruße Dein

Darmstadt, am 1. April 1861.

Freund Metz,
Advocat und künftiger Statthalter der Rheinländer.

P. S. Unsere hiesige Großherzogliche bekommt jetzt auch gezogene Kanonen. Wirklich kostbar!
(Punsch)

Wünsche.

Von Friedrich Hornseck.

Wärst, Mädchen, eine Perle du,
So möcht' das Meer ich sein,
Dann rauscht' und stürmt' ich immerzu:
Auf ewig bist du mein!
Und wärest du der Thau im Thal,
So möcht' die Sonn' ich sein;
Wie küßt' ich dich mit heißem Strahl
Und ewig wärst du mein!

Und wärest du ein lichter Stern,
Die Nacht dann möcht' ich sein,
Und ewig wärst du, nah und fern,
Nur mir, nur mir allein.
Und wärst die junge Erde du
Im holden Maienschein,
In dir dann fänd' ich Glück und Ruh'
Und möcht' begraben sein.

Das wünscht' ich mir wohl tausendmal
Und wünsch' es ewig neu,
Und werd' auch wieder tausendmal
Mir selber ungetreu.
Denn flöße von Sanct Gotthardts Höh'
Als Rheinweinstrom der Rhein,
Dann möcht' ich nur der Bodensee,
Doch ohne Boden, sein.

Verantwortliche Redaction: Dr J. L. Jäger und Dr. Eduard Meis.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 49. Speyer, Donnerstag 25. April 1861.

Ein Schattenbild aus Dahome in Afrika.

Von

Karl Andree.

(Fortsetzung.)

Man sieht, die niedrige Schmeichelei fehlt auch an afrikanischen Höfen nicht. Ein anderer Troubadour pries die Königin Englands als den größten Herrscher unter den Weißen; sie sei so mächtig wie Ghezo unter den Schwarzen. Diese Hofsänger sind zugleich Historiker und Archivare von Dahome und ihr Amt geht von den Vätern auf die Söhne über. Für ihre Gesänge werden sie vom Könige mit Rum beschenkt. Ein Dritter stimmte ein Loblied auf die Amazonen an, welche nach Beendigung desselben den Minister bestürmten, der ihnen die dargereichten Flaschen mit Branntwein füllen mußte. Nachdem sie sich gelabt, trat ein Hofnarr auf, welchem Gesicht und Hände weiß bemalt waren; er trug ein buntscheckiges Kleid und einen dreieckigen betreßten Hut; seine Späße wurden allgemein belacht.

An einem andern Tage fütterte der König in Gegenwart des versammelten Hofes seine Fasanen, welche ein Engländer ihm geschenkt hatte. Nachher wurde das Jquiaikbih gefeiert, das Fest der Belohnung der Troubadours. Auf einem großen Platze lag der König in einem Divan unter seinem Prachtzelte; zu beiden Seiten saßen seine Frauen und Amazonen, zusammen wohl an dreitausend, in festlicher Tracht. Vor jedem weiblichen Troubadour war eine Fahne aufgestellt. Die beiden ersten Minister wälzten sich vor dem König im Staube und bestreuten ihr Haupt mit Erde. Ein Herold trat vor und erzählte dem versammelten Volke, wie viele Länder der König erobert, wie viele Völker er bezwungen habe. „Er ist der Ruhmreiche, des Volkes Liebling, er hat eine freigebige Hand; wer ist so tapfer und großmüthig wie er? Seht ihn, seht ihn an, den König der Könige! Wer kann ihm widerstehen? Noch drei Länder hat er zu erobern: Abbeokutah, Yoruba und Tappur. Aber sie fallen, wenn der König auch nur ihren Namen ausspricht!“ — Nun wurden in großen Kürbisschalen die Köpfe überwundener Könige herbeigetragen. Diese Schädel waren mit Kupfer, Messing und Korallen geschmückt; andere an Stöcken, auf Sonnenschirmen, an Trommeln und Fahnen befestigt. Die Zahl der dargebrachten Schädel ging in die Tausende. An der Stelle, wo des Königs Zelt sich erhob, war am Abend vorher ein Opfer geschlachtet und unter dem Throndivan beigescharrt worden. So gebietet bei dem Troubadourfeste das Herkommen und Dahome ist ein „conservatives“ Land.

Mitten unter den Schädeln standen die Sängerinnen der Amazonenregimenter. Die eine rief dem Könige zu: „Du hast uns neu geboren. Wir waren Weiber, durch dich sind wir Männer. Ghezo, wir sind deine Sandalen. Krieg ist unsere Lust; er nährt uns, er kleidet uns, er ist uns alles. Volk, freue dich über Ghezo's Thaten!“ Die versammelte Menge jubelte hell auf, die Kanonen erdröhnten, der Herrscher erhob sich vom Divan und trank den Europäern ein Glas Schnaps zu. Er trug ein blauseidenes flatterndes Gewand, Sandalen, einen goldbetreßten Hut und eine goldene Kette. Alle Krieger sangen und tanzten, wenn er ein Glas leerte, und feuerten ihre Musketen ab; aber die Eunuchen hielten ein großes Tuch vor Ghezo's Gesicht, denn Niemand darf den König von Dahome essen

Digitized by Google

oder trinken sehen. Nachher wurden an alle Sänger Geschenke ausgetheilt. Bevor die Menge sich entfernte, wurde ihr kund gethan, daß Niemand, bei Todesstrafe, nach Einbruch der Dunkelheit sich außer dem Hause blicken lassen dürfe. Denn der König wolle opfern. Sobald die Trommel gerührt wird, soll jedes daheim bleiben. In jener Nacht ließ aber Ghezo nur sechs Menschen enthaupten.

Das war die Vorbereitung zu dem großen Feste des Ausstellens der königlichen Reichthümer und Schätze, Ekbatongekbeh. Auf dem geräumigsten Platze der Stadt wird das größte, purpurrothe, mit blauen und gelben Querstreifen versehene, mit einer Fülle von Menschenknochen und Schädeln reich geschmückte Prunkzelt des Herrschers aufgeschlagen. Zu beiden Seiten waren auf Stühlen die noch von Blut triefenden Schädel jener sechs Opfer ausgestellt; vor den Zelten stand ein hölzerner Elephant auf Rädern; der König reitet darauf und läßt sich von Soldaten ziehen. Es wäre unter seiner Würde zu gehen oder ein Pferd zu besteigen; er fährt in einem Wagen, reitet auf jenem Elephanten oder läßt sich in einer Hängmatte tragen. Der Reichsbannerträger schwenkte die Fahne; ihre Sinnbilder sind ein Schädel in einer Kalebasse, die auf drei Schädeln ruhet. Auf der großen Anzahl von Standarten sieht man Figuren, welche Köpfe abhauen. Im Zelte erwartete man den König; eine Gruppe des Hofgesindes bestand aus Zwergen, Buckeligen, Hofnarren und einigen Albinos; sie bewachten mehrere Strauße und eine große Meute von allerlei Hunden. Der weibliche Großwesir und der Tunnun, Oberster der Eunuchen, traten vor, als Ghezo erschien. Einundzwanzig Kanonenschüsse erdröhnten. Der König trug einen weißseidenen Mantel mit blauen Blumen, und Treffenhut. Die Trommeln wurden gerührt und der Herold verkündete, daß Ghezo, der ruhmreiche Leopard, der gewaltige Adler, Platz genommen habe.

Auf ein gegebenes Zeichen wurden nun des Königs Schätze allem Volke gezeigt und über den Marktplatz getragen. Der Zug bestand aus nahe an siebentausend Menschen, deren jeder etwas trug. Voran zogen des Königs Bruder mit 58 Ministern und Ortsältesten, nachher 30 Offiziere, 12 Eunuchen, 16 schwarze Kaufleute, eben so viele mohamedanische Priester, befreite Sklaven aus Brasilien, und dann abwechselnd Amazonen und Krieger mit Bannern. Von 2540 Weibern trugen manche Elfenbein, bemalte Stangen, Hacken, Dolche, Flinten, allerlei Nürnberger Tand, Trommeln, Schmuckfachen, Zeuge verschiedener Art, Rumfässer, Krokodile in Körben, Katzen, Schädel, Zuber mit Schädeln; andere führten Pferde, Schafe, Strauße, Kutschen ꝛc, bei weitem die meisten aber hatten Gefäße mit Kaurimuscheln. Alle warfen sich vor dem Könige nieder. Nachdem der Zug vorüber war, kamen zweitausend Kriegerinnen und tanzten; dann trat der König selbst vor und tanzte dem Volke vor, das ihn mit Jubel belohnte. Er drehte sich um und die Eunuchen hielten das Tuch vor. Ghezo trank.

Aber das „Fest" war noch nicht zu Ende; eine Hauptsache fehlte, ohne „Opfer" wäre König und Volk nicht zufrieden gewesen. Doch es kam, bevor die Sonne unterging. Zwölf an Händen und Füßen gefesselte Menschen waren in kleinen, korbartig geflochtenen Kähnen befestigt; man hatte sie weiß gekleidet und ihnen eine hohe rothe Kappe aufgestülpt. Diese Unglücklichen wurden von Dahomanern auf den über den Kopf emporgehobenen Händen getragen und der versammelten Menge gezeigt. Sie waren, nebst einem Alligator und einer Katze, dem Volke als „Geschenk" bestimmt; ihr ganzes Verbrechen bestand darin, daß sie Kriegsgefangene waren, das heißt, während des letzten Raubzuges hatten Ghezo's Soldaten ein Dorf überfallen und diese Bauern fortgeschleppt. Als sie vor dem Könige vorbeigetragen wurden, verzogen sie keine Miene; der Schatzmeister gab ihnen Muscheln, für welche sie sich die Henkermahlzeit kaufen sollten, und pries dabei die großmüthige Freigebigkeit des Monarchen. Am folgenden Tage mußten sie sterben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

* Deutsches Lesebuch.

Aus der südöstlichen Pfalz. In der Beilage zu No. 17 des Pfälzer Kurier drückt ein Correspondent seine Freude aus, weil fortan das Lehr- und Lesebuch in unsern Schulen wieder in Gebrauch kommen soll. Nach dem, was in jenem Artikel über das Lesen gesagt ist, darf angenommen werden, derselbe sei aus der Feder eines erfahrenen Fachmannes geflossen. In dem Falle ist uns der freudige Erguß des glücklichen Mannes geradezu unerklärlich. Haben wir in dem beregten Buche ein Lehrmittel, das Lehrer und Lernende zur Freude berechtigt? „Keineswegs!" Dasselbe entspricht den Anforderungen, die man heute an ein „gutes Lesebuch" stellt, nimmermehr.

Zur Begründung unserer Aufstellung erlauben wir uns, einige Stücke seines Inhalts unsern Lesern vorzuführen: „Der Löwe setzt mit einem Ochsen im Rachen über Steck und Staude weg; die Pfefferträucher wachsen auf unzugänglichen Felsen; diese sind von bösartigen Affen bewohnt. Nach ihnen wirft man mit Steinen; um sich zu rächen, reißen die wüsten Thiere alle Pfefferträubchen ab und werfen sie herab, dadurch verhelfen sie dem Menschen, wider Wissen und Willen, zu einer reichlichen Pfefferernte — Der Greifgeier hackt seine Krallen in einen aus Lehm gebildeten Knaben, um ihn mit sich fortzuführen; er kommt aber aus der zähen Masse nicht sogleich wieder heraus und man schlägt ihn dann mit Prügeln todt. — Der Spritzfisch spritzt, ohne je zu fehlen, mit einem Wassertropfen die Fliege vom Blatt des Stranchs — Es gibt 6 Thierklassen u s w!!"

Daß solch' äußerst naive Schilderungen durch den Lehrer berichtigt werden müssen, versteht sich von selbst; daß aber in dem Falle die Glaubwürdigkeit zu dem Buche von Seiten der Schüler schwindet, das versteht sich aber auch von selbst.

Nimmt man noch hinzu, daß das Buch in einer faden, ächt fränkischen Sprache abgefaßt ist, so wissen wir es unserer weisen Regierung zu danken, daß sie seither nicht auf den fortwährenden Gebrauch desselben gedrungen. Ist dasselbe hie und da durch die Geistlichkeit außer Curs gesetzt worden, so kann das wieder nicht verargt werden. In den meisten Fällen haben die Lehrer selbst und zwar aus pädagogischen Gründen das Buch fallen lassen. Es verblieben in dem Falle noch die Bibel und die bibl. Geschichte „als Lesebücher;" daß aber diese letztern nicht die ausschließlichen Lesebücher in unsern Schulen sein sollen und sein können, darin stimmen wir vollkommen überein. Ein Lesebuch, in welchem die sogenannten Realien in einfach edler Sprache klar und anschaulich behandelt sind, ist ein unabweisbares Erforderniß für unsere Schulen. Der unbestrittenen Wahrheit dieses Satzes haben wir es zu verdanken, daß keine Unterrichtsdisciplin durch vortreffliche Lehrmittel so würdig und reichhaltig repräsentirt ist, als gerade die in Rede stehende. Dem gewandtesten Schulmanne dürfte es schwer werden, unter der Masse vorzüglicher Lesebücher das beste herauszufinden. Doch wir haben ja auch nicht zu wählen, sondern nur entgegenzunehmen. Die competenteste Stelle hat gewählt. Durch höchstes Reskript des k. Staatsministeriums des Innern für Kirchen und Schulangelegenheiten vom 14. Jänner 1859 ist unsern Volksschulen das Sprach- und Lesebuch von G. Fr. Heinisch und J. L. Ludwig; Bamberg, Buchner'scher Verlag — kräftig empfohlen und ob dieser Wahl mögen sich Lehrer und Schüler, Alt und Jung freuen.

Das vortreffliche Buch besteht in 3 Abtheilungen, wovon die erste 15, die zweite 24 und die dritte 36 kr. kostet. Wohl bilden die drei Abtheilungen ein wohlgeordnetes systematisches Ganze; dennoch wird der 1. und 2. Theil vor der Hand vielen unsern Schulen genügen. In vielen Schulen, insbesondere in solchen, in denen die verschiedenen Abtheilungen durch besondere Lehrer unterrichtet werden, wird in der Oberklasse auch der 3. Theil willkommene Aufnahme finden. Wenn wir der Kürze des Raumes wegen auch nicht das vollständige Werk etwas genauer bekannt geben können, so wollen wir dies doch bei dem letzten oder 3. Theile thun. Es kann alsdann schon der Werth

Digitized by Google

der zwei vorhergehenden Theile erkannt werden. Der 3. Theil schließt den sprachlichen Anschauungsunterricht mit dem Periodenbau ab, sodann kommt das Wichtigste über Styl, die ähnlichlautenden Wörter und ihr Schreibgebrauch, und die ins Volksleben übergegangenen Fremdwörter, ihre Bedeutung und Aussprache. Jetzt folgt die Lehre vom menschlichen Körper und der Seele. Hieran reihen sich Charakterbilder aus der Naturgeschichte (Thier-, Pflanzen- und Mineralreich), Naturlehre, Geographie und Geschichte; sodann reihen sich prosaische und poetische Stücke vermischten Inhalts an. Endlich kommen die bürgerlichen Geschäftsaufsätze, und mit einem Grundriß der Realien (wohl der schwächste Theil) schließt das treffliche Buch. Fragen wir nach den Verfassern der einzelnen Aufsätze, so begegnen uns die Namen: Schiller, Göthe, Herder, J. Paul, Rückert, Uhland, v. Sallet, Mörike, J. v. Gaissel, Sailer, Hebel, Diepenbrock, Auerbach, G. Pfizer, Lenau, O. v. Redwitz, Alex. v. Humboldt, H. v. Schubert, Mügge, Cannabich, Oken, Geube, Lüben, Nösselt, Beck, Varnaleken, Bredow u. s. w. Das sind mitunter Namen, bei denen das deutsche Herz lauter schlägt; aber was sollen „sie" in der Volksschule?! Lieber Frager, nimm das Buch zur Hand, prüfe vorurtheilsfrei und dann: urtheile.

Wir haben die vollste Ueberzeugung, daß da, wo das Buch von Seiten der Lehrer und Schüler treu und gewissenhaft gebraucht wird, sich der Stand der Schulen in Bälde merklich heben müßte. Das Bedürfniß nach einem zeitgemäßen, aufgeklärten Unterrichte tritt ja überall, in einem gewissen Blatte wahrhaft heißhungerig hervor. Greift zu! Ein solideres Mittel, um „wahrhafte Aufklärung" zu befördern, wüßten wir nicht anzugeben. Manche Hausfrau, die ob der Ausgabe für das beregte Buch geschmollt, würde sich gewiß mit demselben bald versöhnen, wenn sie dasselbe in den Abendstunden in den Händen des Familienhauptes oder eines erwachsenen Sohnes statt der Karte bemerkte. (Auch die Erwachsenen können viel daraus lernen) Sollte jedoch, wie man mich glauben machen wollte, der Kostenpunkt das Hinderniß zur Einführung in unsern Schulen abgeben, alsdann, liebe Landsleute, nehmt's nicht übel, ist Euer Verlangen nach einem zeitgemäßen Unterrichte eben „Nichts", als eine „leere Krischerei!!"

Miscelle.

In London ist seit Kurzem eine Herberge für ausgehungerte und obdachlose Hunde errichtet. Sie besteht aus drei großen Ställen, hat einen besondern Arzt und Wärter, der jeden Abend London durchwandert, um Candidaten für das Siechhaus zu entdecken. Der „Spectator" bemerkt beißend, mit der Zeit werde man vermuthlich auch zu einem Eselhospital schreiten, denn dessen bedürfe die Gesellschaft offenbar. Es sei eine Sünde, eine Satyre auf die Menschheit, daß man für die „intelligenten" Thiere schwärme und durchschnittlich in London jeden Tag einen Menschen Hungers sterben lasse.

Logogryph.

Ich bin der Anfang aller Peinen,
Wenn du mich einzeln läßt erscheinen;
Doch gibt es ohne mich auch Qual
Auf Erden wohl in großer Zahl.

Ein Zeichen wirst du setzen müssen,
Dann nenn' ich von Europa's Flüssen
Dir einen, dessen Ufersand
Man sumpfig zwar, doch fruchtbar fand.

Ein Zeichen mehr, und dann bedeute
Ich einen Punkt am Weltgebäude.
Ich wohn im Süden und im Nord —
Kein menschlich Wesen sieht mich dort.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Erb.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 50. Speyer, Samstag 27. April 1861.

Ein Schattenbild aus Dahome in Afrika.

Von

Karl Andree.

(Fortsetzung.)

Es war der letzte Mai 1850, an welchem das Ekwennahtomih, das Fest der Geschenke, gefeiert wird. Der König bietet seinen Unterthanen Menschenopfer dar. Auf einem Marktplatze war ein zwölf Fuß hohes Gerüst aufgeschlagen, und mit einer Brüstung bis zu halber Mannshöhe eingefaßt, mit bunten Zeugen belegt, mit rothen Zelten und Sonnenschirmen geschmückt, und auch Fahnen fehlten nicht. An der Westseite befand sich ein etwa hundert Fuß ins Gevierte haltender freier Raum, der mit stachelichem Akazienzweig eingefaßt war. Dort saßen oder lagen die Gefangenen in den Körben, ringsum standen die Volksmassen und die Krieger, unter welchen Ghezo Geld austheilen ließ. Die Europäer mußten beim Schauspiel zugegen sein, und es gelang ihnen, wenigstens drei der Schlachtopfer gegen Bezahlung von dreihundert Thalern zu retten. Der König erschien; das Gerüst war mit Muscheln, Zeug, Tabaksrollen und Rumfässern förmlich bedeckt. Das alles wurde an das Volk vertheilt.

Der oberste Eunuch läutete die Todtenglocke und alles wurde still. Die neun Gefangenen wurden auf das Gerüst bis an die Brüstung getragen und zuckten auch jetzt mit keiner Miene; sie waren ganz stumpfsinnig, keiner vergoß eine Thräne. Der König besah noch einmal die Opferstätte, an welcher die stacheligen Akazienzweige zusammengehäuft waren. In dieses stürzte man einen Gefangenen nach dem andern hinab; unten standen acht Würdenträger mit Keulen und Säbeln, hieben den Opfern die Köpfe ab, thaten ein Gleiches mit der Katze und dem Krokodil und warfen die Leichen fort. Das Volk rief dem Könige zu: „füttere uns, wir sind hungrig!" Ghezo selbst hatte jedem Korb einen solchen Stoß gegeben, daß derselbe sich in der Luft umwenden und der darin liegende Mensch mit dem Gesicht in die Dornen stürzen mußte. Nachher wurden die Körbe gesammelt und in jeden legte man ein blutiges Haupt.

Am folgenden Tage veranstaltete der König das Fest der Flintenschüsse, Ethsohigbi, das heißt, er hielt eine große Musterung über sein Heer, das aus viertausend männlichen und dreitausend weiblichen Kriegern bestand. Alle waren in blau- und weißgestreifte Röcke gekleidet, trugen kurze Beinkleider und an den Mützen ein Abzeichen ihres Regiments, zum Beispiel ein Krokodil. Jede Abtheilung hatte ihre besonderen Trommeln, Standarten, Kriegsstühle und mit Schädeln verzierte Schilde. An jenem Tage mußten selbst die Hofzwerge Waffen tragen. Nachdem Ghezo unter einem riesigen Sonnenschirme Platz genommen, zogen die Truppen in siebenundsiebzig Bannern und unter der Musik von fünfundfünfzig Abtheilungen Spielleuten vorüber, und wenn sie vor dem Könige vorbeikamen, erhoben sie lauten Jubel. Dann trennten sich die Männer von den Amazonen, führten Scharmützel auf und feuerten ihre Musketen ab. Sehr gewandt benahm sich die Schaar der Plünkler, deren jeder ein Glöckchen an sich hängen hatte. Der König, welcher bei dieser Gelegenheit auf seinem Kriegsstuhle saß, erhob sich und gab dem Heer einen Tanz zum besten. Zuerst schoß er eine Flinte ab, sprang vor und rückwärts, bewegte sich im Kreise, kroch an der Erde hin, stellte sich auf die Zehen,

Digitized by Google

als ob er horchen und beobachten wolle, drehte sich rund um, feuerte wieder ein Gewehr ab, und dann begann abermals ein Scheingefecht aller.

Als dann nach den Männern auch die Amazonen ihre Uebungen anstellten, trat der König wiederum vor und führte auch vor diesen Kriegerinnen seinen Tanz auf. Sie sangen ein Lied zu Lob und Preis der Sklavenhändler, rühmten, daß sie durch diese Waffen und Pulver bekämen und Sklaven erbeuten könnten. Nachdem sie ihre Uebungen vollendet hatten, kauerten alle zur Linken des Königs nieder, nur ihre Stabsoffiziere setzten sich auf Stühle. Aus der Ferne hörte man Trommeln, und bald erschien ein Regiment mit den Fetischen des Heeres. Der König erhob sich von seinem Stuhle und schüttete etwas Rum auf Klumpen geronnenen Menschenblutes, das von den Fetischpriestern getragen wurde. Erst um sieben Uhr Abends war dieses Fest der Schüsse beendigt, bei welchem alles mit bewunderungswürdiger Ordnung und Regelmäßigkeit vor sich ging; alles griff genau ineinander, und besonders die Adjutanten zeigten eine große Gewandtheit. Der König bemerkte den anwesenden Europäern, daß er auf sein Kriegsheer stolz sei, besonders auf seine weibliche Garde du Corps.

Auch der ganze Junimonat wird mit Festlichkeiten ausgefüllt, bei welchen der Hof eine hervorragende Rolle spielt. Es ist strenge Vorschrift, daß an jedem Festtage sechs Menschenköpfe über dem Eingange zum Palaverhause aufgesteckt und daß die Eintretenden durch die an der Schwelle befindlichen frischen Blutlachen gehen müssen. Auch der englische Bevollmächtigte Forbes und Consul Beecroft wateten hindurch; sie waren eingeladen und wollten den Pomp anschauen, welchen Ghezo entfalten ließ. In den großen Gemächern hatten sich alle Minister aufgestellt; sie trugen lange, mit Goldborten besetzte Röcke von rothem Sammt; der König prunkte in weißem Atlasmantel und betreßtem dreieckigem Hute; seine Sandalen waren von Silber. Die zum Fest befohlenen Amazonen hatten an jenem Tage rothe Röcke; jene ihrer Offiziere waren mit Gold gestickt. Alle Damen des Harem starrten von Sammt und Seide und trugen Federn. Eine Anzahl von des Königs Frauen sangen, tanzten und declamirten, wie in einer Oper. Abermals wurden Schätze und Kleinodien aufgestellt und vorgezeigt, darunter eine ganze Sammlung von allerlei verschiedenen Kutschen. Im Zelte saßen zweihundert Lieblingsfrauen des Königs, der sie den beiden Europäern zeigte. Viele hatten allerlei Kinderspielzeug, Nürnberger Tand, und saßen in dem schattigen Zelt unter Sonnenschirmen; manche der letzteren waren mit Juwelen besetzt. Nachdem die Minister, die Ortsvorsteher aus den größern Gemeinden des Landes und die Stabsoffiziere vorgestellt und mit Geschenken begnadigt worden waren, verkündigten Herolde des Königs Titel; darauf erschienen die Hofdamen um Späße zu machen, die zum Theil in Affenhäute gesteckten Hofzwerge und als Gegensatz auch ein paar Hofriesen. Eine Art Ballet, an welchem der Kronprinz sich betheiligte, fehlte nicht.

Dieser Kronprinz Badahung ist jetzt König und läßt zu Ehren seines Vaters die entsetzlichen Blutopfer vollziehen, welche in der ganzen gebildeten Welt ein so peinliches Aufsehen machen. Der Leser wird nach den obigen Mittheilungen über die Feste und Lustbarkeiten in Dahome selber ermessen können, welch ein Gepräge die Festlichkeiten zum Andenken des verstorbenen Königs tragen. Die Einzelnheiten sind zu grauenvoll, als daß wir sie mittheilen möchten; wir geben nur die Grundzüge, welche durch das geheiligte Herkommen ein für allemal festgestellt worden sind und gegen welche keinerlei Einwendung fruchtet. Deßhalb hat sich König Badahung streng daran gehalten.

Unmittelbar nach dem Ableben des Herrschers graben acht Männer eine große und tiefe Grube, über welcher man ein Gerüst anbringt. Dasselbe dient zum Paradebett. Auf dasselbe legt man eine mit kostbaren Zeugen umwickelte Puppe, welche den Verstorbenen vorstellt, und umgibt sie mit vielen Kleinoden. Gleich nachher erscheinen jene acht Männer wieder und steigen einzeln nach einander auf einer Seite zum Gerüst hinan. Oben schlägt des Königs Premierminister in seiner Eigenschaft als

Digitized by Google

Reichsscharfrichter ihnen die Köpfe ab; die Leiber werden weggetragen und den wilden Thieren vorgeworfen.

Gleich nachher drängen sich des Königs Frauen herbei, weil jede des Vorrechtes sich erfreuen möchte, mit dem Verstorbenen in demselben Grabe zu ruhen und in der andern Welt ihm zu dienen und ihm Freude zu machen. Allein das Herkommen beschränkt die Zahl dieser Unglücklichen auf nur vierundzwanzig; alle übrigen müssen Verzicht leisten und thun es auch, aber nicht ohne Heulen und Klagen darüber, daß man sie so ungerecht behandle. Denn die Gruft enthält ja eine Menge lockender Sachen: Korallenschmuck, Rum, Tabak und Pfeifen, betreßte Hüte, goldene und silberne Kästchen und Stäbe mit Knöpfen von edeln Metallen. Den vierundzwanzig Auserwählten schärft man ein, den König wohl und sorgsam zu pflegen, ihn mit Rum zu waschen, ihm aufzuwarten, die Tabakspfeifen in Ordnung zu halten und jeden zweiten Tag Weihrauch zu verbrennen. Nachdem sie das alles zu thun gelobt, entsteht unter ihnen ein Drängen, denn jede möchte die erste im Grabe sein. Man zerschlägt ihnen allen die Schenkelknochen, wirft sie halb lebendig in die Grube, verschließt dieselbe und schüttet Erde darüber. Fünf Tage lang werden neben dem Grabe Geschütze abgefeuert.

(Fortsetzung folgt.)

Panzerschiffe.

(Nach dem „Ausland.")

Der Kampf zwischen Schiffs- und Landartillerie war von jeher ein sehr ungleicher. In Folge der Schwankungen des Schiffes schießen die Seekanoniere sehr unsicher. Während die Landartillerie einen Gegenstand von vielen Tausenden von Quadratfuß, nämlich das Schiff selbst, vor sich hat, so daß jede ihrer Kugeln trifft, soll der Schiffskanonier nach den einzelnen Kanonen hinter der Batterie zielen. Das Schild des Schiffskanoniers ist ein Brett, das Schild des Feindes am Land ein Wall von Sand und Rasen. Der erste hat Schiffsbrand und das Meer, der andere nur Kugeln zu fürchten. Allein alle diese älteren Nachtheile sind durch die Erfindung Paixhans, den Hohlkugeln eine flache Flugbahn zu geben, ins Unberechenbare gesteigert worden. Es gibt, sagt das letzte Quaterly Review, vier Sorten solcher Bonbons. 1. Concussionskugeln, die ein Zündhütchen mit sich führen, welches, sowie die Kugel auf den ersten Widerstand stößt, die innere Ladung der Kugel entzündet, die weit und breit Alles in Stücke reißt, gleich als ob eine Miene sich entladen hätte. 2. Noch gefährlicher ist eine andere Art, die mit flüssigem Eisen gefüllt wird. Das flüssige Eisen erweicht die äußere Schale der Kugel, die am Ziel wie eine faule Birne zerplatzt, worauf das geschmolzene Eisen das Holzwerk überfließt. 3. Kugeln, die in fünf oder sechs Löchern mit einem Pulver, ähnlich wie die Raketen, gefüllt sind, welches beim Abfeuern sich entzündet und selbst unter dem Wasser fortbrennt. Endlich 4. Norton's Bombe, die mit einer brennbaren, unverlöschlichen Flüssigkeit gefüllt ist. Solche Bomben sind zur Vernichtung eines Holzschiffes so ausreichend, daß wir von den Raketen gar nicht zu sprechen brauchen.

Es fragt sich nun, wozu nützen überhaupt noch Kriegsflotten, außer daß sie Landungen von Truppencorps beschützen können? Flotten hatten im Kriege gegen Rußland aufgehört Kriegswaffen zu sein, sie waren nur noch Kriegstransportmittel, und jetzt zumal, seit Anerkennung der Rechte von Neutralen, seit Einschränkung des Blocadeunwesens, endlich seit der Schöpfung von Eisenbahnnetzen haben Flotten nicht einmal mehr die Macht, dem Handel des feindlichen Staates zu schaden, sondern können ihn höchstens nur zwingen, etwas kostspielige Umwege einzuschlagen. Für Seemächte und ganz besonders für England waren diese Erfahrungen trostlos, so trostlos, daß die Briten trotz ihres Widerwillens, ja ihrer Verachtung vor dem Soldatenhandwerk zu Hunderttausenden in die Freiwilligencorps traten, und bereits ernstlich erwogen und erwägen, ob man denn nicht London ähnlich wie Paris durch einen Ring

Digitized by Google

detachirter Forts befestigen sollte. Der Krieg in der Krimm, welcher die Flotten in ihrer tiefsten Ohnmacht zeigte, sollte ihnen aber auch eine helle Zukunft wieder erschließen.

Im Jahre 1845 hatte ein Amerikaner Namens Stevens, ein berühmter Schiffszeichner, Versuche angestellt und die Thatsachen ermittelt, daß einzöllige Platten von Schmiedeisen für jede Art von Hohlgeschossen, ferner daß 6 Zoll dicke schmiedeiserne Platten undurchdringlich sind für jedes (damals bekannte) Vollgeschoß, mag das Kaliber, die Ladung oder der Abstand sein, welche sie wollen. Er machte kein Geheimniß aus seiner Entdeckung, aber die Seemächte auch keinen Gebrauch von seinem Geheimnisse. Die britische Admiralität, über deren Zopf von jeher geklagt wurde, ließ sich nicht aus ihrer „bewährten" Praxis stören, und alle Mahnungen wurden damit abgefertigt, daß eine 68pfündige Vollkugel eine 4½ Zoll dicke schmiedeiserne Platte durchschlagen habe. Nicht so Napoleon III. Gerade so wie er die gezogenen Geschütze eingeführt, sie allen Kriegsmächten aufgenöthigt hat, obgleich die alten Artilleristen an ihren „bewährten" Waffen festhielten, hat er auch einem völligen Umsturz im Schiffsbau das Thor geöffnet. Man wird sich erinnern, daß im Kriege gegen Rußland eiserne schwimmende Batterien erbaut wurden. Sie waren höchst unbehülflich, so unbehülflich wie die ersten Dampfmaschinen, die ersten Dampfschiffe und die ersten Dampfwagen es waren, die jetzt die Welt beherrschen, so unbehülflich endlich, daß die englischen gar nicht nach dem Kriegsschauplatz gesendet werden konnten und nur die französischen die Gewässer der Krimm erreichten. Sie nahmen Antheil an der Beschießung von Kinburn am 17. October 1855. Herr Russel, der Kriegscorrespondent der „Times", war gegenwärtig und meldete das vollständige Gelingen des Versuches. Die schwimmenden Batterien legten sich bis auf 2400 Fuß von der Festung und fochten fast straflos gegen die Landartillerie. Der Kampf währte von 9 Uhr 30 Minuten bis 10 Uhr 10 Minuten, nach welcher Zeit das Fort Kinburn die Flagge strich. In diesem Fort lagen 51 Geschütze, theils 18- theils 24-Pfünder und 12 Mörser. Ihre Kugeln aber vermochten den schwimmenden Batterien keinen Schaden zuzufügen. Sie prallten ab und ließen auf der Stelle, wo sie getroffen hatten, nur eine Narbe zurück. Die Russen schossen übrigens mit solcher Präcision, daß (Streifschüsse nicht mitgezählt) 63 Kugeln voll trafen. Die schwimmenden Batterien blieben freilich ungeschlachte Geschöpfe, aber die Erfahrung selbst war nicht mit Gold zu bezahlen, nämlich: daß eine eiserne Brustwehr bomben- und kugelfest macht.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Ueber die Wachsthumsverhältnisse sehr alter Linden unseres Clima's berichtet Dr. Walser in den „Württemb. naturhistor. Jahresheften 1. J." Nachstehendes. Zu Leutkirch stehen drei Linden mit 346, 364 und 405 Jahren; zu Freiburg in der Schweiz mit 384; im Burghof zu Nürnberg mit 500 und 660; bei Norwich mit 815; bei Neustadt mit 892; in Villars en Moing mit 961; bei Donndorf mit 1235 und bei Chaillé mit 1252 Jahren. Diese 11 Linden sind zusammen 7914 Jahre alt.

Charade.

(Vierspaltig.)

Das Land bedarf der ersten Zwei;
Und kommen sie mit Maß herbei,
So sind sie ihm ein großer Segen.
Doch kommen sie oft ungelegen.
Die Letzten sind kein Kreis, doch rund.
Das Ganze ist gar schön und bunt;
Man kann es nur bei Tage sehen,
Gewöhnlich wenn die Ersten gehen.

B.....heim. P. C.

Auflösung des Logogryphs in № 49:

O. Po. Pol.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. P. Jäger und Dr. Eduard Orth.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 51. Speyer, Dienstag 30. April 1861.

Ein Schattenbild aus Dahome in Afrika.

Von

Karl Andree.

(Fortsetzung.)

An den folgenden Tagen feiert man nur kleinere Opferfeste als Vorbereitungen zu der großen Feierlichkeit. Diese gilt für um so wirksamer und ehrenvoller für den Verstorbenen, je mehr weiße Menschen bei derselben anwesend sind. Deßhalb hat auch jetzt König Badahung eine Anzahl europäischer Kaufleute aus Waydah und Lagos eingeladen, und sie kamen, weil ein solches Schauspiel in der ganzen übrigen Welt nicht mehr aufgeführt wird. Auch werden alle zinspflichtigen Könige oder Beamten und Vorsteher der Gemeinden nach Abome entboten, und müssen Geschenke mitbringen. Die weißen Kaufleute geben Geld, Wein, Seidenzeuge und europäische Fabrikate; von den schwarzen Vasallen muß jeder vier Menschen zum Opfer mitbringen, ferner Ochsen, Schafe, Tauben, Enten, Perlhühner und Palmöl. Der König hat eine Art von Leibteufel, einen jungen Mann, der durch Zanbertränke toll gemacht wird und in einer besondern Hütte wohnt, wo sechs Sklaven und Sklavinnen ihn bedienen. Sie werden am Grabe geopfert. Die Zahl der Todtenopfer muß mindestens fünfundzwanzighundert betragen, doch gilt es als ruhmreicher und ehrenvoller für den Verstorbenen, wenn viertausend in jener Welt seinen Ruhm verkünden. Der schwarze Mensch hat einmal andere Begriffe von Paradies und Jenseits als der weiße.

Wir wenden uns ab von diesen blutigen Greueln, welche in solchem Umfange erst im Anbeginn des vorigen Jahrhunderts vom Könige Guadscha Trudo eingeführt wurden. Seit jener Zeit sind in Dahome wenigstens zweimalhunderttausend Menschen abgeschlachtet worden, und das Morden hat zugenommen, weil seit Erschwerung und theilweiser Abschaffung oder Unmöglichkeit des Sklavenhandels das Leben einen viel geringern Geldwerth besitzt als früher. In Dahome hat ohnehin Niemand einen Begriff davon, daß es unrecht sei, einem andern Menschen das Leben zu nehmen. Das bloße Köpfen erschien übrigens dem König Ada Hunfu, welcher 1772 den Thron bestieg, viel zu einfach; er gab deßhalb Vorschriften über das Abschneiden der Ohren, das Ausdrehen der Augen, das Ausreißen der Nägel, und daß die solchergestalt Gepeinigten erst am vierten Tage völlig abgethan werden sollten. Zu alle dem lacht das Volk, es ist heiter, und trotz aller despotischen Macht würde ein König nicht einen Tag seiner Gewalt sicher sein, wenn er die Blutopfer vermeiden oder gar einstellen wollte. Die Dahomaner verlangen sie und würden das herkömmliche Recht sich nicht nehmen lassen.

Neben dieser Barbarei herrscht aber eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit, die man sonst in den Negerländern selten findet. Dahome hat gewissermaßen Ansätze und Anfänge, eine Art von Staat zu bilden, in dem ganzen Treiben ist Methode. So befindet sich zum Beispiel das Heer in vortrefflichem Zustande. Es zerfällt in zwei Abtheilungen, in jene des Miegan und des Mayo, die rechte und die linke Seite, deren jede zwei Generale hat, einen weiblichen und einen männlichen; von allen Stellen bis zum Unteroffizier hinab gilt dasselbe. Alle Soldaten sind Sklaven und Sklavinnen, werden von ihren Besitzern gekleidet und genährt und erhalten vom Könige keinen Sold,

Digitized by Google

sondern nur die Gaben, welche er bei den großen Festen und Menschenopfern austheilt. Er hat sie wohlfeil, weil der Krieg ein Erwerbszweig und jeder Soldat ein Handelsmann ist, der Sklaven erbeutet, welche er verkauft, Beute macht, die dann ihm gehört. Deßhalb drängt das Heer alljährlich auf einen Krieg und brennt seit Jahren vor Begierde, die reiche Stadt Abbeokuta in Yoruba zu erobern. Dort haben sich Leute aus etwa zwanzig verschiedenen Landschaften angesiedelt, welche von den Dahomanern verwüstet wurden, und durch sie entstand allmälig eine große Ortschaft, die jetzt mehr als hunderttausend Einwohner haben soll. In ihr wohnen Missionäre und viele befreite Sklaven, die schon zu Freetown in Sierra Leone durch die Engländer etwas von ihrer Barbarei verloren haben. Abbeokuta schlug 1848 einen Angriff der Dahomaner ab, aber Badahnng möchte ein Unternehmen durchführen, welches seinem Vater Ghezo nicht gelang.

Die Schädel aller seit anderthalb Jahrhunderten Geopferten werden aufbewahrt und von Zeit zu Zeit neu geölt. So erklärt es sich, daß Hofräume, Wände, Mauern, Königszelte, Thron, Fahnen, Stäbe und Waffen mit ihnen verziert werden und daß der König zwischen einer großen Menge hoher Schädelpyramiden Hof hält.

Zu gewissen Zeiten versammeln sich die beiderseitigen Stabsoffiziere in seiner Gegenwart zur Berathung. Bei einer solchen war Forbes zugegen. Eine Amazonengeneralin, Apadonume, häufte Vorwürfe auf die männlichen Soldaten, weil sie im letzten Kriege die Flucht ergriffen hätten; doch die Kriegerinnen stürmten heran und gewannen den Sieg. Deßhalb, sagte sie, müßten ihre Thaten von den Sängern gepriesen werden. Als der männliche General sich zu vertheidigen suchte, erklärte des Königs Bruder, die Amazone habe die Wahrheit gesagt. Nun mußten die männlichen Krieger erscheinen und in Gegenwart der weiblichen den Staub küssen. Dann sprach König Ghezo: „Es ist schlimm, wenn Männer fortlaufen wie Ziegen!“ Eine Amazone nahm das Wort: „Unsere Musketen wollen geölt sein. O, König, laß uns gegen Bah ziehen, wir wollen es erobern!“ Eine andere sprach: „Laß uns gegen Adscha ziehen. Ich habe noch Schulden vom vorigen Jahre her; ich muß in den Krieg, um bezahlen zu können, gleichviel ob gegen Bah oder Adscha. Gib dem Hund einen Knochen; er zerbricht und frißt ihn. So wollen wir es mit des Feindes Städten machen.“ Dem folgte ein lebhafter Wortwechsel, in welchem die Amazonen hervorhoben, daß die Soldaten sich wie Feiglinge betragen hätten. Jene behielten das große Wort und stimmten vor dem König einen Gesang des Hohnes an: „Wenn Soldaten in den Krieg ziehen, müssen sie siegen oder sterben.“ Der General verantwortete sich und vertheidigte seine Leute: „Der König macht den Krieg, nicht ich. Er weiß, weßhalb wir nur wenig Gefangene gemacht haben. Ich mag hier nicht streiten; wohin der König mich sendet, dort will ich fechten. Weßhalb tadelt ihr mich?“ Der Trommelmacher des Königs, ein wichtiger Mann im Staate, legte sich in's Mittel, wies darauf hin, daß man Abbeokuta erobern müsse und sprach: „Wenn die Frauen gegen dasselbe ziehen, müssen die Männer mit und dürfen nicht zurückbleiben. Wir wollen gegen Abbeokuta; dort hat man den König beleidigt und viele von unsern Leuten erschlagen.“ In das allgemeine Gemurmel rief der Oberemuch hinein: „Weßhalb will man diesen Mann nicht hören?“

(Schluß folgt.)

Panzerschiffe.

(Nach dem „Ausland.“)

(Schluß)

Die Erfahrung fiel indessen in England auf unfruchtbaren Boden und wurde wieder von Allen vergessen mit Ausnahme weniger jüngerer Offiziere. Die älteren brüsteten sich mit den Bettelsprüchen, daß Nelson ja auch die Schlacht bei Trafalgar hinter Eichenbrettern gewonnen habe, gerade so wie die Zöpfe in den gestickten Uniformen sich gegen die Einführung der gezogenen Gewehre gesträubt hatten, weil Wellington die Schlacht bei Waterloo mit glatten

Digitized by Google

gewonnen habe, während jetzt allgemein in England anerkannt wird, daß der gezogenen Enfieldbüchse die englischen Truppen in Indien ihre Siege über die rebellischen und „ungezogenen" Sipahis verdankten. In England dachte man nicht mehr an Eisenplatten oder suchte ihre Unbrauchbarkeit durch absurde Experimente zu beweisen.

In Frankreich nun begann man im Stillen Versuche anzustellen, und als diese gelangen, wurde nach den bei Kinburn erprobten Grundsätzen die „Gloire", das erste Panzerschiff, erbaut und am 9. Juli verflossenen Jahres vom Stapel gelassen. Es ist ein Schraubendampfer von 250 Fuß Länge, 21 Fuß Breite, 15 Fuß Höhe über der Wasserlinie und auf jeder Seite mit je 19 gezogenen 50-Pfündern bewaffnet. Ueberzogen ist das Schiff mit einer 13 Centim. dicken Eisen- oder wie Einige behaupten Stahlschicht. Die Maschinen erlauben ihm seine Geschwindigkeit bis auf 13 Knoten oder Seemeilen in der Stunde zu steigern; mit Leichtigkeit aber läuft es 11 Knoten und hat an Bord für fünf Tage Kohlen, so daß es mit diesem Vorrath 1300 Seemeilen zurücklegen kann, genügend für alle europäischen Kriegszwecke. Die „Gloire" dampft rascher als irgend ein englisches Schiff, mit Ausnahme von Postschiffen und Yachten. Nun ist es allerdings richtig, daß ein solches Fahrzeug nicht völlig schußfest ist, allein Bomben und glühende Kugeln können ihm nichts mehr anhaben, in keiner Entfernung, und die anderen Geschosse sind nicht zu fürchten. Auf 15,000 Fuß (5000 Yards) wirken bereits die gezogenen Kanonen der „Gloire", und bis auf eine Entfernung von 1200 Fuß (400 Yards) ist sie schußfest gegen jedes Kaliber. Es ist daher gewiß nicht zuviel gesagt, daß jedes Geschütz auf der „Gloire" so viel werth ist, als 10 Geschütze an Bord hölzerner Kriegsschiffe. Ehe diese sich von 5000 bis auf 400 Yards dem Panzerschiff nähern können, hat dieses Zeit, sie in Brand oder leck zu schießen, während es selbst aller feindlichen Geschosse spottet. Aber selbst auf 400 Yards ist noch wenig auszurichten. Wohl mögen dann Armstrong-Geschütze Vollkugeln durch die Eisenplatten schießen, allein die „Gloire" ist dann nicht schlimmer daran, als ein Holzschiff zu Nelsons Zeiten: d. h., sie kann sehr viel solcher Vollkugeln vertragen und verdauen, ohne dadurch gefechtsuntüchtig zu werden. Ein solches Panzerschiff wird sogar feindlichen Küstenwerken gegenüber getrost aushalten und sie zusammenschießen können, denn gegen die modernen Kaliber hält kein Stein mehr aufeinander, es wäre denn mit Eisenplatten bekleideter Granit.

Sind diese Thatsachen verlässig — und in England zweifelt kein Mensch daran —, so muß natürlich in Zukunft die Herrschaft über die Meere dem Volke gehören, welches das meiste Eisen erzeugt, also den Briten. Dennoch blieb man in England lange Zeit müßig, ja man tröstete sich mit den Zeitungsangaben über das Mißlingen der französischen Versuche, welche erstere höchst wahrscheinlich geflissentlich von der kaiserlichen Regierung durch dritte Hände ausgebreitet und aus Schadenfreude von der antinapoleonischen Presse vervielfältigt wurden, die nicht ahnte, welchen Dienst sie ihrem Feinde erwies. Als endlich die „Gloire" im Wasser schwamm, sagte man in England: sie mag nur einmal in einen tüchtigen Sturm gerathen, dann wollen wir sehen! Bei der Ueberfahrt des Kaisers nach Algier kam sie in einen Sturm der ersten Sorte, wie man ihn nur wünschen konnte, und dennoch bestand sie die Probe glücklich. Aber noch immer blieb man in England sorglos, bis am 15. Oct. v. J. der Kriegs-Correspondent aus Paris meldete, daß der Kaiser, nachdem sich alle Autoritäten der französischen Marine für die Panzerschiffe erklärt hätten, den Bau von einem Dutzend Fregatten nach dem Muster der „Gloire" befohlen habe.

Jetzt fing man in England ebenfalls an, Panzerschiffe, eines am Clyde, eines an der Themse, zu erbauen. Das letztere, der „Warrior", hat 380 Fuß Länge, 58 Fuß Breite, 6177 Tonnen Gehalt, 9050 Tonnen Gewicht und 1200 Pferdekraft. Die Schiffsplanken bestehen aus einer innersten $^3/_8$ Zoll dicken eisernen Schale, auf welcher 18 Zoll dicke Teakplanken aufliegen, die wiederum mit einer $4^1/_2$ Zoll dicken Eisenrüstung überdeckt sind. Auch hier ist man noch auf halbem Wege stehen geblieben. Der französische

Digitized by Google

Schiffsbaumeister, der jetzt berühmte Dupuis de Lome, that wohl daran, daß er statt ganz eiserner Schiffe nur Panzerschiffe erbaute, weil in Frankreich das Eisen zu theuer ist; kostet doch ein Panzerschiff wie der „Warrior" selbst in England schon nahe an 6 Mill. fl., und werden in Zukunft gepanzerte Fregatten von 36 Kanonen sich in England nicht unter 4 Mill. fl. erbauen lassen, während ein Linienschiff größter Art nur 2½ Mill. fl. kostete. Hätte man nun das Teakholz weggelassen und dem „Warrior" einfach eine Schale von 6 Zoll Eisen gegeben, so wäre er dann gegen jedes Geschoß, außer in größter Nähe, sicher gewesen. Und dahin wird es auch noch kommen müssen, denn nach Ansicht sämmtlicher jüngeren See-Offiziere in England ist die Zeit der Holzschiffe vorüber und besitzen nur die Eisenschiffe noch eine Zukunft. Für diese bietet auch die Anwendung des Zellenbaues noch große Vortheile Arabische Reisende des 7. und 8 Jahrhunderts, die in China waren, haben diese Erfindung schon auf chinesischen Dschunken gesehen und uns geschildert. Die Schiffe werden nämlich in verschiedene wasserdicht abgeschlossene Räume getrennt, so daß jeder Leck und jede Bresche nur in einem kleinen Schiffsraum Schaden anrichtet, und solche localisirte Lecke um so leichter zu bekämpfen sind, als bei Dampfern das Wasser von Maschinen ausgepumpt wird.

Die Vortheile der neuen Kriegswaffe sind also gewiß alle auf Seite Englands, welches Geld genug besitzt, um Schiffe für 4 und 6 Mill. zu bauen. Die Eisenerzeugung und die Eisenverarbeitung ist ferner in England so entwickelt, daß, wenn die Franzosen ein einziges, die Engländer gleichzeitig zehn solcher Eisenschiffe anfertigen können. Küstenbefestigungen müssen nach Anwendung der neuen Kriegsschiffe völlig geändert werden. Kronstadt wäre nicht mehr sicher, wenn ein Geschwader Eisenschiffe, unbekümmert um die Batterien rechts und links, sich vor die Granitwerke legte und sie zusammenschösse, was nicht verhindert werden könnte, so lange nicht auch sie mit einem Panzer überzogen werden. Sind aber die Holzkriegsschiffe nur noch antiquarischer Hausrath, so mag man die Briten bedauern, welche erst kürzlich zum Umbau und zur Vergrößerung ihrer Flotte wohl an 100 Mill. fl., nicht eben nutzbringend, angelegt haben.

Tanne und Fichte.

Mit seiner Tant' und ihrer Nichte
Ging einst der kleine Julius
Im Wald spazieren. „Mein Verdruß"
— sprach er beim Anblick einer Fichte —
„Ist der: Ich kann die Tanne nie
Von einer Fichte unterscheiden."
Die Tante lehrte: „Kind, besieh
Dir nur die Nadeln recht an beiden:
An Fichten rund, an Tannen breit,
Das merke Dir." „Gut," sprach der Knabe,
„Wenn ich's nun aber mit der Zeit,
Weil ich kein gut Gedächtniß habe,
Vergesse" — „Das mußt Du nicht thun" —
„Wenn aber doch? — Halt! ich weiß nun,
Wie die Verwechslung ich vermeide. —
Ich denk' im Stillen an euch beide;
Die Tante breit, die Nichte rund!"
Hier gab dem kleinen Bösewichte
Die breite Tant' Eins auf den Mund,
Ein Mäulchen ihm die runde Nichte.

* Charade.

(Dreisylbig.)

Das Erste strebt ein Jeder zu erreichen;
Doch muß er manchmal Andern weichen.
Die Zweit' und Dritte können vielgestaltet sein,
Von Holz, von Glas, von Wachs, auch an des
Menschen Bein.
Als Ganzes sieht der Spott sich Einen manchmal aus,
Der Schütze kennt und liebt es schon von Haus.
B.....heim. P. E.

Auflösung der Charade in № 50:
Regenbogen.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Grib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 52. Speyer, Donnerstag 2. Mai 1861.

Ein Schattenbild aus Dahome in Afrika.

Von

Karl Andree.

(Schluß.)

Nachdem diese Art von Kriegsrath einige Stunden gewährt hatte, entschied der König, daß man demnächst in's Feld rücken solle. Einige Tage später nahm er eine große Musterung der Amazonen vor, welche ihm wieder einmal einen Eid der Treue schwören wollten. Er saß auf einem über und über mit Schädeln geschmückten Kriegsstuhl und sein ganzes Hofgesinde, auch Zwerge und Buckelige, war in vollem Kriegsschmucke. Die Kriegerinnen hatten in verschiedenen Abtheilungen Lager aufgeschlagen. Nachdem der Herold das Lob des Königs der Könige verkündet, rückten zuerst Plänkler vor. Alle Amazonen hatten als Auszeichnung drei weiße Streifen auf jedem Beine. Dem Könige gegenüber stellten sie sich auf, schulterten das Gewehr und nach einander traten mehrere Offiziere aus Reihe und Glied, um dem Kriegsherrn die Großthaten seiner weiblichen Streiter zu rühmen. „Haben wir nicht das Land Mahi erobert? Wir wollen ausziehen und wer aus dem Kriege nicht als Sieger heimkehrt, soll sterben. Wer flieht, hat sein Leben verwirkt. Wir wollen jede Stadt bezwingen oder uns unter ihren Trümmern begraben. Wir von der rechten Abtheilung haben niemals dem Feind unsern Rücken gezeigt. Wer kann an uns etwas tadeln; er möge vortreten!" Als ein männlicher Offizier entgegnen wollte, mischte sich ein Fetischpriester ein und verbot ihm das Wort. „Diese Frau", sagte er, „ist ein Fetisch, du bist es nicht; also antworte ihr nichts." Nachdem die Amazonen einen Lobgesang auf sich selbst angestimmt hatten, zogen sie ab; nur wenige blieben vor dem Könige stehen, um sich zu rühmen. Die eine sagte: „Versprechungen mache ich nicht; ich werde so bleiben wie ich stets gewesen bin; meine Thaten sollen für mich reden." Eine andere: „Bei des Königs Kindern schwöre ich, niemals zu weichen." Eine dritte: „Unser bester Freund ist der König; ohne ihn hätten wir keine Kleider und Armringe. Also Krieg und Sieg oder Tod!" Eine vierte: „Ich bin ein Wolf, Feindin aller Feinde meines Königs; schlagt mich todt, wenn ich nicht siegreich heimkomme." In ähnlicher Weise sprachen noch mehrere.

Bei der Musterung werden dem Könige, den anwesenden Europäern und den Gesandten von Aschanti große Kriegsmesser vorgezeigt, damit die Arbeit einheimischer Handwerker Lob empfange. Während der „Besichtigung der Messer" tanzten die Amazonenbataillone und sangen: „Zeuge werden mit den Fingern verfertigt, und wir sind des Königs Finger. Wagen kann man nicht ziehen, wenn sie keine Räder haben, und wir sind des Königs Räder." Nachdem sie diesen Gesang beendigt hatten, warfen sich alle nieder, krochen auf Händen und Füßen, sprangen dann alle mit einem kreischenden Geschrei auf und marschirten rasch ab. So folgte ein Bataillon nach dem andern, jedem zog eine Fetischpriesterin mit einem Fetischbilde voran, und der Oberoffizier hielt an den König eine kurze Anrede. Nachdem sechs Regimenter einzeln gemustert worden waren, stellten sich alle zusammen vor dem König in dichten Reihen auf, und als es still war, trat die Generalin der Amazonen vor und sprach: „Der Schmied

Digitized by Google

nimmt eine Eisenstange und macht sie glühend, damit er ihr eine andere Gestalt geben könne. So haben auch wir unsere Natur geändert. Wir sind keine Weiber mehr, wir sind Männer. Durch Feuer wollen wir auch Abbeokutah ändern. Der König gibt uns Zeug, aber ein Kleid macht man nur daraus, wenn man Zwirn hat. Wir sind der Zwirn. Wenn man Getreide zum Trocknen in die Sonne legt und sieht nicht darnach, so fressen die Ziegen es auf. Verschonen wir Abbeokutah noch länger, dann kommt ein anderes Volk uns zuvor. Ein Faß Rum kann sich nicht selber rollen; ein Tisch im Hause ist nur nützlich, wenn etwas auf ihm steht. Das Heer von Dahome ist nichts ohne uns. Wir verlangen Krieg, damit unser Magen sich fülle, unsere Hand nicht leer bleibe. Donner und Blitz sollen uns treffen, wenn wir unserem Eid untreu werden." Der König stand auf, nahm eine Keule und tanzte, während rings umher die versammelten Tausende sich platt an den Boden geworfen hatten und mit den Lippen den Staub berührten. Nach einer Weile standen alle wieder auf, denn der König wollte eine Rede halten, welche folgendermaßen lautete:

„Der Jäger kauft einen Hund, richtet ihn ab, nimmt ihn mit hinaus, sagt ihm aber nicht, welcherlei Wild er erlegen wolle. Er sucht im Wald ein Thier und der abgerichtete Hund verfolgt dasselbe. Kommt er ohne das Wild zurück, dann wird der Jäger zornig, schlägt den Hund todt, und Wölfe und Geier mögen ihn fressen. Wenn ich euch sage: Durchstreift den Wald, und ihr thut es nicht, werdet ihr dann nicht bestraft? Wenn ich meinem Volke sage: Stecke deine Hand in's Feuer, so muß es geschehen Geht ihr in den Krieg und man nimmt euch gefangen, dann werdet ihr geschlachtet und euere Leiber sind Fraß für Wölfe und Geier."

Nach dieser Rede trank der König, tanzte, und gab den Offizieren aus einer großen Zinnschüssel Rum zu trinken. Nachdem er in sein Zelt zurückgegangen war, zog die fünfundzwanzighundert Köpfe starke Schaar ab, um auszuruhen, weil am folgenden Tage große Kriegsübung gehalten werden sollte. Sie fiel glänzend aus. Der König mit dem gesammten Hofstaate saß unter einem wahren Ocean von Sonnenschirmen. Die Amazonen rückten erst in langen Reihen eine nach der andern vor, kundschafteten die Gegend aus und sandten Späher nach verschiedenen Richtungen hin; das Hauptcorps folgte in zwei großen Abtheilungen. Die Schildwachen wurden abgelöst; alle schulterten das Gewehr, dann rückten die Fetischpriesterinnen vor und hinter ihnen gingen die Offiziere, welche Kriegsstühle trugen; zuletzt erschien das Feldcommissariat, das gleichfalls aus Weibern bestand. Als das Lob des Herrschers durch die Herolde verkündet war, begann das Gefecht. Plänkler rückten einzeln vor, versammelten sich nach einer Weile vor dem Zelte und hielten Kriegsrath. Die Späher kamen mit einem Spione des Feindes zurück, der ausführlich befragt wurde; Adjutanten liefen zwischen dem Kriegsrath und den Oberbefehlshabern der Armee hin und her Bald kamen abermals Kundschafter und brachten sechs Gefangene. Jetzt kam es darauf an, die feindliche Festung zu erstürmen, welche durch ein während der Nacht aufgeschlagenes Pfahlwerk versinnlicht wurde. Bevor der Angriff begann, erschienen mehrere Kriegerinnen mit Gefangenen und Grasbüscheln, welche Köpfe vorstellen sollten. Die Festung wurde erstürmt, die Heldinnen erbeuteten einige tausend Sklaven, welche jedoch entrannen. Nun begann eine Hetzjagd auf sie, welche noch einige Male wiederholt wurde. Alle wurden eingefangen, gebunden und vor den Thron geschleppt. Auf dem Baume, unter welchem dieser stand, bemerkte eine Kriegerin eine große, giftige Cobraschlange, bat den König um Erlaubniß, auf das Thier feuern zu dürfen und traf dasselbe. Die Menge jauchzte, als eine zu diesem Behuf auf den Baum gebrachte Schlange herab fiel, denn es handelte sich darum, zu zeigen, wie wachsam die Heldinnen seien Nach der Kriegsübung wurde an alle die Feldkost vertheilt, runde Brode aus Maismehl, das mit Palmöl, Salz, Pfeffer und Bohnen geknetet wird.

Die großen Festlichkeiten wurden mit Feierlichkeiten zu Ehren der Mutter, der

Digitized by Google

Großmutter und der Urgroßmutter des Königs beschlossen, der bei dieser Gelegenheit nur zweiunddreißig Menschen opfern ließ. Das Blut beträufelte die Grabstätten der Ahnen. Das war das Fest des Bewässerns. — Genug von Dahome!

Wer ist Prinz Plonplon?

Darauf gibt eine neue Flugschrift Auskunft, welche unverkennbar in Frankreich geschrieben und gedruckt so eben in Deutschland veröffentlicht wird. Unter dem Titel „Monsieur Napoléon Bonaparte (Jérôme) Fribourg. Imprimerie Marchand et Comp. 1861“ werden des beredten Prinzen Leben und Thaten geschildert. Der Verfasser scheint mit seinem Gegenstand sehr vertraut, wenn er auch begreiflich nicht dem napoleonischen Lager angehört.

Napoleon Bonaparte ist im Jahr 1822 in Triest geboren, also auf dem Boden des Staates, gegen den er jetzt die Revolution ins Feld zu rufen pflegt. Er ist lang und feist, aber der Hals steckt etwas tief in den Schultern, sein Gang hat etwas Plumpes, sein Blick ist zur Erde gekehrt und unruhig. Er hat im Aeußern viel Aehnlichkeit mit seinem großen Oheim Napoleon I., aber auch mit den Büsten der römischen Kaiser Otho und Vitellius. Zuweilen nimmt er, wie die Broschüre behauptet, die Manieren eines gewöhnlichen Polichinell an.

Vater Jerome, der lustige König von Westphalen, sah sich genöthigt, bei andern Monarchen anzuklopfen. Unter dem Titel eines Asyls nahm er offenbar mehr in Anspruch, als die Erlaubniß bloßen Aufenthalts. So waren es denn zunächst der österreichische Kaiser, dann Papst Gregor XVI., später der Großherzog von Toscana, die dem Exkönig auf seine inständigen Bitten und Verheißungen ewiger Dankbarkeit forthalfen.

Des jungen Prinzen nahm sich der König von Württemberg an, der Bruder jener edlen Fürstin Catharina, die ihrem Gatten und der Welt gezeigt hat, was es mit einem deutschen Frauenherzen auf sich hat. Wie die Flugschrift angibt, wurde Napoleon von seinem königlichen Oheim in die Ludwigsburger Kriegsschule aufgenommen, auch nach drei Jahren zum Artillerieoffizier ernannt, ohne sich jedoch in dieser Laufbahn durch etwas anderes auszuzeichnen, als durch boshafte Streiche gegen seine Kameraden und Vorgesetzten. Man ließ ihm Vieles hingehen. Aber einem ältern Offizier, den er in unverschämter Weise beleidigt hatte, riß doch der Geduldfaden, er wandte sich brieflich unmittelbar an den König und bat um Genugthuung oder Abschied. Der Monarch ließ ihn kommen, erklärte ihm, daß er den Abschied nicht erhalten werde, wohl aber Genugthuung. Er möge nur dem Prinzen eine Herausforderung schicken. — Darauf ließ der König auch den Neffen kommen und rieth, sich als Mann zu Ehre zu benehmen, was auch der Prinz versprach. Er hielt aber nicht Wort. Die Forderung des Capitäns ward einfach abgelehnt und König Wilhelm ertheilte nicht diesem, wohl aber dem Prinzen den Abschied, der zugleich die Weisung erhielt, binnen 2 Tagen das Land zu verlassen.

Prinz Plonplon beschloß nun, in der Welt umherzureisen. Nach allerlei Hin- und Herzügen wandte er sich an den König Louis Philipp in einem demüthigen Bittschreiben, und bat ihn um Erlaubniß, sich unter einem falschen Namen in Frankreich aufhalten zu dürfen, da das Gesetz die Napoleoniden verbannt hielt. Der König gewährte seine Bitte, ließ ihm aber nach vier Monaten den Aufenthalt wieder kündigen, weil er in Erfahrung brachte, daß sein erkenntlicher Schützling seinen neuen Wohnsitz hauptsächlich dazu benutzte, um allerlei Intriguen anzuzetteln. Dennoch ließ er sich später durch die dringenden Suppliken des angehenden politischen Intriganten bereden, nicht nur dem Sohn, sondern auch seinem greisen Vater eine Aufenthaltserlaubniß zu gewähren und zwar in der Hauptstadt Paris. Das war im Jahr 1847.

Sofort nach seiner Ankunft bestürmte Jerome den gutmüthigen König und dessen Minister mit der Bitte um Geld. Was aus Westphalens Staatsschatz und dem großen Vermögen der Gräfin Bartollini an

Digitized by Google

Geld vorhanden gewesen, war längst in andere Hände übergegangen. Der ehemalige Monarch befand sich fast ganz ohne Geldmittel und Louis Philipp gab den unaufhörlichen Bitten nach. Er ließ einen Gesetzvorschlag für die Kammern bearbeiten, in welchem auf Bewilligung einer Pension von 100,000 Franken angetragen wurde, die nach dem Ableben des Vaters auf den Sohn übergehen sollte, er entschloß sich sogar, ihm die Pairswürde zu verleihen. Das machte dem Prinzen Jerome neuen Muth. Er verlangte, man solle auch noch 50,000 Fr. für seinen hoffnungsvollen Sprossen zusetzen Das war doch dem guten König zu viel, er schlug diese Forderung ab, das Gesetz sollte aber sofort den Kammern vorgelegt werden.

Durch den Ausbruch der Februarrevolution ward die Sache vereitelt.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Der Bäckermeister N. in dem preußischen Städtchen X., ein sehr stattlicher und wohlhabender Mann, lebte mit dem Bürgermeister in einer fortwährenden Mißgunst. Als daher dem Letzteren eines Tages ein Magistratsschreiben an den Ersteren zur Unterschrift vorgelegt wurde, welches „An Herrn Bäckermeister N." adressirt war, — ein Prädicat, das allerdings von Rechtswegen in Preußen den Handwerksmeistern nicht zukommt, — machte der Bürgermeister seiner Mißgunst Luft und einen dicken Strich durch das Wort „Herr". Was er gewollt, das erreichte er in vollstem Maße. Jener war beim Anblick der Adresse Feuer und Flamme, und in seinem gekränkten Ehrgefühl schritt er aufs Rathhaus, um die Herren zur Rede darüber zu stellen, wer ihm den Schimpf angethan? Sie könnten das „Herr" weglassen; aber erst hinschreiben und dann ausstreichen — so ließe er sich nicht behandeln! — Der Bürgermeister, in ruhiger Würde, bekannte sich dagegen zu dem Ausstrich und sagte: das sei ganz egal, — „wenn ein Wort ausgestrichen ist, so ist es so gut, als ob es gar nicht dasteht." — Der Bäckermeister ging nach Hause, setzte sich hin und schrieb die Antwort auf den Inhalt des Schreibens; dann adressirte er sie: „An den naseweisen Magistrat" und machte durch das Wort „nase" einen Strich. Der Bürgermeister empfing den Brief und war nun seinerseits Feuer und Flamme. Der frevelhafte Bäckermeister wurde alsbald vorgefordert und zur Rede gestellt über die unverschämte, über die Maßen unschickliche Adresse. „Meine Herren", sagte er gleichmüthig, „Sie haben es Alle gehört, was der Herr Bürgermeister gesagt hat: wenn ein Wort ausgestrichen ist, so ist es so gut, als ob es gar nicht dastünde!"

Ein englisches Blatt sucht seinen Lesern folgendes Jagdstücklein à la Münchhausen aufzubinden. Im Flusse Indus in Ostindien hauste ein altes, großes Krokodill, das bereits einige Eingeborne, darunter auch ein Weib, entführt und verschlungen hatte. Es trotzte allen Nachstellungen muthiger Jäger, denn sein Schuppenpanzer war so dick, daß keine Flintenkugel durchdringen konnte. Da entwarfen einige junge Artillerie-Offiziere folgenden Vernichtungsplan. Sie schlachteten ein Schaf, weideten es aus und steckten in sein Inneres einen mit Schießpulver und anderen brennbaren Stoffen wohl gefüllten Sack, an welchen zwei lange, an ihrem Ende mit Knallsilber versehene Drähte befestigt wurden. Als das Krokodill den lockenden Körper sah, erschnappte es ihn und schleppte ihn in seinen Schlupfwinkel. Man ließ dem weitmäuligen Unthier die zur Verschlingung des erbeuteten Schafes nöthige Zeit, dann wurde der Draht angezogen, und das Wasser schäumte und sprudelte, ein lauter Knall erscholl, und herauf tauchte das Krokodill, todt, und den Magen jämmerlich zersprengt und zerrissen.

Auflösung der Charade in № 51:

Zielscheibe.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard [illegible]

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 53. Speyer, Samstag 4. Mai 1861.

Don Carlos M. *)

Von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Es war in der Wüste von Atakama, wo ich die Bekanntschaft des Don Carlos M. machte. Aber nicht im wilden und öden Theile jenes fabelhaften Erdwinkels, den man die Wüste von Atakama nennt, sondern in dessen erträglich comfortablem Anfange, an der Küste des sogenannten stillen Oceans, in den dortigen reichen Kupferwerken der Algodoabai. Trotzdem aber, daß man sich dort unter dem 22° südlicher Breite befindet, darf man sich doch keineswegs süßen Träumen hingeben von schlanken Palmen, an deren Stämmen der Juwelenkäfer in der Sonne funkelt, während in ihren Kronen sich glänzende Vögel wiegen. Ebenso wenig wandeln wir dort in mystischem Dunkel unter dem feierlichen Gewölbe des Urwaldes und begegnen ehrwürdigen indianischen Greisen — welche, beiläufig gesagt, in der Wirklichkeit meist höchst unsaubere Subjekte sind — oder schlanken braunen Kriegern — die, wieder beiläufig, häufig leidenschaftlich gern stehlen.

Nichts von alle dem findet sich dort, was uns die Phantasie so gerne vorzaubert, wenn wir jener südlichen Länder gedenken. Schwarze Felswände steigen senkrecht aus den Fluten des Meeres, umtobt von einer ewigen, wild anstürmenden Brandung. Zwischen dem Geklüfte dieser Felsen huscht bisweilen eine fußlange graue Eidechse, deren einzige Nahrung aus den von der See ausgeworfenen Muscheln und anderem todten Gethier besteht, oder der schwarze Aasgeier sitzt schweigend auf einer Felsspitze und späht nach den Resten einer ans Land gespülten Seekuh oder eines Delphins.

Wieder an andern Stellen jener Küste ziehen sich am Ufer der See lange, flache, weiße Ebenen landeinwärts. Es sind colossale Felsplateaus, welche, nur wenig erhaben über dem Spiegel der See, klafterhoch bedeckt sind mit Fragmenten von Muscheln oder mit Knochen von Seesäugethieren. Zur Zeit der hohen Flut stürmt das Meer, mauerhoch aufgethürmt, gegen jene Flühen und ergießt sich nun eine weite Strecke hin über dieselben, bisweilen selbst bis an den Fuß des Gebirges, das auch hier steil ansteigt, wie draußen die Felswände, welche direkt den Fluten trotzen. Neue Muscheln, neue Knochen wirft dann das Meer auf die bereits dort aufgehäuften, von jenen wohl auch einen Theil wieder mit sich nehmend. Alle aber werden bald gebleicht und zerfallen unter der glühenden Sonne, welche ihre sengenden Strahlen ununterbrochen auf jene Schichten wirft, sobald sich das Wasser wieder zurückgezogen hat.

In solchen Pausen, die oft mehrere Wochen dauern, findet sich eine spärliche Thierwelt auch hier ein, eine kleine Fliegenart und einige Vögel, unscheinbar gefärbt, grau oder braun und alles des Farbenschmuckes entbehrend, der sonst die Fauna jener Breiten schmückt. Aber auch die Gabe des Gesanges fehlt ihnen, welche ihre schmucklosen Stammverwandten in unsern Wäldern oft in so reichlichem Maße besitzen, und kaum hört man dann und wann den traurigen und eintönigen Ruf eines Strandläufers über die mit Muschelresten und Gebeinen bedeckte Fläche ertönen.

So scheint dort, am Anfange der Wüste schon, alles stumm zu sein, wie in deren

*) Hausblätter.

Mitte, und nur die brausenden Wogen sprechen, und bisweilen das dumpfe Grollen unterirdischen Donners, welches die Erdbeben begleitet oder ihnen vorangeht und Kunde gibt von dem Kampfe jener furchtbaren Kräfte im Innern der Erde. Wenn dann des Abends die Sonne ins Meer gesunken ist, erscheint eine leichte Nebelschicht auf den Spitzen der höchsten Felsen und Berge, und tränkt die riesigen Cactusarten, die dort ihre Wurzeln zwischen Gestein und Felstrümmer geschlagen haben und neben ihnen, spärlich am Ufer der See vorkommenden, Salzpflanzen die ganze Flora der Bai bilden.

Aber auch draußen auf dem Meere hat sich der Nebel ausgebreitet, und da er dort nichts zu thun hat, so treibt er allerlei Possen und unnützes Zeug. Einmal begrenzt er die endlose Ferne des stillen Meeres durch ein vom Abendroth beleuchtetes Gebirge, dann seht ihr eine einzelne Insel auftauchen, oder glaubt ein Segel sich der Küste nähern zu sehen. Oder ihr erblickt eine Stadt, und denkt ihr lebhaft eurer Lieben in der fernen Heimath, so mag's sich wohl zuweilen treffen, daß diese vor euch zu stehen scheint mit den mächtigen gothischen Kirchthürmen, oder ihr glaubt das alte Landhaus zu erblicken, das euch einst so theuer war Aber auch die eigentliche Fata morgana treibt bisweilen zu jener Zeit ihr räthselhaftes Wesen, und ich habe dort die ersten in meinem Leben gesehen. Ein mächtiger Fels stand jenesmal plötzlich mitten im Meere, spitz, zuckerhutförmig, und sein Spiegelbild verkehrt auf seinem Gipfel, aber beide verschwanden nach einigen Minuten, nachdem sie unsere Seelente in nicht geringe Bestürzung versetzt hatten. All dieser Zauber aber dauert nur kurze Zeit, kaum zehn Minuten; dann verschwinden die Bilder, der Nebel spielt noch einen Augenblick in prachtvollen Farben, wird dann eintönig, grau, und die Nacht hat begonnen, so stumm und schweigsam wie der Tag.

In einer größern Stadt wirkt die nächtliche Stille mächtig auf unser Gemüth, ist die Mitternacht vorüber. Das geräuschvolle Treiben, die Mühe und die Lust der Menschen schweigen, man hört vielleicht noch den eintönigen Schritt einer Patrouille oder das Rauschen eines fernen Mühlwerks, aber sonst ist alles stumm und schweigsam. Noch eher tritt diese Ruhe ein im belebten deutschen Laubwalde. Bisweilen zwar flüstern sich die Birken und die zitternde Espe einen leisen Abendgruß zu, und man vernimmt auf einige Augenblicke den flüchtigen Tritt eines Rehes, oder man hört ein gestorbenes Blatt sich den Weg durch seine noch lebenden Geschwister suchen und zu Boden fallen. Dann aber tritt auf lange wieder eine heilige Stille ein, die uns ergreifend anregt, zumal wenn wir einige Stunden vorher durch denselben Wald gegangen sind, in dem die Vögel ihre Sprache gesprochen und ihr Lied gesungen, in dem die glänzenden Käfer geschwirrt und die lebhafte Eidechse unsern Weg gekreuzt hat, und in welchem die Axt des Holzfällers uns die Nähe menschlicher Wesen verkündete.

Nichts von alle dem findet an der unwirthlichen Küste statt, von welcher wir sprechen, und jener Ruhezustand der Nacht nach dem geräuschvollen Treiben des Tages tritt dort nicht ein, oder besser — wird nicht gefühlt, weil bei Tage selbst schon allenthalben die Ruhe eines Friedhofes herrschte, und das Brausen der See nicht schwächer oder stärker um Mitternacht in unser Ohr dringt, als des Mittags, wo die Sonne fast lothrecht über unserem Haupte steht.

Einigen Ersatz aber für die fehlende Schönheit einer europäischen Sommernacht bietet dennoch, selbst in der Wüste, der südliche Himmel. Entweder strahlt der Mond mit einer Klarheit und Helle, welche kaum das Sonnenlicht vermissen läßt, oder es funkeln, in mondfreien Nächten, die prachtvollen Gestirne der südlichen Halbkugel auf dem tiefblauen Himmel jener Breiten. Dann beginnt die stets räthselhafte Pyramide des Zodiakallichtes im Westen ihren sanften Glanz zu verbreiten, stumm und schweigend, wie alles, was jenen Regionen angehört, nach einigen Stunden ebenso wieder verschwindend. Bisweilen zuckt auch ein Blitz aus den Bergen auf, von Zeit zu Zeit sich wiederholend. Aber kein Donner begleitet ihn, und wir bemerken in der nächsten Nacht,

Digitized by Google

genau an derselben Stelle, die gleiche Erscheinung. Es ist das Leuchten irgend eines Vulkans der Cordillera, eigenthümlich nur den Feuerbergen der Westküste Amerikas und noch nicht hinreichend erklärt, wenn gleich im Allgemeinen angenommen werden kann, daß die blitzartige Erscheinung der Wiederschein des plötzlichen periodischen Aufkochens der schmelzenden Lava im Krater ist, deren obere, mehr erkaltete Rinde von Zeit zu Zeit zerreißt. —

(Fortsetzung folgt.)

Wer ist Prinz Plonplon?

(Schluß)

Auf die erste Kunde vom Aufstand sah man die Glieder der Familien Bonaparte und Murat aus allen Richtungen der Windrose nach Paris eilen und der Republik ihre Huldigungen zu Füßen legen. Prinz Plonplon war bereits an Ort und Stelle. Er bahnt sich am 24. Februar den Weg durch die Menge, tritt unter den feurigsten Glückwünschen vor die provisorische Regierung, indem er um Gestattung fernern Aufenthalts bittet und, ohne daß es Jemand verlangt, der Republick einen feierlichen Eidschwur ewiger Treue ablegt. Zwei Tage später kam auch Prinz Louis aus London an

Die erste Maßregel, über welche sich die Bonapartes mit den Murats verständigten, war, daß sie sich in möglichst großer Zahl in die Nationalversammlung wählen lassen wollten. Ihr Familienname gab ihnen dabei einen trefflichen Vorsprung. Schon im ersten Anfang wurden zwei Bonapartes und ein Murat gewählt. Prinz Plonplon richtete eine feurige Ansprache an das Geburtsland Corsica, die von Liebeserklärungen für die Republik und Freiheit überschäumte — er ward gewählt.

Während der Vorbereitungen der Versammlung blieb die napoleonische Familie nicht unthätig. Sie brachten aus allen möglichen Quellen Geldmittel zusammen, klopften bei allen möglichen alten Napoleonisten an, gründeten ein Journal, gaben Pamphlete, fliegende Blätter, Broschüren heraus, in welchen die Mitglieder der provisorischen Regierung auf alle Weise heruntergemacht wurden. Jeder wollte Oberst werden, eine Rente erhalten. Die eifrigsten Solliciteurs von allen waren aber Prinz Jerome und sein wohlgenährter Sohn, so daß sich der Kriegsminister Arago einstmals veranlaßt sah ihn zur Thüre hinauszuführen.

Schon zu Ende des April gab es Krawalle, in welchen sich bereits der Ruf: Vive Napoleon! vernehmen ließ.

Was weiter geschah, ist bekannt. Unter der Larve fanatischer Republikaner conspirirten die Bonapartisten für ihr Kaiserthum. Prinz Plonplon nahm in der Versammlung auf der alleräußersten Linken Platz und spielte den entschiedensten Demokraten.

Die eigenthümliche Rolle, welche Prinz Napoleon vor und während des Staatsstreiches gespielt hat, ist allbekannt. Doch können wir dem Verfasser der Broschüre darin nicht ganz recht geben, wenn er die Behauptung aufstellt, Plonplons energische Opposition gegen die Kaisergelüste seines Vetters sei bloße Verstellung und mit diesem abgekartet gewesen. Nach der Persönlichkeit des Prinzen ist eine solche blinde Unterwerfung unter die vetterlichen Interessen nicht anzunehmen, wenn auch Vieles Maske gewesen sein mag. Jerome's Sohn ist zu sehr Egoist, Louis Napoleon ihm an Geist nicht so überlegen, daß solches Zusammengehen von Anfang bis zu Ende wahrscheinlich wäre, vielmehr liegt die Vermuthung nahe, daß die beiden vetterlichen Egoisten sich schon recht häufig in die Haare gerathen sind und einander von Herzen hassen, sich aber nicht wohl entbehren können. Man darf nicht vergessen, daß Plonplon kein Geschöpf des Kaisers ist, sondern schon vor diesem eine politische Rolle als Verschwörer gespielt hat, die man nicht ganz unbedeutend nennen kann und in einer Zeit wohl zu einigem Selbstgefühl berechtigen mag, wo List und Gewalt als Verdienste gelten.

Wahrhaft scandalös war das Auftreten des Prinzen, seit ihn der kaiserliche Vetter zu hohem Rang und Reichthum befördert hat.

Digitized by Google

Er hat sich mit einem Hofstaat umgeben, der aus Speichelleckern, Wüstlingen und Intriguanten aller Art besteht und spielt nun den Protector der europäischen Revolution. Offenbar genügt ihm die Rolle eines appanagirten Prinzen längst nicht mehr, er trachtet auch nach einer Königskrone. Seine berüchtigte Rede in dem legislativen Körper hatte keine andere Bestimmung, als sich dem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum in Italien und überall zu empfehlen, wo man Revolution macht und neue Fürsten braucht.

Leider fehlt es dem mit der Zunge so kühnen Helden an militärischem Muth und Geschick. Mit großer Emphase verkündigten die französischen Blätter zur Zeit des Kriegs im Osten, Prinz Napoleon habe auf seinen Wunsch das Commando über eine Division erhalten. Der beherzte Neffe des gewaltigsten Kriegsherrn reiste mit dem Heere ab, kam aber schon nach einigen Monaten wieder zurück, indem er sich als krank melden ließ und doch mit seinen Günstlingen wahre Saturnalien in Saus und Braus abhielt. Die Soldaten nennen ihn Crainteplomp. Nach seiner Abreise hingen sie im Lager vor Sebastopol ein Papier auf: „Division Napoleon Bonaparte. Rapport: „100 Mann und 7 Offiziere getödtet, 360 „Mann und 20 Offiziere verwundet. Der „General der Division als Deserteur abwesend.“ Seine Eroberungen beschränken sich auf Feldzüge gegen das schöne Geschlecht, er zieht der Göttin Bellona die Gottheiten Venus und Bacchus vor.

Mit dieser Abneigung gegen das kalte Eisen wird Prinz Plonplon keine große Rolle in einer Periode spielen, wo „unser Herrgott überall den Kriegsmantel herunterhängt.“ Wie sehr sticht er gegen die braven und hochgebildeten Söhne des Hauses Orleans ab!

Ein Wort zu dem angestrebten pfälzischen Kunst-Verein.

Der wahre Nutzen der Wissenschaften und Künste muß philosophisch betrachtet werden. Denken, Fühlen und edel Fühlen ist Seelenhunger, ist Seelennoth; wo diese Bedürfnisse unbefriedigt bleiben, da verkümmert, da erstirbt die Seele. Diesem Uebel wäre leicht zu helfen. Haben wir nicht eine Metzger-, eine Schuhmacherzunft, eine Schneidergesellschaft? Haben wir nicht Gesangvereine aller Arten? Nicht Vereine von Landwirthen und Forstmännern? Warum noch nicht einen Verein der Künste und Wissenschaften? Fänden wir in unserer schönen Pfalz eine sympathetische Bahn zu Künsten und Wissenschaften, mit einem Wort, fühlten sich da die Gedanken frei und ungeneckt, so wäre unsere Lage die glücklichste der Welt. Was ist Essen, Trinken und Lieben für den Adler, dem seine Flügel gebunden sind? Wann werden wir die ganze Fülle unseres Wesens und die hohe Würde unserer Seele fühlen? Der Mensch erwache einmal, so wird er bald einsehen, daß er selbst das Werkzeug einer Erniedrigung ist, und daß alles Große und Edle im Kreise seines Vermögens ihm zu Gebote steht. Wir sind politisch frei; aber moralisch ist jede unaufgeklärte Nation Sklavin eines selbst geschaffenen Elends und arm an Seelengenuß.

Waldfischbach. A.

Räthsel

Es ist ein Reich von vier Provinzen,
Jede Provinz hat ihren Prinzen.
Es geht Alles auf Hauen und Stechen,
Kein Fremder hat darein zu sprechen.
Da pflegt die Frau den Mann zu schlagen,
Es geht Alles auf Glück und Wagen.
Das Glück hat Wenige reich gemacht,
Aber manchen in's Verderben gebracht.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger. und Dr. Eduard Erib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 54. Speyer, Dienstag 7. Mai 1861.

Don Carlos M.

Von

Ernst Freiherrn von Bibra.

(Fortsetzung.)

In diesem wilden und entlegenen Erdwinkel also war es, wo ich die Bekanntschaft des Signor Carlos M. machte. Gesehen hatte ich denselben schon vorher in Cobija.

Wir gingen von Valparaiso nach der Algodoabai, um in den dortigen Bergwerken Kupfererze zu laden, mußten aber vorher in Cobija landen, um dort, zum Theil kaufmännischer Geschäfte halber, zum Theil der Mauth wegen, die nöthigen Einleitungen zu treffen, da Cobija, sowie die Algodoabai, zu Bolivien gehört, ersteres aber die einzige Hafenstadt ist, welche jener Staat an der Westküste besitzt. Die kaufmännischen Verhandlungen wurden im Hause eines Franzosen vollzogen, dessen Bruder ein Werk in der Algodoabai besaß und von welchem wir einen Theil unserer Fracht beziehen sollten, während der andere von einem andern Minenbesitzer, einem Nordamerikaner, genommen wurde. Signor M. aber, oder Don Carlos, wie er gewöhnlich genannt wurde, hatte als Mauthbeamter dem Abschluß des Geschäftes beizuwohnen und uns dann, der Controlle halber, in die Minen zu begleiten. Die Mauth und das Zollwesen spielt in allen Staaten der Westküste eine bedeutende Rolle, da der größte Theil der Staatseinkünfte eben in den Zöllen besteht, und so war Don Carlos keine unwichtige Person, da von seiner Gefälligkeit und günstigen Stimmung mancherlei abhängen konnte.

Es war ein Mann zwischen dreißig und sechsunddreißig Jahren, von etwas über Mittelgröße, schlank und behende in allen seinen Bewegungen, mit pechschwarzem Haare, dunklen Augen und braungebranntem, stets sorgfältig rasirtem Antlitz. Er sprach neben seiner Muttersprache ziemlich gut deutsch, ja nicht selten mit einem gewissen dichterischen Anstriche, und ein Französisch, welches mir vortrefflich erschien, da ich es vollkommen verstand. — Pero il nombre, il nombre? wie die Chilenen häufig ungeduldig zu fragen pflegen — aber der Name, der Name?

Lieber günstiger Leser! Es gibt hundert Dinge, über welche man seit Jahrhunderten billige und unbillige Klagen führt, es gibt tausend Dinge, über welche man, so lange die Welt steht, gute und schlechte Witze macht, und eben so lange noch wird man klagen und scherzen über diese und andere Dinge. Aber eines ist, über welches es weder dem Besitzer erlaubt ist zu jammern, noch einem Andern, schlechte Witze zu machen; das Erste, weil fast ein Drittheil der sogenannten cultivirten Menschheit das Recht hätte zu klagen, das Zweite aber, weil man bereits eben über diesen Gegenstand eine unanständige Anzahl von Anekdoten und schlechten Witzen vom Stapel lassen ließ. — Dieser Gegenstand ist der Name Meier mit allen seinen Variationen.

Don Carlos hieß Meier, Carlos Meier, und ich war anfänglich in der That zu schüchtern, dies dem Leser zu gestehen, keineswegs, weil ich fürchtete, das soeben aufgestellte Gesetz zu übertreten, sondern weil ich besorgte, der Glaubwürdigkeit dieser wahrhaften Geschichte empfindlich zu schaden, wenn ich einen Mann, dessen Ureltern seinem ganzen Wesen nach die blutdürstigen spanischen Entdecker jener Länder waren, plötzlich mit diesem ächt germanischen Namen belegt hätte. Da aber die Wahrheit häufig

Digitized by Google

— immer ist eine Uebertreibung — siegreich zu Tage tritt, so mag dies auch hier der Fall sein, und ich wiederhole es jetzt furchtlos: der bolivianische Manthner hieß — Don Carlos Meier.

Hingegen wage ich es nicht, seine unzweifelhaft germanische Abkunft genealogisch zu belegen. Einmal weil der Cours der Stammbäume gegenwärtig, für die Besitzer wenigstens, nicht befriedigend steht, wenn gerade auch die Nachfrage nicht flau zu nennen, auf der andern Seite aber, weil es in der ganzen neuen Welt wenig gebräuchlich und selbst fast gegen die Sitte verstoßend ist, nach dem Woher zu fragen. Es hat da, namentlich bei den aus Europa Gekommenen, mancherlei Häckchen und Hacken, und so überlasse ich die Naturalisirung unseres Freundes vorläufig der Phantasie des Lesers und erlaube mir, ihn im Folgenden einfach Don Carlos zu nennen, wie es an Ort und Stelle ebenfalls geschah.

Wie bereits erwähnt, sollte er uns von Cobija nach der Algodoabai begleiten, als aber einige Stunden vor unserer Abfahrt der Capitän an Bord zurückkam, sagte er, daß Don Carlos die Reise zu Pferd machen würde, und als wir später längs der Küste hinsegelten, was anfänglich in geringer Entfernung von derselben geschehen konnte, sahen wir ihn wirklich auf dem felsigen Ufer dahin jagen, gleich wie auf einer geebneten Rennbahn. „Der Kerl reitet wie der Teufel", sagten unsere Leute, „aber es wird bald zu Ende sein, denn der Weg hört auf." — In der That trägt dort schon die Küste ganz den oben geschilderten Charakter, und während sich eine Zeit hindurch flache felsige Ufer, häufig mit Muscheln bedeckt, dahinziehen, fällt plötzlich eine Felswand von tausend und mehr Fuß senkrecht ab ins Meer. Don Carlos aber war nicht der Mann, sich durch solche Kleinigkeiten schrecken zu lassen, oder vielmehr er schien seinen Weg genau zu kennen, denn als die erste Felsenmauer steil vor ihm ansteigend alle weitere Möglichkeit des Fortkommens abzuschneiden schien, wandte er sich landeinwärts und verschwand plötzlich in einer Spalte, um in unbegreiflich kurzer Zeit etwa auf der halben Höhe des Felsens wieder zu erscheinen, Galopp reitend wie auf einer Ebene, auf einem Pfade, der kaum drei Fuß Breite haben konnte, rechts einen steil ansteigenden Felsen, links dessen Abfall und ein paar hundert Fuß unter sich die See. Etwa eine Viertelstunde lang konnten wir ihn, zuletzt mit Hilfe unserer Gläser, so verfolgen, dann war er verschwunden, indem er wohl wieder in eine Schlucht eingelenkt hatte. Das Schiff hielt jetzt weiter ab von der Küste, wir sahen ihn für's erste nicht wieder; und da sich bald eine ziemlich scharfe Brise erhob, so erreichten wir die Algodoabai, welche nebenher gesagt, in gerader Linie 18—20 Stunden von Cobija liegt, noch vor Abend.

(Fortsetzung folgt.)

Physiognomie des österreichischen Herrenhauses.

Aus Wien schreibt man der Kreuzzeitung: Ich schilderte Ihnen vor Jahren einmal in einem Briefe aus London, welchen tiefen Eindruck auf mich das englische Oberhaus gemacht hatte; ich darf heute dreist eine Vergleichung desselben, was den äußeren Anblick betrifft, mit der jungen österreichischen Pairskammer wagen. Leider aber wohl nur, was den äußeren Anblick betrifft. Zwar mochte ein Spötter, der von der Loge der Zuschauer gestern in den Reichsrathssaal des landständischen Palais herabsah, sagen, die österreichische Aristokratie wäre die best gallouirte Europa's, — der Eindruck, den die würdevollen Gestalten, Vertreter so vieler verschiedener Stämme der kaukasischen Race machten, war doch ein höherer und zugleich ein überwältigender. Hier der energische Fürst Liechtenstein in der rothen Uniform der Husaren, rothe knappe Beinkleider, die in den Schäften der Stiefel verschwinden, um die Schultern den Dolman; neben ihm die majestätische Gestalt des Cardinals Fürsten Schwarzenberg, im einfachen schwarzen Gewande, unter welchem ein faltigeres violettfarbenes hervorschaut, auf dem stolzen mit fürstlichen

Digitized by Google

Anstande getragenen Haupte, das, nach dem Ausdruck seiner Züge zu schließen, in einer andern Welt zu leben scheint, das rothe Käppchen; dort in der grünen, goldgestickten Geheimeraths-Uniform Graf Leo Thun, der „Concordatsminister," einer der bedeutendsten Köpfe dieser Versammlung, mit dunkel leuchtenden, sinnenden tiefen Augen, kräftiger Nase und Kinn, der feine Mund von einem dichten Schnurrbart überschattet: das Bild eines kriegerischen Staatsmannes. Graf Thun steht einer Gruppe von Kirchenfürsten nahe. An ihrer Seite bemerken wir die griechischen Bischöfe, manche darunter haben fremdartige Gesichter, wie wir sie auf allen alten Bildern finden, um den Leib eine breite rothe Schärpe. Weiter nach rechts, dicht unter der Hofloge, zahlreiche Generale, unter ihnen auch im einfachen weißen Offizierrock Altgraf Salm aus Prag, ein energisches, fast trutziges Gesicht, von dem man glauben sollte, es könne sich stets nur auf der äußersten Rechten wohl fühlen. Und doch ist der edle Graf aus der Parteiverbindung, an deren Spitze Graf Wolkenstein, Fürst Vinz. Auersperg, Fürst Karl Schwarzenberg, Fürst M. Lobkowitz, Graf Clam, Graf Belcredi ꝛc stehen, geschieden und der sogenannten deutschen Partei beigetreten, als deren Führer in Böhmen der zum Herrenhauspräsidenten ernannte Fürst Karl Auersperg angesehen wird, und deren eigentliches Programm in dem offen ausgesprochenen Satze besteht, die Regierung in jeder Art zu unterstützen, weil sie eben Regierung ist. Ein Satz von unberechenbarer Tragweite! Die wirkliche Rechte gebietet im Herrenhause (wie im Abgeordnetenhause) nur über wenig Stimmen. Die Wahl des Fürsten K. Auersperg zum Präsidenten geschah im Anschluß an eine alte Hofordnung, nach welcher die Wahl — da die Erzherzöge sämmtlich abgelehnt hatten — nur zwischen drei Namen, den dem Range nach ersten Geschlechtern Oesterreichs, Schwarzenberg, Lobkowitz und Auersperg stattfinden konnte. In den beiden ersten Familien fand sich Niemand willig.

Er will dem Füllchen das Kreuz einreiten,

so lautet ein Sprichwort, das man an den Ufern der Nahe häufig zu hören bekommt, und das von dort aus auch schon weiter in das Land hinein sich verbreitet hat. Sinn und Bedeutung desselben wird wohl Manchem unverständlich sein, weßhalb es für den einen oder andern Leser von Interesse sein dürfte, wenn wir hier Näheres über den Ursprung dieser seltsamen Redensart mittheilen.

In dem pfälzischen Dorfe Duchroth lebte in früheren Jahren ein Mann Namens B . . ., dem das Schicksal zwar keine Reichthümer, aber dafür eine desto größere Kinderschaar beschieden hatte. Es war eine bekannte Persönlichkeit in der ganzen Umgegend bis weit in den Hundsrück hinein; denn Jahr aus Jahr ein war er draußen auf dem Handel und schleppte seinen großen Zwergsack voll Reis, Gries, gerollter Gerste und dergleichen von Dorf zu Dorf, um den Bauersleuten seine Waare anzubieten. Dazumal führten noch nicht, wie heut zu Tage Kunststraßen in die entlegensten Gebirgsdörfer des Hunsrück und nur selten verirrte sich ein wandernder Hausirer in jene unwirthliche Gegend. So kam es, daß unser B . . . bei aller Mühseligkeit seines Gewerbes im Ganzen keine schlechten Geschäfte machte.

Von einem solchen Handelsgange kam er eines Abends mit reichlicherem Erlös als gewöhnlich nach Hause. Mit gewichtiger Miene entleerte er den kupfernen und silbernen (wenn man anders bei den rothschimmernden Groschen und Sechsern diesen Ausdruck brauchen darf) Inhalt seiner Taschen auf den Tisch und begann aus dem ansehnlichen Häufstein die einzelnen Münzsorten auszusuchen und zu zählen, oder wie er sich andern Tags im Wirthshause brüstete: das Silber aus dem Gold herauszulesen. Seine ehrsame Ehehälfte, das jüngstgeborene Söhnlein auf dem Schooße, leistete ihm bei dieser interessanten Beschäftigung Hilfe und die übrigen B . . . schen Sprößlinge standen wie Orgelpfeifen um den Tisch herum, indem sie mit offenen

Digitized by Google

Mäulern den ungewohnten Reichthum anstaunten.

„Wenn ich noch einmal einen so guten Gang habe," unterbrach endlich der würdige Familienvater die feierliche Stille, „dann können wir uns ein Säuchen kaufen. Das machen wir fett. Und wenn es fett ist, verkaufen wir's an den Metzger. Für das Geld kriegen wir ein Anbinderchen (ein Rindchen, das eben von der Kuh entwöhnt wurde und von dieser getrennt „angebunden" wird). Das gibt eine Kuh und die verkaufen wir wieder und schaffen uns einen Füllenmacher (eine Stute) dafür an. Da brauch' ich auch nicht mehr so schwer zu schleppen Berg auf und ab. Und der Füllemacher macht uns auch ein Füllchen . . ."

Hier konnte sich der kleine Hannes vor Freude nicht mehr halten und im Uebermaß des Entzückens jubelte er: „Gelt, Vater, da darf ich auch als auf dem Füllen reiten!"

„Ei da soll dich doch gleich ein Himmelkreuzherrgottdonnerwetter in den Grundserdsboden enein verschlagen, du wüster Lausbub, du," rief der Alte in höchster Entrüstung aus; „willst du dem Füllchen das Kreuz einreiten?!"

Mit diesen Worten hatte er seinen gewichtigen Dornstock ergriffen und bearbeitete damit den hoffnungsvollen Sprossen für seine beabsichtigte Thierquälerei so lange, bis eine auf den Lärm herbeigeeilte Nachbarsfrau der väterlichen Lection ein Ende machte.

Von dieser Nachbarin, welche einen so wunderlichen Vorfall unmöglich für sich behalten konnte, erfuhren ihn einige Freundinnen und bald war derselbe in Aller Mund. Seitdem pflegt man in Duchroth wie in der ganzen Gegend zu Einem, der sich wegen eines bloß eingebildeten Gegenstandes Sorgen macht, zu sagen: „Gelt, du willst dem Füllchen das Kreuz einreiten?"

Miscelle.

Die Entstehung des Bockbieres wird in den „N. Nachr." folgendermaßen erzählt: Die kränklichen Gesundheitszustände der bayerischen Kurfürstin Elisabeth gaben ihrem Gemahl Maximilian I. von Bayern Veranlassung, einen englischen Arzt, den er auf seinen Feldzügen kennen lernte, darüber zu consultiren. Dieser empfahl das Lieblingsgetränk seiner Landsleute, „Porter" genannt, und bestellte einige Eimer. Die Kurfürstin fand es für ihre Gesundheit sehr zuträglich; doch da die Herbeischaffung beträchtliche Kosten verursachte und das Getränk wegen der Weite des Weges hie und da verdorben ankam, sandte der Kurfürst seinen Hofbräumeister Mathias Staindl mit seinem Sohne nach England, um das Brauen dieses Bieres zu erlernen. Nach Jahr und Tag kamen sie zurück, und im Jahre 1623 wurde das erste Porterbier gebraut und am 12. Oct., am Namenstag des Kurfürsten, das erste Glas demselben auf die Tafel gesetzt. Anfangs wurde dieses Getränk bloß als Arzneimittel zum Verkauf gegeben; es schmeckte aber auch Andern wohl, und so wurde es in größerer Quantität gebraut und alle Jahre 14 Tage vor und 14 Tage nach dem Frohnleichnamstag im Hofkeller für Kranke und Gesunde feil gehalten. Aus einer figürlichen Anspielung auf die Wirkung desselben entstand gleich Anfangs die Bezeichnung „Bock", welche sich auch erhalten hat. Den Bock zu brauen und zu verkaufen blieb ein Reservat des Hofes, jedoch bewilligte der Kurfürst im Jahre 1638 dem Sohne des Bräumeisters Staindl, der durch eine Heirath mit Anastasia Niedermayer ein Haus am Marktplatz erhalten, als Recompens, daß er und sein Weib und seine ehelichen Leibeserben auf diesem Hause zu ewigen Zeiten den Einbock verleitgeben dürfen. (Nach einer andern Version stammt der Name „Einbock" von Eimbeck in Hannover — Eimbecker Bier.)

Auflösung des Räthsels in № 53:
Kartenspiel.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Otis.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 55. Speyer, Samstag 11. Mai 1861.

Don Carlos M.

Von

Ernst Freiherrn von Bibra.

(Fortsetzung.)

An Bord wurde mancherlei über Don Carlos gesprochen. Fest stand, daß er von Geburt ein Chilene war und später in bolivianische Dienste trat. Aber die Gründe, warum er sein Vaterland verlassen, waren nicht klar. Der Obersteuermann äußerte, er sei unzufrieden mit der Regierung gewesen, während der Koch gerade das Gegentheil wissen wollte, indem er behauptete, die Regierung sei mit ihm unzufrieden gewesen. Bekanntermaßen werden übrigens beide Fälle sehr häufig vereint getroffen. Capitän und Obersteuermann beobachteten im übrigen ein diplomatisches Stillschweigen über die Vergangenheit unseres neuen Genossen, und was endlich mich betrifft, so war ich froh in der Hoffnung, einige Wochen mit einem Manne zubringen zu können, der unbedingt im Stande war, über Land und Leute mancherlei Aufschlüsse zu geben und nebenher ein guter Gesellschafter schien.

Natürlich konnte Don Carlos, trotz des tollsten Reitens, nicht gleichzeitig mit uns in der Bai anlangen; des andern Tags aber, als wir vor dem Hause des kleinen Amerikaners beim Frühstück saßen, erschien er plötzlich ganz von der entgegengesetzten Seite her, von welcher er erwartet wurde, aus einer engen Thalschlucht gemüthlich im Schritt heranreitend, und Roß und Mann schienen nicht mehr ermüdet, als etwa nach einem halbstündigen Morgenritte.

Ich habe oben versucht, eine kurze Skizze des Landschaftlichen der Algodoabai zu geben und muß nun einige Worte über ihre Bevölkerung sagen. Merkwürdigerweise war der Theil der Küste, welcher die Bai bildet, bereits in sehr frühen Zeiten von Menschen bewohnt, trotz aller Oede und Sterilität. Ich habe dort Gräber aufgefunden, welche Skelette der alten Amyaras oder Titicaca-Race enthielten und bei denselben die Beweise, daß die Thier- und Pflanzenwelt um kein Haar reichlicher vertreten war als gegenwärtig. Jene alten Bewohner der Küste, deren Stammesgenossen vom Titicacasee aus ohne Zweifel die erste Cultur über den größten Theil von Südamerika verbreitet hatten, schienen aber nur arme Fischer gewesen zu sein, obgleich allerlei noch heute sichtbare, von ihnen hinterlassene Spuren darauf hindeuten, daß sie einem Volke mit eigenthümlicher Cultur angehörten. Der ungeheuere Reichthum an Fischen aber, welchen die Bai noch heute bietet, liefert den Schlüssel, wie sich schon vor tausenden von Jahren dort Menschen ansiedeln konnten, und wirklich zeigen alle in den Gräbern aufgefundenen Utensilien, daß die Hauptnahrung ihrer Besitzer aus Fischen bestand, während das Guanaco, das in spärlicher Anzahl oben auf den Bergen haust, nur selten von ihnen erlegt wurde und dann mit seinen Sehnen und Knochen das Material zu den Fischergeräthschaften liefern mußte.

Ein Fischerdorf, vielleicht eine Stunde von der Bai entlegen, und eine noch weiter entfernte Ansiedlung von sechs bis acht, aus Cactusstäben und alten Lappen construirten Hütten, welche man mit dem Namen der Stadt Mamilla belegt hat, scheinen noch heute unter ähnlichen Verhältnissen zu bestehen. Brod, oder überhaupt ans Vegetabilien bereitete Speise, erhalten diese Leute einzig von zufällig vorüberfahrenden Schiffen

Digitized by Google

durch Tausch, und ich habe von einem alten amphibienartigen Subjekte über hundert Pfund der trefflichsten Fische eingehandelt gegen einige alte wurmstichige Zwiebackstücke. „Brod", sagte der Alte, „Brod!" als ich ihm Geld in sein Boot hinabreichte. „Ich habe seit einem halben Jahre kein Brod gesehen" —

Alle diese Leute, welche man füglich Wilde nennen kann, obgleich sie, wie ich glaube, ein wenig Christen sind, hat der Ueberfluß an Fischen in die Bai gelockt. Die reichen Kupferminen auf der andern Seite haben eine neue Generation dorthin gezogen. Fast allenthalben in den Bergen der Bai und den landwärts laufenden Schluchten stehen die reichsten Kupfererze frei zu Tage, deren leichter Abbau den ungeheuersten Gewinn abwerfen würde, wenn Brennmaterial zur Hand wäre, um die Erze zu verschmelzen. Da dies aber nicht der Fall ist, so werden dieselben nach Europa verfahren, und natürlich gehen hiedurch neun Zehntheile des Gewinnes verloren.

Zur Zeit meines Aufenthaltes in der Bai waren die Kupferwerke in den Händen dreier Besitzer. Einer derselben, der Nordamerikaner, hatte sich dicht an der Küste angesiedelt und nannte sein, in chinesischem Geschmacke leicht aus dunkelm Holze aufgeführtes Wohnhaus neben einigen Schuppen, Tocopilla. Man nannte den Mann durchweg den kleinen Amerikaner, wovon der Grund mir unbekannt blieb, denn er war keineswegs besonders klein. Etwa tausend Schritte von ihm entfernt hatte sich ein Engländer, Thomas Helsby, ein Haus erbaut, welches er Bella Vista nannte, während er selbst „der alte Engländer" genannt wurde. Weiter weg in den Bergen wohnte Maximien Latrille, der „Franzose", auf seinem Besitzthum „Mineral de Duendas." — Diese drei Männer waren artige und liebenswürdige Leute, und ich habe Ursache genug, ihre Zuvorkommenheit gegen mich dankbar anzuerkennen.

Die auf den verschiedenen Werken und einzelnen Erzgängen zerstreuten Arbeiter aber, die mineros, waren größtentheils ein wildes und gefährlich aussehendes Volk, von welchem sich ein großer Theil wohl ebenfalls wegen Unzufriedenheit mit der Regierung von seinem Vaterlande entfernt haben mochte. Es waren in der Bai selbst übrigens nur wenige von ihnen zu sehen, da die meisten unweit ihrer Gruben in leichten Bretterhütten schliefen. Trotz der ziemlich stürmischen Lebensbahn aber, welche mancher dieser Leute durchlaufen haben mochte, waren Händel, d. h. Messerstiche, doch eine Seltenheit unter ihnen, vielleicht deßhalb, weil sie die allgewaltige Größe der Natur zu einem beschaulichen Lebenswandel brachte und ihre sündigen Leidenschaften verstummen hieß, vielleicht auch, weil Arak und Weiber an der Küste verbotene Dinge waren, d. h die Einfuhr von Arak und überhaupt von allen Spirituosen war streng untersagt, und nur die Herren der Werke durften angemessene controlirte Mengen von den Proviantschiffen erstehen und solche zu Zeiten in sehr mäßigen Quantitäten vertheilen. Dem schönen rosenflechtenden Geschlechte aber war wegen der unvermeidlichen Dornen dieser Rosen die Küste durch ein strenges Verbot unzugänglich gemacht, und die einzige Ausnahme bildete die Frau eines Verwalters des kleinen Amerikaners, welche zur Zeit meines Dortseins ihren Mann auf einige Monate besuchte. Versuche, diese beiden weisen Gesetze zu umgehen, wurden freilich bisweilen gemacht, da aber eine Frau aus vielen Gründen weit schwerer zu verbergen ist, als eine Pinte Wein, so fielen alle Einschmuggelungen von Damen unglücklich aus, während Spirituosen nicht selten Eingang gefunden haben sollen.

Don Carlos, auf den ich jetzt wieder zurückkomme, schien in Folge ähnlicher Versuche und seiner Eigenschaft als Mauthbeamter in jedem Winkel der Küste zu Hause zu sein, wie in seiner Tasche, und besaß dabei die Behendigkeit eines Eichhorns im Klettern und Springen, so daß ihm mit Ausnahme einer nahe an Bella Vista liegenden, höchst eigenthümlichen Schlucht, kaum irgendwo eine Kluft, Höhle oder ein anderer Versteck unzugänglich erschien. Aber er war auch in andern Dingen von einer fabelhaften Gewandtheit. Nachdem er am Morgen seiner Ankunft mit uns gefrühstückt hatte, schlug ihm der Amerikaner eine Partie

Digitized by Google

Monté zu niedrigen Sätzen vor. Statt der Antwort brachte er ein Spiel Karten aus der Tasche und begann mit einer Virtuosität Kunststücke zum Besten zu geben, welche ihm in Europa einen Ruf als „Professor der Magie" gesichert haben würden. Es hieß dies, ohne daß er es aussprach, offenbar: „Mit mir könnt ihr nicht spielen, ohne Gefahr zu laufen, daß ich euch betrüge", und in der That, es war auch in der Folge nie mehr die Rede von einem Kartenspiele. Noch an demselben Tage hatte ich Gelegenheit, seine wirklich außerordentliche Fertigkeit im Pistolenschießen zu bewundern, indem er mir verhältnißmäßig weit außen in See die Stelle bezeichnen wollte, wo ein todter Seestern trieb, und nach einem secundenlangen Zielen mit seiner kurzen doppelläufigen Sackpistole die Stelle so richtig traf, daß der Seestern spritzend in die Höhe sprang.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Humanität.

Aus England, welches stets bereit ist, allen übrigen Nationen den Text zu lesen über Freiheit, Liberalismus und Humanität, enthält die A. Z. folgende Schilderung des socialen Zustandes in Irland:

Es spricht für die Stabilität der politischen und gesellschaftlichen Zustände Englands, daß ein fast ununterbrochener socialer Krieg, der bald in Jacquerien und Repressalien der Gutsherren, bald in Strikes, Indigo-Fragen u. s. w. hier und allenthalben, so weit die englische Herrschaft reicht, zum Ausbruch kommt, zwischen Classe und Classe geführt werden kann, ohne daß dadurch Staat und Gesellschaft in ihren Grundfesten erschüttert werden, wie es in vielen anderen Ländern unter ähnlichen Umständen sicherlich der Fall sein würde. Aber es spricht weder für den Gerechtigkeitssinn der herrschenden Classen, welche nur zu oft solche sociale Kämpfe provociren, noch für die Bildung der dienenden Classen, welche jede Provocation mit Gewaltthätigkeit und Verbrechen zu beantworten geneigt sind. Der hauptsächlichste Schauplatz dieses socialen Krieges war und ist das unglückliche Irland. Dort gehören Gräuelthaten so sehr zur Tagesordnung, daß unsere Presse es kaum noch nöthig findet, Notiz davon zu nehmen, und doch darf man dieselben nicht übersehen, wenn man begreifen will, wie es gekommen ist, daß ein schönes Land so trostlos verödet und ein mit den besten Anlagen versehenes Volk so hoffnungslos entsittlicht werden konnte. Hier ist ein solches Drama.

Der Schauplatz ist die Gebirgsgegend Glenveagh in der irischen Grafschaft Donegal. Grundherr ist ein Herr Adair, und die Schlachtopfer sind seine Insassen, 141 an der Zahl, Männer, Weiber und Kinder, vom neunzigjährigen Greis an bis zum Säugling in der Mutter Arm. In der vergangenen Woche wurden alle diese Unglücklichen von den Gerichtsvollstreckern mitleidlos aus ihren Häusern gerissen und mit der Weisung, zu gehen, wohin sie wollten, und umzukommen, wo es ihnen gutdünke, aus ihrer und ihrer Väter Heimath getrieben. Von den Häusern blieb kein Stein auf dem andern: sie wurden alle dem Boden gleich gemacht. Der irische Berichterstatter selbst, der nicht in dem Ruf übertriebener Sentimentalität steht, ist von dem Anblicke des namenlosen Elendes erschüttert und schließt seinen Bericht mit den Worten: „So suchten diese armen, elenden und halb verhungerten Leute Zuflucht auf dem kahlen Berg, und Niemand kümmerte sich darum, ob und wo sie leben oder sterben mögen." Die Zeitungen von Londonderry jedoch bringen die officielle Liste der Ausgetriebenen mit der erschütternden Genauigkeit eines barbarischen Kanzleistyles. Wir geben nur einige Auszüge: „Hannah M'Award, Wittwe, und sieben Kinder — ausgetrieben, und das Haus dem Boden gleichgemacht; Roger O'Flanagan, Frau, Bruder, Mutter und vier Kinder — ausgetrieben, und das Haus dem Boden gleichgemacht; James Gallagher, Frau und sieben Kinder — ausgetrieben, und das Haus dem Boden gleichgemacht; Rose Dermott, Waise — ausgetrieben, und das Haus dem Boden gleichgemacht u. s. w."

Digitized by Google

Doch genug; es würde uns an Raum fehlen, alle 46 Familien dem Leser vorzuführen. Doch hören wir, was Herr Adair zur Rechtfertigung seiner Grausamkeit anzuführen hat. Vergangenen November wurde sein Gutsaufseher (steward) ermordet und der Mörder blieb unentdeckt. Der Gutsherr vermuthete, daß einer seiner Pächter das Verbrechen begangen habe, und da solche Verbrechen in Irland zu den alltäglichen Vorkommnissen gehören, so ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß er mit seiner Vermuthung Recht hatte. Daher drohte er mit Ausweisung, falls der Schuldige nicht angezeigt werde. Dieses geschah jedoch nicht. Im Gegentheile, die Insassen wurden durch diese Drohung nur noch mehr erbittert, und Herr Adair soll für sein eigenes Leben gefürchtet haben, zumal seitdem er in Erfahrung gebracht, daß von den Pächtern der mißlungene Versuch gemacht worden war, das gutsherrliche Schloß in Brand zu stecken. Aus diesen Gründen beschloß er, die ganze Einwohnerschaft von Glenveagh auszurotten und das Dorf von der Oberfläche der Erde verschwinden zu lassen. Das zu seiner Bequemlichkeit gemachte Gesetz gab ihm sichere Mittel an die Hand, um seinen Entschluß auszuführen. Das ist alles. Ist es Krieg? Nicht eigentlicher Krieg, so lange das Gesetz den irischen Grundeigenthümer befähigt, als Richter, Jury und Vollstrecker in eigener Person zu handeln, und ihm die Macht gibt, ein unentdecktes Verbrechen an Unschuldigen zu rächen

In der Sitzung des englischen Unterhauses vom 19. April wurde dieser traurige Gegenstand von Herrn Scully zur Sprache gebracht, aber Herr Cardwell, der Chief Secretary für Irland, erklärte kühlen Muthes: der Grundeigner Herr Adair, als Urheber dieser Pächterausweisung (eviction), habe in seinem Recht gehandelt, und es würde unbillig sein, ihn deßhalb, wie verlangt worden, seiner Friedensrichterstelle zu entsetzen. Die Mehrzahl der im Hause sitzenden englischen und irischen Grundherren fand diese ministerielle Antwort sehr „befriedigend.“ Natürlich! Mittlerweile versichert die englische Presse täglich, daß die irischen Celten über gar nichts mehr zu klagen haben.

Stegreifdichtung aus vergangenen Tagen.

Fritz A.

Ein armer, armer Lazarus,
Das Aug von gier'gen Igeln
Garnirt, ob Blutesüberfluß,
Lieg' ich und zähl' aus Ueberdruß
Auf Nachbars Dach die Ziegeln.

Carl A.

Mein armer Bruder Lazarus,
Darfst nicht so sehr dich grämen,
Faß' in Geduld dich hübsch, bald muß
Dein Leid ein Ende nehmen!
Dann siehst du wieder Homburgs Flur
In goldnem Reize prangen;
Dann kann an blühender Natur
Dein Auge wieder hangen!

Fritz.

Welch' infernalischer Geist hat dich erdacht, Katarlasma?
Gut zwar ist dein Erfolg, aber wie schmerzt mich dein Kuß!

Carl.

Laß' vom alten Uebel dich
Noch ein wenig packen;
Trag' das Pflaster ritterlich
Auf dem weißen Nacken.
Lieg' gebadet, Nacht und Tag,
Im Genesungsschweiße, —
Alles kehrt dann allgemach
In das alte Gleise!

A.

Berichtigung.

In No. 53 der Palatina Seite 212, zweite Spalte, Zeile 4 von oben muß es statt „philosophisch“ heißen: „psychologisch“, was man zu verbessern bittet.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr Eduard Reis.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 56. Speyer, Dienstag 14. Mai 1861.

Don Carlos M.

Von

Ernst Freiherrn von Bibra.

(Fortsetzung.)

Während der Capitän, zum Theil mit Hilfe eines andern als Passagier mit uns reisenden Capitäns und der Steuerleute sich am Lande die Erze vermessen ließ, was wenigstens zehn bis vierzehn Tage dauern mußte, hatte unser Don Carlos nichts zu thun, da sein Geschäft nur darin bestand, die Erze, wenn man sie an Bord schaffte, zu controliren und später beim Abwägen der Gehaltproben anwesend zu sein. Er begleitete mich daher nicht selten auf meinen wissenschaftlichen Excursionen und leistete mir zum Theil treffliche Dienste, obgleich er mich auch häufig nicht wenig geniirte, indem ich weder wie ein Eichhorn springen, noch wie eine Katze klettern konnte, und in Folge des Mangels beider Eigenschaften, welche er in reichlichem Maße besaß, an gefährlichen Stellen entweder zurückbleiben oder von ihm mich leiten lassen mußte. — Bisweilen war aber unser Freund auch auf einen halben Tag oder eine Nacht verschwunden, ohne daß man eigentlich wußte, wo er hingekommen war. Daß er mit einigen der mineros verkehrte, war sicher, aber er schien auch allein sich in den Bergen umherzutreiben. Don Carlos war eben ein fleißiger und umsichtiger Mann, der Tag und Nacht an sein Geschäft dachte. Er unterhielt deßhalb mit einzelnen Arbeitern gute Freundschaft, um Kundschafter und, im Falle der Noth, thätige Hilfe zu haben, und ebenso suchte er seine Kenntnisse von allen Schlupfwinkeln und Verstecken der Küste fortwährend zu vermehren.

Unweit der Besitzung des alten Engländers befindet sich eine der interessantesten Felsgruppen, welche ich je gesehen, doch erlaubt es der Raum, sie nur flüchtig zu schildern. Eine kleine Halbinsel von schwarzen und grotesken Felsen erstreckt sich dort in die See, bei mittlerem Stande der letzteren etwa vierzig Schritte hoch und vielleicht dreißig breit, dabei, längs der Küste fortlaufend, an zweihundert lang. Das ebenfalls, wie allenthalben, felsige Ufer der Küste ist aber erhöht, so daß man von dort über das Plateau der Halbinsel hinweg sieht. Gegen Norden, wo die in See stehende Felsgruppe nicht mit dem Lande zusammenhängt, ist sie vom Ufer durch eine zehn bis zwölf Fuß breite Schlucht getrennt, und diese Schlucht läuft gegen Norden in die See aus, während sie gegen Süden mit einer Höhle endigt. Bei gewöhnlichem Stande der Dinge hat das Wasser in der Schlucht gleiches Niveau mit dem Meere, mit welchem sie zusammenhängt; schwarze zackige Felsen ragen dann über ihrem Spiegel hervor, und der dunkle Eingang zur Höhle, der eine Oeffnung von einigen Fuß Höhe bildet, wäre vielleicht mittelst eines kleinen Bootes, für einen besonderen Liebhaber sogar wohl auch mittelst Schwimmens, zu erreichen.

Steht man aber einige Minuten am Ufer, so sieht man bald, daß beides unmöglich ist. Außen, wo die Felsenhalbinsel in See abfällt, hört man dann ein donnerndes Getöse — die See hat eine mächtige Brandungswoge gegen die Felsen geschleudert, welche aber mit dumpfem Brüllen an diesen zerschellt ist, und nur einzelne weiße zackige Wellenkämme heben sich auf einen Augenblick über die Felswand empor. Einigemal

Digitized by Google

wiederholt sich dieses fruchtlose Anstürmen, dann nach drei, vier fruchtlosen Versuchen scheint sich plötzlich die Kraft der Wogen verdoppelt zu haben. Eine mächtige Wassermasse steigt einer Mauer gleich aus der See, ergießt sich mit rasender Schnelle unaufhaltsam über die Halbinsel und stürzt sich dann in die Schlucht, die jene vom Lande trennt. Bis zu dem am Ufer Stehenden steigt dann zischend und brausend die Flut, nicht selten diesen durchnässend, und sinkt dann stets aufkochend und brausend wieder in die Tiefe. Jetzt vermag man zu bemerken, daß der größte Theil dieses Wassers sich mit rapider Heftigkeit in jene Höhle ergießt. Ein kleiner Theil desselben wird zum Schlusse von der Höhle wieder spritzend ausgeworfen, dann gähnt ihr schwarzer Rachen in undurchdringlicher Dunkelheit wie vorher, der Wasserspiegel in der Schlucht liegt ruhig da, wie vor einigen Minuten, und draußen wiederholt die Brandung ihre Angriffe, bis sich endlich auf's neue das so eben geschilderte Schauspiel erneut.

Das war der einzige Winkel der Küste, welchen genau kennen zu lernen bisher Don Carlos nicht gelungen war. Und dennoch benützten Schmuggler die Höhle als Zufluchtsort, vielleicht gar als Stapelplatz für ihre verbotene Waare. Kurze Zeit, bevor die Thätigkeit des Don Carlos in jener Gegend begann, verfolgte ein Wachtboot der Douane ein Schmugglerboot, und es schien für das letzte kaum Hoffnung zu entkommen, da die Verfolger sich augenscheinlich den Schmugglern stets mehr und mehr näherten. Da bogen diese plötzlich gegen die Küste um, durchschnitten die Brandung und näherten sich dem Lande. Am Ufer standen Mineros und zitterten für ihre alten Bekannten, denn in wenigen Augenblicken mußten dieselben in die Hände ihrer Verfolger fallen. Da bog das Boot ebenfalls rasch um, scharf auf die Schlucht abhaltend. Eben jetzt stürzte die See über die Halbinsel, erfüllte die Schlucht bis zum Rande mit schäumendem Gischt, und in demselben Augenblicke verschwand das Boot in diesem Chaos von Klippen und Wogen. Einige Secunden darauf folgte ihm das Douaneboot. — Stumm und schweigend, scheinbar wenigstens, schien dies alles vorsichzugehen, denn das Toben des Wassers verschlang die Flüche und Verwünschungen der Fliehenden und der Verfolger. Es war eine jener klaren Mondnächte, von welchen ich oben gesprochen, und die Mineros eilten an eben die Stelle, von der aus auch wir in die Schlucht geblickt hatten. Das Wasser lag jetzt ruhig, vom Monde beschienen, die schwarzen Felsen streckten ihre spitzen Häupter unbefangen aus dem glänzenden Spiegel empor. Ferne draußen tobte das Meer, aber in der Schlucht erklang kein Laut, und von beiden Booten war keine Spur zu sehen. —

Des andern Morgens trieb außerhalb der Schlucht der furchtbar zerschmetterte Leichnam eines der Zollbediensteten. Eine Planke ihres Bootes war bereits während der Nacht ans Land gespült worden. Sonst aber sah kein lebendes Auge je wieder das Geringste von einem der andern Männer, die im Fahrzeug gewesen. In der darauffolgenden Nacht indessen erschienen die Schmuggler wieder, verkauften sehr unbefangen ihre Waaren aus demselben Boote, mit dem sie die Nacht vorher in die Schlucht gefahren waren und welches man genau wieder erkannte, und klagten dabei über schlechte Zeiten, welche einen ehrlichen Mann sein bischen Brod täglich schwerer erwerben ließen. —

Dies alles erzählte man uns, während wir, nachdem wir beim alten Engländer zu Tische gewesen waren, eines Tages jene phantastische Partie der Küste betrachteten, und ich äußerte bei dieser Gelegenheit, daß ich gerne einmal einem Gefechte mit den Schmugglern beiwohnen möchte. Don Carlos sah mich von der Seite an und sagte: „Da drunten wenigstens nicht, denn außer jenen Schuften kommt der Satan selbst nicht lebend aus jenem verwünschten Loche; ich kann Ihnen vielleicht aber anderwärts zu jenem Vergnügen verhelfen." Weiter wurde nichts von der Sache gesprochen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ueber Glocken.

Deren Alter, Formen, Inschriften und Schicksale.

In den ersten Zeiten der christlichen Kirche, in welchen es nicht räthlich war, Aufsehen zu erregen, geschah die Ankündigung des Gottesdienstes durch Zusammenberufung der Gläubigen. Der dazu aufgestellte Diener hieß cursor (Läufer) oder monitor (Erinnerer). Später, als die Kirche mehr Frieden von außen erhielt, gab man das Zeichen mit Trompeten, mit hölzernen oder metallenen Klappern, endlich mit Schellen. Von diesen kam man zuletzt auf die Glocken (campanae, nolae), die in Thürmen aufgehangen wurden. Ueber den lateinischen Namen berichtet Walafried Strabo, Abt der Reichenau, daß Italien das Vaterland der Glocken sei, daß dieselben zuerst in der Stadt Nola in Campanien seien angefertigt worden und daß davon der Name campana für die größeren und nola für die kleineren Glocken oder Schellen herrühre. Andere sind dagegen der Ansicht, daß erstere Benennung von dem Stoffe abzuleiten wäre, da das Erz aus Campanien das Beste zum Glockenguße gewesen sei.

Das deutsche Wort glocca kommt vor dem 9. Jahrhundert nicht vor. Nach Grimm ist das althochdeutsche Wort „diu clocha" von clocchon = schlagen, klopfen abzuleiten. In angelsächsischer Sprache hieß die Glocke gleichfalls clugga, im Isländischen klucka, also nur in der Schreibart ungleich.

Um 550 wurden die Glocken in Frankreich und von da aus im Jahr 680 in England eingeführt. In Deutschland findet man die erste Spur von Glocken zur Zeit des heiligen Bonifacius (722—755). Bekanntlich war derselbe ein geborner Engländer und hieß vordem Winfried. Als er in Deutschland das Christenthum verbreitete, brachte er den da noch unbekannten Gebrauch der Glocken aus seiner Heimath zu uns. In den Pontificalien des 8. Jahrhunderts findet sich schon der Ritus der Glockenweihe und in den Synoden des 9. Jahrhunderts trifft man bereits die Bestimmung, daß alle Priester zu den festgesetzten Stunden des Tages und der Nacht die Glocken ihrer Kirchen läuten sollen. Zur Zeit Kaiser Karls des Großen (794—814) waren die Glocken in Regensburg nicht nur schon bekannt, sondern auch auf dem flachen Lande eingeführt, denn 864 wird in dem Traditionsbuche von St. Emeram von der in der Oberpfalz liegenden Dorfkirche Puebach gemeldet, daß sie bereits eine eherne Glocke (campana aerea) und eine Schelle (tintinabulum) besitze. — Die Glockengießerei scheint im Allgemeinen weniger von herumziehenden Glockengießern als von Mönchen betrieben worden zu sein. So ließ z. B. Karl der Große die Glocke zu Aachen durch einen Mönch des Klosters St. Gallen, Namens Tanko, ausführen, deren schöner Klang die Bewunderung des Kaisers erregte. In der Mitte des 10. Jahrhunderts beachtete man schon vielfach die Harmonie des Geläutes, jedoch waren die Glocken noch nicht so groß wie vom 11. und 12. Jahrhundert an. Die größten Glocken kommen im 15. Jahrhundert vor.*) Im 11. Jahrhundert erbat Gozbert, Abt von Tegernsee, vom Bischof Gotschalk zu Freising sich von dort den Glockengießer Adalric und bald konnte der Abt Herrand von Tegernsee selbst eine Glocke nach Benedictbeuren schenken. Tiemo, Erzbischof von Salzburg, erlernte in seiner Jugend zu Niederaltaich die Gießkunst, und die Glockengießerei scheint eine Lieblingsbeschäftigung der Salzburger Mönche (1128) gewesen zu sein, da selbe bei einem Gusse sogar ihre Kirche in Brand steckten.

Uebrigens hatten die ältesten Glocken keinerlei Inschriften, nicht einmal den Namen des Heiligen, welchem sie gewidmet waren. Die Zeit, wann man die Glocken zu taufen und ihnen einen Namen zu geben angefangen, läßt sich nicht genau bestimmen, Alcuin, Karls des Großen Lehrer, schreibt, daß die Glockenweihe schon zu seiner Zeit

*) Die große Glocke des Domes zu Erfurt (Maria gloriosa) von 1497 wiegt 275 Ctr., ihr Umkreis beträgt 15 Ellen, ihre Höhe 5 Ellen, ihre Dicke eine Viertel Elle. Ihr Klöpfel ist 3½ Ellen lang und 11 Ctr. schwer.

Digitized by Google

üblich gewesen, daß der Kaiser sie jedoch wieder abgestellt habe. Im Jahre 958 weihte Papst Johannes XIII. die vornehmste Glocke in der Laterankirche zu Rom und ließ ihr den Namen Johannis Baptistae aufdrücken. Nach dieser Zeit wurde es allgemeiner, den Namen des Heiligen, den die Glocke führen sollte, dieser einzuprägen und zuletzt fügten der Inschrift die Glockengießer nebst ihren eigenen Namen auch noch die Jahreszahl bei. In der Dompfarrkirche von St. Ulrich zu Regensburg hängen 2 sehr alte Glocken, welche die Form eines Zuckerhutes haben. Sie sind weder mit dem Bildniß eines Heiligen, noch einer Inschrift versehen; ihre Farbe ist schwarzgrau, so daß man vermuthen möchte, sie seien einmal mit einer solchen Farbe überstrichen worden. Die ältesten Glocken sind meistens geradlinig oder auch bienenkorbartig; erst die späteren erhielten die anmuthiger geschweifte Form, wie sie jetzt noch gebräuchlich ist.

Die älteste inscribirte Glocke in Bayern ist wohl jene zu Gilching unfern Bruck an der Amper, die zwischen 1162 und 1194 entstanden sein mag. Zum Zweck der Zeitbestimmung muß bemerkt werden, daß bis etwa zum Jahr 1370 die Buchstaben der Inschriften neugothische Majuskeln, von da bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts eckige Minuskeln sind, von da an modernen Alphabeten entnommen wurden. Bis zum 14. Jahrhundert sind alle Inschriften in lateinischer Sprache abgefaßt, erst von da kommen Inschriften in der Landessprache vor. Zu den ältesten deutschen Inschriften gehören wohl die zu Mutzig im Elsaß, von welchen eine lautet: In sante Mauricien ere so lute ich gar sere. Meister Andreas von Kolmar mathe mich. Anno Dni. MCCCL. Amen. Die andere liest sich: Gont ar in ze Messe, das Got ewr niemer firgesse. (Geht nur in die Messe, daß Gott euer nimmer vergesse.) Amen. Ave Maria.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Wir finden folgende Schilderung der „österreichischen Wirthschaft“ in Italien in der Schrift von Carlo Vitalini, einem erbitterten Gegner der österreichischen Herrschaft, die im Jahr 1851 in Turin erschien. „Es ist wahr, wir loben Oesterreichs rechtsliebenden und unbestechlichen Richterstand, seine großartige Organisation, seine strenggeregelte Armee, seine wohlunterrichteten Offiziere, seine höflichen und leutseligen Beamten — aber sie sind nicht aus unserer Familie. Wir gehen weiter und sagen, daß wenn wir einen Vergleich aufstellen sollten, wir immer die österreichische Regierung der französischen vorziehen, weil sie in ihren Verordnungen redlicher, standhafter und weniger veränderlich ist — aber sie ist nicht aus unserer Mitte hervorgegangen. Wir gehen noch weiter und behaupten, daß bei den Italienern unter der österreichischen Herrschaft die Wissenschaften mehr gefördert und mehr verbreitet sind, als in irgend einem andern Staat unserer Halbinsel — aber es sind nicht die Wissenschaften unseres Stammes. Aber Oesterreich wendet alle diese Mittel nur an, um sich Italiens Zuneigung zu erwerben, indem es sich unter allen Regierungen, welche die Halbinsel gehabt hat, *als die beste zeigt.*“ Es ist wirklich schändlich, daß Oesterreich das thut!

(Curialstyl.) Bei einer niederösterr. Behörde wurde kürzlich, wie die Tribüne mittheilt, eine Eingabe überreicht, welche den Streitgegenstand von außen mit den Worten bezeichnete: „In Fußbeißerischen Hundsangelegenheiten.“ Das darüber aufgenommene Protocoll erhielt sohin die Aufschrift: „Popper'sches Hundwüthigwerdungs- und sohiniges Leutbeißungs-Tagsatzungsprotocoll.“ Ein anderes, einer höhern Behörde vorgelegtes Actenstück bezeichnete sich als „Donau-Eisgangs-Signalisirungskosten-Rechnungsbemängelungs-Erläuterung.“ — Soll buchstäblich wahr sein!

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Grib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 57. Speyer, Donnerstag 16. Mai 1861.

Don Carlos M.

Von

Ernst Freiherrn von Bibra.

(Fortsetzung.)

Ich vergaß zu berichten, daß bereits am zweiten Tage nach der Ankunit in der Bai Don Carlos sein europäisches oder wenigstens nach französischer Mode geregeltes Costüm mit dem ziemlich romantischen vertauscht hatte, wie solches, als Rest altspanischer Sitte, auch in Chile noch, auf dem Lande wenigstens, nicht selten getragen wird. Er erschien mit einer schwarzen Jacke, die dunkelblau gefüttert und deren Nähte mit Schnüren von derselben Farbe besetzt waren; dazu braune Beinkleider und hohe Lederkamaschen von gleicher Farbe. Ein leichtfertig auf's rechte Ohr gedrückter Panamahut vervollständigte das Ganze. In diesem Anzuge, in welchem er einem Contrebandier ähnlicher als einem Zollwächter sah, trat er einige Tage später zu mir, als ich mich nach einer ermüdenden Excursion in der Hängematte des Amerikaners schaukelte, und fragte mich, ob ich sehr wohl erhaltene Robbenschädel haben wollte, er wüßte einen Ort, wo ohne Zweifel eine treffliche Auswahl derselben zu finden. — Da ich, und zu jener Zeit ganz besonders, für Thierschädel schwärmte, so bat ich ihn eifrig, mir den Platz zu zeigen, worauf er sagte: „Stille, stille! Morgen Abend! Aber schweigen Sie gegen Jedermann, bis wir gehen. Abends fünf Uhr beim letzten Guanofelsen." Dann ging er und schien mich diesen und den folgenden Tag absichtlich zu meiden.

Es gibt Augenblicke im Menschenleben, wo man dem Weltgeiste nicht nur nicht näher, sondern selbst noch weiter von ihm entfernt steht, als dies leider gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, d. h. wo man ein wenig stark einfältig ist. Solche Augenblicke dauern bisweilen bedrohlich lange Zeit, und der meinige hielt jenesmal fast genau vierundzwanzig Stunden lang an, indem ich wirklich glaubte, Don Carlos wolle sich die Mühe geben, mich während der Nacht an eine mit Robbenschädeln gesegnete Stelle zu bringen. Da sich für diese auf der ganzen Westküste vielleicht Niemand außer mir tümmerte, so fiel mir freilich auf, daß die Sache so geheimnißvoll betrieben werden sollte, allein, wie gesagt, ich stand eben jenesmal dem Weltgeiste sehr ferne und dachte nichts weiter. — Als ich aber am bestimmten Abend Jagdtasche und Gewehr nahm und dem Capitän sagte, ich würde wahrscheinlich spät Abends an Bord zurückkehren, da ich mit Don Carlos auf's „Schädelsuchen" ausgehen würde, so meinte dieser: „Sie nehmen doch Ihre Pistolen da mit?" wobei er auf meine gezogenen Taschenpistolen zeigte. Da fiel es wie Schuppen von meinen Augen, obgleich mich eigentlich der Capitän falsch verstanden hatte.

Es war nämlich bei uns an Bord der Gebrauch, jeden Eingeborenen irgend eines Landes mit dem Namen „Schädel" zu beehren, an welcher schlechten Gewohnheit wieder ich die Schuld trug, indem ich, als eines Tages in Valdivia araukanische Indianer an unserem Bord waren, den lebhaften Wunsch äußerte, den Schädel des einen von ihnen zu besitzen. Des andern Tages, als die Indianer wiederkehrten, hieß es bereits: die Schädel kommen, und der Begriff dehnte sich bald sehr weit aus, indem man in Lima Leute Schädel nannte, welche Fräcke, gestickte Westen und schwarze runde Hüte trugen und also ohne Zweifel

Digitized by Google

„gebildete Männer" waren. Da es nun Niemand an Bord mehr einfiel, von den „Leuten an der Küste" oder den „Einwohnern dieser oder jener Stadt" zu sprechen, sondern anfänglich im Scherz, später aus Gewohnheit alles Menschenvolk, das nicht gerade europäisch war, „Schädel" genannt ward, so schloß der Capitän, daß Don Carlos mich zu einer Schmugglerjagd eingeladen habe, und das zwar mit Recht.

Ich that, als habe ich nie anders geglaubt, steckte meine Pistolen in die Tasche und gürtete mein Jagdmesser um, dann hing ich meinen Poncho über und ging an Land nach dem letzten Guanofelsen zu, welcher schon ziemlich entlegen von Bella Vista lag. Ich traf dort Don Carlos Cigarren rauchend und in die See blickend. Als ich zu ihm getreten war, sagte er: „Wir haben keine Zeit zu verlieren. Nur vorwärts, wir müssen noch eine halbe Stunde gehen."

Da mir der Zweck unserer Expedition zum Glück jetzt klar war, so that ich natürlich keine alberne Frage, obgleich ich nicht wußte, ob nach dieser halben Stunde bereits irgend eine Katzbalgerei beginnen würde. Don Carlos aber zeigte die liebenswürdigste Laune, erzählte eine Menge lächerlicher Geschichten und sprach so laut und unbefangen, daß ich fast an dem Zwecke der Expedition wieder irre wurde. Wir waren mittlerweile vom directen Ufer abgekommen, indem wir zwischen einer sich dort erhebenden Felspartie und dem eigentlichen Gebirge hinschritten, so daß uns die erstere den Anblick der See vollständig verdeckte. Plötzlich aber gestattete eine Oeffnung in den Felsen die Aussicht auf das Meer und ließ uns eine Bucht entdecken, wie sie nicht selten dort gefunden werden, und die, wenn sie gegen Wind und Wetter auch kaum einen Schutz gewähren, doch bisweilen einen sehr sichern Versteck für kleinere Fahrzeuge abgeben. — In der Bucht vor uns und dicht am Ufer lag ein solches, meiner Ansicht nach unter das Geschlecht der Kutter einzureihen, verhältnißmäßig lang, sehr schmal, mit einem dreieckigen Segel, halbem Decke und schwarz wie ein Neger.

Man mußte uns übrigens an Bord des Bootes schon gesehen haben Es wurde ein Brett auf den nächsten Felsen geschoben, Don Carlos stieg schweigend ein, ich folgte ihm ebenso, und auf gleiche Weise wurden wir von der Equipage begrüßt, welche aus vier Leuten bestand. Kaum waren wir unter dem niedrigen Halbdecke, als das Boot sich wandte, mit einigen starken Ruderschlägen aus der Bucht war, und, da wir starken Landwind hatten, vor dem Winde mit außerordentlicher Schnelligkeit grade landabwärts in See ging. Ich hatte jetzt Gelegenheit, mir unsere neuen Genossen genauer anzusehen. Alle Viere hatten so ziemlich dasselbe Kostüm wie Don Carlos, nur weniger elegant. Ihre Bewaffnung bestand aus kurzen hirschfängerartigen Säbeln und einfachen Flinten mit Percussionsschloß, aber ohne Bajonnet. Daß Dolch und Sackpistolen nicht fehlten, durfte wohl angenommen werden, doch konnte ich beide nicht entdecken. Zwei von ihnen schienen als Seeleute zu funktioniren, indem sie am Anfange die Ruder handhabten, dann aber sich zu Steuer und Segel hielten, während die beiden andern vorzugsweise die Truppen an Bord zu repräsentiren schienen. Alle waren übrigens Untergebene des Don Carlos, was aus der Art und Weise, wie sie ihn behandelten, unbedingt hervorging, und auch ich, als amigo oder compadre desselben, wurde sehr zuvorkommend behandelt, indem man mir einen alten Poncho als Kissen auf die Querbank legte und mich stets sorgfältig mit Feuer versah, wenn meine kurze Stummelpfeife ausgegangen war. Gesprochen wurde jetzt keine Silbe mehr, so gesprächig Don Carlos auch kurz vorher noch gewesen, und ich glaube, daß das einzige Wort, welches ich hörte: „muy gratias" war, als ich einem der Leute, welcher neben mir saß, und der zu rauchen aufgehört hatte, schweigend eine Handvoll Tabak für seine Papiercigarren anbot.

(Fortsetzung folgt.)

Ernst von Lasaulx.

Geboren 1805, gestorben den 9. Mai 1861.

In der deutschen alten Stadt Coblenz, die damals zum Reiche des französischen

Digitized by Google

Usurpators gehörte, wurde Ernst v. Lasaulx am 16. März 1805 geboren. Sein Vater Johann Claudius von Lasaulx hatte im Jahre 1812 die Stelle eines Landbaumeisters, später 1816 die Stelle eines Landbauinspectors angenommen, und war einer der gewandtesten und gelehrtesten Architekten des Rheinlandes. Die Burg Rheineck, zwölf katholische Kirchen und eine bedeutende Anzahl großartiger Privatbauten verdanken seiner Meisterhand ihre Entstehung. In dem regsamen Knaben mögen wohl die Schöpfungen des Vaters, Kinder antiker und mittelalterlicher Kunstanschauung, die ersten bleibenden Grundlagen zu dem Streben gelegt haben, diese zwei Erscheinungsformen des menschlichen Geistes harmonisch versöhnt in sich aufzunehmen. Im Alter von 19 Jahren bezog er die Universität Bonn, die er bald verließ, um seine dem Alterthum und der Philosophie zugewandten Studien an der eben erstandenen Hochschule Münchens fortzusetzen. Im Jahre 1830 eilte er sehnsuchtsvoll und wissensdurstig den Ländern des Aufgangs, den beredten Trümmern untergegangener Welten entgegen, mit deren geistigen Denkmalen er schon längst im regsten, sympathischen Verkehr gestanden war. Ueber Wien erreichte er Italien, von dort das wiedererstandene Hellas, Konstantinopel und das heilige Land. Mit gründlichem Wissen und unmittelbarer sinnlicher Erfahrung ausgerüstet, kehrte er nach Deutschland zurück, wo ihn bald (1835) ein ehrenvoller Ruf als Professor der classischen Philologie nach Würzburg erreichte. Hier erschienen seine geistreichen Monographien: „Ueber das Orakel von Dodona", „Ueber den Sinn der Oedipossage", „Die Sühnopfer der Griechen und Römer." — Die allgemeine Theilnahme und hingebende Verehrung der Studirenden, die den Erfolg seiner Vorlesungen auszeichnete, folgten ihm in seine neue Stellung als Professor der Philologie und Aesthetik an der Münchener Universität, die er 1844 annahm, nach. Der in den Annalen der bayerischen Geschichte berüchtigte Februar 1847 sah auch die willkürliche Enthebung Lasaulxs von seiner einflußreichen und rühmlichen Lehrthätigkeit. Das Instrument seiner Kränkung, das ephemere Ministerium, überlebte seine Suspension nicht lange. Als die gewaltigen Wellen der Bewegung von 1848 unser Vaterland erreichten, zögerte er, den Ernst und die veränderten Anforderungen der Epoche scharf erkennend, nicht, die Wahl Abensbergs zum Abgeordneten im Parlamente des deutschen Volkes willig anzunehmen. Mit Begeisterung bekämpfte er den schon damals sich regenden Gothaismus und wies auf die dringende Nothwendigkeit des innigsten Anschlusses an die Geschicke des Kaiserstaates hin. Die parlamentarische Thätigkeit Lasaulxs war eine entschieden großdeutsche, in der Versammlung der Vertreter des deutschen Volkes, wie im kleineren Kreise der Abgeordneten Bayerns, überall tritt er mannhaft, überzeugungstreu, mit weitsehendem historischem Blick gegen die tausend Kleinlichkeiten, Vorurtheile und das unlautere Parteigetriebe. Wo der Gelehrte und Historiker die unerbittliche Nothwendigkeit, die einzige Möglichkeit der Fortentwicklung des Vaterlandes im Föderativsystem erkannte, trat der Bürger und Redner geistreich und muthig, oft gegen den Strom, vor die Bethörungen des Augenblicks und den Centralisationsschwindel der radicalen Hohlheit. Unbeirrt von den Stimmen des Marktes rief er seinen Mitbürgern immer Worte von der Heiligkeit des Glaubens und der Ordnung, der Gleichberechtigung aller Stämme des Vaterlandes in ihrer vielfachen Entwicklung, der Bundesbrüderlichkeit und Zusammengehörigkeit aller Banner Deutschlands zu. Wollte Gott, seine Stimme hätte immer und überall Herzen und Arme bewegen können! Das Jahr 1849 war für ihn ein Jahr der Anerkennung und Ehre. Im Frühling wurde er wieder in sein Lehramt eingesetzt, im Herbste rief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in die Kammer der Abgeordneten, deren Zierde er seither ununterbrochen gewesen ist.

Was er in der Kammer, was er als Lehrer wirkte, ist schon seit Jahren in das Bewußtsein seiner Mitbürger, seiner Schüler gedrungen. Fruchtbar und erhebend waren alle seine Worte. Man muß gesehen haben, wie nach seiner Enthebung von der Professur im Februar 1847 die Studenten

Digitized by Google

Stücke des Katheders als Andenken an den ihnen gewaltthätig entrissenen Lehrer mit nach Hause trugen. Um wen sich die Jugend so drängt, der ist sicher ein Geist der Liebe und Freiheit. Wenn wir uns dies Alles so ins Gedächtniß zurückrufen, können wir nicht umhin, eines andern erst unlängst wenige Tage vor ihm entschlafenen Gelehrten, seines einstigen Amtsgenossen, zu gedenken. Im Objecte ihrer Studien verwandt, strömte ihr Geist in völlig verschiedenen Betten; der eine rasch, wild, zersetzend, weithin vernehmbar, überschritt oft seine Ufer und vernichtete durch seine kritischen Wirbel die Bauten vieler Forscher — der andere, in dem ruhigen Haine Akademos fließend, bot unzähligen jugendlichen Keimen und Sprossen kraftspendende Nahrung. Man hat auf den Sarg Jenes den dürren, rauschenden Lorbeer gelegt; krönen wir die Schläfe unseres Todten mit dem segenspendenden Oelzweig!

Das Gedicht, das O. v. Redwitz am Grabe des Professors v. Lasaulx vortrug, lautet:

So bist Du uns entrissen,
Liegst drunten stumm und bleich!
Herr in der Weisen Wissen,
Und in der Schönheit Reich!
Du Meister klarer Rede,
Du schneidig Kämpenerz!
Ach, Deine letzte Fehde,
Sie brach Dein großes Herz.

Ja, groß! Wer's immer kannte,
Er preist sein Gold als ächt;
Ein Herz, das feurig brannte
Für Wahrheit und für Recht.
Wer hat mit edlerm Grimme
Gen Lug und Trug gekämpft?
Weß deutschen Mannes Stimme
Hat minder Furcht gedämpft?

Wo mancher sich verkrochen
In klug bedachter Scheu,
Hast Du stets gleich gesprochen,
Ein unerschrockner Leu!
War auch Dein Wort oft bitter,
Und schlug Dein Schwert auch fehl —
Warst allzeit doch ein Ritter
Ohn' Angst und ohne Hehl!

Dich kümmerte gar wenig
Was man von Dir geglaubt!
Dir selbst nur unterthänig,
Erhobst Du frei das Haupt!
Der Süden und der Norden
Dafür Dir zeugen kann.
Ja, wir sind ärmer worden,
Um einen ganzen Mann.

Oh 's war ein edles Leben,
Das unser Freund vollbracht!
Wer will den Stein erheben,
Weil anders er gedacht?
Wer rechnet ihm zur Schande
Sein Wort so scharf und frei?
O daß im deutschen Lande
Gleich wahr ein jeder sei!

Und weil wir solches wissen
Von Deinem Schwert und Schild,
Voll Leid wir Dich vermissen
Als deutschen Mannes Bild,
In unsres Rathes Mitte,
Der stets Dich ehrt und preist,
Mit Deiner edeln Sitte,
Du kunstdurchklärter Geist!

Und warst Du auch geschieden
Bevor das Herz Dir brach,
Dir wallte doch zum Frieden
Die zweite Kammer nach.
Und soviel mit Dir tagten
Und kämpften gegen Dich,
Sie all ins Grab Dir sagten:
Du schlugst Dich ritterlich!

O daß nach Streitesmühe,
Du Held voll laut'rer Kraft,
Nun auch der Kranz Dir blühe
Glückseel'ger Ritterschaft!
Daß Du im ew'gen Lichte
Die Wahrheit schauest klar,
Die Deines Geists Gesichte,
Stets heil'ge Sehnsucht war!

Verantwortliche Redacteure: Dr J. L. Jäger und Dr Eduard Reis.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 58. Speyer, Samstag 18. Mai 1861.

Don Carlos M.

Von

Ernst Freiherrn von Bibra.

(Fortsetzung.)

Da es selten Jemand einfallen wird, eine positive oder auch eine negative Schmuggelpartie zu unternehmen oder zu schildern, ohne eine rabenschwarze Nacht, in welcher man die Hand vor den Augen nicht sieht, in welcher der Wind durch die Klippen heult und ein feiner eisiger Sprühregen vom Himmel fällt, so muß ich bemerken, daß die Nacht unserer Expedition ebenfalls mondleer war, und wie gesagt, eine frische Brise aus Süden wehte. Der Regen fehlte natürlich, da, so lange jener Theil der Westküste Amerikas überhaupt steht, fast mit Sicherheit nachweisbar nie ein Tropfen Wasser vom Himmel gefallen ist.

Schon als wir in See hielten, war die Sonne gesunken, die Nebel begannen ihr phantastisches Spiel auf der weiten Wasserfläche, und das durch die dünne Dunstschicht über uns schwach durchschimmernde Licht größerer Fixsterne war das einzige, was wir draußen erblicken konnten, während der Raum unter Deck durch die glimmenden Cigarren bisweilen auf einige Augenblicke schwach beleuchtet wurde. Doch zeigte der spritzende Schaum am Bugspriet deutlich, daß wir rasch genug vorwärts kamen.

Alle an Bord außer mir waren offenbar über den zu nehmenden Cours vollständig unterrichtet und einig, denn ohne daß eine Silbe gewechselt wurde, drehte man plötzlich etwa zwei englische Meilen vom Lande entfernt, das Boot und fuhr jetzt vor dem Winde pfeilschnell in Richtung der Küste gegen Süden. Der Schnelligkeit nach, mit welcher wir vorwärts kamen, mochten wir wohl schon vier Wegstunden in der neuen Richtung zurückgelegt haben, als Don Carlos seine Cigarre weglegte, ans Bugspriet ging, und nachdem er einige Minuten dort verweilt hatte, plötzlich sich rückwärts wandte und einen leisen Ausruf ausstieß. Sogleich fiel das Segel, der Kutter schoß noch einige Augenblicke rasch vorwärts, dann stand er stille oder wurde wenigstens nur langsam vom Winde getrieben.

Der Mann am Steuer blieb, ebenso der beim Segel, die beiden andern aber nahmen ihre Gewehre und krochen zu beiden Seiten an den Schiffswänden hin und lugten vorsichtig über die Brüstung. In Ermangelung von etwas Besserem, was ich zu thun wußte, machte ich es ebenso, auf dem Backbord kriechend, da dies die Landseite war und ich von dort her am ersten irgend eine Teufelei erwartete, und nahm mir vor, wenn ich etwas bemerken sollte, was nicht eben Luft oder Wasser sei, meinen neben mir kauernden zeitweiligen Collegen durch einen sanften Rippenstoß aufmerksam zu machen. Ich sah zwar nichts, aber nach einigen Augenblicken hörte ich deutlich in der Entfernung die Brandung. Wir hatten also, ohne Zweifel durch eine Krümmung der Küste, uns derselben genähert.

Nach ein paar Minuten der Stille und des Spähens rief Don Carlos halblaut: „nada (Nichts)!“ Sogleich hob sich das Segel, und wir fuhren in derselben Richtung wie vorher rasch voran. Bald indessen wurde landeinwärts gewendet, und wir waren in kurzer Zeit in Mitten einer andern kleinen und der, welche wir verlassen hatten, sehr ähnlichen Bucht. Während zwei der Leute das Boot mit den Rudern vom Land hielten, legte Don Carlos mit eigenen Händen das Brett, sprang ans Land, ich folgte

Digitized by Google

ihm und mir die beiden bewaffneten Männer. Dann zehn oder zwölf Ruderschläge der beiden Zurückgebliebenen, dann das Segel in die Höhe — und das Boot flog wie ein Pfeil seewärts und war in kurzer Zeit vollkommen verschwunden.

Wir waren offenbar auf der Stelle des Anstandes angekommen, wenn man bei einer Art Menschenjagd sich dieses waidmännischen Ausdrucks bedienen darf. Don Carlos aber schien ganz dieser Meinung zu sein, denn er sagte, auf das verschwindende Boot zeigend, mit gedämpfter Stimme zu mir: „Das sind unsere Hunde und wir die Jäger," und diese wenigen Worte genügten, mir den ganzen Plan klar zu machen. Ohne Zweifel sollte das Boot einem in dieser Nacht von Cobija kommenden Schmugglerfahrzeug auflauern, einen scheinbaren Angriff auf dasselbe machen, und es veranlassen, in der Bucht, in welcher wir uns in den Hinterhalt gelegt hatten, zu landen, um dort in einem wahrscheinlich Don Carlos verrathenen Verstecke ihre Waaren zu bergen. Was wir dann zu thun hatten, war sehr klar und jedenfalls ein lustiges Stück Arbeit, da die Schmuggler jener Districte keineswegs als Lämmer bekannt waren.

Als vom Boote nichts mehr zu sehen war, wechselte Don Carlos mit seinen beiden Leuten einige Worte, von welchen ich keine Silbe verstand, wie mir das leider sehr häufig begegnete, wenn die „Schädel" unter sich sprachen, worauf die zwei Männer sich entfernten und hinter einigen Felsstücken verschwanden. Wir aber kletterten eine kleine Felswand hinan, ohnweit unserer Landungsstelle und faßten dort, etwa anderthalb Mannslänge über dem Plateau der Bucht, Posto.

Schon früher hatte ich bemerkt, daß Don Carlos, der im gewöhnlichen Umgange sehr gesprächig war und sich selbst nicht selten einer wirklich blumenreichen Sprache bediente, bei ernstbafteren Dingen höchst lakonisch wurde. Er beurkundete diese Eigenthümlichkeit glänzend im gegenwärtigen Augenblick, denn nachdem wir auf dem Felsen angekommen waren, warf er seinen Poncho auf denselben, streckte sich auf denselben aus und sagte: „Wir machen es so!" dabei lugte er zuerst gegen die See, drehte sich dann langsam in der Richtung der Bucht, zielte mit seiner Doppelflinte und zeigte durch eine leichte Bewegung der rechten Hand ein zweimaliges Feuergeben an. Dann wiederholte er dieses Manöver mit einer seiner Pistolen, zog sein Jagdmesser und war mit einem geräuschlosen Sprunge, der einem Tiger Ehre gemacht haben würde, auf dem Boden, woselbst er einige Lufthiebe ausführte, und dann, fast so schnell als er hinabgekommen war, sich wieder an meiner Seite befand. — Ich winkte mit dem Kopfe und sagte in gleicher Weise: „Gut!" Der Schlachtplan war fertig.

Mittlerweile war die Brise schwächer geworden, ohne jedoch gänzlich aufzuhören, die Nebel waren fast vollständig verschwunden, und der gestirnte Himmel warf ein schwaches Licht auf die Landschaft. Die Bucht war etwa sechzig Schritte tief ins felsige Ufer der Küste geschnitten, welches wie dort fast allenthalben, aus terrassenartig ansteigenden Felsen bestand, nur daß hier diese Terassen, unten wenigstens, einige Klafter Breite boten, während sie an andern Stellen häufig kaum so viel Fuß hatten. Die Breite der Bucht mochte dreißig Schritte betragen und schloß sich gegen das Land zu fast kreisförmig, so daß dort ein Raum von etwa fünfundzwanzig Schritten Breite und vielleicht achtzehn bis zwanzig Tiefe blieb, auf welchem man festen Fuß fassen konnte. Dann stiegen die Felsen an. Einige vereinzelte Blöcke derselben lagen auf dem Boden zerstreut, und unsere beiden Gefährten waren entweder hinter einem solchen versteckt, oder sie hatten sich auf der linken Seite der Bai, wie wir auf der rechten, verborgen. Da die Felsen, so viel sich unterscheiden ließ, aus schwarzem doleritischem Gestein bestanden, und die See dort nicht Macht genug zu besitzen schien, Muschelnfragmente und Reste von Seethieren ans Land zu werfen, so war der Boden schwarz wie die Wände, und alles, was man daher vom Lande überhaupt sehen konnte, war düster und unscheinlich. Was die See betraf, so hörte man zwar in einiger Entfernung das Brausen der Brandung, in der Bucht selbst zeigte sich aber nur bisweilen ein schmaler weißer

Digitized by Google

Wellenkamm, der, von außen kommend, langsam über das Wasser dahinzog und sich dann mit schwachem phosphorescirendem Lichte am Ufer brach.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Glocken.

Deren Alter, Formen, Inschriften und Schicksale.

(Fortsetzung.)

Wolfgang Menzel sagt in seiner christlichen Symbolik:

„Das fromme Mittelalter sah in den Kirchenglocken ungerne nur todtes Erz, sondern legte denselben eine gewisse Persönlichkeit bei, als den Vorsängern und Administranten beim Gottesdienste, als den kirchlichen Wächtern über der Gemeinde. Die gewaltige Stimme der Glocke, immer nur ertönend im Dienste Gottes und zum Nutzen der Gemeinde, verlieh ihr nicht nur etwas Ehrwürdiges, sondern auch etwas Persönliches. Daher der unschuldige Gebrauch, bei der Einweihung der Glocken denselben auch einen Namen beizulegen, was man doch nur uneigentlich eine Taufe nennen und als gottlosen Aberglauben bekämpfen konnte, wenn man nur in den Schranken der Symbolik blieb. Die sogenannte Glockentaufe, wie sie noch in der katholischen Kirche geübt wird, ist rein sinnbildlich, und sieht in der Glocke nicht einmal eine Persönlichkeit, sondern nur das Symbol des göttlichen Wortes, verkündet in der Stimme des Priesters. Die Waschung der Glocke bedeutet die Reinigung der Lehre, das weiße Linnen, womit sie getrocknet wird, die Alba des Priesters, die Räucherung mit Weihrauch die Vertreibung der Dämonen oder alles Unreinen und Gemeinen, die siebenfache Salbung die eben so vielen Gaben des Geistes."

Wo in altersgrauer Vorzeit die Kirchenglocken durch die fast unwegsamen Wälder Deutschlands, Englands und Skandinaviens ertönten, glaubten die erschrockenen Heiden die Stimme eines neuen unbekannten Gottes zu hören, vor dem alle ihre Heimathsgötter fliehen müßten. Der allgemeine Glaube im nördlichen Europa, daß durch den Ton der Glocken die Teufel und insonderheit auch die Gewitter, Hagel ꝛc. vertrieben würden, stammt ohne Zweifel daher. Der heidnische Donnergott (Thor) war vom Volk am meisten verehrt, als der mächtigste, aber auch er mußte mit seiner Donnerstimme der Glockenstimme des Christengottes oder seiner Engel weichen. Wahrscheinlich wurden die ersten Gewitterglocken geläutet, um die Neubekehrten von der Angst zu befreien, Thor nahe im schrecklichen Gewitter, um sich an ihnen wegen deren Bekehrung zu rächen. In viel späteren Zeiten hegten die heidnischen Indianer in Peru, als sie die ersten Glocken der spanischen Einwanderer hörten, vor denselben die nämliche Furcht.

Auf der großen Glocke zu Erfurt steht geschrieben: Ich heisse Susanna und treibe die Teufel von danna. Auf einer in Stuttgart: „Osanna heiß ich, der böse Feind flieht mich. Fulgera frango — noxia frango — Campana debellat singula vana." Zu Venray (richtiger Veenrade) in der Provinz Limburg:

Anno domini 1521. Jakob Venraid.
Ave Maria heit ik,
al quaet verdreif ik (alle Uebel vertreib' ich),
den doden beclaich ik,
den levenden roep ik.

Auf der neueren großen Glocke eben daselbst:

Den naem Jesus is my gegeven
wie Jesum volckt sal eenwelik leven
gelyck die apostelen hebben ghedaen
haeren arbeydt altoos mit Jesu bestaen
bliexem haegel donder can Jesus verdryven
alle duyvelen doet hy sidderen ende beven
Petrus Verberckt pastor in Venray
anno 1643.

Das schwäbische Sprichwort: „Kathrein und Sufein treiben die Wetter über den Rhein" bezieht sich gleichfalls auf die Glocken. Klunzinger in seiner Geschichte des Zaabergaues Seite 61 erwähnt einer Glocke zu Bönnigheim, die von den Einwohnern vergraben wurde, damit sie nicht den Raubhorden Melacs in die Hände fallen möchte,

Digitized by Google

die man aber, als heftige Gewitter kamen, rasch wieder ausgrub und läutete.

Im Münsterthurme von Schaffhausen hängt jene Glocke, deren Inschrift Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango durch ein Meisterwerk Schiller's Jedermann bekannt ist. Dabei ist noch zu lesen Miserere domine populi, quem redimisti sanguine tuo (Erbarme dich, Herr, des Volkes, das du mit deinem Blute erkauft hast). Anno dom. MCCCCLXXXVI.

Zu Binde in der Altmark hat die größere Glocke folgende Inschrift: anno domini MVCXXIIII dar bi goet arndt blome mi. sanctus iorius heite ick dat weder verstur ick dei leiffendingen rope ick dei doden dei boivemde ub. dei godeshuslüde her peter van dem rine. tue schulte ebbel hilgenvelde acghim bente (im Jahre des Herrn 1524 dabei goß mich Arndt Blume; St. Georg heisse ich, das Wetter verstöre ich, die Lebendigen rufe ich, die Todten wie die Verfehmten. Die Gotteshausleute Herr Peter von dem Rheine, zwei Schultzen Abel Hilgenfeld, Joachim Bente).

In Hamm bei Düsseldorf liest man auf der einen Glocke: Maria heiss ich, got sicht mich, S Blasius und S. Catharina luden mich. Anno domini MDCCVI. gois ivev Wirth, auf der zweiten: Maria heissen ich, zu eren gottes luden ich. Hartmann van Alkter gohs mich. Anno domini 1648. O et A. nos adjuva.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Nur die Lumpen sind bescheiden — und auch die nicht immer. In dem Journal pour tout vom 23. Januar d. Js. heißt es wörtlich: „Nichts steht fester, als daß wir (die Franzosen) allen Völkern voran sind; wir sind unterrichteter, geistreicher, tapferer, liebenswürdiger, als Italiener, Spanier, Deutsche und Engländer zusammengenommen. Aber es genügt nicht, daß wir in allen Dingen die ersten sind; wir müssen auch an allen Orten die ersten sein ꝛc.“

* Die Lerche und der Sämann.

Sämann dort drunten hinterm Pflug,
Dich wundert wohl mein hoher Flug,
Daß du so sinnend stehest,
Herauf in's Blaue spähest?

Ja, Sämann, wo man pflügt und sät,
Da darf nicht fehlen das Gebet,
Dieweil an Gottes Segen
Gar Alles ist gelegen.

Drum hab' ich mich herausgemacht,
Und schmettre durch die blaue Pracht
Ein Loblied, nimmermüde,
Von Gottes Vatergüte.

Glüht auf der Stirne dir der Schweiß,
Dann sing' ich: Segne seinen Fleiß,
O Herr, laß alle Saaten,
Laß Obst und Wein gerathen.

So, wo man gräbt und pflügt und sät,
Füg' ich zur Arbeit das Gebet:
Will gern auf Lohn verzichten,
Will nichts von all den Früchten.

Nur soviel Körnlein, als mir noth
Im Winter gegen Hungerstod,
Streu für mich arme Kleine
Zum Picken vor die Scheune.

— r. —

Charade.

(Vierfylbig.)

Wenn dein Leben noch den Letzten
In des Frühlings Schmucke gleicht,
Folg' den Ersten: — aber nimmer,
Hat der Herbst dein Haar gebleicht.
Wer die deutschen Dichter kennt,
Ganz mich unter ihnen nennt.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 59. Speyer, Dienstag 21. Mai 1861.

Don Carlos M.

Von

Ernst Freiherrn von Bibra.

(Fortsetzung.)

Die kleinen Wellen aber, welche sonst den Spiegel der Bai kräuselten, waren schwarz, wie das Wasser der Bai selbst, wie die Felsen, wie alles, was uns umgab, und nur außen hatte die See, das Sternenlicht reflectirend, eine hellere Färbung angenommen und einigte sich mit dem Horizonte, ohne daß indessen eine bestimmte Grenze angegeben werden konnte.

Da wir Beide stumm und schweigend auf unseren Ponchos lagen und in die See hinauslugten, so hatte ich, nach einem Blicke auf unsere so eben geschilderte Lage, Zeit genug, mir allerlei Gedanken zu machen. Ein halber Mann, der einen ganzen Grund hat, wird sich natürlich wacker schlagen, wenn ihm die Gelegenheit geboten wird. — Ein ganzer Mann thut sehr häufig dasselbe, wenn er nur einen halben Grund hat. Bisweilen sucht er auch, besonders in gewissen Jahren, künstlich zu ersetzen, was etwa noch an der Hälfte dieses Grundes fehlt. — Aeltere Damen, einerlei, welchem Geschlechte sie angehören, schlagen sich gar nicht, mag ein halber oder ganzer Grund vorhanden sein. — Ein Verrückter endlich schlägt sich ohne allen Grund. — Es war aber gar keinem Zweifel unterworfen, daß für mich nicht entfernt irgend eine vernünftige Ursache vorlag, mit bolivianischen Schmugglern Kugeln zu wechseln oder Messerstiche. Ergo!

Das war die erste Reihe von Gedanken, mit, wie man sieht, nicht sehr tröstlichem Schlusse, welche jenesmal in mir aufstieg. Dann kamen die Trostgründe. Ich hatte, dachte ich mir, eigentlich doch nur eine Thorheit begangen, und das zwar jenesmal in Bella Vista, als ich gegen Don Carlos den Wunsch geäußert hatte, einem Kampfe mit Schmugglern beizuwohnen. Später konnte ich es nicht ablehnen, ihn zu begleiten, und jetzt war es unvermeidlich, so viele Feinde zu tödten als möglich und so wenig als möglich an die eigene Haut zu denken. Und ferner, es war eben auch nicht das erstemal, daß ich mich wenigstens in ähnlichen Verhältnissen befand. Ferner gab es für mich noch einen ziemlich egoistischen Trostgrund, welcher in einem glücklichen sehr Entferntsein aller Polizeiverhältnisse und der lieben Justiz lag.

Ich verehre das Gesetz leidenschaftlich, aber ich habe von jeher eine gründliche Abneigung gehabt vor den Ausdrücken: Körperverletzung — Fahrlässige Körperverletzung mit nacherfolgtem Tode — Fahrlässige Tödtung — Unerlaubte Selbsthilfe — Ueberschreitung der Nothwehr — Excess der Nothwehr u. s. w

Es kann vorkommen, daß ihr des Nachts über die Heide geht oder durch einen Wald, und plötzlich stehen drei Menschen um euch mit großen Knüppeln, welche Miene machen, auf euch loszuschlagen. Oder ihr erwacht in einer Stube, seht einen Menschen euren Schreibtisch erbrechen und einen andern mit einem großen Messer in der Faust eure Bewegungen beobachten. Es wird gut sein, wenn ihr im ersten Falle abwartet, bis euch ein Arm abgeschlagen ist, oder bis ihr im zweiten einen guten aufzeigbaren Messerstich erhalten habt, denn solltet ihr so unbesonnen sein, einem jener Unbekannten, deren Absicht vor etwaigen, von ihrer Seite begangenen Thätlichkeiten durchaus nicht zu

Digitized by Google

errathen ist, zu verletzen, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß man in Gemäßheit dieser Verletzung und mit Hinweisung auf einen der oben angeführten Ausdrücke euch „verknurren" wird.

Glücklicherweise hatte ich in jener Nacht nichts von alle dem zu fürchten, denn einestheils stand ich gewissermaßen selbst auf Seite des Gesetzes, andererseits war die ausübende Kraft dieses Gesetzes, wie schon erwähnt, sehr weit entfernt von der schwarzen Bucht, in welcher mein würdiger Freund und ich stark im Sinne hatten, verschiedene Fahrlässigkeiten und Excesse der Nothwehr auszuüben.

Der friedliebende und menschenfreundliche Leser wird indessen jetzt sehr befriedigt sein, wenn er vernimmt, daß in Wirklichkeit, trotz aller blutdürstigen Vorbereitungen, nichts vorfiel, was irgendwie in die Reihe der gesetzwidrigen Handlungen gestellt werden konnte. Fünf lange, lange Stunden lag ich auf jenem Felsen, der von Minute zu Minute härter und unangenehmer wurde, und aus dessen Oberfläche allerlei Buckeln und Kanten zu wachsen schienen, welche vorher gar nicht vorhanden, einfach nur, wie mich dünkte, um meine Gliedmaßen zu peinigen. Endlich erhob sich Don Carlos, der, wie es schien, ebenso ungeduldig wie ich geworden war, mit einem grauenhaften Fluche und brannte ein kleines weißes Signallicht ab, welches außen auf der See fast gleichzeitig beantwortet wurde, dann zündete er seine Cigarre an, stieg in die Bucht und sagte sehr höflich zu mir: „Auf ein andermal, Signor, auf ein andermal. Die Schufte haben mich belogen. Bei der heiligen Jungfrau, es war nicht meine Schuld."

Es war das erstemal, daß ich ihn überhaupt von der heiligen Jungfrau sprechen hörte, und so glaubte ich ihm. Unter allen Verhältnissen aber war ich sehr glücklich, nicht länger auf dem verwünschten Felsen liegen zu müssen. Bald schoß unser Boot in die Bucht, und waren wir vorher leise wie eine lauernde Katze in dieselbe geschlichen, so verließen wir sie jetzt wie ein Schwarm geschwätziger Papageien, indem man sich laut und ungezwungen über den fehlgeschlagenen Plan unterhielt und sich mit dem demnächstigen Gelingen tröstete.

Da Don Carlos und ich wenigstens wieder in die Algodoabai zurück mußten, wir aber küstenaufwärts fast directen Gegenwind hatten, so mußten wir, um bei dem Winde segeln zu können, eine tüchtige Strecke in See hinaus gehen und dann in einem stumpfen Winkel außen wenden, um wieder bei dem Winde zurückgehen und an irgend einer Stelle der Küste unweit der Algodoabai beilegen zu können. Noch lebhaft denke ich heute an die Behaglichkeit, in welcher ich mich auf ein paar alten Wolldecken längs der Querbank ausstreckte, während wir lustig in die See hinaus stachen, und zusah, wie Don Carlos Wasser auf einem Weingeistfeuer erwärmte, Zucker zusetzte und durch eine reichliche Zuthat von Arak ponche caliente bereitete. Wer die halbe Nacht auf einem höckerigen Felsstücke liegend zugebracht hat, erklärt schon eine ebene Holzbank, selbst ohne Decken, für ein köstliches Lager.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Glocken.

Deren Alter, Formen, Inschriften und Schicksale.

(Fortsetzung.)

Die häufigste Inschrift auf bayerischen Glocken, speciell der späteren Zeit, ist: O rex gloriae Christe vene cum pace. Wahrscheinlich kommt diese Erscheinung daher, daß dieses die Betglocken waren, d. h. die Glocken, mit welchen zum Gebet um Frieden, besonders in der Zeit der Türkenkriege geläutet wurde. Die Inschrift der großen Glocke der Frauenkirche zu München lautet:

Susanna heiß ich,
In Jesus, und Lucas Marcus Matthäus und Johannes Namen goß man mich.
Der durchlauchtig hochgeborne Fürst und Herr Albrecht bei Rhein
und Herzog in Ober- und Niederbayern war Stifter mein.

Digitized by Google

Von Regensburg her brachte man mich,
Die bösen Wetter vertreib ich,
Den Tod erwehr ich,
Hans Ernst goß mich
Als man zahlt von Gottes Gepurt
Tausend vierhundert und drei dem neunzigisten
Jahr. (Tetragrammaton).

In dieser Inschrift ist Alles zugleich enthalten, was man sonst auf verschiedenen Glocken anzubringen pflegt. Namen, Stifter, Gießer, Wirkung und Zeitangabe der Glocke. Das Tetragrammaton bedeutet den Namen Gottes, das Jehovah der Hebräer ohne Vocalisirung. Dieser heilige Name Gottes sollte zur Verscheuchung der Gewitter und alles Unglücks beitragen.

Der Volksglauben, daß den Glocken ein vom Menschen unabhängiger Geist inwohne, immer aber im Dienste des höchsten göttlichen Willens, kehrt sehr häufig wieder in den schönen Legenden und Volkssagen vom freiwilligen Läuten der Glocken, welches erfolgt, ohne daß ein Mensch sie anrührt. Den größten Ruhm genoß in dieser Beziehung die Glocke zu Villila in Arragonien, die jedesmal von selbst läutete, wenn Spanien ein großes Unglück bevorstand. Eine Glocke zu Roquemador in Frankreich läutete von selbst, so oft Jemand auf dem Meere in Gefahr schwebte. Eine Glocke zu Avignon soll jedesmal geläutet haben, wenn ein Papst sterben sollte. Weil die Glocken in der geschlossenen Zeit (der Charwoche) vor Ostern verstummen, glaubt das Volk in Frankreich und am Rhein, daß sie nach Rom pilgern, wo alle Glocken einen Tag lang versammelt seien, um den heiligen Vater zu sehen. Diese Sage wurde schon von verschiedenen Künstlern zu Illustrationen benutzt.

Wie dem Reiche Gottes überhaupt ein Reich des Teufels äffisch gegenübersteht, so auch insbesondere eine Teufelsglocke der geweihten Kirchenglocke. So lange eine gegossene Glocke noch nicht getauft war, so galt sie gleich dem ungetauften Kinde als dem Satan zugänglich. Auch kommen Teufelsglocken vor, die von Zauberern durch Bewältigung geheimer Natukräfte verfertigt wurden. Der Zauberer Virgilius soll eine Glocke von schrecklichem Ton besessen haben, daß Jeder außer sich gerieth, der sie hörte, weshalb er sich den Spaß zu machen pflegte, allemal, wenn eine Buhlerin über eine gewisse Brücke ging, zu läuten, wodurch sie so erschreckt wurde, daß sie ins Wasser stürzte. Theopo astes Paracelsus goß sich aus sieben Metallen bei einer gewissen günstigen Constellation der sieben Planeten, denen diese Metalle zugeordnet sind, eine Glocke, die dadurch eine solche magische Kraft bekam, daß man, wenn man sie anschlug, durch ihren Ton alle Geister der Metalle zwingen konnte, zu erscheinen. Von dämonischer Art ist auch die Lügenglocke zu Gent in einem Nonnenkloster, die allzeit entweder zu früh oder zu spät läutet.

Zuweilen kommt in den Sagen die Sitte vor, lebendige Nattern in den glühenden Glockenguß zu werfen, dann werden die Ottern in der ganzen Gegend, so weit die Glocke tönt, verbannt. Dies erzählt man sich von der Glocke der Marienkirche in Stargard. Ebenso geht die Sage von einer Glocke zu Bernau in der Altmark.

Hier mag endlich eine Glockengießersage erwähnt werden, die Aehnlichkeit mit jener zu Attendorn in Westphalen hat, sonst aber sehr wenig bekannt ist. Hart an der preußischen Grenze liegt das hannover'sche Dorf Rhade, in der Nähe von Wittingen und Sunderwittingen. Letzterer Ort wird gewöhnlich Surwitten genannt und als Sprichwort gebraucht, indem man Leute, die allerhand Grillen im Kopfe haben und mürrisch drein sehen, damit aufzieht, daß man zu ihnen sagt: Du bist wol ut Surwitten. Wenn man von Waddekath nach Wittingen geht, bemerkt man auf der rahder Feldmark, dicht am Wege, einen scheibenförmigen Kalkstein von ungefähr 3 Fuß im Durchmesser, der mit einem niederen Fuße versehen ist, worauf er ruht. Ein Glockengießer aus Salzwedel sollte um das Jahr 1470 eine neue Glocke für Wittingen machen, konnte sie aber nicht zu Stande bringen, denn der Guß mißlang ihm zweimal, und man kann sich denken, wie ärgerlich der Meister war, als er sie abermals zusammenschlagen und einschmelzen mußte. Doch gab er die Hoffnung nicht auf und machte mit Hilfe seines Lehrlings die dritte Form und bereitete mit der größten Sorgfalt Alles zum neuen Gusse vor.

Digitized by Google

Wie er damit fix und fertig war, eilte er nach Salzwedel, um noch ein Zaubermittel zu holen, daß ihm nicht wieder Unglück passire, und befahl seinem Jungen, während dieser Zeit den Ofen gehörig zu heizen, daß bei seiner Rückkehr der Guß sogleich beginnen könne. Der Junge that, wie ihm sein Meister befohlen, drehte aber aus Vorwitz an dem Zapfen, der mit einem Male losging, so daß das glühende Metall sich in die Form ergoß. Voller Angst lief nun der Junge weg und seinem Meister entgegen. Er traf ihn auf dem rahder Felde und erzählte ihm unter heißen Thränen sein Mißgeschick. Der Meister aber entbrannte in furchtbarem Zorn und schlug den Jungen auf der Stelle todt. Wie die Glocke untersucht ward, fand man sie wohl gerathen, und als sie geläutet wurde, hatte sie einen wunderschönen Klang. Deßhalb ward von der dankbaren Bürgerschaft zu Wittingen dem armen Jungen auf der Stelle, wo er erschlagen worden, dieser Stein zum ewigen Gedächtniß aufgerichtet. Auch hat man noch lange Zeit bei Wittingen das Loch gezeigt, wo die Glocke gegossen wurde.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Frankfurt, 14. Mai. Ein hiesiger junger Bürger, Hr. Berna, hat eine Expedition nach Spitzbergen ins Werk gesetzt, an der er sich selbst betheiligt, und zu der er an wissenschaftlichen Begleitern Professor Karl Vogt in Genf und den Schweizer Geologen Greßly, als Künstler Maler Hasselhorst von hier engagirt hat. Die mit Allem wohlversehene Expedition findet sich heute in Hamburg zusammen, und wird morgen von da aus ihre Reise antreten, die später auch literarisch verwerthet werden soll.

Zur Zeit des großen Hamburger Brandes im Jahre 1842 schickte die jetzt größtentheils niedergebrannte Stadt Glarus, obschon sie nicht ganz 5000 Einwohner zählt, an die heimgesuchte deutsche Stadt als Spende 30,000 alte Schweizerfranken.

Charade.

(Dreisylbig.)

Jeder Aerger, jedes Zanken,
So in Worten wie Gedanken,
Liegt wie selbstverständlich schon
In der ersten Sylbe Ton.
Und nun hat sie eine Lehre
Anfangestellt gar, der zur Ehre
Manche Lanze ward gebrochen,
Manches bittre Wort gesprochen.

Meine Letzten gar verkünden
Vorschub jeder Art von Sünden,
Die vom ersten Menschenpaar
Bis auf uns begangen war.
Kriege haben sie entzündet,
Zwietracht, Neid und Haß begründet;
Und doch lächeln sie so lieblich,
Als wär Unschuld ihnen üblich.

Und das Ganze? Lebensader
Ist es jenem Streit und Hader,
Der nicht mit des Schwertes Spitze
Schleudert seines Zornes Blitze:
Nein in stiller Mitternacht
Seine Rachepläne macht.
Und des Ganzen gift'ge Säfte
Fördern die verborgnen Kräfte,
Drein den spitz'gen Stahl er taucht
Und als Waffe sie gebraucht.

Auflösung der Charade in № 58:

Rosegarten.

Verantwortliche Redaction: Dr. J. L. Jäger und Dr Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 60. Speyer, Donnerstag 23. Mai 1861.

Don Carlos M.

Von

Ernst Freiherrn von Bibra.

(Fortsetzung.)

„Ich will Ihnen jetzt erzählen", sagte Don Carlos, „wenn es Sie nicht noch ärger langweilt als das Vergnügen, das ich Ihnen bisher bereitet habe, wie ich nach Bolivien und zu meinem gegenwärtigen Stande gekommen bin." Auf meine eifrige Bitte begann er in deutscher Sprache folgendermaßen:

„Mein Urgroßvater war ein Deutscher. Wie er nach Chile gekommen, und warum er und überhaupt wir, seine Nachkommen, nicht unsern Namen chilenisirt, wie das fast immer gebräuchlich, weiß ich nicht anzugeben; daß wir selbst aber ganz gute Chilenen waren, äußerlich und im Innern, ist sicher. Mein Vater und meine Mutter sprachen zum Beispiel keine Sylbe deutsch, und ich habe Ihre Muttersprache erst später auf einem deutschen Kauffahrer erlernt, auf welchem ich längere Zeit die Stelle eines Supercargo bekleidete. Mein Vater war ein ziemlich vermögender Kaufmann in Sant Jago und, da die Söhne reicher Leute sehr häufig ein unabweisbares Bedürfniß fühlen, große Tagdiebe zu werden, so war auch ich auf dem besten Wege hiezu. Daß mich meine Mutter, die ich übrigens noch heute wie eine Heilige verehre, ein bischen verzog, ist nicht zu leugnen; der Vater war nachsichtig, und ich galt mit fünfzehn Jahren für einen der verwegensten Reiter der Stadt, was, wie Sie wissen, für Chile viel sagen will, warf den Lasso wie der gewandteste Vaquero, und war dabei ein ausgezeichneter Schütze, obgleich dies eben nicht die starke Seite meiner Landsleute ist. Spiel und Frauen hingegen kümmerten mich wenig, dem Beispiel meiner Altersgenossen entgegen.

„Da starb plötzlich meine Mutter nach kurzem Krankenlager, und nicht lange Zeit darauf folgte ihr mein Vater. Daß ich untröstlich war über den Verlust meiner Eltern, die ich aufrichtig geliebt hatte, können Sie sich denken, aber bald sollten zu dem moralischen Schmerz auch noch materielle Kümmernisse treten, denn es zeigte sich bald, daß das hinterlassene Vermögen meines Vaters durch mancherlei Verluste so bedeutend geschmolzen war, daß ich ernstlich an irgend einen Erwerbszweig denken mußte. Da ich bisher nichts gelernt hatte, so beschloß ich, dies jetzt doppelt zu thun. Ich wurde Kaufmann, und so wie ich sonst viele Stunden auf dem Pferde mit Lasso und Büchse verbrachte, so war ich jetzt des Tages über unermüdlich im Dienste meines Principals, während ich die Nächte über den Büchern saß. Man hatte das nicht erwartet, man lobte mich; ich verdoppelte in Folge dieses Lobes meine Anstrengungen und war in kurzer Zeit so weit, daß ich allgemein für einen sehr hoffnungsvollen Jüngling galt, wie früher für einen Wildfang. Bald begann ich mir einiges zu erwerben, und da mein Vater nicht vollkommen ohne alles Vermögen gestorben war, so sah ich allmälig einer gesicherten, ja selbst einer behaglichen Existenz entgegen.

„Ich wechselte indessen häufig die Häuser, in welchen ich diente, keineswegs weil ich mit meinem Brodherrn, oder dieser mit mir unzufrieden war, sondern weil ich alle Geschäfte kennen lernen wollte, welche man überhaupt bei uns macht. So war ich auf einem deutschen Schiffe Supercargo und befuhr mehrmals die ganze Westküste; dann,

Digitized by Google

jedoch kürzere Zeit, befand ich mich in gleicher Eigenschaft auf einem englischen Fahrzeuge. Wieder ein andermal brachte ich Vieh über die Cordillera ins Land, was unter uns gesagt, ein höchst lukratives Geschäft war, wenn es gleichwohl direct dem entgegen läuft, das ich gegenwärtig betreibe. Zuletzt beschloß ich meine kaufmännische Laufbahn mit dem schlechtesten Geschäft, das einer machen kann, ich verliebte mich nämlich.

„Die Zambacueca, diese Erfindung des Satans, verführte mich zu dieser Thorheit. — Die Zambacueca ist der Fandango der Chilenen, nur stellt bei ihr der Böse sein Netz in Gestalt eines weißen Tuches, während er bei jenem die Sinne durch die Castagnetten zu bethören sucht. Ich glaube aber, er macht bessere Geschäfte mit dem Tuche. Denn wenn in dem Klappern jener Hölzchen eine eigene Sprache liegt, die z. B. zu sagen scheint: „Geh, ich fliehe dich! — Komm!" so spricht jenes Tuch fortwährend: „Komm! komm! komm!" wenn gleichwohl abwehrende Zeichen mit ihm gegeben, Thränen getrocknet werden oder der Schleier einer Vestalin mit ihm gebildet wird. Beim Weibe nämlich. Die Männer mit ihrem Taschentuche beim Tanze, der Zambacueca sind mir immer vorgekommen, als wenn sie den Schnupfen hätten.

„Sie wissen, welcher tollen und ausgelassenen Lustigkeit man sich während des am 18. September beginnenden Unabhängigkeitsfestes in Chile hingibt. Man trinkt daselbst während des ganzen Jahres sehr mäßig, man tanzt ganz gut und reitet ausgezeichnet. Während der drei Tage des Festes aber trinkt man bacchantisch, tanzt entzückend und reitet wie wahnsinnig.

„Alles dies concentrirt sich meist auf ein und demselben Punkt, indem man irgendwo Zelte, Buden, Laubhütten u. s. w. aufschlägt und in denselben sich der Freude mit aller Lebendigkeit unserer Nation hingibt, während zwischen jenen Zelten und Buden Männer und Frauen wie toll umherspringen und die unsinnigsten Reiterkünste ausführen. Auf dem gegen Süden gelegenen Plateau bei Valparaiso, welches eine so reizende Aussicht auf den Hafen und die See bietet, ist ein solcher Versammlungsort, und als ich am zweiten Tage von dort zurück in die Stadt gehen wollte, hörte ich auf dem abschüssigen, schmalen und mit keinem Geländer geschützten Wege hinter mir den rasenden Galopp eines Pferdes. Ich trat unwillkürlich auf die Seite des Berges, und einige Augenblicke darauf sprengte auf dem äußersten Rande des Pfades eine Senorita heraus, daß selbst mir, der ich doch dergleichen hinlänglich kannte, Hören und Sehen verging. Das Pferd schwebte fast immer zur Hälfte über dem Abgrunde, und vom Rande des Weges stürzten Steine und Erde in die Tiefe. Die Reiterin lachte wie toll und verschwand nach einigen Augenblicken, gedeckt durch eine Biegung des Weges, aus meinen Augen. Gleich darauf sah ich sie unten auf ebenem Wege wohlbehalten der Stadt zureiten. Ich hatte gesehen, daß es ein hübsches Mädchen oder eine junge Frau war, indessen hatte ich mehr auf ihr verwegenes Reiten als auf ihre Schönheit geachtet. Als ich aber des andern Tags den Festplatz wieder besuchte und in eine Bude trat, war das Erste, was ich erblickte, meine kühne Reiterin von gestern, welche mit einem jungen Seemanne die Zambacueca tanzte, während ein halbes Dutzend alter Weiber Liebeslieder krächzte und diese mit zwei schauderhaft verstimmten Guitarren zu begleiten suchte.

„Wiederholen Sie sich alles, was man gewöhnlich über ein solches Zusammentreffen in Ihren Romanen, in den unsern und ohne Zweifel in denen der ganzen Welt sagt. Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich gethan, gedacht oder gefühlt habe; ich saß jedoch nach einer halben Stunde mit Juana an einem Tische, weniger schüchtern als man glauben sollte, aber in einem Zustande geistiger Aufregung, den ich vorher nie für möglich gehalten. Ich glaubte immer noch meine Schöne tanzen zu sehen, obgleich ich neben ihr saß und ihre Hand in der meinen hielt, und es ist bis jetzt keine Woche vergangen, in welcher ich sie nicht wenigstens einmal im Traume erblickte, sie, mit ihrem Tuche in den Händen und auf den Fußspitzen schwebend, winkend, lockend, kurz meine Sinne ebenso bestrickend wie jenes erstemal

Digitized by Google

Des andern Tages war ich bereits der erklärte Liebhaber der reizenden Juana. Auf meine Frage, wer jener junge Seemann gewesen, erfuhr ich, daß es ihr Bruder sei, und ich glaubte dies gern, obgleich ich später bemerkte, daß sie noch eine bedeutende Anzahl anderer Brüder aus verschiedenen Ständen besitzen mußte, welche sich zwar nicht im mindesten ähnlich sahen, gegen die sie aber nichts desto weniger die stärkste schwesterliche Zuneigung zu hegen schien. Juana war in meinen Augen das reizendste und vollkommenste Geschöpf unter der Sonne, und in der That hatte sie Augen, welche fast größer waren als ihr Mund, während ihre Hände und Füßchen einem zehnjährigen Kinde anzugehören schienen. Doch was soll ich Sie mit solchen Schilderungen ermüden! Ich füge nur bei, daß trotz der vielen Brüder meiner Juana doch diese ganze große Familie verwaist war, indem, wie sie sagte, ihr Herr Vater und ihre Frau Mutter schon längst das Zeitliche gesegnet hatten. Da ich Juana wie wahnsinnig liebte, so war ich natürlich mit vollständiger Blindheit geschlagen, glaubte alles, was sie mir sagte, und hatte selbst beschlossen, sie zu meiner Frau zu machen, sobald ich ein eigenes Geschäft gegründet haben würde. Das sollte nächstens geschehen.

Kein Glück ist, wie man sagt, vollkommen. Das meinige schien es indessen zu sein, denn neben einer zärtlichen und treuen Geliebten besaß ich auch noch einen zuverlässigen und aufopfernden Freund, der noch dazu die treffliche Eigenschaft besaß, einige Jahre älter zu sein als ich, und in Folge dessen ohne Zweifel auch verständiger. Ich machte die Bekanntschaft des Don Enrique, wie ich ihn nennen will, und der Kaufmann war, wie ich, kurze Zeit, nachdem ich Juana kennen gelernt hatte, und als ich ihn in mein Geheimniß eingeweiht hatte, gab er mir am Anfange Unrecht mit meiner schwärmerischen Leidenschaft. Nach einigen Tagen indeß sagte er: „Heirathen Sie Juana. Obgleich schlecht erzogen und ohne Vermögen wird sie Ihnen doch ewig ein dankbares Weib sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Glocken.

Deren Alter, Formen, Inschriften und Schicksale.

(Schluß.)

Wie die Schmiede und alle jene Gewerbe, welche in Eisen, Gold und Silber arbeiten, den heiligen Eulogius, der vor seiner Erhebung zum Bischofe selbst Goldschmied gewesen sein soll, zu ihrem Patron erwählt haben, eben so haben auch die Glockengießer sich einen Heiligen zu ihrem Schutzpatrone erkoren. Er heißt Forckernus. Bevor er Priester wurde, soll er ein Glockengießer gewesen sein. Er wird auf den sogenannten Monatheiligen-Bildern gewöhnlich in dem Costüme eines Römers dargestellt, wie er gerade im Begriffe ist, eine aus dem Gusse gekommene große Glocke vollends rein auszuarbeiten. Rechts und links umgeben ihn das Gießhaus und die Schür. Zuletzt führte er mehrere Jahre ein Einsiedlerleben und starb den 17. Februar. Das Todesjahr ist unbekannt.

Das redende Wappen des ehemaligen Klosters Ebrach in Franken zeigt einen Eber, der einen Bischofsstab in seinem Rachen hält, weil nach der Sage ein derartiger Vierfüßler einen Bischofsstab aus der Erde scharrte und hierdurch die Veranlassung zum Bau eines Klosters gab. Und sonderbarer Weise berichtet auch die Sage, wie es diesen unfaubern Thieren da oder dort gelang, Glocken an das Tageslicht zu schaffen, von deren Existenz sich Niemand etwas träumen ließ. Hier nur ein paar Beispiele:

Unweit der Basaltfelsen von Ravenstein bei Gersfeld in der Rhön wühlten die Schweine eine Glocke aus der Erde, die dann nach Schondra gebracht wurde und noch dort hängen soll. Auf den Basaltfelsen stand ein Raubschloß, von dessen Geschicken die Geschichte leider schweigt. Ebenso wurde durch Schweine eine Glocke bei Herlesstein — zwischen Hohen- und Tiefenpölz in Oberfranken — gefunden. Den Herlesstein krönte ehedem ein Schloß, worin drei Fräulein hausten, welche die Kirche von Hohenpölz stifteten. Die Glocken dieser Kirche tönen:

Digitized by Google

kling, klang,
von Harlessta
bin i daham;
de Säu, de habn me ausgrab'n
an Esel hat mi ham tragn.

Unfern von Neuſtadt an der Haardt lag ehedem das Wolfsburger Schloß. An die Wolfsburg grenzt das Nunnenthal, wo ein Eber eine große Glocke auswühlte, die mit Hafer gefüllt war. Dieſe Glocke hing bis in die neunziger Jahre auf dem Kirchthurme von Neuſtadt und war wegen ihres hellen Klanges berühmt. Bekanntlich ruinirten die Franzoſen damals dieſes Städtchen und ließen die Glocke mitpazieren. — Auf der Markung von Theilheim bei Werneck in Unterfranken ſcharrten einſtmals borſtige Quadrupeden eine Glocke aus der Erde. Das war die Glocke der von den Heiden (zur Zeit des heiligen Kilian) entweihten Kapelle von Otelshauſen. Sie wurde eingeholt und in den Theilheimer Kirchthurm gehängt. Zum Andenken an dieſen Fund führt das Dorf Theilheim eine Glocke in ſeinem Siegel.

Nun in hiſtoriſcher Beziehung in den meiſten Provinzen Deutſchlands recht viel ausgebeutet wurde, dürfte der Wunſch gerechtfertigt erſcheinen und es an der Zeit ſein, daß ſich in den deutſchen Gauen Männer finden ließen, welche die Glocken-Inſchriften ihrer heimathlichen Reviere ſammeln und zur allgemeinen Kenntniß bringen möchten, wie dies Paſtor Bartſch von Seehauſen mit jenen der Altmark ſo meiſterhaft durchgeführt hat. Hans Weininger.

(Augsb. Poſtztg.)

Miscelle.

Moderne Mythenbildung. Im Graner Comitat erzählt ſich das märchengläubige Volk folgende Geſchichte: Der Kaiſer hat dem ungariſchen Landtage eine große Wachskerze geſchickt, nicht als ob es dort zu finſter wäre, ſondern wie er ſagen ließ, damit ausreichendes Licht vorhanden ſei, wenn in Folge gehäufter Arbeiten Nachts Sitzungen ſtattfinden ſollten. Die Kerze, die ein Kaiſer einem Landtage ſchenkte, war auch keine Kleinigkeit, denn ſie wog mehrere Centner! Der Graner Deputirte Beöze aber ſagte, man ſolle der Sache nicht trauen und die Kerze nicht annehmen. Seine Warnungen nützten jedoch nichts, und der Landtag nahm die Kerze an und ſtellte ſie im Saale auf. Wenn indeß Jemand einen Verdacht hegt, ſo wird er ihn nicht ſo leicht los, und ſo erging es auch Beöze. Er wartete eine Zeit ab, wo kein Menſch mehr im Saale war, dann ging er hinein, ſperrte ſich ein und nahm ſein Federmeſſer heraus. Damit kratzte er von der großen Wachskerze ein Stück herab und ſiehe da, er fand, daß er mit ſeinem Verdacht Recht hatte, denn aus dem durch das Kratzen entſtandenen Loch in der Kerze rann Schießpulver heraus, ein moderner Ulyſſes in einem modernen trojaniſchen Pferd. — Daß ſich das Graner Volk dieſes Märchen erzählt, wird der Scharf'ſchen Correſpondenz von ſehr glaubwürdiger Seite mitgetheilt, wir aber erzählen es nach als Beitrag zur Charakteriſtik einer irregeleiteten Volksſtimmung

Charade.

(Dreiſylbig.)

Die erſten Zwei hat mancher, wie man ſpricht,
Beim Eſſen und beim Trinken nicht,
Der Taucher findet ſie im Meere,
Der Trunkene durch eig'ne Schwere.

Die Dritte iſt ein großer Spiegel,
Aus einem Stück und ohne Riegel:
Es kann ſich jeder drinnen ſeh'n,
Er mag daneben oder drüber ſteh'n.

Das Ganze iſt fünf Herren gut:
Zwei Kön'gen, einem Kaiſer, einem Herzogshut,
Es richtet eine Republik
Auf ſolches ihren Herrſcherblick.

Auflöſung der Charade in № 59:
Galläpfel.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 61. Speyer, Samstag 25. Mai 1861.

Don Carlos M.

Von

Ernst Freiherrn von Bibra.

(Fortsetzung.)

„Man sieht, daß mein Freund sehr freisinnige Gedanken hatte, denn bei uns setzt man sich gewöhnlich über dergleichen Dinge so wenig hinweg, wie bei Ihnen; aber trotz dieser gegebenen Einwilligung war er nicht dazu zu bewegen, daß ich ihn mit zu Juana nahm. „Führen Sie nie einen Freund zu Ihrer Geliebten", sprach er; „auch die Beständigkeit hat ihre Grenzen, und je verborgener eine Blume blüht, desto duftender ist sie für ihren Besitzer." Don Enrique war also nicht allein freisinnig, sondern er war auch sehr weise und edelmüthig.

„Nachdem ich etwa acht Wochen auf solche Weise ein himmlisches Leben im Arme der Liebe und Freundschaft geführt hatte, beschloß mein Principal einen Handel mit einem Geschäftsfreunde abzuschließen, und ich sollte, um die Angelegenheit zu ordnen, nach Guillota reisen. Dieses Städtchen liegt etwa fünfzehn Leguas von Valparaiso, und da man diese Strecke, 22 Stunden nach Ihrer Rechnung, mit unsern Pferden sehr bequem in sechs bis acht Stunden macht, so wollte ich eine Nacht zur Hinreise benützen, des Tags dort meine Geschäfte abmachen und in der folgenden Nacht wieder heimkehren. Immerhin aber war ich einen Tag und zwei Nächte von Juana entfernt, was mir eine Ewigkeit dünchte.

„Als ich sie von meiner Abreise in Kenntniß setzte, brach sie zuerst in einen unversiegbaren Thränenstrom aus und gerieth in ein nervöses Zittern, so daß mir das Herz fast brach; dann sah sie mich mit zerstörten Blicken an und ließ mich schwören, in Guillota kein Mädchen anzusehen, denn jene Stadt war wegen ihrer reizenden Frauen bekannt. Ich schwur mit dem festen Vorsatze, meinen Eid zu halten, und trennte mich endlich von Juana nach tausend Thränen, tausend Schwüren und eben so viel Umarmungen.

„Es war bestimmt, daß ich mit dem Einbruche der Dunkelheit in Begleitung eines Knechts abreisen sollte. Eine halbe Stunde aber vor der bestimmten Zeit kam ein Bote unseres Handelsfreundes in Guillota mit Nachrichten, welche den Stand des Geschäftes in etwas veränderten, vor allem aber meine Abreise unnöthig machten, da jener Herr des andern Tages selbst nach Valparaiso kommen wollte. Ich saß mit meinem Principal bis gegen neun Uhr über den Büchern, um nach den neu eingetretenen Verhältnissen die morgige Arbeit vorzubereiten, und wollte dann, wie man meist zu sagen pflegt, auf den Flügeln der Liebe zu dem Gegenstande meiner Anbetung eilen.

„Juana wohnte in einem reizenden Häuschen an einem jener Abhänge, welche den dicht an der Küste liegenden Theil der Stadt mit dem obern, auf der Anhöhe gelegenen, verbinden; und ihre Wohnung hatte, wie fast alle dort befindlichen Gebäude, nur ein Erdgeschoß. Als ich ihre Thüre erreicht hatte, sah ich zu meinem Entzücken durch das oberhalb derselben angebrachte Fenster Licht schimmern. Das theuere Mädchen war also nicht etwa in das eben zu jener Zeit neu eingerichtete Theater gegangen und hatte es ebenso unschicklich gefunden, ohne meine Begleitung den beliebten Versammlungsort aller Schönen, die plaza de independencia, zu besuchen, sondern das liebe Kind saß einsam zu Hause und beweinte

Digitized by Google

meine Abwesenheit. Als ich indessen vor der Thüre stand und eben öffnen wollte, hörte ich Juana plötzlich lachen, und dies befremdete mich. Man weint, wenn man allein ist, vielleicht, und man braucht nicht gerade immer ein Weib zu sein, um dies zu thun; allein so herzlich lacht man selten in der Einsamkeit. Ich kniete deßhalb auf den Boden und blickte durch eine im untern Theile der Thüre befindliche Spalte, welche sich durch einen Lichtstreifen verrieth, indem ich instinktartig die Ursache dieser Heiterkeit ergründen wollte.

„Man sieht unter den vorausgeschickten Verhältnissen in erdichteten Erzählungen fast immer, in der Wirklichkeit leider sehr häufig genau dasselbe, was ich dort sah, und ich bedarf daher weniger Worte, um es Ihnen mitzutheilen.

„Auf den Knien eines Mannes, der kein anderer als mein sehr würdiger Freund Enrique war, saß Juana in einem sehr verführerischen Negligé und lachte ganz ausgelassen, während Enrique sagte: „Nun, und der Tölpel hat wirklich geschworen, in Guillota kein Mädchen anzublicken?“ — „Ja,“ erwiderte Juana, wieder laut lachend, „und das Wasser stand dem guten Jungen in den Augen, er hätte mich fast gedauert.“ — „Dieses Bedauern mußt du dir abgewöhnen, wenn du einmal seine Frau bist,“ fiel Don Enrique ein, aber Juana schnitt, während sie ihre Arme zärtlich um ihn schlang, seine Worte mit Küssen ab.

„Ich wollte aufspringen, aber ich konnte nicht, und als ich mich endlich erhoben hatte, schwankte ich seitwärts und hielt mich nur mit Mühe aufrecht. Hätte ich eine Waffe gehabt, so hätte ich mir in jenem Augenblicke den Tod gegeben, ohne mit den Beiden zu rechten. Aber ich hatte bloß eine jener englischen Reitpeitschen in der Hand, deren mit Blei ausgegossener Griff nur einem Gegner gefährlich werden kann, und bald wich auch das Gefühl der Schwäche von mir und verwandelte sich in grenzenlose Wuth.

„Ich drückte auf das Schloß der Thüre, und diese öffnete sich leicht, denn sie hatten sich nicht einmal die Mühe gegeben, sie zu verschließen. Dann stand ich vor der Geliebten und dem treuen Freunde. Beide sprangen auf, Juana kauerte sich bleich wie Marmor in eine Ecke, Don Enrique stellte sich mir gegenüber, fast drohend, und fragte: „Was wollen Sie?“ — „Schurke!“ erwiderte ich. — Er antwortete mit jenem bekannten Schimpfworte unserer Landsleute, das die Ehre der Mutter des Gescholtenen befleckt. Da führte ich einen Hieb mit dem schwankenden Theile meiner Peitsche über sein Gesicht, daß augenblicklich eine Blutspur sichtbar wurde. Er fuhr zurück, im andern Augenblicke aber glänzte ein Messer in seiner Hand, und er stürzte sich auf mich, um eben so bald zu Boden zu stürzen, denn ich hatte ihm mit dem schweren Ende meiner Peitsche den Schädel zerschmettert.

„Jetzt erhob sich Juana, immer noch bleich wie der Tod, und ging ohne ein Wort zu sagen, zur offenen Thüre hinaus. Da verschwand sie, schweigend, wie sie gegangen, draußen in der Nacht.

„Ich hatte kein Wort an sie gerichtet, und Don Enrique sprach ebenfalls nichts, denn er war todt. Dunkle Blutstropfen drangen durch seine glänzenden schwarzen Locken auf den Boden des Gemaches, und sein Gesicht war ebenfalls rasch erbleicht, nur der rothe Streifen zog sich quer über dasselbe, und seine Augen starrten mich gläsern an. —

„Wenn ich Juana des Nachts nicht vor mir die Zambacueca tanzen sehe, so besucht mich dann noch jetzt bisweilen Don Enrique, indem er aus einer Schlucht hervorsteigt, wenn ich eben in den Bergen schlafe, oder zu meinen Füßen steht, wenn ich im Bette liege. Immer noch fallen die Blutstropfen von seinem Haupte, immer noch läuft der rothe Streifen über sein bleiches Antlitz, und seine schwarzen Augen blicken mich starr und gläsern an wie damals. —

„Ich hätte mich an jenem Abend leicht durch die Flucht retten können, denn es vergingen wohl zehn Minuten, ehe Menschen vorüber kamen; allein ich that es nicht. Ich war betäubt, weniger, wie ich glaube, durch den Mord, den ich begangen, als durch die Untreue Juana's. Aber dennoch weiß ich alles, was ich that und was geschah, so genau, als wär es gestern geschehen.

Digitized by Google

Wie gebannt an den Ort der That, an welchem ich früher so selige Augenblicke verbrachte, blieb ich, nachdem ich mich von Don Enrique's Tod überzeugt hatte, einige Minuten in der Mitte des Zimmers stehen, dann ging ich an das einzige Fenster und blickte hinaus in die Dunkelheit. Später setzte ich mich auf das Bett Juana's, indem ich die vor mir liegende Leiche betrachtete, ohne Haß, ohne Reue, in einem Zustande vollständiger Fühllosigkeit."

(Fortsetzung folgt.)

Der Brand in Glarus.

Bern, 14. Mai. Das furchtbare Unglück von Glarus drängt auch in der Bundesstadt alles andere in den Hintergrund, und alle Gedanken und Sorgen sind dieser erschütternden Katastrophe und ihrer Linderung zugewendet. Es ist, wie wir glauben, der schrecklichste und umfangreichste Brand, der die Schweiz in diesem Jahrhundert betroffen hat. Am Ende des vorigen Jahrhunderts brannten Stanz und Altorf unter tragischen Umständen in einer unglückschwangeren Zeit durch Feindeshand nieder, und mehrere bedeutende Dorfbrände haben in den erstern und spätern Decennien unseres Jahrhunderts in manchen Kantonen stattgefunden, unter denen die von Frutigen und Hüttwyl im Kanton Bern und von Heiden im Kanton Appenzell wohl zu den bedeutendsten gehörten. Allein dieses neueste Unglück betrifft eine der wohlhabendsten, gewerbreichsten, thätigsten und blühendsten Ortschaften der Schweiz, den alterthümlichen und doch zugleich modernen Hauptflecken eines Kantons, der zu den industriellsten und aufgeklärtesten der Schweiz gehört, und in Thätigkeit, Gemeinsinn und Patriotismus von Alters her bis auf diesen Tag mit den größten und vorangeschrittensten Bundesgliedern wetteiferte. Und die Katastrophe hat einen Umfang, gegen welchen derjenige ähnlicher Calamitäten aus neuester Zeit unbedeutend zu nennen ist. (Nach den Berichten der Bundescommissarien beträgt der Schaden, wie angeführt, zwischen 15 und 16 Mill. Fr.)

Wer jemals bei günstiger Witterung und in der schönen Jahreszeit dieses merkwürdige Thal der Linth und dessen freundlichen Hauptort Glarus gesehen und in dessen Umgegend sich umgesehen hat, dem wird die große, imposante umgebende Natur einen ebenso unvergänglichen Eindruck hinterlassen haben, wie das frische und freie, fröhliche, arbeitstüchtige und aufgeweckte Volk, welches durch seinen Fleiß und Unternehmungsgeist dieses wildere Thal mit so vielen Ortschaften schmückte, und den geehrten Namen seines Heimathländchens in die entferntesten Länder trug. Und diesen glücklichen Sitz des freiesten Fleißes und gesegneter Arbeitslust hat das furchtbare Element in wenigen nächtlichen Stunden zu großem Theil in eine rauchende Ruine verwandelt.

Alle Berichte stimmen darin überein, daß es eine der schauerlichsten Feuersbrünste war, die jemals einen Ort heimgesucht, und die Einzelnheiten sind tief ergreifend. Alles trug dazu bei, die Furchtbarkeit der Katastrophe zu erhöhen, die Nachtzeit, die blitzschnelle Ausbreitung des Feuers, der furchtbare „Föhn", jener Schrecken schweizerischer Schiffer, der in jenen Thälern der innern Schweiz mit solcher Gewalt bläst, daß die Bewohner das Feuer auf dem Herde löschen müssen, und der, bei der geographischen Lage des Thales, in welchem Glarus liegt, dasselbe in seiner ganzen Länge bestreicht, und das Feuer wie aus einem höllischen Blasbalg anblies, dazu die relative Entfernung wirksamer Hilfe, und die Ohnmacht selbst der kräftigsten Bestrebungen gegen die Intensität der wild um sich fressenden Gluth.

„Gegen 12 Uhr (Mitternacht)," schreibt ein Augenzeuge, „war der ganze Flecken ein Flammenmeer. Um 12 Uhr stürzt der Dachstuhl der Kirche, die den Stürmen von Jahrhunderten getrotzt, ein, und um 1 Uhr brennt des Thurmes Spitze schauerlich erhaben über die andern Gebäude hin. Mit herzzerreißendem Ton bricht das Glockengerüste und mit ihm die neuen Glocken hernieder. Alles rennt, ruft, betet, um das nackte Leben zu retten, denn unmöglich ist's, die kostbaren Möbel zu sichern, so schnell

Digitized by Google

greift das Feuer um sich. Der Glärnisch blickt fürchterlich schön, wie von bengalischem Feuer beleuchtet, auf die Brandstätte hernieder." Der ausgezeichnete Geschichtsforscher, Ständerath Blumer, verlor alle seine Papiere und konnte nur das nackte Leben retten. Auch des abwesenden Landamtmanns Heer Haus, mitten im Flecken gelegen, brannte gänzlich nieder. Vier bis fünf Personen sind umgekommen, andere werden vermißt.

Wenn etwas bei dieser Größe des Unglücks tröstend wirkt, so ist es die Größe thätigen Mitgefühls, die wetteifernd und lindernd dem Unheil entgegentritt. Nie ist der Schweizer größer, als in den Tagen des Unglücks und der Prüfung. Es ist, als ob dann das Gemeingefühl der Zusammengehörigkeit, die brüderliche Gesinnung in helle Flammen ausbräche, so schnell, so werkthätig, so umfangreich wird geholfen. Regierungen und Gemeinden wetteifern mit einander, und das ganze Volk folgt nach. Zürich, St. Gallen, die Bundesregierung gingen mit Hilfe in großem Maßstab voran. Bern, Aargau, andere Kantone folgen nach. Die Regierung Berns trägt beim großen Rath auf ein Geschenk von 20,000 Fr. an, und sendet vorläufig die Hälfte davon zur Linderung der drückendsten Noth. Eine Liebessteuer ist für den ganzen Kanton auf den Pfingstsonntag in allen Kirchen verordnet, die gewiß reichlich ausfallen wird. Eben so thätig wirken die Städte. Bern, Aarau, Biel, Burgdorf haben bereits Beschlüsse gefaßt. Sie können denken, wie Städte wie Genf, Basel und andere, die im Geben stets voran sind, sich groß zeigen werden. Es ist ein Nationalunglück, und die ganze Schweiz fühlt es als ein solches, und wird in diesem Sinn einstehen. Und wenn die traurige Kunde auch die vielen in der Ferne, im Ausland, in andern Welttheilen wohnenden Schweizer erreicht, so wird auch dort die angeborene Liebe zur Heimath ihre herrlichen Früchte tragen, und die Schweiz daran erinnern, daß ihre entfernt lebenden Söhne der gemeinsamen Mutter in Leid wie in Freude gedenken. Auch das Ausland, das schon so oft der Schweiz bei großen Unglücksfällen seine Theilnahme und seine Sympathie zu erkennen gab (wie umgekehrt die Schweiz bei allen Katastrophen, namentlich auch in Deutschland ihre milde Hand aufgethan hat), wird sich großmüthig zeigen. Die europäische Familie fühlt sich in Fällen solcher Katastrophen wirklich als eine solche, und es ist ein großer Zug der Zeit, daß großes Unglück, wie große nationale Festlichkeiten, die Repräsentanten dieser Familie stets in einem gemeinsamen Gedanken geeinigt finden. Es ist dies eine erhebende Betrachtung, wohl geeignet, Balsam in die schwere Wunde zu gießen. Die Glarner können des thätigsten Beistandes von nah und fern versichert sein, und überall erinnert man sich dankbar, wie die wackern Schweizer des Linththales, die alten Eidgenossen von Glarus, bei allen gemeinnützigen Unternehmungen stets voran waren, und wo Unglück und Noth die Miteidgenossen traf, stets mit unter den ersten waren als fröhliche und reichliche Geber, als Linderer des Unglücks und wahrhafte Brüder in bösen wie in guten Tagen. So wird auch die verheerende und widerstandslos wüthende Flamme jener Nacht des 10. auf den 11. Mai noch ihren Segen bringen, und der Schweizer kann mit seinem Melchthal ausrufen:

Und schweigend ward ein Bündniß da beschworen,
Das, fest gehärtet in des Feuers Gluth,
Bestehen wird in allen Schicksalsproben.

(Allg. Ztg.)

Logogryph.

Ihm flucht im Meer der Wassermann.
Doch ein versetzter Buchstab' kann
Bei jedem frommen Türken
Verehrung ihm bewirken.

Auflösung der Charade in № 60:

Bodensee.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 62. Speyer, Dienstag 28. Mai 1861.

Don Carlos M.

Von

Ernst Freiherrn von Bibra.

(Fortsetzung.)

„Endlich kamen einige Männer des Weges, welche stehen blieben, als sie die Thüre des beleuchteten Zimmers geöffnet sahen. Jetzt erblickten sie die Leiche, und da sie mich ohne Zweifel für Jemand hielten, der auf kurze Zeit den Ermordeten bewachen sollte, so fragten sie, wer ihn erschlagen habe. „Ich," war meine Antwort. — Auf dieses hin bekreuzten sich die Männer und wichen zurück, da sie wahrscheinlich einen Wahnsinnigen vor sich zu haben glaubten. Bald mehrte sich indessen die Anzahl der Außenstehenden, endlich kam die Polizei, und ich ließ mich geduldig ins Gefängniß führen. — Man führt in Chile keine langen Prozesse, und da ich eingestand, Don Enrique getödtet zu haben, so wurde ich zum Tode verurtheilt. —

„Ich kann nicht sagen, daß während meiner Haft die Liebe zum Leben in mir erwacht wäre, obgleich ich mein Schicksal ziemlich sicher wissen konnte; als aber mein Urtheil bestimmt erfolgt war, ging eine bedeutende Veränderung in mir vor. Der zum Tode verurtheilte Verbrecher wird in meinem Vaterlande stets durch die Kugel gerichtet. In dem Ihrigen nennt man das, wie ich glaube gehört zu haben, einen ehrlichen Soldatentod; nichts desto weniger ist diese Todesart bei uns mit allerlei kleinen Unannehmlichkeiten verknüpft. Man führt den Todescandidaten auf einen größeren Platz der Stadt, in welcher er sein Verbrechen begangen hat, setzt ihn dort auf ein kleines Bänkchen, und einige Soldaten bemühen sich hierauf, ihn zu erschießen. Ich sage: bemühen sich, denn unsere Leute sind die besten Reiter von der Welt, handhaben den Lasso wie sonst Niemand und führen den Säbel vortrefflich. Aber was ihre Fertigkeit im Schießen betrifft, so läßt dieselbe mancherlei zu wünschen übrig, weßhalb dem armen Teufel auf dem Bänkchen häufig die Arme und Beine zerschmettert werden und er eine Menge Wunden erhält, die nicht tödtlich sind, bis nach wiederholtem Laden der Gewehre endlich zufällig eine Kugel den Weg zum Herzen findet.

„Allein auch ohne diese wenig tröstlichen Aussichten wurde es mir zu jener Zeit außerordentlich klar, daß es überhaupt sehr unangenehm ist, hingerichtet zu werden, selbst wenn die Anstalten hiezu mit der größten Humanität und Bruderliebe getroffen worden sind, und ich hatte keinen weitern Wunsch, als aus meinem Käfige entfliehen zu können.

„Valparaiso wird von mehrfachen, an mehreren Stellen ziemlich tiefen Schluchten durchzogen, welche in die Berge führen und an deren Wänden Häuser stehen. Das Gefängniß, in welchem ich gefangen saß, lag ebenfalls an einer solchen Schlucht, und die Fenster meiner Zelle gingen in diese hinaus.

„Es waren mir drei Tage Zeit gegeben, mich zum Tode zu bereiten, und ich lag in der ersten Nacht auf meinem Lager mit, wie man sich denken kann, nichts weniger als angenehmen Gedanken beschäftigt. Da kam mir vor, als hörte ich draußen in der Schlucht ein Geräusch. Ich schritt leise zum Fenster, und in demselben Augenblicke tauchte Juana's Gesicht vor mir auf, bleich, wie in jener Nacht, aber gealtert um zehn Jahre, sag' ich Ihnen. Mir war, als sei

Digitized by Google

mir die Kehle zugeschnürt, endlich stammelte ich ihren Namen und streckte die Hände gegen sie aus. — „Wirf mich nicht hinunter“, sagte sie ruhig; „ich stehe auf einem Stein, der anfängt zu wanken. Nimm das und sei morgen um diese Zeit bei den Mühlen. Ich bin eine Elende. Lebe wohl.“ — Dann verschwand sie.

„Sie hatte ein Päckchen zwischen die Stäbe des Gitters gesteckt, welches ich rasch hereinzog. Dann lauschte ich athemlos. Kaum war etwas zu hören, nur einmal fiel ein Steinchen ab von der Steinwand und auf die Sohle der Schlucht. Ohne Zweifel also war Juana glücklich unten angekommen und in Sicherheit. Jetzt öffnete ich mit zitternder Hand das Päckchen und fand eine starke seidene Schnur nebst einigen englischen Feilen, welche ich trotz aller Aufregung augenblicklich so wacker benützte, daß bis zum Grauen des Tages nur noch ein einziger Eisenstab des Gitters stand. Mit dem Instincte, der allen Gefangenen innewohnt, mögen sie nun Diebe, Mörder oder Unschuldige sein, verklebte ich hierauf die Spuren der Feile mit Brod und Feilspänen und verbarg dann die Geschenke Juana's so gut ich konnte, allein es fiel Niemand ein, das Gitter oder überhaupt meinen Kerker zu untersuchen.

„Im Laufe des Tages kam ein Priester zu mir, um mich zum Tode zu bereiten. Es war ein alter Mönch, zu dem ich bald Vertrauen faßte und dem ich offenherzig beichtete oder besser, dem ich meine ganze einfache Lebensgeschichte ohne allen Rückhalt erzählte. Zuletzt, weiß Gott, wie es kam, vertraute ich ihm meinen Vorsatz zur Flucht an. Der Greis sah mich lange ernst an, dann sagte er: „Du kannst sicher sein, mein Sohn, daß dein Geheimniß verschwiegen bleibt. Aber sage mir, bei deiner Hoffnung auf die Gnade Gottes, bereust du deine That?“ — Nach einigem Nachdenken gestand ich ihm, daß ich fürchtete, unter gleichen Verhältnissen wieder handeln zu müssen wie vorher. — „Das ist schlimm, mein Sohn, sehr schlimm,“ sprach der Pater, „nach allen Ermahnungen, welche ich dir gegeben habe, und ich weiß in diesem Falle nicht, was ich thun soll. Doch ich verlasse dich jetzt auf einige Stunden, um gegen Abend wiederzukehren. Gehe in dich und gib mir dann deutliche Beweise deiner Zerknirschung.“

(Schluß folgt.)

Englische Justiz.

„Es thut Einem im der Preußen willen „leid, daß sie solch ein Gesetz haben.“

Lord Palmerston in der Macdonald-Debatte des Unterhauses, Sitzung vom 26. April 1861.

Der Allg. Ztg. wird aus London geschrieben: Vor dem Polizeigerichtshof von Marylebone standen in der vergangenen Woche vier deutsche Knaben aus Bayern, angeklagt, auf der Straße Musik gemacht und hiedurch die Ruhe des Professors Babbage gestört zu haben. Straßenmusik als solche ist nicht verboten, nur sind die Musikanten angewiesen, sich von einem bestimmten Hause zu entfernen, sobald sie vom Inhaber darum ersucht worden sind. Hr. Babbage, der schon seit Jahren mit den savoyardischen Drehorglern einen erbitterten Krieg führt und alle Augenblicke sich die Genugthuung verschafft, einen armen Teufel einstecken zu lassen, behauptete nun, daß er dieses Verlangen gestellt und die Knaben erst dann habe verhaften lassen, als sie sich geweigert, seinem Wunsch zu entsprechen. So weit wäre der Fall ein sehr einfacher und würde den Polizeirichter zu einer kleinen Ordnungsstrafe berechtigt haben, im Fall er die zwölfstündige Vorhaft noch nicht für genügend gehalten haben sollte. Die Sache scheint sich jedoch ganz anders zu verhalten. Das Verfahren des Professors empörte die unbetheiligte Nachbarschaft so sehr, daß drei Hausbesitzer auf eigene Kosten einen Vertheidiger für die mißhandelten Knaben aufstellten und selbst vor Gericht erschienen, um auf Eid auszusagen, daß die Knaben sofort aufgehört hätten, zu spielen, nachdem Herr Babbage dies verlangt. Die Aussagen des Professors waren ferner

Digitized by Google

so widersprechend, und sein Gedächtniß erwies sich unter dem Druck des Kreuzverhörs so hinfällig, daß jeder Beweisversuch kläglich zusammenfiel. Der Polizeirichter, Herr Mansfield, schien jedoch über solche Kleinlichkeiten erhaben zu sein. Sein Urtheilsspruch wurde durch eine sehr auffällige Lobrede auf den Herrn Professor, den er die größte mathematische Celebrität Europa's nannte, eingeleitet und motivirt, und die armen Knaben wurden, allen Gegenbeweisen zum Trotz, zu je 40 Sh. Strafe oder einem Monat Gefängnißhaft verurtheilt und, da eine solche Summe natürlich ihre Kräfte überstieg, ins Gefängniß abgeführt. Der jüngste, kaum 12 Jahre alt, brach bei Anhören des Urtheilsspruchs in helle Thränen aus und klammerte sich schluchzend an den Hals seines ältern Bruders. Ein Trunkenbold, der sein Weib halb todt prügelte, wurde neulich von demselben Richter zu 10 Sh. verurtheilt — aber er war ein reicher Mann. Die jeunesse dorée, welche nach ihren Club-Orgien die Bewohner anständiger Häuser durch Klopfen und Klingeln aus dem Schlafe zu schrecken pflegt, wird gewöhnlich mit einer väterlichen Warnung entlassen, — aber es handelt sich um die Söhne von Gentlemen. Wer bekümmert sich um das Schicksal der armen, verlassenen Knaben, die nichts verbrochen haben? Wir glauben kaum, daß der Fall zur Kenntniß der bayerischen Gesandtschaft gelangt ist, da unsere größeren Blätter hartnäckiges Schweigen darüber beobachtet haben. Ein paar schlechte Witze im „Punsch“ und ein Privatbrief im „Morning Advertiser“ machten uns zuerst darauf aufmerksam, und wir hatten die größte Mühe, einen authentischen Bericht über die betreffenden Polizeiverhandlungen in einem obscuren Winkelblatt aufzufinden. Der erwähnte Correspondent des „Morning Advertiser“ sagt: „Wir haben keine Ursache, uns über die Uebergriffe preußischer Behörden zu beschweren, wenn solche Ungerechtigkeiten in unsern eigenen Gerichtshöfen vorkommen.“

Das bayerische Zahlenlotto.

Magold, Professor der Mathematik in Landshut, gab als Einleitung hierüber seinen Zuhörern folgende Erzählung:

In einem großen Saale befindet sich auf einem Tische das Glücksrad und ein Büchen, in weiß und blaue Seide gekleidet, steht auf demselben neben dem Glücksrade. An dem Tische nehmen Herren mit gold- und silbergestickten Kleidern Platz. In ihrer Nähe stehen Trompeter mit Panken. Jedermann hat Zutritt in den Saal. Zur bestimmten Stunde nun werden die Nummern ins Glücksrad gelegt. Jede einzelne Nummer wird vor ihrer Einlage dem Publicum gezeigt und so werden 90 Nummern in das Glücksrad gelegt. Von diesen 90 Nummern werden nun 5 durch das in weiß und blaue Seide gekleidete Büchen herausgezogen. Nach jedem Zuge erschallen Pauken und Trompeten. —

Von dem Geschichtlichen ging Magold zu dem Mathematischen über, indem er sich äußerte:

In dem Glücksrade befinden sich 90 Nummern; nur 5 hievon werden herausgezogen. Will man gewiß sein, daß man diese 5 Nummern errathe, so muß man alle 90 setzen. Wenn man nun auf die einzelne Nummer nur einen Kreuzer setzt, so muß man auf alle 90 Nummern 1 fl. 30 kr. setzen, allein das Lotto vergütet hiefür beim Auszug nur 1 fl. 15 kr., sohin verbleiben dem Lotto 15 kr. Gewinn. Magold bemerkte hiebei, daß wir nun einmal wissen, warum das Büchen in weiß und blaue Seide gekleidet ist.

Magold ging nun zur Berechnung des Ambo über, er berechnete, wie viele Amben in 90 Nummern enthalten sind, er berechnete, wie viel man auf alle diese Amben setzen müsse, und wie viel man dafür vom Lotto vergütet erhalte. Hier zeigte sich für das Lotto ein viel höherer Gewinn als beim Auszug. Magold machte hiezu die Bemerkung: daß wir nun auch wissen, warum die Herren in gold- und silbergestickten Kleidern erscheinen.

Digitized by Google

Magold ging sodann zur Berechnung des Terno über. Er berechnete, wie viele Ternen in den 90 Nummern stecken, der Einsatz hiefür und die Vergütung hieraus, und es zeigte sich für das Lotto ein bedeutend höherer Gewinn als beim Ambo. Magold machte hiezu die Bemerkung: So jetzt wissen wir sogar, warum die Panken und Trompeten. (N. M. Z.)

Miscellen.

Wien, 19. Mai. Zukunftsstyl. Der akademische Gesangverein wollte gestern Abends dem hier weilenden Componisten Richard Wagner ein Ständchen bringen. Wagner hat diese Ehre in einem Schreiben abgelehnt, in welchem unter Anderm folgende Stelle vorkommt:

„Nehmen Sie nun, ich bitte Sie, die Versuchung von mir, diesem Gefühle, das wie eine göttliche Erscheinung nur in hochgeweihter, ewig kurzer Stunde uns entzücken soll, allzutraulich nachzutrachten. Es ist namenlos schön, wenn der zarte Schleier, der es dem eigenen Bewußtsein verhüllt, unberührt bleibt.

Richard Wagner scheint seine eigenen Operntexte etwas zu viel gelesen zu haben.

Ein Wiener Kleiderhandler kündet seine Waaren im „Volksfreund“ also an: „Schreien hilft nichts, Thatsachen beweisen! Alles verkauft billig, — Viele wollen noch billiger verkaufen — aber ich verkaufe am billigsten, ich habe keine Spiegelscheiben, ich habe keine Mahagoni-Einrichtung, ich zahle keine enorme Miethe, ich halte keine Equipage, ich brauche kein Dutzend Commis und Buchhalter. Alles das kommt meinen Käufern zu gut!“

In London stand neulich eine alte Dame vor Gericht, angeklagt, ihrer Freundin die Zähne gestohlen zu haben. Die Angeklagte bewies aber durch giltige Documente, daß sie ihr Gebiß — von der Großmutter geerbt habe, und wurde freigesprochen.

Wanderlust.

Nun kam die gute Zeit herbei,
Nun möcht ich wie der Vogel, frei
Von einem Ort zum andern
In Freuden singen und wandern.

Die sonnig blauen Bergeshöh'n,
Ich kann sie aus der Ferne seh'n.
Das Bächlein hüpft so munter,
Bringt Grüße mir herunter.

Tief aus der grünen Waldesnacht
Hat es mir einen Gruß gebracht,
Voll Düften, süß verstohlen,
Von Primeln und Violen.

O Lust, in grüner Waldesnacht,
Wenn blau herein der Himmel lacht,
Wenn Brünnlein schattig fließen,
Wenn Brünnlein würzig sprießen.

O Lust, aus grüner Waldesnacht,
Zu steigen nach der höchsten Wacht,
Und, singend, hoch im Blauen,
Die schöne Welt zu schauen.

Ihr Freunde schließt das enge Haus,
Die gute Zeit, sie ruft hinaus
Durch Berg und Wald mit Liedern;
Laßt uns den Gruß erwiedern.

— r. —

Homonyme

Ein Thiergeschlecht, mit Stärke ausgerüstet,
Das oft nach Beute und nach Mord gelüstet,
Ist auch ein sehr bekannter Musenort;
Schon viel gelehrte Männer wirkten dort.

Auflösung des Logogryphs in № 61:
Orkan. — Koran.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Gelb.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 63. Speyer, Samstag 1. Juni 1861.

Don Carlos M.

Von

Ernst Freiherrn von Bibra.

(Schluß.)

„In allen Ländern der Welt", fuhr Don Carlos fort, „spricht man von Pfaffentrug und Hinterlist und hält sich für höchst verständig oder doch wenigstens für sehr aufgeklärt, wenn man dieses thut. Als der würdige Pater sich entfernt hatte, that ich das erste in reichlichem Maße, ohne indessen im mindesten mich für besonders klug zu halten, denn ich nannte mich den größten Dummkopf, den die Erde trägt, indem ich überzeugt war, daß mich der Mönch verrathen würde, und daß alle nachträglichen Zeichen einer falschen Reue natürlich umsonst seien. Als daher des Nachmittags derselbe mich wieder besuchte, antwortete ich ihm auf seine Frage nach Rene und Zerknirschung mit jener Heftigkeit, die mir nicht selten eigen ist, daß ich Don Enrique nicht nur noch einmal erschlagen, sondern daß es mir das größte Vergnügen machen würde, dies noch zehnmal zu thun.

„Unter diesen Umständen", sagte der alte Mann ernst, „halte ich es nicht für räthlich, daß man dich übermorgen tödtet, denn die Seele eines so argen Sünders würde unbedingt auf ewig verloren sein, müßte sie schon jetzt und ohne sich gründlich gebessert zu haben, ihre elende sterbliche Hülle verlassen. Wenn du, mein Sohn, daher nach Casa blanca kommst", fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, „so gib dieses an den ehrwürdigen ****, welcher für dein Seelenheil und dein Weiterkommen sorgen wird. Da du aber ein arger Sünder bist, mein Sohn, und ich vor deiner vollkommenen Besserung auf deine Schwüre nicht allzu großes Vertrauen setze, so reiche mir die Hand und gelobe mir als Mann, Niemand mitzutheilen, was auf dem Zettel steht, und ebenso den Namen dessen zu verschweigen, dem du ihn geben wirst." — „Ich gelobte und hielt Wort, der alte Mann aber segnete und umarmte mich, worauf er sich mit den Worten: „Gott lenke alles zum Besten!" entfernte.

„Trotzdem, daß bei uns das eigentliche Leben erst des Nachts beginnt, nämlich das dem Vergnügen gewidmete Leben, so hatte ich doch bereits bis Mitternacht meinen letzten Stab durchfeilt, meine Schnur festgebunden und war mit deren Hilfe in die Schlucht gelangt, und noch heute ist es mir unbegreiflich, wie Juana ohne alle Hilfsmittel die Felswand auf und abwärts gekommen, da ich, obgleich ziemlich gewandt in dergleichen, doch trotz jener Hilfe nur mit Schwierigkeit den Boden erreichte.

„Einmal unten, ging ich dreist die Schlucht entlang und nach der Stadt, da es Aufsehen hätte erregen können, wenn ich die steile, gegen den Berg liegende Seite erkletterte. Dann verfolgte ich meinen Weg unten durch Valparaiso nach der Almendral. Obgleich ich rasch ging und in erzwungener Lustigkeit fortwährend Liedchen trällerte, wurde mir der Weg durch jenes verwünschte Valparaiso doch zu einer grauenhaften Ewigkeit, indem ich jeden Augenblick erkannt zu werden fürchtete. Doch erreichte ich glücklich das Freie und schritt jetzt rüstig den Mühlen zu, d. h. den Windmühlen, welche auf der Höhe von Valparaiso, etwa eine Legua von der Stadt entfernt liegen.

„Ich könnte allerlei von den Gefühlen erzählen, welche mich dort bewegten; die Wahrheit zu sagen beschäftigte mich aber

Digitized by Google

nur ein einziger Gedanke, welcher kein anderer war als die Frage, ob mich Juana begleiten würde. Eigentlich glaubte ich es nicht, aber ich schmeichelte mir mit der Hoffnung, daß es doch vielleicht der Fall seinkönne. Der gute Pater hatte recht, ich war noch ein arger Sünder, und jetzt füge ich hinzu, auch ein sehr einfältiger.

„Als ich die Mühlen erreicht hatte und bis an die Schenke gekommen war, welche sich schon zu jener Zeit dort befand, sah ich zwei Männer unter der Thür jener Fonda stehen, von welcher der eine auf mich zutrat und ohne weitere Einleitung zu mir sagte: „Rasch ein Glas Wein und dann fort." Dabei reichte er mir einen gefüllten Becher und ein Stückchen Brod, während sein Gefährte drei Pferde aus dem Schuppen zog. Dann schnallte er mir Sporen an, führte eines der Pferde vor und befahl mir aufzusteigen „Wie geht es Juana?" fragte ich mit gepreßter Stimme, aber ich erhielt keine Antwort, und als ich meine Frage wiederholte, erwiderte jener, der mir den Wein geboten hatte, mit rauher Stimme: „Ich weiß nichts von Juana und kenne Euch nicht, doch wird Euer Weg der weiteste sein, eilt Euch!" Darauf ohne weiter ein Wort an mich zu richten, schwangen sich die Beiden in die Sättel und sprengten der Stadt zu.

„In der Fonda war kein Licht, und ihre Thüre war geschlossen worden. Der Morgenwind begann sich zu erheben, und die Flügel der Windmühle, welche in der Dunkelheit sich undeutlich am Horizonte abzeichneten, fingen an sich gespenstig zu drehen, sonst war alles stumm und still, nur ich allein, ausgestoßen und verlassen, ein flüchtiger Mörder, seufzte tief auf. Dann gab ich meinem Pferde die Sporen und jagte fort, wie gehetzt vom bösen Feinde. Mit dem Grauen des Tages kam ich nach Casa blanca, und zwei Stunden nach mir war die berittene Polizei, welche mich suchte, ebenfalls dort. Aber ich hatte meinen Zettel abgegeben und war gerettet. Ein Mann, den man in die Kleider gesteckt hatte, in welchen ich entflohen war, ließ sich am Ende des Ufers sehen und ergriff die Flucht, als die Häscher seiner ansichtig wurden. Sie verfolgten ihn bis nach Sant Jago, wo er sich greifen ließ und als eine unschuldige Person erkannt wurde. Ich aber wurde von Hacienda zu Hacienda geschmuggelt und von Kloster zu Kloster, bis ich in Bolivien war. Der alte Mann hatte Juana's Rettungswerk vollendet." —

„Und Juana?" fragte ich, als Don Carlos aufgehört hatte zu sprechen. — „Es ist alles aus", erwiderte er, „unsere Fahrt, denn hier ist die Bucht, und unsere Geschichte, denn Juana ist todt."

Wir stiegen ans Land, Don Carlos ging in die Berge und ich an Bord. Als ich des Abends allein mit dem Capitän auf Deck stand, blickte er mich von der Seite an und fragte halblaut: „Schädel?" — „No!" sagte ich ebenso. Die Sache war abgemacht, wenn gleich wohl bedeutend kürzer, als die Geschichte von Don Carlos M., welche indessen glücklicher Weise hier ebenfalls ihre Endschaft erreicht hat.

Ein furchtbarer Oelbrand.

Aus dem Buffalo Courier.

Zu Tidione in Pennsylvanien fand kürzlich, während ein Schacht zur Gewinnung von Bergöl gebohrt wurde, plötzlich ein so heftiger Ausbruch des Oeles statt, daß sich das Oel im Verhältniß von 70 Tonnen per Stunde ergoß und der Oelstrom auf 41 Fuß über dem Boden stieg Ueber dieser Oelmasse erhob sich das Gas oder Benzin in einer dichten Wolke von 50 bis 60 Fuß. Sogleich wurden alle Feuer in der Nachbarschaft ausgelöscht, mit Ausnahme eines einzigen, welches in einer Entfernung von etwa 400 Klaftern brannte. Dieses Feuer entzündete dennoch das flüchtige Gas und in einem Augenblicke stand die ganze Luft in hell lodernden Flammen. Sobald das Gas Feuer gefangen hatte, stand auch die Spitze des aufquellenden Oelstromes in hellem Feuer und das siedende Oel fiel wie das Wasser einer Fontaine über einen Raum von 100 Fuß im Durchmesser in tausend brennenden Tropfen wie in eben so vielen

Digitized by Google

Feuerkugeln zischend herab. Sogleich stand auch der Boden in Flammen, die mit rasender Schnelligkeit zunahmen und durch das herabfallende Oel fortwährend vermehrt wurden. Eine Scene unbeschreiblichen Schreckens erfolgte. Die Leute wurden zu Dutzenden auf eine Entfernung von 20 Fuß niedergeworfen, während viele, schrecklich verbrannt, in ihrer Todesangst schreiend und kreischend, aus der flammenden Hölle des Unglückes stürzten. Gerade inmitten des Flammenkreises sah man vier menschliche Körper im kochenden Oele sieden; einen Mann, der eben einen Graben auswarf, um das Oel in einen tieferen Theil des Bodens zu leiten, sah man, wie er während des Grabens über den Stiel seines Spatens fiel und von dem wüthenden Elemente gebraten wurde.

Ein Herr Rouse, der einen bedeutenden Antheil an den Oelbrunnen dieser Gegend hatte, und daraus ein tägliches Einkommen von 1000 Dollars bezog, stand im Augenblicke der Explosion gerade nahe an der neuen Bohrung und wurde auf eine Entfernung von 20 Fuß weggeschleudert. Er raffte sich auf und lief noch 10 bis 15 Fuß weiter, wo er dann von zwei Arbeitern in Empfang genommen und in eine entfernter liegende Bretterhütte getragen wurde. Als er dort niedergelegt wurde, war außer seinen Strümpfen und Stiefeln keine Spur einer Bekleidung auf seinem Leibe zu sehen. Seine Haare, die Nägel seiner Finger, die Ohren und Augenlieder waren weggebrannt, während die Augäpfel zu einem Nichts zusammengeschrumpft waren. In diesem Zustande lebte er noch neun Stunden. Herr Rouse hatte sogleich nach einem Notar geschickt und sein Testament gemacht, worin er den Armen der Gegend 50,000 Dollars und den beiden Arbeitern jedem 200 Doll. vermachte. Er starb jedoch, ehe er seinen letzten Willen unterzeichnen konnte.

Noch sechs andere Personen wurden getödtet, deren Namen unbekannt sind. Ferner sieht man noch Skelette von fünf Anderen im Flammenkreise glühen, und eben so viele Personen werden vermißt, welche Fremde sind, die gekommen waren, um die Einrichtung und das Arbeiten der Oelbrunnen zu sehen. Man glaubt, daß noch eine Anzahl anderer Menschen dicht an der Mündung der Bohrung zu Asche verbrannt wurden. Etliche dreißig Personen wurden schwer, viele leichter verletzt.

Während der Explosion fing in der Nachbarschaft bis auf eine Entfernung von 900 bis 1000 Fuß Alles Feuer, und Bretterhütten, Maschinen- und Wohnhäuser standen in hellen Flammen. In einer Entfernung von mehr als 1200 Fuß zersprang zugleich der Dampfkessel in Dobb's Brunnen mit einem fürchterlichen Gekrache, wodurch der Ingenieur sogleich getödtet und das Entsetzen des Abends auf schreckliche Weise vermehrt wurde. Zu dieser Zeit brannte die ganze Luft lichterloh. Der in einer Höhe von 40 Fuß aufspringende Oelstrom war eine helle Feuersäule, über welcher das aufblitzende, explodirende, flammende Gas gegen den Himmel brannte und die Wolken mit feurigen Zungen zu lecken schien. Während dieses schrecklichen Brandes war das Getöse der Explosionen und des Feuers so fürchterlich, daß man es nur mit dem Brausen eines Orkanes oder eines im Walde rasenden Sturmes vergleichen konnte.

Die Hitze des Brandes war so heftig, daß sich Niemand auf 150 Schritte nähern konnte, ohne sich Kleider und Haut zu versengen. Es war das schrecklichste und doch großartigste pyrotechnische Schauspiel, dessen menschliche Wesen je Zeugen waren. Freitags Morgens strömte das Oel noch immer aus, und lieferte stündlich wenigstens 100 Tonnen, die eine ungeheure brennende Fläche bedeckten. Der Verlust der Eigenthümer wird auf 20 bis 25,000 Dollars täglich geschätzt. Keine menschliche Macht vermag den Brand zu löschen, und das Oel muß brennen, bis der Brunnen erschöpft ist. Aber keine Feder vermag die gräßliche Schönheit zu beschreiben, keine Zunge die Großartigkeit des Unglücks zu schildern.

Miscellen.

Am verflossenen Pfingst-Dienstage wurde die seit mehreren Jahrhunderten zu Echternach

Digitized by Google

(4 Stunden von Trier entfernt, an der Sauer auf luxemburgischem Grenzgebiete gelegen) an diesem Tage stattfindende springende Procession unter großem Zulaufe von Menschen abermals abgehalten. Diese Procession mag auf dem ganzen Erdenrunde nicht mehr ihres Gleiches haben und soll ein Dankfest für das Aufhören des Veitstanzes sein, der einmal im Mittelalter in Echternach und Umgegend unter Menschen und Vieh epidemisch herrschte. Diesmal betrug die Zahl der Springenden 9100, die Zahl der Beter beinahe 2000. Die Springenden werden, indem sie durch die Kirche ziehen, hinter dem Hochaltare gezählt und notirt, wo man alsdann das Resultat ablesen kann. Die Procession besteht aus Fahnenträgern, Geistlichen, Sängern, Betern und Musikanten aus der weiten Umgegend; alle diese Processions-Theilnehmer springen nicht. Die Gesammtzahl der Fremden an dem diesjährigen Processionstage in Echternach kann auf mindestens 15,000 angeschlagen werden; da nun dieses Städtchen kaum 4000 Einwohner zählt, so kann man ermessen, daß das Gedränge und Durcheinander an diesem Tage in Echternach bunter als der tollste Jahrmarkt ist. Nach der Procession ist Kraummarkt und des Abends überall Tanzmusik; fast alle Fremden suchen indeß schon bald nach Beendigung der Procession wieder das Weite.

Wien. Ein Bauer mit einem Ochsengespann fuhr zu dem Schottenthore hinaus. Da wurden die Ochsen plötzlich scheu und rannten gegen das Parlamentsgebäude. Die Thiere wurden noch rechtzeitig aufgehalten, und ein Polizeimann wies den Bauern zurecht, warum er seine Thiere nicht besser beaufsichtige, da sie sonst leicht in's Abgeordnetenhaus hätten dringen können. „Fürchten Sie sich nicht", antwortete der Bauer, „die gehen da nicht hinein, es sind ungarische Ochsen!"

Crinoline-Damen, als Schirme über brennende Lampen aufzustellen. Wir glauben, daß diese Erfindung manchem Ehemanne, der an schwachen Augen leidet, sehr willkommen sein wird.

* Unsterblicher Frühling.

In dieser warmen Frühlingsnacht
Sind tausend Blüthen auferwacht.
Es blüht, es klingt in allen Räumen: —
Ist's Wahrheit? Ist's ein goldnes Träumen?

Die Lerche lockt in's Feld hinaus,
O pflücke eilig deinen Strauß.
Es ist kein Traum, was du gesehen,
Doch wird es wie ein Traum vergehen.

Soll er nicht fliehen himmelwärts —
Dem Frühling öffne ganz dein Herz;
Dann wird er hold in dich verschweben
Zu reinem, ew'gen Geisterleben.

— r. —

* Lebensregel.

Ein jedes Ding hat seine Zeit,
Es wissen's sogar die Bauern.
Das köstlichste verscherzt der Thor,
Der sie nicht mag erlauern.

Wer vor der Stunde schon genießt,
Wird sich die Stunde versauern:
Wer schon im Mai die Kirschen ißt,
Im Juni wird er's bedauern.

— r. —

* Weltplan.

Acht' es nicht zu gering
Das feinste Stäubchen im Winde;
In Gottes Plan liegt jedes Ding,
Nur nicht die Sünde.

— r. —

Räthsel.

Der wahre Phönix, der nach seinem Tode
Stets wieder aufersteht, ist — wer? — — —

Auflösung der Homonyme in № 62:
Löwen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 64. Speyer, Dienstag 4. Juni 1861.

Echte und falsche Diamanten. *)

Es ist noch nicht lange her, daß jener Mann wieder ans Tageslicht gezogen wurde, der einst in Wien die unter dem Namen Pierre de Straß bekannten Steine verfertigte, welche den echten Diamanten an Glanz und Farbenspiel so wenig nachstehen, daß nur der Kenner den Unterschied herausfindet. Der Mann hieß bekanntlich Straßer, wohnte vor mehr als hundert Jahren in der Rofranogasse, und lebte mit seiner Familie in bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen, bis ihn sein Fabricat berühmt machte. Wie dies geschah, wurde vor ein paar Jahren sogar auf der Bühne ziemlich wahrheitsgetreu dargestellt, wozu dem eifrigen Forscher und Dramatiker die authentischen Quellen aus einer der ersten Privatbibliotheken Wiens behilflich waren. Die Geschichte beginnt aber erst da, wo die Straßer'schen Diamanten schon factisch vorhanden waren, wo die Franzosen ihren relativen Werth erkannten, und ihnen als Pierre de Straß Eingang in die Welt verschafften.

Wie aber Straßer seine Kunst gelernt hatte, und welche riesenhafte physische und chemische Prozesse durchgemacht werden mußten, bis er es dahin gebracht, einen — falschen Diamanten aus dem Schmelztiegel hervorzubringen, das war bis jetzt nur in vergilbten Papieren zu finden, die, seit einem Säculum tief in der Rumpelkammer vergraben, jetzt das Licht der Welt erblicken sollen.

Der alte Robert Straßer wohnte in der Rofranogasse, beiläufig dort, wo sich jetzt das bekannte Gasthaus „zum grünen Thor" befindet. In einem unregelmäßigen, baufälligen Hause bewohnte er mit seinem einzigen Sohne — er war seit Langem Wittwer — ein noch unregelmäßigeres, baufälliges Quartier zu ebener Erde, in welches durch die kleinen Gitterfenster kaum eine Spur des Tageslichtes eindrang. Die Leute bekümmerten sich nicht viel um das Thun und Treiben des alten Mannes. Am Brunnen wußte man höchstens zu erzählen, daß er einen Schwager habe, der ein reicher Juwelier in der Stadt sei, daß Straßer auch einmal Juwelier gewesen, und daß endlich sein Sohn Karl sehr oft beim Bäcker das Brod und beim Krämer den Käse schuldig bleibe.

Wenn man bisweilen dem Alten auf der Straße begegnete mit dem langen, abgeschabten und auch etwas zerrissenen Rocke, den er Sommer und Winter trug, dann wurden wohl allerlei Vermuthungen ausgesprochen und Glossen gemacht, als: der Alte sei ein Wucherer, der seinen Wohnplatz in dem düstern Winkel aufgeschlagen, um nur recht wenig auszugeben, und die unermeßlichen Schätze, die er einst zusammengescharrt, im Geheimen zu hüten ꝛc. Andere machten auch die Bemerkung, daß in der Nacht stets Licht bei ihm brenne, und fortwährend das Pusten eines Schmelzofens zu hören sei. Es könnte wohl — so meinte man — auch ein Falschmünzer unter dem alten Schwarzrock stecken. Aber bei diesen Bemerkungen hatte es sein Verbleiben.

An einem kalten, stillen Winterabend saß Robert Straßer mit seinem Sohne im sogenannten Vorzimmer seiner Wohnung. Dasselbe war zwar nicht elegant möblirt, aber auch nicht ohne Einrichtung, denn man fand in allen Ecken eine außerordentliche Menge Fläschchen, Flaschen, irdene Schmelztiegel und gläserne Retorten, auf einem massiven Eichentische lagen große Stücke

*) Donauzeitung.

Metall, Mineralien verschiedener Gattung, und seltsame Gegenstände aus einer Mischung dieser Dinge mit Glas. Ein kleiner Schmelzofen wurde durch einen unverhältnißmäßig großen Blasebalg in Gluth erhalten. Inmitten dieses Wirrwarrs saß der alte Mann schwerathmend auf einem gebrechlichen Stuhle und beobachtete den Schmelzungsprozeß mit einer fieberhaften Aufmerksamkeit; hinter ihm stand Karl und setzte, minder durchdrungen von der Wichtigkeit des Unternehmens, den Blasbalg in Bewegung.

„Ich sage dir, Karl," begann der Alte, „daß während meiner Abwesenheit Jemand hier war, daß Jemand mich im Geheimen beobachtet, vielleicht um das Kleinod zu rauben, das diesmal nothwendig aus dem Schmelztiegel hervorgehen muß."

„Vater, ich versichere Euch . . ."

„Keine Unwahrheit! Vielleicht finde ich Beweise. Aha, wo kommt denn dieser Handschuh her, mein Bursche? Bist du vielleicht so empfindlich gegen die Kälte geworden?"

„Ich bitte Euch, Vater, seid nicht böse, der Onkel war hier."

„Schon wieder mein Schwager, was will denn der Zudringliche? Ich brauche ihn nicht."

„Ihr vergeßt, Vater, daß der Onkel nie aufgehört hat, uns zu lieben, und wenn Ihr ihn nicht zweimal . . ."

„Hinausgeworfen hättet," ergänzte Robert, „so würde er mir immerfort sein Geld aufdrängen. Aber Gott sei Dank, ich brauche nichts, kann mir selbst noch helfen, das hoffe ich ihm schon morgen zu beweisen. Ein Mann, der mich für einen Narren ausgibt, der dumm genug war, mir verächtlich den Rücken zu kehren, als ich ihm Millionen in Tausch anbot gegen ein paar Kleinigkeiten, der gehört nicht zu unserer Familie, der gehört selbst ins Narrenhaus. Aber nur Geduld, das Unternehmen wird gelingen, bevor der Tag anbricht."

„Lieber Vater, wenn Ihr wüßtet, wie sehr ihn unsere Armuth schmerzt. Vor einigen Tagen weinte er sogar, als ich ihm unsere Noth klagte, und erbot sich . . ."

„Du hast doch nichts von ihm angenommen, hoffe ich?" rief der Greis, zornig emporfahrend.

„Nichts, Vater, ich weiß, daß Ihr lieber Hungers sterben, als etwas vom Onkel annehmen werdet, und ich — ich muß auch mit sterben."

„Wir werden aber nicht sterben, Karl, sondern leben in Reichthum und Ueberfluß trotz meines Schwagers."

Karl trieb seufzend aufs Neue den Blasbalg, und einen Augenblick hörte man nichts, als das Zischen der Flammen und das Knistern der Kohlen.

„Du zweifelst an dem guten Ausgang, Karl", begann der Alte wieder, „ich aber bin meiner Sache diesmal sicher. Beinahe alle Gelehrten glauben an die Möglichkeit, Diamanten zu machen, um so mehr als . . ."

„Vater, der Onkel sagt immer, daß dasjenige, was Ihr sucht, unmöglich gefunden werden könne. Ihr wäret Einer von denen, die man . . ."

„Goldmacher nennt, nicht wahr, so sagte mein Schwager? Freilich, die Goldmacher sind Narren. Sie wollen aus beliebigen Stoffen Gold zu Stande bringen. Das ist unmöglich. Das Gold ist ein Urstoff und kann daher nicht aus andern Stoffen aufgelöst oder zusammengesetzt werden. Ein Klumpen Kupfer wird stets ein Klumpen Kupfer bleiben, und kann nicht in einen Goldklumpen umgeschaffen werden. Die Goldmacher sind daher Narren und Dummköpfe. Aber mit dem Diamant, mein lieber Karl, ist es etwas anderes; er ist Steinkohle, Kohlenstoff, oder besser gesagt, ein krystallisirter Kohlenstoff. Die Kunst, Diamanten zu machen, besteht ganz allein darin, die Steinkohle durchsichtig zu machen, d. h. die Art und Weise aufzufinden, in welcher die Natur dies bewerkstelligt, und welchen Stoff sie dazu verwendet. Ich habe also die Steinkohle mit mehr als 800 Stoffen theils einfach, theils mehrfach gemischt, und bis auf einige schon alle jene Materien geprüft, deren die Natur sich zur Erzeugung des kostbaren Steines bedienen kann. Du siehst also, daß ich dem Ziele sehr nahe bin und daß ich bald . . ."

„Wie lange habt Ihr Euch denn schon mit diesen Untersuchungen beschäftigt, Vater?" frug Karl.

Digitized by Google

„Zwanzig Jahre, mein Sohn, und diese zwanzig Jahre waren herbe, das kann ich dir sagen", antwortete der Vater mit einem trockenen Hüsteln, das seiner Thätigkeit ein baldiges Ende ankündigte. „Ich hatte schon lange daran gearbeitet, als ich mich von meinem Schwager trennte."

„Und jetzt werden vielleicht noch zwanzig Jahre verstreichen", entgegnete Karl mit betrübter Miene, „bis Ihr das Nutzlose Eures Strebens erkennen werdet."

„Nein, nein, mein Sohn, heute noch oder morgen werde ich das längst Ersehnte im Tiegel finden. Hier, sehe nur", fügte er lebhaft hinzu, auf den im Ofen glühenden Tiegel deutend, „hier ist unser Glück, unser Reichthum eingeschlossen. Ich habe ein Stück Kohle hineingethan, das, wenn es sich krystallisirt, ein Diamant werden muß, doppelt so groß, als der größte im Schatze des Sultans. Alle Fürsten Europa's würden sich in Schulden stecken müssen, um nur ein Stückchen davon zu kaufen, und dann, mein Sohn, könntest du dir eine Prinzessin aussuchen, und ich in einem fürstlichen Wagen sitzen, das heißt, wenn wir wollen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus Nordamerika.

Der Kreuzztg. schreibt man aus New-York, 3. Mai: Noch immer sind die Truppen mehr als mangelhaft equipirt, wenn gleich Uniformen und Armatur neuerdings nothdürftig beschafft worden sind. Medicinal- und Hospital-Einrichtungen sind so gut wie gar nicht vorhanden, eben so wenig ein Trainwesen. Am traurigsten aber sieht es mit dem Verpflegungs-Commissariate aus. Zuerst lag die Schuld an dem Gouvernement: die Truppen wurden ohne Weiteres an verschiedene Orte beordert, ohne daß man für ihre Aufnahme und Verpflegung die geringste Vorsorge getroffen hatte, so daß z. B. in Washington eine Zeit lang eine förmliche Hungersnoth geherrscht hat. Diesem Uebelstande ist nun zwar abgeholfen und Uncle Sam zahlt gut; aber dafür stehlen Lieferanten und Commissare desto besser und der Soldat hungert noch eben so sehr, wie er früher gehungert hat, sofern er nicht noch einige Dollars zur Selbstbeköstigung in der Tasche hat. Selbst bei den noch hier in New-York liegenden Regimentern herrscht in dieser Beziehung eine tolle Wirthschaft; dieselben werden für das schwere Geld, das die Unternehmer vom Staate beziehen, auf eine schauderhafte Art abgespeist; es werden ihnen als Lohn für die Bereitwilligkeit, mit der sie zur Fahne eilten, die ungenießbarsten Lebensmittel verabreicht. Es sind dieses Umstandes wegen schon arge Excesse vorgekommen; ganze Regimenter erklärten, aus einander gehen zu wollen, wenn die Verpflegung nicht anders werde.

Es ist hier überhaupt mit dem Patriotismus ein eigenes Ding. Reiche Leute zeichnen einige Tausend Dollars zur Equipirung der Freiwilligen, wissen sich aber aus dieser scheinbar patriotischen That wohlweislich ein Anrecht auf eine fette Lieferung zu verschaffen, um durch diese das Dargebrachte zehnfach zu ersetzen. So zeichnete z. B. der reiche Geo. L. mehrere Tausend Dollars, verkaufte aber dem Staate 1000 Musketen zu je 15 Dollars, die er selbst als ausrangirte Feuerschloßwaffen für 1½ Dollar erworben und mit Percussion hatte versehen lassen. Das nennt man Patriotismus! (Die Wurst nach der Speckseite)

Oberst Cerrygan und Oberst Wilson haben hier in New-York Zuaven-Regimenter aus dem Auswurf aller Nationen gebildet; notorische Mörder und Diebe, sogenannte Loafers, Rowdies und Bowery-Boys bilden den Kern oder richtiger die Gesammtheit dieses Elite-Corps. Besonders das Wilson'sche Corps zeigt ächte Galgenphysiognomieen, wie man sie wohl selten in solcher Auswahl vertreten finden dürfte. Aber straffe Burschen sind es, die gewiß vor nichts zurückschrecken, — doch wehe Feind oder Freund, wo dies Corps einfällt! Ihre Bewaffnung ist ihrem Charakter angemessen, dem sie tragen Bowiemesser, zwei Revolver und einen sogenannten sling-shot, eine etwa fußlange starke Gummiröhre, in der oben eine Kugel eingefügt ist und deren Schlag

Digitized by Google

Schädel und Arme bricht. Man erzählt, Oberst Wilson habe seinen Leuten beim Appell gesagt, man habe ihm mitgetheilt, daß einige ehrliche Kerle in ihren Reihen seien, und er wolle wissen, ob das wahr wäre, worauf das ganze Corps mit „not one“ (nicht einer!) geantwortet. Außerdem soll er ihnen, seine goldene Uhr mit Kette zeigend, erzählt haben, eine ähnliche trüge jeder Südländer und er hoffe, daß jeder Mann seines Corps aus dem Kriege wenigstens Ein solches Kleinod mitbringen werde, — eine Ansprache, welche die tapfere Schaar natürlich mit donnerndem Applaus begrüßte. Diese Anekdoten kennzeichnen das Völkchen zur Genüge. Amerika kann stolz darauf sein, daß es, obenein im Bürgerkriege, solche Elemente verwendet.

Auch an indianischen Metzeleien wird es voraussichtlich nicht fehlen; denn die Sioux-Stämme haben der Washingtoner Regierung, die Cherokees dagegen dem Südbunde ihre Unterstützung angeboten, die erforderlichen Falles nicht zurückgewiesen werden wird.

Assisenverhandlungen der Pfalz.

* **Zweibrücken**, 3. Juni. Die erste Sache, welche heute zur Verhandlung kam, war sehr einfach schon der Handlung nach, welche der Anschuldigung zu Grunde lag, sodann in Folge des Eingeständnisses der Angeklagten. Dieser, der ledigen, 19 Jahre alten Louise Fortune, Schuhhändlerin von Pirmasens — vertheidigt durch den Rechtscandidaten Gros — lag ein Diebstahl zu Last, verübt mit Einbruch in einem bewohnten Hause. Dieselbe, eine arme Schuhmacherstochter, hatte am 25. Februar abhin ihre Heimath verlassen, um Schuhe zum Verkauf auszutragen, und kam auf ihrer Wanderung auch nach Siebeldingen. Um die Mittagszeit trat sie mit ihrer Waare in das Haus der Brüder Guhmann ein, von dessen doppelflügeliger Thüre nur die untere Hälfte von innen verriegelt war, daher von der Angeklagten leicht geöffnet werden konnte; diese traf Niemanden zu Hause und benützte diese Gelegenheit zu einem Diebstahl. Ein aus der Küche in die Wohnstube führendes, nach Angabe eines Zeugen damals verschlossenes Fenster diente der Angeklagten als Weg in das Wohnzimmer; heute leugnete sie bestimmt, dieses Fenster durch Zertrümmerung einer Scheibe und Zurückschieben des Reibers geöffnet zu haben; auch die Vertheidigung focht den desfallsigen Beweis als unstichhaltig an. In dem Wohnzimmer hat die Angeklagte nun aus einem Pult, zu welchem sie den Schlüssel zu finden wußte, den in 4 oder 5 Fünffrankenthalern bestehenden Baarvorrath der Brüder Guhmann entwendet. Bei ihrer Flucht, die sie durch jenes Fenster nahm, vergaß sie, ihr Kopftuch mitzunehmen und begegnete im Hausgang zwei Frauen, welche von hier aus einem vorüberziehenden Leichenbegängniß zuschauen wollten. Auf Befragen gab die Angeklagte vor, sie habe in der Küche Wasser getrunken; die Frage, ob sie auch Kinderschuhe bei sich führe, verneinte sie und machte sich mit dem im Hausgange niedergestellten Schuhkorbe schleunigst davon. Diese Zeuginnen vermochten, nachdem der Diebstahl entdeckt war, eine Beschreibung der Angeklagten zu geben, wodurch deren Verhaftung ermöglicht wurde. Zuerst versuchte sich dieselbe mit Leugnen zu helfen, räumte jedoch nach einer stattgehabten Gegenüberstellung mit jenen Personen die Verübung des Diebstahls ein. Ihre Erzählung von dem Vorfall wurde im wesentlichen durch die Untersuchung bestätigt. Die Geschworenen sprachen die Louise Fortune der That schuldig, jedoch ohne den erschwerenden Umstand des Einbruchs, worauf sie zu einjähriger correctioneller Gefängnißstrafe verurtheilt wurde.

Berichtigung.

Seite 248 der Palatina Sp. 2 in der 4. Strophe des Gedichts muß es im 4. Vers statt „Brünnlein“, wie auch im Manuscript stand, heißen „Blümlein“, so daß der Vers lautet: „Wenn Blümlein würzig sprießen.“

Auflösung des Räthsels in № 63:

Die Mode.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 65. Speyer, Donnerstag 6. Juni 1861.

Echte und falsche Diamanten.

(Fortsetzung.)

Mitten im Flusse dieser hochfliegenden Versprechungen hielt er plötzlich inne, und untersuchte in aller Gemüthsruhe den Tiegel.

„Karl, mir kommt vor, daß meine Erfahrungen noch einmal betrogen werden sollen. Gehe doch und hole mir noch einen Scheffel Kohlen für heute Nacht."

„Recht gern, mein Vater, aber..."

„Aber?"

„Der Krämer borgt nicht mehr und wir haben nur noch einen Siebner im Hause."

„Nun, das wäre ja genug."

„Aber von was wollen wir denn morgen leben?"

„Morgen, mein Sohn, haben wir vielleicht alle Schätze der Welt zur Disposition."

Ohne zu antworten ergriff Karl seine Mütze, ging fort, und kam bald mit den gewünschten Kohlen zurück.

„Jetzt lege dich zur Ruhe, Karl", sagte der Greis, „ich darf meinen Ofen und Schmelztiegel nicht verlassen; gehe und bitte Gott, daß es deinem Vater heute noch gelingen möge."

Karl gehorchte schweigend und lag bald in tiefem Schlafe. Plötzlich erwachte er durch einen gewaltigen Lärm im Laboratorium. Der Vater rief seinen Namen, und Karl eilte hinaus.

Der gewöhnliche Wirrwarr in der Werkstatt war noch weit ärger, als zuvor. Die Flaschen, Mineralien, Metallstücke, Kohlen, Alles lag bunt durcheinander. Der alte Diamantenmacher schien den Verstand verloren zu haben; er lachte und weinte abwechselnd, tanzte um den glühenden Ofen herum, und gab alle Zeichen einer außerordentlichen Freude von sich. Als er Karl erblickte, umarmte er ihn heftig.

„Was ist denn geschehen, Vater?" fragte dieser bestürzt.

„Sohn", rief der Greis mit kreischender Stimme, „es ist mir gelungen, Diamanten zu machen."

„Ist es möglich?" frug Karl bebend, „seid Ihr sicher, daß Ihr Euch nicht wieder irrt, wie früher?"

„Nein, nein, sehe her", jubelte der Alte fort, indem er zwei schwarz glänzende Steinchen aus einem zertrümmerten Schmelztiegel hervorsuchte.

„Verlasse dich auf meine Erfahrung, Karl, dies sind Diamanten, echte Diamanten, das Andere ist noch unreine Masse, die eines weiteren Prozesses bedarf. Ich irre mich diesmal nicht, denn ich war zwanzig Jahre Juwelier und verstehe mich auf Edelsteine. Wir sind jetzt vorderhand reich genug!"

Karl theilte, wiewohl mit einigem Mißtrauen, die Freude seines Vaters, das sich jedoch verlor, als er bemerkte, wie der Vater mit den Steinen alle Proben vornahm, welche der Fachmann zur Unterscheidung des wahren von dem falschen Diamanten anwendet, und daß diese Proben sämmtlich zu seiner vollen Zufriedenheit ausfielen.

Was der Schmelztiegel außer diesen beiden kleineren Steinen noch geliefert, würde, wie Vater Straßer bemerkte, eine Masse geben, mit der man bei gehörigem Schliff wohl den Laien hinters Licht führen könnte, aber nicht den Kenner, den erfahrenen Juwelier.

Als der Tag anbrach, machte Straßer nach Kräften Toilette und schickte sich an, in die Stadt zu gehen, um seine Entdeckung den ersten Edelsteinhändlern der Residenz zu verkünden.

Digitized by Google

„Vater", ermahnte Karl, „kehrt bald zurück, denn wir haben für heute noch kein Brod im Hause."

Der alte Robert sah und hörte nichts mehr, er war mit seinen Diamanten schon die Straße entlang, auf welche die Morgensonne ihre ersten Strahlen warf.

Karl blieb in Gedanken vertieft zurück „Und doch sagte der Onkel, daß es unmöglich sei, Diamanten zu machen."

Robert schritt mit jenem hochmüthigen und unverschämten Anstande eines armen Teufels, der durch eine Grille Fortunens sein Glück gemacht hat, der Stadt zu. Er wollte zuerst einen alten Bekannten besuchen, mit dem er schon öfter über seine Versuche gesprochen hatte, und diesem seine Steine anbieten.

„Ist Hr. v. Brandmaier zu Hause?" frug er die Frau des Hauses, welche er allein traf.

Die Juweliersgattin schien ihren Mann bereits zu kennen, denn sie antwortete mit einem verdrießlichen „Nein."

„Ich muß ihn aber nothwendig sprechen", wiederholte Straßer dringlich.

„Glauben Sie denn", sagte die Frau, „daß mein Mann nichts anderes zu thun hat, als die dummen Steine zu untersuchen, die Sie ihm immer daher bringen?"

Straßer warf ihr einen verächtlichen Blick zu. „Ich wiederhole Ihnen, daß ich Hrn. v. Brandmaier sprechen muß, sein Glück und das aller Diamantenhändler der ganzen Erde hängt daran."

Die Dame brach in lautes Lachen aus und zuckte die Achseln. Straßer, im Begriff, diese Geringschätzung gebührend zu beantworten, schwieg, als er den Juwelier eintreten sah.

„Grüß' Gott, alter College", begann Straßer, sich zu dem Eintretenden wendend, „führe mich doch schnell in Dein Cabinet, wir haben wichtige Dinge mit einander zu besprechen."

„Verstehe, verstehe", gab dieser zur Antwort, „Du hast wieder Diamanten gemacht."

„Ja; aber diesmal ist es gelungen Da siehe nur her, echte Diamanten, reine durchsichtige Kohle; sie können sich mit allen indischen und brasilianischen messen."

„Schon gut", erwiderte Brandmaier abwehrend; „ich bin jetzt gerade sehr eilig, Papa Straßer, und muß schnell zwei Rubinkreuze für einen fremden Gesandten besorgen; wir werden Deine Diamanten, wie Du sie nennst, ein andermal untersuchen. — Marie", sagte er, zu seiner Frau gewendet, „gib dem armen Straßer doch ein paar Gulden, er braucht gewiß Geld zur Fortsetzung seiner Untersuchungen — und um Brod für sich und seinen Sohn zu kaufen, fügte er still hinzu. — Man soll nicht sagen, daß ich einen alten Collegen in Noth stecken ließ."

„So, dem alten Narren, dem alten Tagedieb soll ich noch ein Almosen geben?" sagte die Frau aufbrausend.

„Ich bin weder ein Narr, noch ein Tagedieb, Frau v. Brandmaier", entgegnete Straßer, „und wenn hier Jemand Almosen geben kann, so bin ich es; ich, der Ihren Gatten unter so Vielen dazu auserkoren hat, die unermeßlichen Reichthümer mitzubesitzen, die mir in Zukunft zufallen werden. — Sage mir, Brandmaier", fiel er mit freundlichem Tone ein, indem er seine beiden Diamanten auf den Tisch legte, „ob Jemand, der so etwas zu Stande bringt, eines Almosens bedarf?"

(Fortsetzung folgt.)

Assisenverhandlungen der Pfalz.

* Zweibrücken, 3. Juni. Nach Schluß der ersten Verhandlung wurde ohne Verzug zur Aburtheilung der zweiten auf heute fixirten Sache geschritten. Die Anklage war gerichtet gegen Franz Leonhard, 29 Jahre alt, Fuhrknecht von Enkenbach, Kantons Kaiserslautern, zuletzt in Diensten zu Dürkheim; dieselbe lautete auf freiwillige Verwundung des Peter Fuchs, Dienstknechts von Potzbach; die Vertheidigung führte Rechtscandidat Eberhard. Seit etwa 4 Jahren hatte Peter Fuchs von Potzbach, der zuletzt bei dem Wirth Klinges zu Grethen in Diensten stand, eine Bekanntschaft mit Elisabetha Kuhner von Hochspeyer, zur Zeit Dienstmagd bei dem Müller Moritz Maas in Dürkheim. Dem heutigen Angeklagten

Digitized by Google

war dieses längst offenkundige Verhältniß um so weniger ein Geheimniß, als er mehrmals mit Fuchs und seiner Geliebten Kuhner öffentliche Orte besucht hatte. Dennoch bewarb sich derselbe um die Gunst der Kuhner und suchte mit ihr eine Bekanntschaft anzuknüpfen. Von diesem Bestreben des Angeklagten scheint Peter Fuchs Kenntniß erlangt zu haben; denn er drohte seiner Geliebten, er werde sie ums Leben bringen, wenn sie sich irgend mit Leonhard einlasse; dem Burschen, bemerkte er, wolle er nichts thun. Nun stattete am Abend des 16. December v. J. (einem Sonntag) um 6 Uhr der Angeklagte am Küchenfenster des Müllers Maas der Elisabetha Kuhner einen Besuch ab und kehrte nach kurzer Entfernung um 7 Uhr wieder zurück, setzte seine Unterhaltung fort und lud schließlich des Mädchen ein, mit ins Theater zu gehen, was diese auch annahm. Während des zwischen beiden gepflogenen Gespräches kam auch Peter Fuchs gegen das Haus.

Ueber das, was von hier an weiter geschehen, haben wir wesentlich nur die einander gegenüberstehenden Angaben der beiden Nebenbuhler. Nach der Aussage des als Zeuge beeidigten Peter Fuchs wäre der Angeklagte, als er die Annäherung dieses wahrnahm, ihm bis auf die Straße entgegen gekommen und mit der Frage gegenüber getreten: „Gelt heute Abend werd' ich Schläge bekommen?“ — und auf die Entgegnung des Fuchs: „Von wem denn?“ — habe der Angeklagte ihm mit einem Messer einen Stich in die Brust versetzt; Zenge habe den Angeklagten verfolgen wollen, sei aber daran durch seine Schwäche gehindert worden. Schwer verwundet theilte er mehreren Personen den Vorfall mit und wurde noch desselben Abends im Spital in ärztliche Behandlung genommen. Die nähere Untersuchung constatirte auf der linken Seite der Brust zwischen der siebenten und achten Rippe eine 2½ Centimeter lange, scharfrandige Stichwunde, welche längere Zeit das Leben des Verletzten bedrohte und eine sechswöchentliche Krankheit und Arbeitsunfähigkeit zur Folge hatte. Am folgenden Tage wurde der Angeklagte im Walde, wohin er um Holz zu holen gefahren war, verhaftet. Mit Fuchs confrontirt konnte er bei der bestimmten Erklärung desselben die Thäterschaft nicht in Abrede stellen und gab zu, jenem die Wunde mit einem dem Bäckergesellen Helbig gehörigen Messer beigebracht zu haben. Allein mit aller Bestimmtheit stellte er die Behauptung auf, im Zustande der Nothwehr gewesen zu sein; Fuchs habe ihn am Halse zu packen gesucht; als es ihm gelungen, sich loszureißen, habe jener ihn verfolgt und sei mit gezogenem Messer auf ihn eingedrungen; hier erst, in äußerster Bedrängniß, habe er selbst auch das Messer gezogen und, zur Abwehr des Angriffs, nach seinem Gegner gestochen. Auch die Vertheidigung machte diesen Gesichtspunkt mit Nachdruck geltend. Obwohl einzelne Momente die bestimmte Aussage des Fuchs zu bestätigen schienen, so vermochte dieselbe dennoch aus mannigfachen Gründen keine sichere, zweifellose Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten zu begründen. Derselbe wurde daher für nicht schuldig erklärt und in Freiheit gesetzt.

Die Verhandlung vom 5. Juni hatte zum Gegenstand die Anklage wegen Meineids gegen Jacob Sornberger, 29 Jahre alt, Ackerer von Bierbach, im Kanton Bliskastel. Vertheidigt wurde derselbe durch den kgl. Anwalt Glasser. — Joseph Lick, Wirth von Bierbach, belangte den Angeklagten im Februar l. J. vor dem königl. Landgericht Bliskastel wegen einer angeblichen Schuld von 3 fl. 48 kr. für ein Fäßchen Bier von 38 Liter, das der Angeklagte nach Aufstellung des Klägers von ihm bezogen habe, um mehrere Burschen in Lick's Wirthschaft zu regaliren. Der Angeklagte wollte von dieser Schuld nichts wissen, weßhalb ihm Kläger den Eid über jene Thatsache zuschob. Sornberger erklärte sich bereit, diesen Eid zu leisten und hat ihn auch — nach vorgängiger eindringlicher Ermahnung — in der Sitzung des genannten kgl. Landgerichts vom 12. März abhin ausgeschworen, dahin gehend, daß er dem Kläger die Bezahlung des fraglichen Biers nicht versprochen habe, ihm überhaupt nicht schuldig geworden sei. Lick hatte vorher bestimmt versichert, er halte es für unmöglich, daß Sornberger diesen

Digitized by Google

Eid leiste; es erhob sich gegen diesen der Verdacht eines Meineids und der kgl. Landrichter ließ ihn, nachdem über den Hergang ein Protocoll aufgenommen war, der kgl. Staatsbehörde vorführen.

Nach der Ausführung der anklagenden Behörde wäre durch die gepflogene Untersuchung folgender Hergang festgestellt: An dem genannten Kirchweihdienstag habe Sornberger dem Zeugen Peter Bubel versprochen, alles zu zahlen, was er trinke, sei sodann mit diesem in die Lick'sche Wirthschaft gekommen und habe ein Fäßchen Bier von 38 Liter, das der Wirth soeben aus dem Keller heraufgetragen, für sich auflegen und anstecken lassen; mit Bubel und andern Burschen habe der Angeklagte dieses Fäßchen geleert und auf wiederholtes Befragen des Wirths diesem erklärt, er werde das Bier bezahlen. Wenn auch diese Darstellung wesentlich auf das Zeugniß des früheren Civilklägers Lick, seiner Frau und seiner Schwiegermutter sich gründe, so könne doch über die Richtigkeit derselben keine Zweifel entstehen; Lick und seine Familienangehörigen seien als vollkommen verläßige, ehrenhafte und glaubwürdige Leute geschildert, und ihre Deposition finde in andern Momenten wesentliche Unterstützung. So gebe Zeuge Peter Bubel an, es sei außer ihm, jenen Zeugen und dem Angeklagten Niemand im Wirthszimmer gewesen; plötzlich habe er ein Fäßchen Bier auf einem neben dem Tisch befindlichen Stuhle bemerkt. Daß aber dieses Fäßchen auf Bestellung des Angeklagten herbeigeholt worden sei, gehe daraus hervor, daß derselbe vorher dem Zeugen Bubel nach Beilegung eines zwischen ihnen ausgebrochenen Streites das Versprechen gegeben habe: „Weil du so couragirt warst, an mich zu gehen, zahle ich jetzt, was du trinkst;" die Erfüllung dieses Versprechens habe nun in der Lick'schen Wirthschaft geschehen sollen. Ferner wird zur Bestätigung der Aussage Lick's auf ein Geständniß hingewiesen, das der Angeklagte vor Ausschwörung des Eides einem andern Zeugen, dem Vater des genannten Bubel, gemacht haben soll, dahin gehend: Er, der Angeklagte, habe das Fäßchen Bier nicht kommen lassen, sondern ein gewisser Selbach, der kurz nach jener Kirchweihe nach Amerika ausgewandert ist, und für diesen habe er sich bei dem Wirth Lick verbürgt. Zeuge Bubel, der Vater, behauptet auch mit großer Festigkeit in der öffentlichen Verhandlung, dieses Zugeständniß aus dem Munde des Angeklagten vernommen zu haben, während dieser selbst es für ein Mißverständniß des Zeugen erklärt und nur gesagt haben will, Lick habe ihm gegenüber seinen Anspruch auf eine solche Verbürgung, die er nicht zugegeben habe, gegründet.

Andere Indizien glaubte die kgl. Staatsbehörde noch aus dem Benehmen und dem wechselnden Vertheidigungssysteme des Angeklagten in dem Laufe der Untersuchung herleiten zu können.

Die Vertheidigung hob unter andern hervor, daß der Hauptzeuge Lick mit seiner belastenden Deposition völlig isolirt stehe, daß keine andern relevanten Belastungsmomente seine Aussage unterstützen. Ihm aber könne man keinen unbedingten Glauben schenken, da er früher Civilkläger gewesen und an dem Ausgang der Sache ein sehr erklärliches Interesse habe. Zudem verwickle er sich in Widersprüche und lasse sich nachweisbare Unwahrheiten zu Schulden kommen. Sein Leumund sei auch ein sehr getrübter, wie aus verschiedenen Strafurtheilen hervorgehe. Die Angaben des Zeugen Bubel des jüngern seien ohne Gewicht, weil ohne Bezug zur Sache.

Die Geschworenen konnten bei den obwaltenden Verhältnissen keine feste Ueberzeugung von einem wirklich bestandenen Schuldverhältnisse zwischen Lick und Sornberger sich bilden und erkannten daher den Angeklagten für nicht schuldig.

Palindrom.

Vorwärts bezeichnet das Wort beweglich-geschäftiges Treiben;
Rückwärts wird ihm zu Theil heilender Quellen Ertrag.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Gelb.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 66. Speyer, Samstag 8. Juni 1861.

Assisenverhandlungen der Pfalz.

* Zweibrücken, 5. Juni. Die Anklage, welche in der heutigen Sitzung zur Aburtheilung gelangte, war gerichtet gegen Jacob Feldeisen, 24 Jahre alt, ledigen Seiler von Lautzkirchen im Kanton Bliestastel; derselbe war der freiwilligen schweren Verwundung angeklagt und vertheidigt durch den Rechtscandidaten Petri. — Am Montag den 4. Februar l. J., des Morgens um 2 Uhr, ging eine bei dem Wirth Martin Blatt zu Lautzkirchen abgehaltene Tanzmusik zu Ende und die Gäste waren auf dem Wege, das Wirthshaus zu verlassen. Unter denselben befand sich Adam Frey von Lautzkirchen, Soldat des kgl. 4. Jägerbataillons, in Garnison zu Zweibrücken, der in hohem Grade das Getränke spürte. Vor dem Blatt'schen Hause angelangt, hörte derselbe, wie der heutige Angeklagte Jacob Feldeisen, der gleichfalls auf dem Heimweg begriffen war, mit lauter Stimme das Wort „Schnauz" ausrief, womit dieser seinen Hund meinte; Frey aber entgegnete: „Was hast du denn, du Großkrischer" oder: „du großmauliger Krischer." Während nun Frey auf einen Kameraden zuging, der ihm seinen Mantel hielt, kam der Angeklagte ihm entgegen und stellte ihn wegen des gegen ihn gebrauchten Schimpfwortes zur Rede. Es entspann sich nun zwischen beiden ein weiteres Gezänke, das in Thätlichkeiten überging; sie packten sich gegenseitig, zerrten hin und her und der Streit endigte damit, daß der Angeklagte seinem Gegner mit einem offenen Messer mehrere Hiebe auf den Rücken versetzte, die letzteren zu Boden streckten; im Niedersinken rief er aus: „Ach Gott, ich bin gestochen!" Schwer verwundet wurde Frey in das Blatt'sche Wirthshaus verbracht und ärztliche Hilfe herbeigeholt; der kgl. Kantonsarzt entdeckte auf dem Rücken in der Nähe des Schulterblattes eine sechs Centimeter lange, sehr tiefe theils Schnitt-, theils Stichwunde; dieselbe hatte die Brustwand durchdrungen und die Lunge verletzt, hiebei hatte sich Blut in die Brusthöhle ergossen, welches einen Druck auf die Lungen ausübte. Die Verletzung erwies sich hienach als eine äußerst grave und lebensgefährliche. Der Verwundete konnte gar nicht transportirt werden und mußte daher in dem Blatt'schen Wirthshause, wo er lag, verpflegt werden. Die Folge der Beschädigung war eine 26tägige Krankheit und Arbeitsunfähigkeit. Mehrere Personen, die Zeuge des Vorfalls gewesen, sowie der Verwundete selbst, bezeichneten alsbald nachher den heutigen Angeklagten als Urheber der That; dieser aber wollte nichts davon wissen und forderte die Anwesenden auf, ihn zu untersuchen, ob er ein Messer bei sich habe; zu gleicher Zeit aber warf er sein Taschentuch weg, wobei man einen harten Körper zu Boden fallen hörte. Beim Nachsuchen fand man ein Messer, welches Abends vor der That in den Händen des Angeklagten gesehen worden war. Die Klinge desselben war 6½ Centimeter lang und trug frische Blutspuren an sich. Der Angeklagte wollte dieses Messer gar nicht kennen und stellte fortwährend die Verwundung hartnäckig in Abrede. Als er verhaftet und in das Blatt'sche Haus geführt wurde, entschlüpften ihm die an den Verwundeten gerichteten Worte: „Du hättest mich nicht schelten sollen, dann hätte ich dir nichts gethan." Er wurde schon wegen nächtlicher Ruhestörung bestraft und genießt den Ruf eines raufluftigen Burschen. — Die Vertheidigung war bemüht, aus verschiedenen Umständen nachzuweisen, daß

Digitized by Google

der Angeklagte von Seite des Frey durch Gewaltthätigkeiten zu dieser That provocirt worden sei. Dies nahmen auch die Geschworenen an und das kgl. Assisengericht verurtheilte den Angeklagten Jacob Feldeisen zu einer Gefängnißstrafe von 9 Monaten.

(Sitzung vom 6. Juni.) Auf der Angeklagtenbank saß heute Daniel Weiß, 55 Jahre alt, Handelsmann, zu Ingenheim wohnhaft, des Meineids angeklagt. Die Vertheidigung desselben führte der kgl. Anwalt Gulden. — Noch selten wohl wurde, wie der kgl. Assisenpräsident beim Eingang des Resumé bemerkte, eine Criminalsache sowohl von Seiten der anklagenden Behörde als der Vertheidigung mit solcher erschöpfenden Gründlichkeit, mit solchem vorzüglichen Scharfsinn behandelt und erörtert, wie die heutige. — Der Angeklagte Daniel Weiß von Ingenheim betrieb vor mehreren Jahren gemeinschaftlich mit seinem Bruder Jacob Weiß den Vieh- und den Güterhandel. Bei gleicher Einlage sollte auf jeden Theilhaber gleicher Antheil an Gewinn und Verlust kommen. Nach Auflösung dieser Societät wurde, wie Jacob Weiß behauptet, die mündliche Uebereinkunft getroffen, daß er Güterhändel aufspüren und abschließen, der Angeklagte hiezu das Geld schießen und Gewinn wie Verlust unter beide gleichheitlich vertheilt werden sollte. Der Angeklagte allein, nicht aber Jacob Weiß, war mit einem Güterhandelspatent versehen, weßhalb alle Geschäfte auf den Namen des ersteren geschlossen wurden. Nur zweimal erhielt Jacob Weiß von dem Angeklagten Geld, nämlich 88 fl. und 100 Franken, wobei nicht abgerechnet wurde und keine Rede davon war, ob dasselbe einen Theil des Gewinnes oder eine Makelgebühr darstellen solle. — Vor drei Jahren erfuhr Jacob Weiß, daß eine gewisse Anna Maria Böhles von Schaidt nach Amerika auswandern und daher ihre Güter verkaufen wolle. Er einigte sich mit ihr über den Abschluß eines Kaufs, bestellte sie nach Landau, sowie auch seinen Bruder Daniel Weiß, den heutigen Angeklagten. Da jedoch der Handelsmann Nathan Blum von Bergzabern bereits mit der Böhles in Unterhandlung war und die Katasterauszüge, wohl auch die Erwerbsurkunden jener Güter schon besaß, so begab sich Jacob Weiß zu diesem und fuhr mit ihm auf den bestimmten Tag, am 30. April 1858, nach Landau. Nathan Blum richtete daselbst an Jacob Weiß die Frage, ob er seinem Bruder Daniel Weiß auch Mittheilung von dem Geschäfte habe zukommen lassen; dies bejahte Jacob Weiß, worauf Blum erklärte, er werde das Geschäft nicht anders machen, als in der Art, daß er die eine Hälfte des Gewinnes erhalte und die andere Hälfte zwischen Jacob und Daniel Weiß getheilt werde. Hiemit war der Angeklagte einverstanden. Die kgl. Staatsbehörde folgert hieraus, daß Jacob Weiß nicht blos Makler, sondern wirklicher Theilhaber an diesem Geschäfte gewesen sei. Der Kauf wurde zu 600 fl. geschlossen und zwischen der Verkäuferin Anna Maria Böhles einerseits, und Nathan Blum und dem Angeklagten anderseits vor dem kgl. Notär Heuck verbrieft. Jacob Weiß figurirte nicht in dem Acte. Den Kaufpreis haben Blum und der Angeklagte Daniel Weiß jeder zur Hälfte bezahlt — dann 2 Jahre lang die Güter auf gemeinsame Kosten bewirthschaftet, deren Ertrag bezogen und gegenseitig abgerechnet, während Jacob Weiß nur ein kleines Kartoffelfeld auf ein Jahr in Genuß hatte. Bei der am 3. Mai 1860 durch den kgl. Notär Jung abgehaltenen Versteigerung der Güter, wo auch Jacob Weiß gegenwärtig war, wurde ein Erlös von 1336 fl. erzielt, was einen reinen Gewinn von 736 fl. ergab, wovon, wenn Jacob Weiß Theilhaber war, 184 fl. auf seinen Antheil kommen mußten. Die Auszahlung dieser Summe wurde ihm aber verweigert; er erhob deßhalb, sowie wegen anderer ähnlicher Ansprüche vor dem kgl. Bezirksgerichte Landau Klage gegen den Angeklagten und schob diesem wegen Mangels eines schriftlichen Beweises über die verschiedenen Beträge den Entscheidungseid zu, welchen der Angeklagte annahm und in Beziehung auf den Böhles'schen Güterverkauf am 7. März abhin vor dem committirten kgl. Landrichter zu Landau dahin ausgeschworen hat, daß Jacob Weiß nicht Theilhaber an jenem Geschäfte

Digitized by Google

sei, sondern nur als Makler für ihn und Blum thätig war. Diesen Eid hat der Angeklagte, nach Aufstellung der Anklage, wider besseres Wissen und der Wahrheit zuwider geleistet; es folge dies aus der durch den Zeugen Blum vor Verbriefung des Kaufactes gegebenen Erklärung, daß er sich nur dann auf den Handel einlasse, wenn er die Hälfte des Gewinnes und die beiden Brüder Weiß zusammen die andere Hälfte erhalten sollten, welchen Vorschlag beide letzteren acceptirt hätten. Daß dem Jakob Weiß ein Viertheil des Gewinns von Rechtswegen zukomme, habe der Angeklagte aber auch wohl gewußt; er habe dies selbst in einer Aeußerung gegen den Zeugen Heinrich Rosenthal verrathen, dem er sagte: es sei doch unbillig, daß Blum an diesem Geschäfte allein die eine Hälfte, er und sein Bruder Jacob aber zusammen nur die andere Hälfte zu besprechen hätten, besonders da er für diesen noch das Geld auslegen müsse. — Einen Makler, der ihm einen Kaufliebhaber für einen der Böhles'schen Aecker zuführte, verwies er an Blum oder seinen Bruder Jakob.

Auch unter dem Publikum tauchte die Ansicht auf, daß Jacob Weiß Theilhaber sei; der Steigerer eines dieser Aecker zahlte den Preis zur Hälfte an Blum, zur Hälfte an Jacob Weiß.

Der Angeklagte bestritt, überhaupt in einer Societät mit seinem Bruder gestanden zu haben; dieser habe nur Makelgeschäfte für ihn besorgt. Namentlich sei er bei dem Geschäft mit Anna Maria Böhles nur Unterhändler gewesen, und habe denselben nur deßhalb dem Blum gegenüber als wirklichen Theilhaber gelten lassen, um hiedurch für sich allein eine höhere Quote am Gewinn zu erlangen. Deßhalb seien die Angaben der Hauptzeugen Blum und Rosenthal, wenn man ihnen auch unbedingten Glauben schenken wolle, völlig unerheblich. Eine Gemeinschaft, wie sie sein Bruder als bestehend annehme, sei schon deßhalb undenkbar, weil er — der Angeklagte — sein Geld selbst im Handel zu verwerthen wisse und nicht die Hälfte des Gewinnes für bloße Auskundschaftung von Geschäften abzulassen geneigt sei. Der ganze Criminalproceß, sowie der vorhergegangene Civilproceß beruhen nach seiner durch Zeugen unterstützten Behauptung auf einer boshaften Schikane; sein eigener Bruder Jacob habe ihn denuncirt, um durch eine solche grave Anschuldigung und etwaige Verurtheilung zu seinen Ungunsten auf den Gang eines bedeutenden Civilprocesses einzuwirken, der zwischen ihm und seinen Brüdern vor Schiedsrichtern anhängig sei. — Die Geschworenen erkannten den Angeklagten für nicht schuldig, worauf derselbe in Freiheit gesetzt wurde.

Miscellen.

☆ Frankenthal, 24. Mai. Es hat sich hier durch die Bemühungen des Herrn Professor Th. Neumayer und des Herrn Lehrers Ries, welche die zerstreuten und gleichsam in Lethargie verfallenen musikalischen Kräfte hiesiger Stadt gesammelt, ein Musikverein gebildet, dem wir unsere volle Anerkennung öffentlich zu zollen nicht unterlassen können. Der Verein hat zunächst zum Zweck musikalische Messen zur Aufführung zu bringen, um so die Feier des Gottesdienstes in würdiger Weise zu verherrlichen. Am verflossenen Pfingstsonntage hatten wir das Vergnügen, eine solche zu hören. Es wurde eine Messe von J. C. Aiblinger für gemischten Chor mit Instrumentalbegleitung in hiesiger katholischen Kirche zur Aufführung gebracht, die in allen ihren Theilen vollkommen gelungen ist und auf die anwesenden Gläubigen einen tiefen Eindruck gemacht hat. Und in der That gibt es kein wirksameres und naturgemäßeres Mittel, heilige Empfindungen auszudrücken und zu erwecken, als die Musik; sie gibt der Vorstellungskraft eine schnelle Fertigkeit, sie erhebt die Kraft zu fühlen — die besondere Stärke, die außerordentliche Tiefe, die abwechselnde Höhe der zauberischen Harmonie erschüttert das menschliche Herz gewaltsam. Keine Rohheit des Verstandes und keine Fühllosigkeit des Herzens widersteht der Tonkunst. Der schwermüthige König Saul wurde durch das Harfenspiel Davids allemal aufgemuntert und befand sich wieder besser. — Nichts konnte die melancholische Laune Alexanders des Großen mehr aufheitern als die Musik; von der Harmonie schmelzender Töne angefeuert, ergriff

Digitized by Google

er Waffen und Harnisch, stürzte sich wild in die Reihen der Feinde und siegte. — Ovid schreibt von Orpheus, daß er durch den Zauber seiner Tonkunst sein Weib aus der Hölle rettete, die wilden Thiere bezähmte, Bäume beugte, Felsen zerschmetterte und fortbrausende Ströme aufhielt, um seinen süßen Gesang mitanzuhören. — Wir finden aber auch bei den Völkern des Alterthums, namentlich bei den Griechen und Römern, die Tonkunst schon als Dienerin der Religion, weil sie am besten geeignet ist, die Ehrfurcht vor der Majestät des Unendlichen zu erregen, das Gemüth mit heiligem Schauer zu erfüllen, die Sehnsucht nach der ewigen Heimath zu erwecken. Auch bei dem israelitischen Volke wurde die Tonkunst als heilige Kunst mit der Constituirung der israelitischen Theokratie als integrirender Theil ihres Cultus betrachtet und gepflegt. Aus dem Judenthum ging die Musik in die christliche Kirche über und bildete nun einen wichtigen und wesentlichen Theil des christlichen Cultus. Christus selbst sang beim letzten Abendmahle mit seinen Jüngern den üblichen Hymnus, so steht geschrieben bei Matthäus K. 26 V. 30, und die Apostel folgten dem Beispiele des Heilandes; auch sie stimmten Lobgesänge an und forderten die christlichen Gemeinden auf, ein Gleiches zu thun (Col. 3, 17. Eph. 5, 19.). Viele Päpste und Bischöfe und die erlauchtesten Kirchenlehrer haben der Tonkunst ihre hohe Bedeutung zuerkannt und zur Ausbildung dieser heiligen Kunst für den kirchlichen Zweck Vieles und Großes geleistet. Möchte das Interesse für kirchliche Musik nun auch in unserer Zeit wieder in erhöhtem Maße sich steigern und das Beispiel des Frankenthaler Musikvereins auch anderwärts Nachahmung finden. Das kgl. bayerische Ministerium scheint der kirchlichen Musik auch ein vorzügliches Augenmerk zu schenken; denn nach der am 15. Mai 1857 erschienenen Verordnung „die Bildung der Schullehrer betreffend" soll dem Unterricht in der Musik eine besondere Sorgfalt zugewendet werden. Und so wünschen wir nun schließlich dem hiesigen neuen Musikverein für kirchliche Zwecke ein gutes Gedeihen, und wir zweifeln auch nicht, daß derselbe unter der Vorstandschaft des Herrn Neumayer, der selbst ein durchaus theoretisch und praktisch gebildeter Musiker ist, und unter der umsichtigen Leitung des Herrn Dirigenten Ries schöne Fortschritte machen wird. Wie man vernimmt, steht uns ein Concert des Musikvereins in naher Aussicht.

J. Drechsel.

---

* Mannheim, 1. Juni. Sicherem Vernehmen nach wird Sonntag den 9. Juni der berühmte Tenorist der k. k. Hofoper in Wien, Herr Alois Ander, in der Titelrolle der Oper „Lohengrin" an hiesiger Bühne auftreten. Da dieses Gastspiel mit demjenigen des Fräulein Adelheid Günther aus Breslau, welche als Sängerin ersten Ranges durch ihre ausgezeichneten Leistungen vom vorigen Jahre her noch im besten Andenken steht, gerade zusammentrifft, indem dieselbe in genannter Oper die „Ortrud" singen wird, so läßt sich dießmal ein wahrhaft seltener und in der That außerordentlicher Kunstgenuß erwarten, und wollen wir deßhalb nicht versäumen, die Theaterfreunde jetzt schon darauf aufmerksam zu machen.

---

* Erfahrung.

Viel Mühe hat's gekostet
Und manches leise Ach,
Bis ich das werthe Veilchen
Aus Dorn und Nesseln brach.

— r. —

Räthsel.

Die ersten Zwei sind geschickt und froh im Fluge;
Die letzten Zwei sind dasselbe auch hinterm Pfluge;
Das Ganze wies man den Ersten an zum Fluche.
Von der Nahe. G.

Auflösung des Palindroms in № 65:

Rege. — Eger.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 67. Speyer, Dienstag 11. Juni 1861.

Echte und falsche Diamanten.

(Fortsetzung.)

Der Juwelier warf einen gleichgültigen Seitenblick auf die Steine, und erwiderte freundlich: „Sei nicht böse, lieber Straßer, meine Frau ist zuweilen etwas heftig, aber sonst die gute Stunde selbst. Komm ein andermal wieder, wenn ich mehr Zeit habe, dann werden wir Dein neues Product untersuchen. Sei nicht so stolz und nimm die zwei Thaler an, welche Dir meine Frau geben wird. Auf Wiedersehen!“

Mit diesen Worten ging Brandmaier der Thür zu.

„Aber es sind echte Diamanten, die ich Dir anbiete“, rief Straßer mit bebender Stimme, „ich habe sie selbst gemacht. Siehe sie nur an. Sie sind ungeschliffen, und das Feuer hat ihnen ein wenig den Glanz genommen, aber nie hat es härtere und reinere gegeben; sie schneiden Glas und Krystall, ich habe sie selbst geprüft, und verstehe mich gewiß darauf, denn ich war auch zwanzig Jahre lang Juwelier. So ungeschliffen sie da sind, ist doch jeder fünftausend Gulden werth, und ich gebe sie Dir für tausend Gulden. Ich kann ja wieder andere machen, und werde es heute noch thun, Diamanten von dreihundert Karrat; ich werde so viele machen, daß man sie mit allem Golde der Welt nicht bezahlen kann.“

Diese Worte, laut und im Tone der Verzweiflung gesprochen, hatten draußen auf der Straße eine Anzahl Leute versammelt, welche neugierig bei den Fenstern hereinsahen. Brandmaier verlor deßhalb die Geduld.

„Höre, Straßer, das Ding beginnt mir langweilig zu werden. Nimm Deine zwei Thaler, und laß mich meinen Geschäften nachgehen. Ich wiederhole Dir, ich habe Eile und ...“

„Der Narr ist unausstehlich“, ergänzte die Frau, „ich rathe Dir, in Zukunft vorsichtiger mit solchen Leuten zu sein.“

„Ihr seid Narren“, rief der Greis mit Nachdruck, „ich will Euch reich machen, und Ihr jagt mich zur Thüre hinaus; ich will Euch theilnehmen lassen an der großen Entdeckung, die ich nach so vielem Wachen und Arbeiten zu Stande gebracht habe, und Ihr beleidigt mich durch Euer gefühlloses Mitleid.“

„Straßer“, fiel ihm Brandmaier in die Rede, und auf die Volksmenge deutend, die sich draußen immer mehr zu drängen begann, „ich bin kein Freund von einem Auflauf vor meinem Hause, sei also so gut und lasse uns in Ruh, geh' in Gottesnamen, aber bald.“

„Ja“, fügte die Frau barsch hinzu, „macht, daß Ihr weiter kommt, oder ich rufe die Gesellen, und lasse Euch zur Thüre hinaus werfen.“

Auf diese Drohung hin ergriff der Greis seinen Hut, steckte die Diamanten in die Tasche und sagte mit Würde:

„Ich wollte Euch Gutes thun, weil Ihr Euch stets freundlich gegen mich gezeigt habt. Möge diese Hartnäckigkeit auf Euer Haupt niederkommen, sie soll Euch noch Thränen kosten.“

Darauf verließ er eilig das Haus und arbeitete sich durch die neugierige Menge.

Ohne den Muth zu verlieren, trat er in die Handlung eines andern Juweliers ein, der in der Nachbarschaft wohnte. Dieser warf einen mitleidigen Blick auf die abgetragenen Kleider des alten Mannes und wollte gleich Brandmaier die angebotenen Steine nicht einmal untersuchen.

Digitized by Google

„Nein, nein", sagte er mit scheinbar listiger Miene, „man betrügt mich nicht so leicht; Leute in solchen Kleidern besitzen keine Diamanten von dieser Größe. Das sind zwei Kieselsteine aus der Donau, für die ich Ihnen einen Zwanziger geben will."

„Aber es sind echte Diamanten", begann Straßer wieder, „ich habe sie selbst gemacht."

Der Juwelier lachte ihm ins Gesicht.

„Mein lieber Herr Diamantenmacher, suchen Sie sich einen Andern aus, dem Sie das weiß machen."

„Aber", erwiderte der Greis, zornig mit dem Fuße stampfend, „ein Kind, das noch nie Edelsteine in der Hand gehabt, könnte Ihnen den Werth dieser Diamanten angeben. Farbe, Gewicht, Durchsichtigkeit, Alles beweist ihre Echtheit. Werfen Sie ins Himmels Namen wenigstens einen prüfenden Blick darauf."

„Ich habe Ihnen gesagt, daß es Kieselsteine aus der Donau sind, und ich wiederhole es", sagte der Juwelier, ebenfalls heftiger werdend; „wollen Sie zwei Zwanziger dafür? Und damit kehrte er dem unglücklichen Straßer den Rücken."

„Der Esel, der hochnasige Schafskopf", sagte der Greis halblaut vor sich hin, als er wieder die Straße erreicht hatte; er opfert seiner Eigenliebe sein Interesse, so wie es Brandmaier seinen Vorurtheilen gethan. Ist es denn so schwer, den Menschen die Reichthümer zu geben, die sie immer so sehnlich wünschen?"

Straßer ging zu einem dritten Juwelier, der die Steine mit großer Aufmerksamkeit untersuchte, und überzeugt schien, daß sie einen hohen Werth hatten; aber er hegte einigen Zweifel über deren rechtlichen Erwerb, und sagte mißtrauend:

„Woher haben Sie diese Diamanten?"

Straßer machte einen Sprung vor Freude. „O, es sind Diamanten, nicht wahr, echte Diamanten? Sie erkennen sie als solche. So wissen Sie denn, daß ich, ich selbst die Steine gemacht habe. Zwanzig Jahre habe ich daran gearbeitet, und jetzt, heute Nacht habe ich diese in meinem Schmelztiegel gefunden."

Der Juwelier machte große Augen und starrte ihn einen Augenblick mit stiller Verwunderung an. „Mein Herr", sagte er endlich barsch, „erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie entweder ein Narr oder ein Dieb sind. Ich glaube nicht an die Möglichkeit, Diamanten zu machen, und wenn es Ihnen geträumt hat, daß diese aus Ihrer Fabrik sind, so kann ich kein Geschäft mit Jemand machen, der solcher Träume fähig ist, denn ich bin ein ehrlicher Mann. Wenn Sie die Steine gestohlen haben, — und Ihr Zweifel an deren Echtheit läßt mich das glauben, — so muß ich Ihnen sagen, daß ich ein friedliebender Bürger bin, der sich nicht gerne mit der Polizei, sei es direct oder indirect, abgibt. Ich werde die Diamanten nicht zurückbehalten, wozu ich eigentlich berechtigt wäre, bis man den gesetzlichen Eigenthümer gefunden hätte. Aber eilen Sie, aus meinem Gesichtskreise zu kommen, sonst ändere ich meine Ansicht."

Straßer, der eben so wenig Lust hatte, sich mit der Justiz einzulassen, als der Juwelier, machte von der gegebenen Erlaubniß Gebrauch, steckte die Diamanten in die Tasche und entfernte sich schnell.

„Das ist also der Dank, wenn man große Entdeckungen gemacht hat", sagte Straßer zu sich, als er das Glacis erreicht hatte, und gegen die Rofranogasse zuwanderte, „bei dem Einen ist man ein Narr, bei dem Andern ein Unwissender, und bei dem Dritten ein Dieb. — Es ist nichts daran gelegen", fuhr er mit einem verächtlichen Blick auf die gleichgiltig ihres Weges ziehende Menge fort, „gar nichts, früher oder später muß man mir doch Recht widerfahren lassen, Ehre und Reichthum kann mir nicht entgehen, und . . ."

Während er sich diesen Gedanken hingab, stand er vor seiner Wohnung, die eben so schwarz, armselig und abscheuerregend aussah, wie früher. Als er mit seinen Luftschlössern eintrat, warf sich Karl bleich und zitternd an seinen Hals.

„Nun, Vater, was bringt Ihr Neues?"

„Karl", sagte der Greis etwas verlegen, „es ist mir nicht geglückt, meine Diamanten zu verkaufen, aber heute Abend — morgen . . ."

Digitized by Google

Karl antwortete nichts, sondern wankte zum Feuer und legte ein Stück Holz nach, um die von Kälte steif gewordenen Glieder des alten unglücklichen Mannes etwas zu erwärmen.

Als Straßer sich erholt hatte, sagte er: „Der Abend rückt heran, und ich habe heute noch nicht gegessen; hast du nichts für mich, Karl?“

„Vater, ich habe gestern das letzte Geld für Kohlen ausgegeben, das wißt Ihr wohl, und borgen würde mir Niemand mehr, nicht das kleinste Brod.“

„Und du, Karl, hast du auch noch nichts gegessen? Nein, wahrlich nicht, du bist bleich, du bist krank! O Gott, was soll ich jetzt beginnen, ich bin reicher als ein Graf oder Fürst, und mein Sohn wird Hungers sterben.“ Mit diesen Worten stürzte der alte Mann in der größten Verzweiflung wieder aus dem Hause.“

(Schluß folgt.)

Assisenverhandlungen der Pfalz.

* Zweibrücken, 8. Juni. Auf der Angeklagtenbank saß heute Heinrich Winsweiler, 46 Jahre alt, Wirth, Krämer und Ackerer von Odernheim, Kantons Obermoschel, des Meineids angeklagt, vertheidigt durch den k. Anwalt Vollmar. Der Angeklagte ersteigte laut Actes des kgl. Notärs Marhoffer in Obermoschel vom 24. Januar 1838 aus dem Nachlasse des Ackerers Wilhelm Euler von Odernheim einen Acker um 92 fl., zahlbar in 3 Terminen 1838—40. Die Termine wurden laut der auf dem Steigacte befindlichen Quittungen regelmäßig abgetragen; außerdem ist durch 3 am Euler'schen Nachlasse betheiligte Personen unterm 3. Juni 1846 auf dem Steigact bescheinigt, daß die 3 Termine zusammen ad 92 fl. durch Jacob Winsweiler für Heinrich Winsweiler bezahlt wurden — woraus erhellt, daß der Bruder des Angeklagten für diesen den fraglichen Steigpreis bezahlt hat.

— Friedrich Jacob Winsweiler, quiescirter Lehrer zu Odernheim, klagte im Jahre 1860 vor dem k. Bezirksgerichte Kaiserslautern gegen den Angeklagten auf Rückersatz des für ihn vorgelegten Steigpreises; Heinrich Winsweiler leugnete eine derartige Verbindlichkeit und schwur einen ihm deßfalls zugeschobenen Eid vor dem k. Landgerichte Obermoschel am 22 Oct. 1860 dahin aus: daß er die 2 ersten Termine selbst an die Wittwe Euler bezahlt habe; und Friedr. Jak. Winsweiler, sein Bruder, den 3 Termin zwar für ihn bezahlt habe, aber hiefür kurz darauf entschädigt worden sei. Die Wahrhaftigkeit dieses Eides vorausgesetzt, müßten die Erben Euler die beiden ersten Termine zweimal empfangen haben. Der Bruder des Angeklagten suchte daher dadurch einigermaßen Ersatz zu erlangen, daß er jene Erben auf Rückerstattung der indebite bezahlten beiden ersten Termine belangte. Seine Klage wurde indessen abgewiesen, allein bei Verhandlung derselben wurde der Verdacht des Meineides gegen den Angeklagten so dringend, daß der k. Landrichter über den Sachverhalt eine Anzeige an die k. Staatsbehörde einreichte. Der eigene Bruder des Angeklagten, der also nicht als Denunziant aufgetreten ist, betheuert, mit seinem Gelde zur Entlastung des Angeklagten alle 3 Termine entrichtet und hiefür keinen Ersatz empfangen zu haben. Auch die Erben Euler bestätigen, daß Friedr. Jac. Winsweiler und nicht der Angeklagte die fraglichen Zahlungen geleistet habe, wie auch aus ihrer obigen Bescheinigung vom J. 1846 erhellt. Der Steigakt, auf welchem die Quittungen enthalten sind, war stets bis vor Kurzem im Besitz des Friedr. Jac. Winsweiler, und es ließe sich dies nicht wohl erklären, wenn der Angeklagte bezahlt und die Quittungen entgegengenommen hätte. Letzteres ist um so unwahrscheinlicher, als der Angeklagte zur Zeit der stattgefundenen Zahlungen sich nicht im Besitze eines selbstständigen Vermögens befand und nothwendig auf die Beihilfe seiner Angehörigen angewiesen war, wie denn auch feststeht, daß sein Bruder bei den Erben Euler förmlich für ihn gut gesprochen hat.

Der Angeklagte will die beiden ersten Termine selbst an die Wittwe Euler bezahlt haben. Dies stellte sich als unwahr heraus, da jene Frau, in Geldgeschäften unerfahren, des Lesens und Schreibens unkundig, derartige

Digitized by Google

Geschäfte durch ihre Angehörigen besorgen ließ, und durch eine Tochter derselben, welche mit ihr das nämliche Zimmer bewohnte, hergestellt ist, daß der Angeklagte in ihrer Gegenwart nie einen Termin gezahlt hat. Hätte der Angeklagte an Wittwe Euler selbst bezahlt, so hätte er nicht nöthig gehabt, kurz vor der Eides-Acceptation Erkundigungen darüber einzuziehen, wer mit Erhebung jener Termine beauftragt war. Als ihm hierüber durch den Zeugen Heinrich Euler Aufschluß gegeben ward, ließ er sich zu der Aeußerung hinreißen: „Jetzt ist der Prozeß gewonnen! Jetzt kann ich schwören, der Schullehrer mag auf den Kirchhof gehen und die alte Eulerin fragen, ob ich die 2 Termine an sie bezahlt habe."

Der frühere Bürgermeister von Odernheim stellt dem Angeklagten ein schlimmes Leumundszeugniß aus und schildert ihn als höchst gewissenlos, als einen Mann ohne Treue und Glauben, mit seiner Familie führe er seit Jahren Processe, in seinem verrufenen Wirthshaus komme nur schlechtes Gesindel zusammen. Nachdem sich der Angeklagte längere Zeit in Odernheim versteckt gehalten hatte, wurde er am 31. März l. J. verhaftet. In seinen Verhören versichert er, den Eid mit vollem Recht und gutem Gewissen geleistet zu haben. Daß sein Bruder den Steigbrief besessen, erklärt er damit, daß derselbe überhaupt alle Familienpapiere in Verwahr gehabt habe. Die Mittel zur Zahlung habe er sich verdient, hiezu auch Ausstände seiner väterlichen Erbmasse erhoben. Die Bescheinigung der Erben Euler von 1846 enthalte eine Unwahrheit und sei auf Ansuchen seines Bruders ausgestellt worden. Seine Erkundigungen nach dem Gelderheber seien dadurch erklärlich, daß ihm die Sache im Lauf der langen Zeit aus dem Gedächtniß gekommen sei.

Auf das Schuldig der Geschworenen hin wurde der Angeklagte zum Verlust der staatsbürgerlichen Rechte verurtheilt.

Miscelle.

○ Frankenthal, 10. Juni. In Nro. 66 der „Palatina" bezeichnet der hiesige katholische Schullehrer, Herr Drechsel, die Bildung eines Musikvereines in hiesiger Stadt als allgemein kirchlich, während derselbe nach den bestehenden Satzungen nur ein katholisch-kirchlicher Musikverein ist, der mit der protestantischen Kirchengemeinde keine Berührung als solcher haben kann. Ich erwähne dieses Umstandes aus dem Grunde, weil die Aeußerungen des Berichterstatters über die hiesigen musikalisch-lethargischen Zustände nur nach dieser Richtung hin zu nehmen sind. Ein Kirchenmusikfreund.

* Logogryph.

So klein das Ganze ist,
So groß sind seine Wunder,
Doch die, wie ihr wohl wißt,
Stets endigen als Plunder.

Hast mir den Kopf geraubt,
Erheb' — o neues Wunder! —
Ich frei das stolze Haupt
Und gehe niemals unter.

Doch fehlt der Schluß mir je,
So bin ich ohne Wesen;
Ich sag' der Welt Ade,
Obschon nie dagewesen!

Mach hinten oder vorn
Mich um ein Zeichen kleiner:
Ersteh' aus tiefem Born
Ich frisch für den Lateiner.

D. L.

Auflösung des Räthsels in № 66:

Vogelbauer.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Gelb.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 68. Speyer, Donnerstag 13. Juni 1861.

Echte und falsche Diamanten.

(Schluß.)

Die Sonne war bereits untergegangen, und ein dicker Abendnebel lagerte sich in die einsamen Gassen.

Straßer war Willens, Brandmaier wieder aufzusuchen, der ihm heute ein Almosen zugesagt hatte, oder den andern Juwelier, der seine Diamanten für zwei Zwanziger kaufen wollte, aber er verirrte sich in den Gassen und fand nicht einmal das Glacis, denn er war in seiner Verzweiflung aufwärts, statt abwärts gegangen. Von außen halb erfroren und im Innern, in Kopf und Brust eine glühende Hitze, rannte er die eine Gasse hinauf, die andere hinab; seine Diamanten wollte er um jeden Preis verkaufen, was lag daran? er konnte ja morgen wieder andere machen. Der Geist des alten Mannes war schon derart zerrüttet, daß er seine Steine von Haus zu Haus feil bot. Viele lachten ihn aus, Andere wiesen ihn einfach ab, und wieder Andere sprachen von der Polizei. Dadurch wurde Straßer noch mehr entmuthigt, und er begann nun die Vorübergehenden anzusprechen:

„Sehen Sie, es sind Diamanten, die Armuth zwingt mich, sie zu verkaufen. Ja ja, es sind echte Diamanten! sie sind noch nicht geschliffen, aber sie werden in blendendem Glanze strahlen, wenn sie aus den Händen des Schleifers kommen. Sie sind zehntausend Gulden werth und ich gebe sie für hundert Gulden, zehn Gulden, o mein Gott, für einen Gulden. Wundern Sie sich nicht über diesen Preis, aber wenn Sie nicht bald kaufen, wird mein Sohn und ich morgen vor Hunger, Kälte und Noth gestorben sein.

Aber die Vorübergehenden standen nicht einmal still, sie wickelten sich tiefer in ihre Mäntel und entfernten sich schnell. So kam er in die Josephstadt, noch immer Jedem, der ihm begegnete, seine Diamanten anbietend. Endlich versammelte sich eine Gruppe Menschen um den sonderbaren Mann, der ihnen fast mit Gewalt seine Edelsteine aufdrang. „Seht, liebe Leute", rief er laut, „wozu die Armuth treibt, ich gebe meine Diamanten für einen Zwanziger, wer sie kauft wird reich werden und hat noch ein gutes Werk verrichtet, denn ich kann meinen Sohn vom Hungertode retten."

Beschimpfung, Verhöhnung, Drohung mit der Polizei war die einzige Antwort, die er für seine Bitten und Thränen erhielt.

„Er ist ein Narr", rief der Eine; „nein ein Comödiant", der Andere; „es gilt eine Wette", schrie ein Dritter.

„Nun denn", jammerte der arme Diamantenmacher, zum Aeußersten gebracht, „wenn Niemand meine Diamanten kaufen will, so bitte ich Sie, meine Verehrtesten, um ein paar Kreuzer, nur ein paar Kreuzer, daß ich meinem armen Karl ein Brod nach Hause bringen kann. Haben Sie Mitleid, meine Herren!"

In diesem Augenblicke öffnete sich der Kreis und es erschienen zwei Mann der executiven Gewalt, welche sich des alten Mannes bemeisterten und ihn als Bettler, vielleicht auch als Dieb in Haft brachten.

Straßer stieß eine entsetzliche Verwünschung gegen das ganze Menschengeschlecht aus, und ließ sich dann ruhig weiter führen. Er brachte die Nacht in einer kleinen schmutzigen Kammer in Gesellschaft zweier Bösewichte zu, die man beim Diebstahl ertappt hatte.

Am nächsten Morgen, als kaum der Tag angebrochen war, wurde die Thür geöffnet und zwei Personen traten hastig ein.

Digitized by Google

„Vater, Vater!“ rief eine wohlbekannte Stimme.

Der Greis richtete sich langsam vom Stroh empor und sagte mit gebrochener Stimme:

„Karl, mein Karl, bist Du es, der seinen alten Vater zum letzten Mal sehen will?“

„Lieber Vater, warum habt Ihr mich gestern Abend verlassen? Der Onkel ist einige Augenblicke darauf gekommen und wir haben die ganze Nacht damit zugebracht, Euch zu suchen.

„Du bist frei, Schwager“, sagte jetzt ein wohlgekleideter Mann, der das Gepräge der Rechtlichkeit und der Nächstenliebe an der Stirne trug, indem er dem alten Manne herzlich die Hand drückte.

„Noch nicht so ganz“, fiel diesem ein anwesender Polizeibeamter ins Wort; „man hat bei dem Unglücklichen zwei ungeschliffene echte Diamanten gefunden, und bevor wir nicht wissen . . .“

„Die Aufklärung ist sehr einfach, mein Herr“, erwiderte der Juwelier; „mein Schwager ist arm, seine Begriffe von Ehre gestatten ihm jedoch nicht, von Jemanden freiwillig Hilfe und Unterstützung anzunehmen. Ich ging also während seiner Abwesenheit in seine Wohnung und verbarg zwei Diamanten in einem Schmelztiegel, um ihn glauben zu machen, dies sei das Resultat seiner chemischen Untersuchungen, und damit er sich nicht durch eine Gabe erniedrigt fühle.“

Die Worte des Juweliers wurden hier durch einen herzzerreißenden Schrei des Greises unterbrochen.

„Schwager“, rief er aus, „Du hast mir meine einzige Hoffnung geraubt, jetzt fesselst mich nichts mehr an diese Welt. Nicht einmal die Rache an der Menschheit ist mir gelassen, das große Geheimniß mit ins Grab zu nehmen. O Schwager, Du hast mich schwer getroffen — sehr schwer, ich habe — jetzt nichts mehr — nichts!“

Darauf sank Straßer auf das Strohlager zurück, warf noch einen langen Blick auf seinen Sohn und machte Anstrengungen, ihm noch etwas zu sagen, aber die Zunge versagte ihm den Dienst. Noch ein schwerer Seufzer entwand sich seiner Brust und er war todt.

Karl Straßer zeigte nach seines Vaters Tode stets große Vorliebe für die Experimental-Chemie, jedoch ohne dem speculativen Hang den Zügel schießen zu lassen. Unterstützt durch seinen Onkel hatte sein Laboratorium einen bedeutenden Ruf erlangt. Nach dem Tode des Onkels verlegte sich aber der junge Straßer ebenfalls mehr als dienlich auf kostspielige Experimente; er wollte zwar keine Diamanten machen, aber aus den Schmelztiegeln seines Vaters war bisweilen eine Masse hervorgegangen, die ihm geeignet schien, den echten Diamanten durch ihren Glanz und ihre Größe Concurrenz zu machen. Er arbeitete ebenfalls Jahre lang an seinem Ofen und seinen Tiegeln herum, trat aber inzwischen in den Ehestand, und seine Gattin beschenkte ihn mit zwei Töchtern. Mittlerweile hatte Straßer seine Steine zu jener Vollendung gebracht, welche ihm zuerst einige Unannehmlichkeiten verschaffte, als seine Töchter mit den „großen Diamanten“ auf einem Balle prunkten, später aber seinen Namen der Nachwelt überlieferten, indem die Franzosen das Erzeugniß Straßer's in den Welthandel brachten und ihm den Namen Pierre de Straß beilegten.

Aus London.

Blondin, der große Seiltänzer, hat für den Augenblick alle politischen und sonstigen Interessen in den Hintergrund gedrängt. Er producirte sich vorgestern zum ersten Male im Krystallpalaste, und die Bewunderung über die Sicherheit Blondin's sowie das peinliche Gefühl, daß er im nächsten Augenblicke den Hals brechen werde, waren gleich unaussprechlich. Das Seil war 350 Fuß lang und etwa 150 Fuß über dem Boden gespannt. Trotz Winden und Schrauben und angehängten Gewichten betrug dessen Neigung gegen die Mitte immer noch zwölf Fuß. Statt des Niagara hatte er ein Menschengewühl zu seinen Füßen und an 10,000 Neugierige hielten die Gallerien besetzt. Der Wundermann erschien auf dem Seile im obligaten Seiltänzercostüme mit

Digitized by Google

einem Straußenfederbaret auf dem Haupte. Weiter kein Einkreiden der Fußsohlen oder des Seiles wie bei gewöhnlichen Seiltänzern. Eine Balancirstange von 30 Fuß Länge und gegen 40 Pfund Schwere in der Hand, so machte er sich ohne viel Brimborium auf den Weg. Denselben Spaziergang machte er hierauf rücklings, und war er müde, schlug er ein paar Purzelbäume. Gelegentlich legte er sich auf den Rücken oder stellte sich auf das rechte oder linke Bein, oder auf den Kopf, oder er glitt auch absichtlich mit einem Fuße vom Seile ab, damit es Jedem möglichst gruselte. Dann folgten Productionen höherer Art, als da sind combinirte Purzelbäume und wagbalsige Stellungen, und endlich zum Schlusse ein Spaziergang übers Seil mit verbundenen Augen und mit einem Sack über dem Kopfe. Wohlgemerkt: vor- und rückwärts, stellenweise rasch laufend und in der Mitte Purzelbäume schlagend. Es passirte kein Unglück, auch sah seine Frau mit seinen Kindern dem gefährlichen Spiele so gemüthlich zu, als hätte der Vater auf der terra firma Flöte geblasen. Den Directoren des Krystallpalastes hat er in freundlicher Weise angeboten, sie auf dem Buckel übers Seil zu tragen, oder in einem Schiebkarren hinüber zu befördern, was einstweilen dankbar abgelehnt wurde. Doch werden sich mit der Zeit Liebhaber solcher Expeditionen finden, davor braucht ihm in England nicht bange zu sein.

Vor einiger Zeit kam vor dem Londoner Sheriffs-Court folgender Fall zur Verhandlung, den man sich in unseren deutschen Verhältnissen doch gar nicht denken kann, und den wir lediglich zur Charakterisirung mittheilen: Herr Rogers trat als Kläger gegen Herrn Havergal, einen Pfarrer in Redfordshire, auf, um eine Schuld von zwei Pfund Sterling zehn Schilling für zwanzig gelieferte Predigten (!) einzutreiben. Der Anwalt des Klägers gab an: „Am 28. April 1859 bestellte Herr Havergal bei meinem Clienten eine Predigt über die glückliche Beendigung der indischen Meuterei. Sie wurde ihm zugeschickt, und kurz darauf bestellte er zwanzig Predigten über verschiedene Gegenstände. Diese zwanzig Reden, die zwei Schilling sechs Pence (nicht ganz einen preuß. Thaler) das Stück kosten, bezahlte er nicht." Der Anwalt las dann den Brief vor, welcher die Bestellung enthält. Es heißt darin: „Senden Sie mir eine Partie der besten Predigten, die Sie im Vorrath haben." — Richter: Es scheint danach, wir haben es hier mit einer förmlichen Predigtfabrik zu thun. Wie kommt es, daß diese Predigten so billig sind? — Anwalt: Sie werden je nach der Nachfrage in mehr oder weniger Exemplaren lithographirt, und je mehr Abnahme ein „Artikel" findet, desto billiger ist das Exemplar. — Richter: Also die nämliche Predigt wird von vielen Geistlichen benutzt? Und wenn ich am Sonntag verschiedene Kirchen besuche, kann ich das Vergnügen haben, dieselbe Predigt mehrmals zu hören? — Anwalt: Allerdings. — Richter: Was sind Ihre höchsten Preise? — Anwalt: Fünf Guineen. Das ist der Preis für Bischöfe. — Richter: Ihr Client macht also auch Predigten für Bischöfe: — Anwalt: Gewiß. — Das Ende der Verhandlung war, der Verklagte, der persönlich zugegen war, aber sich durchaus nicht beschämt fühlte, wurde zur Bezahlung der Schuld und obendrein in die Kosten verurtheilt.

Miscellen.

In Nro. 62 der Palatina ist von dem Professor Babbage in London erzählt worden, wie auf seine Veranlassung vier deutsche Knaben, angeblich, weil sie vor seinem Hause Musik gemacht und auf seine Aufforderung sich nicht entfernt hatten, von dem Zuchtpolizeigerichtshof in Marylebone zu einem Monat Gefängniß verurtheilt wurden. Die Sache hatte, nachdem sie einmal zu einer öffentlichen gemacht worden, Aufsehen erregt, sie war selbst der Gegenstand einer, wiewohl erfolglosen, Interpellation im Unterhaus geworden, und es wurde schließlich eine Deputation an den Minister des Innern abgeschickt, die aber ohne Hoffnung zurückkehrte. Nachdem so alle gewöhnlichen Mittel fehlgeschlagen waren, entschloß man sich zu einer andern Taktik.

Digitized by Google

„Herr Prof. Babbage — wird der Allg. Ztg. aus London, 30. Mai, geschrieben — hat gegenwärtig nichts zu thun, als alle die Drehorgler wegzuschicken, welche vor seinem Haus erscheinen. Von Viertelstunde zu Viertelstunde erscheint ein neuer, und die einzige Abwechslung in diesem hartnäckigen Concert soll durch das gelegentliche Auftreten eines hochländischen Dudelsackpfeifers erzeugt werden. Woher kommen alle diese fahrenden Musikanten? Wer schickt sie? Wer bezahlt sie? Genug, sie sind da. Dazu kommt nun noch, daß sich der Nachbarschaft eine bedenkliche Musikleidenschaft bemächtigt hat und Drehorgler vor Häuser zieht, von denen sie Hr. Babbage nicht wegzuweisen vermag. Aber auch dabei bleibt die Sache nicht stehen. Unter der Ueberschrift: „Macht gegen Recht!“ ladet ein Riesenplacat an allen Straßenecken des Kirchspiels die Bewohner zu einem Entrüstungsmeeting auf diesen Abend nach dem Gemeindehaus ein, damit sie einen gemeinsamen Protest gegen die „magisterial tyranny“ einlegen. Präsidiren wird der Reformveteran Hr. Nicholay, den Marylebone nur bei feierlichen Gelegenheiten auf die Bühne bringt. Das nächste Resultat dieser Agitation kann natürlich nur das sein, daß Hr. Babbage Marylebone den Rücken kehrt.“

Im Zuschauer der Kreuzzeitung zu deren Nummer vom 30. Januar d. J. findet sich ein Chronogramm abgedruckt, das zu Beginn des Jahres in Rom circulirte, und dessen beide erste Zeilen jetzt so merkwürdig schon in Erfüllung gegangen sind. Sie lauteten:

CaVe, CaVoVr, nVnC MInIster
annVs hIC tIbI sInIster.

Es wurde damals übersetzt:

Graf Cavour, Minister heute,
Diesem Jahr fällst Du zur Beute!

Ein bekannter Archäologe in Padua soll einen für die Wissenschaft äußerst kostbaren Fund gemacht haben. Bekanntlich sind von der „römischen Geschichte des Livius“ 107 Bücher verloren gegangen. Der erwähnte Archäologe will nun gegen 50 Bücher in einem Privat-Archive entdeckt haben, welche das Geschichtswerk des Livius beinahe vervollständigen sollen und, als unschätzbare Originalquelle der römischen Geschichte, die Wissenschaft bereichern werden.

---

* Der Frühling als Arzt.

Ihr Freunde laßt mich nur hinaus,
Genesung wird mir nicht zu Haus;
Der Leib ist sonder Schmerzen,
Doch siecht ich am Herzen.

Mir ist ein edler Arzt bekannt,
Erschienen jüngst aus fernem Land,
Den alle Zungen preisen,
Frühling ist er geheißen.

Auf grünen Bergen such ich ihn,
Ihr lieben Freunde, laßt mich zieh'n.
An klaren Blumenquellen
Will er mein Auge hellen.

Und Veilchenduft und Liederscherz,
Legt er auf's kranke Dichterherz,
Dann wird es, froh genesen,
Sein trübes Schweigen lösen.

Bald hört ihr's nahen wie Gesang,
Es rauscht im Wind wie Harfenklang:
Ein Regen goldner Lieder,
Gießt sich zu Thale nieder.

— r. —

Charade.

(Zweisylbig.)

Die Erste half dir oft schon aus Verlegenheit,
Die Zweite ist so nöthig wie das Kleid,
Im Ganzen wahrt man das Gemeinderecht;
Vor ihm erschrecken böse Buben,
Kehrt man es um, ist es in allen Stuben,
Hier kostbar und dort schlecht.

Auflösung des Logogryphs in № 67:
Nabel, Abel, Abe, ad und de.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Gelb

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 69. Speyer, Samstag 15. Juni 1861.

Graf v. Cavour. *)

Der Mann, welcher, wenn nicht Urheber der Idee, Repräsentant, Mittelpunkt, Seele der heutigen italienischen Bewegung war, welchem wenige Jahre genügten, Europa mit dem Klange seines Namens zu erfüllen, liegt im Grabe. Er ist abberufen in einem Moment, wo er der Sache, die er vertrat, am meisten noth that; wo der partielle factische Sieg dieser Sache am meisten eine feste Hand zu deren Durchführung erheischte; wo das äußere Gelingen die inneren Schwierigkeiten selbst nicht mehr mit dem durchsichtigsten Schleier bedeckte; wo der Zwang, den die Revolution dem Genius, den Traditionen, den Bedürfnissen der Halbinsel angethan und anthut, im Verein mit den schlechten Mitteln, deren sich zu bedienen sie schon um dieser Widersprüche willen genöthigt gewesen ist, sich rächt und immer mehr rächen wird. In einem solchen inhaltschweren Moment ist der Graf v. Cavour abberufen worden — wir hoffen, wir sagen es gerade heraus, zum Heil Italiens.

Camill v. Cavour war ein ungewöhnlich begabter Mann. Er gehörte dem älteren piemontesischen Adel an, und stammte nicht etwa, wie man wohl gesagt und gedruckt hat, von einem reich gewordenen durch König Karl Albert geadelten Nizzarden. Gleich den Broglio, den Balbi, den Costa und andern gehören die Benso zu den vor Jahrhunderten vielgenannten, zum Theil nach Frankreich verpflanzten patricischen Geschlechtern von Chieri. Michel Antonio Benso wurde 1649 erster Marchese v. Cavour; von seinen Enkeln blieb der eine, unter König Karl Emmanuel fechtend, in der Schlacht von Guastalla, in welcher der andere verwundet wurde, der Urgroßvater des verstorbenen Ministers und gleich ihm Ritter des Annunziatenordens. Die Familien Doria di Cirié, de Sales (welcher der heilige Bischof Franz v. Sales angehörte), Sellon von Genf, waren in den drei letzten Generationen mit den Benso verschwägert; die Gattin des Marchese v. Cavour, des ältern Bruders des Ministers, war die letzte der Lascaris von Ventimiglia

Wir führen alles dies nur an, um zu zeigen, in welchem Maße Camill Cavour mit der Aristokratie des Landes zusammenhing; bemerkenswerther jedoch, für seine Person, ist, daß er der Sohn eines durch seine starre Opposition gegen alle liberalen Ideen bekannten Vaters war, des Marchese Michele Giuseppe, vieljährigen Vicars oder Polizeipräfecten von Turin unter Karl Albert, der ihn, wie manche seiner Minister, auch dann noch beibehielt, als die Umschwungsideen schon in ihm reisten, gleichsam als hätte er die einer täglich anwachsenden Partei unbeliebten Männer bei sich darbietenden Anlässen als Blitzableiter brauchen wollen.

Camill Cavour, im Jahr 1809 geboren, erhielt eine tüchtige Bildung, und zeichnete sich früh durch seine bedeutenden Fähigkeiten aus. Gegen Ende 1837 nannte ihn Silvio Pellico, in einem Brief an seinen Spielberger Leidensgenossen Federico Confalonieri, einen „ungeachtet seiner Jugend durch reifen Verstand ausgezeichneten Mann, der unserm Land Ehre machen wird." Längere Zeit im Auslande, namentlich in Frankreich und England, machte er ernste national-ökonomische und politische Studien, und brachte jene Vorliebe für englische Verhältnisse und jene Kenntniß so ihrer geschichtlichen wie

*) Allgemeine Zeitung.

Digitized by Google

wissenschaftlichen Grundlagen mit nach Hause, welche auf die Gestaltung der Dinge in Piemont wesentlichen Einfluß ausgeübt hat. Als im Jahr 1847 Karl Alberts schwankende Haltung dem von Süden kommenden Andrang keinen Damm mehr entgegenstellen konnte und Piemont den Weg betrat, welchen man damals den der Reformen nannte, aus denen bald die Constitutionen vom Ende des Winters 1847—1848 werden sollten, unternahm Camill Cavour die Herausgabe eines politischen Blattes, „Il Risorgimento," dessen Titel schon seine Tendenz ankündigte. Der Graf Cesare Balbo gehörte zu den eifrigen Mitarbeitern dieses Blattes, welches manche tüchtige Kräfte heranzog, aber für Cavour gab es heftige Kämpfe.

Die Verdächtigungen der von ihm an den Tag gelegten liberalen Ideen, namentlich in ökonomischen Fragen und Handelsangelegenheiten — Verdächtigungen, zu denen das durch des Vaters Speculationen rasch und beträchtlich gemehrte Vermögen und seine eigenen wie seines Bruders landwirthschaftliche Unternehmungen Anlaß oder Vorwand boten, in dem Maße, daß man seine Principien und Praxis den durch das Monopol gedeckten Freihandel nannte — sind ein Fingerzeig, wie sehr damals die Ansicht von der Veränderlichkeit seiner Geistesgaben und Richtung die Meinung von der Stetigkeit derselben überwog. Seine schriftstellerischen Arbeiten jener Jahre sind übrigens nicht ohne besondere Bedeutung für die Beurtheilung einer Zeit, welche bessere Früchte zu tragen verhieß, als durch eine Verkettung trauriger Umstände dem italienischen Volke von ihr geworden sind.

Während der Kämpfe von 1848 blieb Camill Cavour in zweiter oder dritter Reihe. Er wurde Deputirter und setzte seine publicistische Thätigkeit fort. Sein Ruf als tüchtiger Finanzmann stieg rasch und fortwährend, und bei dem plötzlichen tiefen Sturz Piemonts in Bezug auf seine Geldwirthschaft und der Nothwendigkeit des Herbeischaffens beträchtlicher Mittel, ist es leicht erklärlich, daß ein solcher Ruf von vielen Seiten beachtet ward. Der Graf Cavour wurde Finanzminister in der Verwaltung, welche Massimo d'Azeglio am 7. Mai 1849 nach den bedenklichen Stürmen bildete, von denen König Victor Emmanuels Thronbesteigung nach der Niederlage bei Novara begleitet war. Er ist es gewesen, der dieses Ministerium mehr und mehr von der Bahn der von vornherein schwierigen, aber noch möglichen Ausgleichung mit Oesterreich, Einigung mit Rom, Vereinbarung mit dem übrigen Italien zur allmählichen Herstellung wünschenswerther, vor 1848 vielfach angestrebter Verhältnisse abgedrängt und es im Verein mit dem Justizminister Grafen Siccardi nach links geschoben hat. Als dann d'Azeglio's Position recht unhaltbar geworden war, schied der Graf v. Cavour im Mai 1852 aus, seine Collegen in der übelsten Lage zurücklassend.

Die Ausschreitungen der Presse hatten Palliativmaßregeln veranlaßt; das schlechte Gesetz über die Civilehe, von der Deputirtenkammer nach hastiger Berathung angenommen, wurde vom Senat verworfen; die finanziellen Schwierigkeiten, seit dem Sommer 1849 täglich im Steigen, jedesmal durch Anleihen beseitigt und natürlich durch consequente Erhöhung der Abgaben der Gesammtheit fühlbar, mehrten das Unerfreuliche dieser Lage. Zu Ende Octobers trat d'Azeglio mit dem ganzen Ministerium ab.

Der König wollte Cavour mit der Bildung des neues Cabinets beauftragen, wünschte aber zugleich eine Versöhnung mit Rom herbeizuführen. Der neuernannte Erzbischof von Genua, der würdige Charvaz, war eben von Rom zurückgekehrt. Mit ihm hatte Graf v. Cavour eine Unterredung, in Folge deren er den ihm gestellten Antrag zurückwies — Umstände, welche bei der Beurtheilung späterer Ereignisse wohl zu beherzigen sind. Nun wurde der Graf Balbo gerufen, welcher dem Azeglio-Cavour'schen System gegenüber in fast beständiger Opposition gewesen war, und dem der Graf Cavour mit seltsam feiner Unterscheidung zusagte, wenn nicht sein Partisan, doch eine Stütze gegen die zu sein, welche ihn am Regieren zu hindern versuchen würden. Als Balbo, in Folge der Weigerung des die Lage der Dinge richtiger denn er beurtheilenden Grafen v. Revel, das Präsidium zu übernehmen, dem König sein Mandat zurückstellte,

Digitized by Google

ließ dieser von neuem den Grafen v. Cavour rufen, welcher nun eine wesentlich aus Mitgliedern der Centra, wie General Dabormida, Graf Ponza di San Martino, General Alfonso de la Marmora, Luigi Cibrario, Carlo Boncompagni, Pietro Paleocapa, zusammengesetzte Verwaltung bildete.

Diese am 4. November 1852 ins Leben getretene Verwaltung ist es, welche unter mancherlei persönlichen Modificationen und Wechselfällen, die nur zu einer progressiven Stärkung des ultraliberalen Elements in ihren Reihen dienten, und nach einer in ereignißschwerem Moment stattgefundenen Unterbrechung, welche nur die Ohnmacht der Aushilfe während des Verfolgens eines wesentlich identischen Zwecks an den Tag bringen sollte, den Bruch mit der conservativen Partei wie mit Rom unheilbar gemacht, und im Verlauf der Zeit, inmitten eigener und fremder Waguisse und Fehler, zur Theilnahme Piemonts am Krim-Feldzuge, zu der Denunciation beim Pariser Friedenscongresse, zum Verständniß von Plombieres, zum Bruch mit Oesterreich in der sichern Aussicht französischer Hilfe, und folglich zum Kriege von 1859, zum Handel um Savoyen und Nizza und zu der heutigen Gestaltung der Dinge in Italien geführt hat.

(Schluß folgt.)

Assisenverhandlungen der Pfalz.

* Zweibrücken, 11. Juni. Die heutige Anklage wegen criminellen Diebstahls war gerichtet gegen Christian Schuhmacher, 41 Jahre alt, Steinhauer von Oberndorf im Kanton Obermoschel; die Vertheidigung führte Rechtscandidat Sauter.

In der zu Oberndorf am nordöstlichen Theile des Ortes gelegenen, von dem Kirchhof umgebenen Kirche entdeckte man am Ostermontag, den 1. April l. J., des Morgens, daß der vor dem Altare im Chore der Kirche befindliche Opferstock gewaltsam erbrochen und der seit December vorigen Jahres angesammelte, meist in kleiner Kupfermünze, wie Kreuzer, Heller, preußische Dreipfennigstücke bestehende Inhalt desselben, mindestens zu 10 fl. angeschlagen, entwendet worden war. Die blecherne, außen durch zwei eiserne Querbänder verschlossene Schublade des Opferstocks lag auf dem Boden, daneben mehrere abgebrannte Zündhölzchen. Der Verdacht dieser That warf sich alsbald auf den heutigen Angeklagten, der als ein leichtsinniger, dem Kartenspiele und dem Wirthshausbesuche ergebener Mann geschildert wird. Derselbe wohnt in der Nähe der Kirche und hat am Nachmittag des vorhergehenden Tages wahrgenommen, wie zwei Knaben, welche das Abendläuten besorgt hatten, die Kirche verließen, ohne deren Thüre verschlossen zu haben. In der Wohnung des Angeklagten wurden Streichhölzchen derselben Art und Größe wie die in der Kirche vorgefundenen beschlagnahmt; ebenso ein Meisel, welcher in die am erbrochenen Opferstock wahrgenommenen Spuren paßte. Sodann hat die Untersuchung festgestellt, daß der Angeklagte am Ostermontag in aller Frühe von Oberndorf weg und nach Meisenheim gegangen ist; er kehrte in verschiedenen Wirthshäusern ein und zahlte überall seine Zeche mit Kupferkreuzern; in Meisenheim wechselte er bei dem Bierbrauer Gillmann einen preußischen Thaler, bei Wirth Hohl ebenda einen österreichischen Gulden gegen Kupfermünze ein. In mehreren Läden machte er Einkäufe und bezahlte für eine Kappe 42 kr, für eine Kerze 40 kr. in Kupferkreuzern und preußischen Dreipfennigstücken. Auch bei seiner Verhaftung trug er noch solche Münze bei sich, wie sie der Opferstock in der Regel enthält. Außerdem stellten sich noch andere Belastungsmomente gegen den Angeklagten heraus. Auf dem Rückwege von Meisenheim kehrte er in Mannweiler — einem nur eine Viertelstunde von Oberndorf entfernten Dorfe — ein; die Unterhaltung der Gäste drehte sich hauptsächlich um den Kirchenraub in Oberndorf; der Angeklagte aber benahm sich hiebei auffallend gleichgiltig und theilnahmlos. Dies sucht er durch die Angabe zu erklären, daß er einem gewissen Prozeß in Mannweiler vorher begegnet sei und durch diesen die Sache erfahren habe, wovon derselbe jedoch durchaus nichts wissen will.

Digitized by Google

Während der Anwesenheit der Untersuchungsbehörde waren alle Bewohner Oberndorf's auf die Resultate der Erhebungen gespannt; der Angeklagte ging in seinen Steinbruch an die Arbeit. Als ihm einige Tage später Jacob Bossong mittheilte, er, der Angeklagte, werde für den Thäter gehalten, entgegnete er im gleichgiltigsten Tone: „Das ist nichts" — ohne sich weiter im geringsten gegen eine derartige Imputation zu vertheidigen. Auch ist dem Angeklagten nachgewiesen, daß er sich zwei Tage vor dem Diebstahl nicht im Besitz von Geld befand, während er am zweiten Ostertage Ausgaben von 6 bis 7 fl. machte. Seinem Gesellen Betz konnte er am Ostersamstag den geschuldeten Lohn nicht auszahlen und mußte daher auf dessen Drängen zwei Thaler leihen, deren einen er dem Betz gab. Dagegen am Ostermontag gab er dem Betz unaufgefordert einen weiteren Thaler. Den höchst verdächtigen Besitz der großen Menge Kupfermünze erklärt der Angeklagte damit, daß er auf dem Weg nach Meisenheim von zwei fremden Handwerksburschen gebeten worden sei, ihnen Silbergeld für eine Summe Kupfermünze zu geben. Von zwei Handwerksburschen hat man aber, nach den genauesten Nachforschungen, weder in Meisenheim noch in der Umgegend am Ostermontage etwas wahrgenommen.

Der Angeklagte wurde des in der Kirche zu Oberndorf zur Nachtzeit mittelst innern Einbruchs verübten Diebstahls schuldig erkannt und zur Strafe fünfjähriger Zwangsarbeit verurtheilt.

Miscelle.

Eine der wunderlichsten Geschmacksverirrungen hat sich ein französischer Künstler mit einem Bilde, welches in der gegenwärtigen Pariser Kunstausstellung zu sehen ist, zu Schulden kommen lassen. Er hat aus den höchsten Kirchen Europa's eine Stadt construirt, um seine Kenntniß der Perspective bewundern zu lassen. Der Straßburger Münster, der Kölner und der Mainzer Dom, die Wiener Stephanskirche, die Pariser Notre-Dame, und wie all die ehrwürdigen Gotteshäuser heißen mögen, stehen auf diesem Bilde dicht beisammen, und damit es den glücklichen Bewohnern dieser Thurmstadt nicht an einer angenehmen Aussicht fehle, hat sie der tiefsinnige Meister an den Fuß eines Gebirges gesetzt, in welchem die höchsten Spitzen der höchsten Gebirge unseres Erdtheiles vollständig vertreten sind.

* Das Reh.

Es raschelt in den Büschen auf,
Es flieht in pfeilgeschwindem Lauf;
Wie es die fernen Zweige bricht,
Ich hört' es wohl, doch sah' ich's nicht.

Und einwärts horcht' ich in den Wald,
Bis fern der letzte Ton verhallt;
Ein tiefer Sinn mich überkam,
Ich saß am Weg in stillem Gram.

Ich dacht' an meine Jugendzeit
Und an ihr Glück, so ewig weit,
Das, wie das Reh der Berge, schwand,
Eh' es das eitle Herz erkannt.

In reiner Brust das reine Glück,
Ach, keine Reue bringt's zurück;
Am Wege saß ich wie im Traum,
Ich weinte leis und wußt' es kaum.

— r. —

Homonyme.

Nenne mir mit einem Wort,
Was da kommt aus Süd und Nord,
Was als Pflanze lieblich blüht,
Was sich leicht im Kreise dreht,
Was nach Osten, Westen flieht,
Was bewegt und fest doch steht.

Auflösung der Charade in № 69:

Rathhaus. Hausrath.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 70. Speyer, Dienstag 18. Juni 1861.

Graf v. Cavour.

(Schluß)

Beinahe neun Jahre sind seit jener ersten Constituirung des Cavour'schen Ministeriums vorübergegangen. Eine Schilderung seiner Thätigkeit würde eine Darstellung der gesammten politischen Geschichte Italiens sein. Schon darin liegt es ausgesprochen, von welcher Bedeutung dieser Mann war. Wenige sind an politischen Combinationen reicher gewesen als er; wenigen aber sind auch Conjuncturen, die sich nicht voraussehen ließen, so zu Hilfe gekommen wie ihm, und mehr denn einmal hatte es den Anschein, als arbeiteten seine Gegner, Staaten wie Personen, zu seinen Gunsten, zur Verwirklichung seiner Plane. Denn wenn er eine große Idee erfaßte und zu verwirklichen suchte, eine Idee, welche, was immer man wider die Opportunität oder auch wider die Möglichkeit ihrer Ausführung mit Recht einwenden mochte, doch inmitten der principiellen Rathlosigkeit und des factischen Mißbehagens seit dem Mißlingen von 1848—49 geeignet war, neben den zahllosen Malcontenten und Neuerungssüchtigen, die sie anzog, auch viele edlere Geister zu gewinnen: so ist damit noch keineswegs gesagt, daß ihm auch die Mittel zur Ausführung in der Weise geboten werden mußten, wie es in der That der Fall gewesen ist. Wer konnte die österreichische April-Sommation, wer die Art der Kriegsführung, wer die Wendung der Dinge in Mittelitalien nach Villafranca voraussehen? Das Geheimniß des in gewisser Beziehung ans Fabelhafte streifenden Gelingens des Grafen Cavour erklärt sich durch jenes Gemisch von Consequenz und Veränderlichkeit, welches, indem es einen Grundgedanken unausgesetzt verfolgt, mit Modalitäten und Zwischenfällen sich abzufinden versteht. Solche Richtungen, Grundsätze und Praxis sind jedoch nicht ohne große Gefahr. — Der Zustand, in welchem dieser Mann Italien gelassen hat, liefert den deutlichsten Beweis davon. Mit der Einheitsidee stand sein ganzes Werk und fällt es — und der Verwirklichung der Einheitsidee stellt sich, abgesehen von der neapolitanischen Unvereinbarkeit, die römische Frage in den Weg. In der Unabhängigkeitsidee lag seine Kraft — und, abgesehen von der venetianischen Schwierigkeit, kürschte er unter dem Joch der französischen Allianz, die nicht nur durch das Losreißen Nizza's seinem eigenen Princip eine unheilbare Wunde geschlagen hatte, die ihn täglich den Zügel fühlen ließ. Die constitutionelle Monarchie war sein Ziel — und in Mazzini und Garibaldi standen feindliche Kräfte da, welche zu meistern er Concessionen machen mußte, die ihn in jedem Augenblick von seiner Bahn abzudrängen drohten. Die Ereignisse des vergangenen Jahres, die neapolitanische Frage, die ihm momentan nicht ungelegener hätte kommen können, die Wendung der römischen, welche eine nothwendige Folge der neapolitanischen Verwicklungen war, die letzten Garibaldiscenen, über welche man den Comödienvorhang einer Versöhnungsposse fallen lassen mußte, haben dies zur Genüge dargethan.

Wenn mit einem principiellen Verkennen der wahren Bedürfnisse einer Nation und der ernsten Lehren ihrer Geschichte eine absolute moralische Gleichgiltigkeit in Betreff der Mittel zur Erreichung des Zwecks Hand in Hand geht; wenn alles Recht als conventionell beiseite geworfen, und offen der Anspruch erhoben wird, ein neues Recht zu begründen — gleichsam als ließe sich das Recht als solches nach irgend einem beliebigen Model machen und der Welt aufdringen;

Digitized by Google

wenn Phantasiegebilde, wie jenes der kirchlichen Unabhängigkeit eines auf Wolken thronenden Papstes, in täglich wiederholten Gewaltthätigkeiten und Eingriffen in das feierlich verbriefte tausendjährige Recht der Geistlichkeit ihr Corollar haben: wie soll man da von der jüngsten Vergangenheit urtheilen, was soll man da von der nächsten wie von ferner Zukunft erwarten?

Der Graf von Cavour hat seinen Nachfolgern eine bedenkliche Erbschaft hinterlassen. Eine Reihe ungelöster Fragen, worunter eine, die römische, die ernstlichste, die seit Jahrhunderten vorgelegen hat; eine noch ungeordnete Ländermasse, für welche man bisher ohne Glück eine administrative Form gesucht hat; eine Landesvertretung, deren Geschwätz und Lärm und Resultatlosigkeit für den eifrigsten Verfassungsfreund ein niederschlagendes Pulver ist; ein Deficit, neben welchem die seit 1848 mit seltener Beharrlichkeit gemachten Schulden als wahre Miseren erscheinen; eine Allianz, deren Wermuthtropfen täglich eingeträufelt werden, und deren eigentliches Stichwort vielleicht nur ihm bekannt war — dies ist die Erbschaft des Grafen von Cavour. Die Folgezeit wird zeigen, ob dasjenige, was Piemont äußerlich durch ihn gewonnen, im Verhältniß steht zu den Gefahren, in die er sein Vaterland gestürzt; ob die Unabhängigkeitsidee nicht scheitern wird an der Einheitsidee, welche sie auf die Spitze gestellt hat; ob die Revolution, die er bis jetzt geleitet, nicht einer Revolution unterliegen wird, deren Princip er zu seinen Gunsten ausbeuten zu können glaubte, die jedoch nicht geneigt ist, selbst durch den geschicktesten Spieler ihre Mittel und Hebel escamotiren zu lassen.

In den beiden jüngstvergangen Jahren hat, trotz des sogenannten Enthusiasmus für den König-Ehrenmann, das Königthum in Italien fortwährend eingebüßt. Es muß sich nun zeigen, wer zunächst gewinnt — ein fremder Herrscher, oder Garibaldi und Mazzini. Ob das eine und das andere ein Glück für Italien sein wird, kann man getrost dahingestellt sein lassen. Aber die Nation kann darüber zur Besinnung kommen. Wir hoffen, sie wird es.

Das neueste Corneliusfest in München.

E. L. München, 12. Juni. Ein seltenes Fest feierte gestern Abend die Kunst in ihrem Lieblingssitze, und verherrlichte die Gegenwart eines ihrer Meister, der, wie kein Anderer, für sie gekämpft und gerungen, und unter ihr Banner seine Schaar von Streitern versammelt, die mit jugendlichem Muthe auf dem von ihm vorgezeichneten Pfad vordringen und ihn bahnen und ebnen helfen. Es war Peter Cornelius, den an seinem Abend alle Herzen frohbewegt begrüßten und in ihrer Mitte willkommen hießen. Er war mit seiner jungen Gattin auf seiner Durchreise nach Berlin hierhergekommen, um einige Tage hier zu verweilen.

Das Fest begann Abends um sieben Uhr im Saale der Westendhalle, der von den Künstlern selbst unter Leitung des Hrn. Prof. Neurenther geschmackvoll verziert war; im Hintergrunde des Saales war eine kleine Bühne aufgeschlagen. Um halb acht Uhr erschien, von einer Deputation begleitet, der verehrte Greis und wurde von der großen Versammlung seiner Freunde und Verehrer mit ungeheuerem Zuruf empfangen. Nachdem er seinen Platz an einer für ihn und seine Freunde nebst den ersten Vertretern hiesiger Kunst und Wissenschaft bestimmten Tafel eingenommen, erfolgte die Aufführung des Festspiels, für diese Gelegenheit gedichtet von Hermann Schmidt, worin ein süddeutscher, ein norddeutscher und ein italienischer Herold sich um die Ehre stritten, den hohen Meister sein eigen zu nennen und seiner Büste den Eichenkranz aufzusetzen. Sie verglichen sich aber zuletzt so, daß sie ihn als Allen angehörig bezeichneten und ihn vereinigt mit dem Blätterschmuck zierten. Sehr lebendig war die Hervorhebung des Verdienstes der einzelnen Städte, worin der Gefeierte künstlerisch thätig war, und Schlag auf Schlag überboten sich die streitenden Männer mit Anpreisungen ihres Landes und seiner Einwirkung auf des Künstlers Entwicklung und Ausbildung. Nach dem Festspiel trug der Künstler-Sänger-Verein das feurige Lied: „An die Künstler" von

Digitized by Google

Mendelssohn-Bartholdy vor, worauf dann das Souper begann. Nun reihten sich Toaste an Toaste, und oft und laut ertönte das Hoch auf die jedesmal Gepriesenen. Den ersten brachte Hr. Hofmaler Dietz auf die beiden Könige Ludwig und Max als die Beschützer der Kunst, den zweiten Hr. Dr. Förster auf Peter Cornelius selbst, welcher ihn erwiderte, indem er die Worte des süddeutschen Herold, hier in München habe er sich die wahre Wärme und Empfindung geholt, bestätigte. Nach mehreren Trinksprüchen und Gesangsstücken wurde Cornelius und der ganze Saal aufs angenehmste überrascht, als ein Zug geschmückter Damen in weißen Kleidern und schön bekränztem Haar sich in den Saal bewegte und den freudig bewegten Greis umringte; die Chorführerin Fräulein Ringseis, Dichterin der „Veronica“, sprach mit Ausdruck und Gefühl im Auftrage des Münchener Kindl ein Gedicht an den Künstler und hieß ihn zuletzt hier in München willkommen. Der Zug trat ab, aber um sogleich wiederzukommen; er holte die junge Gemahlin des noch so jugendfrischen Mannes in den Saal, welche durch holde Anmuth und Liebenswürdigkeit sich die Herzen Aller gewann. Nachdem sie sich mit den Damen wieder zurückgezogen hatte, las nach einer Pause Hr. Melchior Mayr ein von ihm verfaßtes Gedicht auf Cornelius vor, und hierauf sprach unter großem Beifall der Rector der kgl. Universität, Hr. Prof. Dr. Seitz, über den Zusammenhang der Kunst und der Wissenschaft und den Werth der Kunst für die Wissenschaft, und schloß mit einem Hoch auf das deutsche Volk und Vaterland. Darauf redete Hr. Bürgermeister v. Steinsdorf und ließ die Münchener Künstlerschaft leben. Nach einer Pause ward von der ganzen Versammlung eine für den heutigen Zweck angeblich von Brentano eingerichtete, sehr witzige Uebertragung des alten Liedes aus des Knaben Wunderhorn: „Prinz Eugen, der edle Ritter“ gesungen. Cornelius war äußerst erfreut und angeregt, als der letzte Vers mit den Worten schloß:

Hoch dem Meister, der dich liebet,
Hoch dem König, der dich übet,
Ludwig hoch! Der Peter ward dein!

Nachdem auf Verlangen dem Meister noch eine Abschrift des Festspiels in einer Mappe und mit prachtvoll gemaltem Titelblatt überreicht worden war, verließ er nach elf Uhr den Saal; doch die Aussicht, ihn am andern Tag nebst seiner Gemahlin im Freien noch einmal zu sehen, erhielt die heitere Stimmung. Es sprachen noch mehrere Herren, darunter besonders Hr. Maler Teichlein, welcher in ausdrucksvollen Worten zur Nacheiferung auf dem Wege des großen Meisters anfeuerte und hauptsächlich zur Wahrheit in der Kunst ermahnte, indem er dazu die Abschiedsworte von Cornelius, als er München dauernd verließ, anführte:

Die Kunst hab' ich geliebt,
Die Kunst hab' ich geübt
Mein Leben lang;
Die Künste hab' ich verachtet,
Nach Wahrheit nur getrachtet:
Darum ist mir nicht bang.

Auch Hr. Regierungsrath Feutsch, der immer bei solchen Gelegenheiten durch seine humoristischen Vorträge Heiterkeit und Frohsinn erregt, ließ sich an diesem Abend wieder kräftig vernehmen. Den Beschluß der Feier machte eine satirische Tragödie von Hrn. Stöger unter dem Titel: Der Letzte des Hauses Gasparlina, oder das Kind des Todes, spanisches Intriguenstück in fünf Aufzügen, welche ungeheuere Heiterkeit erregte. Erst gegen Morgen endete das schöne Fest.

Miscellen.

Das schon früher erwähnte Erdbeben in Mendoza (am südlichen Abhang der Cordilleren, im argentinischen Staatenbund) fand am 20. März d. J. statt und scheint nach Allem, was man bis jetzt darüber erfahren hat, eines der schlimmsten gewesen zu sein, welches jemals vorgekommen ist. Die ersten Erschütterungen waren der Art, daß Niemand Zeit übrig blieb, ins Freie zu flüchten, und alle Einwohner, welche in ihren Wohnungen waren, wurden erschlagen oder verschüttet. Sämmtliche Häuser ohne Ausnahme, sowie alle Kirchen sind eingestürzt, und

Digitized by Google

in letzteren sollen viele Menschen verunglückt sein, da gerade während der Zeit des Erdbebens Gottesdienst gehalten wurde. Von 100 Personen, welche im Gefängniß waren, sollen 92, von 132 Nonnen im Kloster 110 umgekommen und von Geistlichen nur vier übrig geblieben sein. Man kann sich darnach einen Begriff von dem Umfange des Unglücks machen. Die speziellen Nachrichten lauten immer grauenvoller; Anfangs hieß es, daß von den 12—14,000 Einwohnern etwa zwei Drittel, später drei Viertel und jetzt sicherlich 10—12,000 Menschen umgekommen seien, und Letzteres scheint leider das Richtigste zu sein. Ganze Familien sind verschüttet worden. Der erste Stoß muß sehr plötzlich und zugleich sehr stark gewesen sein, denn die Häuser Mendoza's sind alle einstöckig und dabei die Straßen nicht eng zu nennen, so daß, wenn das Erdbeben nach und nach eingetreten wäre, jedenfalls Zeit zur Rettung gewesen sein würde. Der Verlust an Menschenleben ist nur dadurch erklärlich, daß der Stoß gleich Anfangs so heftig gewesen und Alles hat fallen müssen.

Throngesuch.

Ein Mann in den besten Jahren, verheirathet, nach dem Zeugniß der ersten Maler ganz mit der Aeußerlichkeit eines Cäsar ausgestattet, der überdieß Gelegenheit fand, seine Herrscher-Talente im Umgang mit den bedeutendsten Potentaten und Ministern auszubilden, wünscht, da er gegenwärtig ohne eigentliche Beschäftigung, irgendwo als König, Großherzog oder nöthigenfalls vorläufig auch nur als Republikpräsident unterzukommen. Weiße Völkerschaften hätten den Vorzug vor farbigen. Auf Wunsch wird eine Constitution gewährt. Auch können monarchische Einrichtungen, wo solche fehlen, aufs Schnellste und Billigste hergestellt werden. — Die verehrlichen Nationalitäten, welche sich im modernen Sinne regeneriren und mit einer geachteten, gesunden und fortpflanzungsfähigen Dynastie versehen wollen, sind demnach ersucht, ihre resp. Adressen gefälligst unter Chiffre Pl. Pl. Paris, palais royal, zu hinterlegen. Im Falle der Abwesenheit des Betreffenden werden die eingelaufenen Briefe nachgeschickt. — Schlechte Witze verbittet man sich. (Punsch.)

(Bevölkerung der Erde.) Der Director des statistischen Bureau's in Berlin veröffentlichte kürzlich in den Annalen der Akademie seine Forschungen über die gegenwärtige Bevölkerung der Erde. Er schätzt die Gesammtbevölkerung auf mehr als 1288 Millionen Menschen, welche sich auf die verschiedenen Racen folgendermaßen vertheilen: Kaukasische 396 Mill., mongolische 552 Mill., äthiopische (Neger) 196 Mill., amerikanische (Indianer) 1 Mill., malayische 200 Mill. Dem Religionsbekenntnisse nach theilt er die Bevölkerung in 335 Mill. Christen, 5 Mill. Juden, 200 Mill. Bekenner der asiatischen Religionen, 161 Mill. Mohamedaner und 200 Mill. Polytheisten. Von den Christen gehören 170 Mill. zur römisch-katholischen, 80 Mill. zur protestantischen, 76 Mill. zur griechischen Kirche.

Nach einer Berechnung des Oberberghauptmannes Hrn. von Dechen in Bonn, welche in einem an das preußische Staatsministerium über den wahrscheinlichen Inhalt der ganzen, in 77 bauwürdigen Flötzen enthaltenen, auf einen Flächenraum von etwa 9 Quadratmeilen verbreiteten, dem preußischen Staate gehörigen Kohlenablagerung erstatteten Berichte enthalten ist, sollen diese Kohlenschätze nicht weniger als 600,000 Millionen Centner Kohlen enthalten. Wenn hiernach auch die jährliche Kohlenproduction auf 200—300 Millionen Centner ausgedehnt würde, so träte eine Erschöpfung der Kohlenflötze erst nach 3000—2000 Jahren ein.

Charade.

(Zweisylbig.)

Dem Ersten ward das Zweite reich gegeben,—
Als Dichter würzte er der Freunde Leben
Durch schöne Unterhaltung, und das Ganze
War ein Politiker von zweifelhaftem Glanze.

Auflösung der Homonyme in № 69:

Winde.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 71. Speyer, Donnerstag 20. Juni 1861.

Eine Rettung aus den Händen von Mormonen.

Eine Erzählung von Capitän Mayne Reid.

Der Krieg gegen Mexico war beendigt, der Friede von Guadalupe Hidalgo mit seinen Annexirungsfolgen geschlossen und die Armee der Amerikaner wurde aufgelöst. Pensionen oder Extrazahlungen wurden nicht bewilligt, sondern jeder erhielt nach seinem Range einen Bon, der auf so und so viel Acres Land lautete, die er sich auf den Vereinsgebieten aufsuchen durfte und die ihm unentgeltlich verabfolgt werden mußten. Unter diese Zahl gehörte auch ich, Edmund Warfield, dem als Jägercapitän ein Loos von 640 Acres zugefallen war. Da Jedermann, wenn er 1¼ Dollars per Acre zahlt, Land occupiren kann, so viel er will, so war jene Verschreibung also 800 und etliche Dollars werth. Mit der Urkunde in der Tasche gelangte ich nach Nasheville in Tenessee, und nachdem ich lange auf den Karten in der Länderei-Agentur umhergesucht hatte, wählte ich eine Section Nr. 9. Canton (Township) Swampville am Obion gelegen. Der Agent versicherte mir nicht, daß dort bereits ein Squatter einige „Bodenverbesserungen", das heißt Waldlichtungen vorgenommen habe und dann ein Vorkaufsrecht besitze, das heißt um 1¼ Dollars das von ihm occupirte Land als Eigenthum erwerben dürfe, daß er aber zu arm sein werde, um davon Gebrauch zu machen. Es kam nun freilich alles auf die Persönlichkeit des Squatters an. War er aus dem richtigen knorrigen Hinterwaldholz geschnitten, so konnte die Sache übel ablaufen. Hat ein solcher angefangen, eine Blockhütte zu bauen und ein paar Bäume zu fällen, so betrachtet er sich als den Herrn und Souverän der nächstliegenden hundert Acres. Er heftet auch wohl, wenn er zeitweilig sich hinwegbegibt, eine schriftliche Warnung an den nächsten Baum mit der Aufschrift: Lichtung des N. N., der Jeden niederschießen wird, welcher sich dort ankaufen wollte. Gegenseitige Verständigungen sind aber nicht unmöglich, und so brach ich getrost auf nach Swampville, um mich dort etwas näher nach meiner erworbenen Herrschaft, die den Namen Holt's Lichtung führen sollte, zu erkundigen. Mein Weg nach diesem Platz führte mich über „Paris", „Dresden", an „Smyrna", „Troja", „Dänemark", „Memphis" vorüber. Ueber Dresden hinaus wurden die Ansiedelungsnamen etwas nüchterner, aber als ich nach den Blockhäusern Swampville's kam, fiel mir sogleich als Prahlerei der Civilisation das „Jackson Hotel" auf. Dieß war das vornehmste Wirthshaus im Orte, und ich kam gerade zur rechten Table d'Hote-Zeit. An der Mittagstafel fehlten nicht die alten Typen des fernen Westens, die ich schon kannte. Unter ihnen zog es mich jedoch am meisten zu einem jungen kräftigen Ansiedler oder Waldmann, der zu den Bewohnern der Umgebung zu gehören schien und von dessen physiognomischer Offenheit ich für mein Geschäft die ehrlichste Auskunft hoffte. Die andere Gesellschaft brannte vor Neugierde, was den Jägeroffizier an den Obion geführt habe, denn jeder neue Ankömmling im Westen ist eine Aussicht auf Erweiterung der „Bisneß." Nach Tisch begehrte ich vom Wirth, der Herr Kipp hieß, sich jedoch bescheiden den Titel Obrist ausbat, den ihm irgend eine Milizwahl eingetragen hatte, einen Führer nach Holts Clearing, und da fand es sich denn, daß der oben bemerkte junge Waldmann, ein Nachbar des Squatter Holt und selbst Squatter und Jäger, Einen Weg mit mir hatte.

Digitized by Google

So stiegen wir zu Pferd und trabten in den Wald hinein. Mein Begleiter hieß Frank Wingrove, und lebte als Hinterwäldler vom Ertrage seiner Jagd und seiner noch nicht sehr vorgeschrittenen „Klärung.“ Als wir etwas vertrauter geworden waren, theilte ich ihm mit, was mich an den Obion geführt hätte. Meine Sache mit dem Squatter schien ihm bedenklich. Er bedauerte, daß er mich zu diesem, Hickman Holt mit vollem Namen geheißen, nicht selbst begleiten könne, denn er war mit seinem Nachbar, seit er es ihm bei einem Scheibenschießen zuvorgethan hatte, „gespannt“ und rieth mir, da sich unsere Wege jetzt trennen sollten, die Nacht in seiner Blockhütte zuzubringen und lieber meinen Besuch am hellen Morgen abzustatten. Mir war das Anerbieten willkommen, und als wir in Wingroves Hütte bei Kaffee und Tabak saßen, öffnete sich auch das Herz des jungen Waidmannes freiwillig, und ich erfuhr, daß ihn ein tiefer Kummer drückte. Sein Nachbar Hickman Holt hatte wenig gute Seiten. Zu diesen gehörte indessen auch, daß er zwei Töchter besaß oder besessen hatte. Die erste war nur von halbem Blut, nämlich mütterlicher Seits eine Tschikasa und hieß Marianne. Es war eine braune Schönheit mit allen Körperreizen der Mischlinge und südlicher Menschen. Sie konnte zwar weder lesen noch schreiben und besser mit dem Gewehr als mit der Nadel umgehen, allein in dem Auge eines Squatters und Trappers waren das eher Vorzüge als Mängel.

Wingrove hatte also sein Auge auf sie geworfen und da er weit und breit der einzige Mann von passendem Alter war und sonst auch den Ansprüchen der wilden Blume entsprach, so stand dem Vorhaben der jungen Leute im Grunde nichts im Wege, denn elterliche Genehmigung wird in den Vereinigten Staaten nicht als nothwendiges Erforderniß betrachtet. Da war nun dem Waidmann vor Jahr und Tag ein widerwärtiges Abenteuer zugestoßen. Er saß im Wald auf einem umgestürzten Stamm auf einem Platz, wo er schon oft mit seiner Braut ein Stelldichein gehabt hatte, gerade zur Stunde, wo sie gewöhnlich zu kommen pflegte, und halb in der Erwartung, daß sie kommen sollte. Statt ihrer und in anderer Richtung kamen aber sogenannte zahme Indianer, Tschikasas, vorüber, Mann, Frau und Tochter, nach Rothhautart, nicht neben, sondern hintereinandergehend. Indianer innerhalb der Grenzen der Civilisation führen ein widriges Zigeunerleben, zehren von den Pensionen aus der Indianerkasse der Vereinigten Staaten und erwerben sich durch indianische Industrie noch ein wenig Geld. Auch bot die Tochter, als die hinterste auf dem Pfade, ein schönes Wampum dem Jäger zum Kaufe gegen einen Dollar feil. Das Tschikasa-Mädchen hatte alle Reize, soweit sie eine Rothhaut besitzen kann, und Wingrove mochte ihr, während er seinen Kauf schloß und den Dollar hervorsuchte, Blicke zugeworfen haben, wie sie für einen Liebhaber, der seine Braut erwartet, sich nicht schicken. Da unterbrach Marianne Holt die Scene mit zornigen und eifersüchtigen Worten gegen ihren lockern Bräutigam, den sie beschämt seiner Reue überließ. Von diesem Tag an war das Band zwischen beiden zerrissen und kurze Zeit darauf war auch Marianne aus dem Blockhause ihres Vaters verschwunden. Ueber ihr Schicksal konnte Wingrove durch Dritte, und zwar aus dem Mund der jüngeren Schwester Lily Holt, einer blonden rosigen Schönheit von Hickmans zweiter europäischer Frau, nur so viel erfahren, daß kurz nach jenem Vorfall eines Tages John Stebbins, ein ehemaliger Schullehrer, der in Nashville eine Zeit lang für die Methodisten geworben hatte, nach dem Blockhause Holt's gekommen sei und mit dem Squatter, der stets diesem höchst verdächtigen Menschen eine unerklärliche Nachgiebigkeit zeigte, eine lange Unterredung gehabt habe, worauf er dann am nächsten Tag mit Marianne Holt fortgewandert sei, nach einem Land, wo erst kurz zuvor ganze Bäche mit goldenen Kieseln gefunden worden seien. Es war also ganz klar, daß Marianne Holt im ersten heftigen Zorn über ihren Geliebten darein gewilligt hatte, jenem Stebbins nach Californien zu folgen, und seine Frau geworden war. Für diese hoffnungslose Liebesgeschichte konnte ich dem jungen Squatter nur das mexikanische Sprichwort zur Tröstung bieten: Un clavo saca otro clavo, ein Nagel treibt

Digitized by Google

den andern hinaus; indem ich ihm bemerkte, daß er sich ja an die jüngere, blondere, hellere und reinblütige Schwester machen sollte. Wingrove aber, dessen erste Liebe noch unverrostet war, meinte, im feinen Westen kenne man mexikanische Moral nicht, wohl aber ein anderes Sprichwort, welches das Gegentheil sage: es gehe nur Ein Bär in eine Falle, wobei er sich selbst als die Falle und seine ehemalige Braut als den Bären gedacht haben mußte.

Gefaßt auf unangenehme Dinge ließ ich mir am andern Morgen meinen Weg zeigen und ritt nach meinen „Besitzungen." Unterwegs stieß mir ein artiges Abenteuer zu. In einer Art hohlen Gasse, zwischen Baumstämmen, die ein Wind niedergebrochen hatte, saß auf einem Ackergaule ein weibliches Wesen, die ich am blonden Haar, an der Rubens'schen Gesichtsfarbe, sowie an den kleinen rosigen Füßen, denen Strumpf und Schuhe fehlten, nach aller Beschreibung für eine von den „guten Seiten" Hickmans, nämlich für seine jüngste Tochter Lily erkennen durfte. Das arme Kind war in einer ängstlichen Lage, denn rechts und links von ihrem Gaul lagen entwurzelte Stämme, wie sie der Windstoß niedergelegt hatte, in ihrer Front aber kauerte zum Sprung bereit ein kräftiger Cougar, das gefährlichste Raubthier der südlichen Staaten. Das Pferd des Mädchens behielt den Feind im Auge und suchte, wiewohl ungeschickt, rückwärts zu gehen. Mir indessen kam nichts gelegener, denn es war mir ein leichtes, die Büchse vom Sattelknopf zu heben und dem Cougar, dessen Aufmerksamkeit zwischen mir und seinem Opfer getheilt war, mit einer Kugel heulend in den Wald zu scheuchen. Jetzt erst wurde ich von Lily bemerkt, die mir für meinen Dienst mit warmen Worten dankte, worauf wir schieden, nicht ohne daß sie sich noch einmal vergnügt nach mir umgesehen hätte.

Nach einer Viertelstunde etwa kam ich an die Lichtung und erkannte Hickman Holts Blockhaus nach den erhaltenen Beschreibungen. Es war rings eingefenzt, und da ich auf alles Rufen keine Antwort erhielt, so sprang ich mit meinem Roß über die beweglichen Barrieren des Einganges. Niemand war innerhalb sichtbar, doch stand die Thüre des Blockhauses geöffnet. Vergebens gab ich einige Lebenszeichen, niemand hörte mich oder vielmehr Jemand wollte mich nicht hören; denn durch die weit aufklaffenden Spalten der Baumstämme sah ich eine männliche Gestalt innen ausgestreckt liegen. Endlich rief ich: „Ho! Hollah! Niemand zu Hause?" Da regte es sich drinnen und mit einem Fluch, wer ich sei? trat die herkulische Gestalt des Squatters unter die Thüre. Holts Gesicht war eben nicht gewinnend, denn es sah aus, wie der Genius vom Branntwein und Wasser und war bedeckt mit einem Urwald blonder Barthaare. Nachdem er sich auf meine Frage zu seinem Namen Hickman Holt bekannt hatte, setzte er, indem er eine sehr verständliche Geberde nach seinem Buschmesser gemacht hatte, hinzu: „Fremder! Wenn Ihr etwa der Sheriff seid, dann bin ich nicht zu Hause! Verstanden?" Ich beruhigte ihn, daß ich kein Gerichtsbote sei, sondern die Uniform der Freiwilligen trage, bat mir aber einen höflichern Ton von ihm aus.

(Fortsetzung folgt.)

* Das Sängerfest in Kandel.

Vergangenen Sonntag feierten die Sänger hiesiger Stadt und der Nachbarschaft ein Fest, dessen Programm zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, dessen weiterer Verlauf jedoch, — freilich hauptsächlich durch das unangenehme Wetter herbeigeführt, — keineswegs den gehegten Erwartungen entsprechen konnte.

Sänger und Nichtsänger von Nah und Fern durchströmten schon nach 12 Uhr die reichgeschmückten Straßen, während jede Minute neue Gäste brachte. Die Hauptprobe hatte um ½1 Uhr stattgefunden. Da plötzlich begann der Himmel seinen erhabenen Baß zu singen; der Donner rollte durch die Wolken, Blitz folgte auf Blitz; der Regen goß in Strömen herab. Alles suchte ein schützendes Obdach, — die Meisten nahm das gastliche Wirthshaus auf. Erst gegen ½5 Uhr, als der Regen etwas nachließ, konnte man mit der Production beginnen. Zum Festplatze hatte

Digitized by Google

man in Ermanglung eines größern bedeckten Locales den Platz vor dem Schulhause gewählt; letzteres trug die etwas pompöse Aufschrift: „Seid umschlungen Millionen!“ Unmittelbar vor dem Schulhause befand sich ein brettern es, in abfallender Linie erbautes Gerüst, das zur Aufnahme des etwa 700 Mann starken Sängerchores bestimmt war. Ungefähr 1800 Zuhörer füllten ein Drittheil des Festplatzes, der Himmel hatte sich wieder etwas geklärt, als auf einmal der mächtige Gesammtchor: „Bardenchor, von Silcher“, erscholl. Ihm folgten die Specialchöre von Billigheim, Rheinzabern und Bergzabern, von denen der zweite Verein, der von Rheinzabern, bei seiner großen Anzahl Mitglieder, seinen tüchtigen Stimmenführern und guten Schule unter allen Specialchören wohl den ersten Preis davongetragen hat. Ihnen folgte der Gesammtchor: „Christenglaube, von Spohr“, unstreitig die Krone und der Lichtpunkt aller gewählten Gesänge. Herrlich und feierlich wogten die Choralklänge durch die kühle Abendluft, — beinahe athemlose Stille herrschte unter der lauschenden Menge, — da plötzlich öffnete der Himmel wieder seine Schleusen, und der leidige Regen jagte viele Zuhörer in voller Hast dem so kurz vorher erst verlassenen gastlichen Heerde zu. Nur die Sänger blieben standhaft mit einem kleinen Häuflein getreuer Zuhörer. Steinweiler, Rohrbach und Exlenhach betraten nun nach einander die Bühne; letztere sangen jedoch zu schwach, als daß sie von den einigermaßen laut gewordenen Zuhörern vollständig vernommen werden konnten. Ihnen folgte der Gesammtchor unseres unvergeßlichen Arndt: „Was ist des Deutschen Vaterland.“ Ueber die bedeutend mangelhafte Ausführung wage ich durchaus nicht, den wackern Dirigenten der Gesammtchöre, Hrn. Hornberger, anzuklagen, kann jedoch nur dieses zu erwähnen mich nicht enthalten, daß das Da capo-Rufen meiner Ansicht nach mehr dem Liede an und für sich, als dieser speciellen Aufführung gezollt haben mochte. Nachdem noch die Specialchöre Schaidt, Mühlburg und Wörth (welch' letzterer wegen seiner herrlichen Production des „Frühlingsmorgens“, von Abt' ein besonderes Lob verdienen möchte) aufgetreten waren, und als nun die längere Pause eintreten sollte, sah man bei dem immer mehr sich verschlimmernden Wetter die Nothwendigkeit ein, die Production zu beendigen, und so kam von den auf dem Programme weiter verzeichneten 9 Specialchören keines mehr, und von den 3 Gesammtchören nur 2 zur Aufführung. „Das Vaterland, von Blumenstengel“ bildete den Schluß der Production, der eine Theatervorstellung („Philippine Welser, von Redwitz“) und 3 Festbälle folgten.

So endete ein Fest, das bei einigermaßen günstigerem Wetter, bei etwas mehr Einheit und Mäßigkeit die gerechtesten Forderungen befriedigt hätte. S.

Miscelle.

* Zu Kaiserslautern hat sich ein Vogel-Schutz-Verein gebildet, dessen Statuten wir folgendes entnehmen: „Der Verein der Vogelfreunde und Vogelzüchter erachtet Schutz der Wälder und Singvögel als seine erste Pflicht, und kann deßhalb Niemand Aufnahme als Mitglied finden, der als Vogelfänger, Schlupf- oder Leimruthensteller schon bestraft worden ist, oder Eier ausbebt und Nester zerstört. Jedes Mitglied verpflichtet sich, wenigstens einen Kanarienvogel zu halten. In jedem Monat findet eine Versammlung der Vereinsmitglieder statt zur Besprechung über Wartung und Fütterung, überhaupt über Beobachtung in der Vogelzucht. Jedes Mitglied zahlt monatlich 3 kr. Die eingehenden Beträge werden theils zur Anschaffung schöner Exemplare von Kanarienvögeln, theils als Preise für diejenigen Mitglieder verwendet, welche die meisten jungen Kanarienvögel erzielt haben. Alljährlich im Monat October sollen die angekauften Kanarienvögel unter die Mitglieder verloost werden.

Der Vogel-Schutz-Verein zählt dem Vernehmen nach bereits gegen 70 Mitglieder.

Auflösung der Charade in № 70:

Hougwitz.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 72. Speyer, Samstag 22. Juni 1861.

Eine Rettung aus den Händen von Mormonen.

Eine Erzählung von Capitän Mayne Reid.

(Fortsetzung.)

„Der Teufel! brach das Ungewitter los, Ihr wollt eine höfliche Behandlung? Ihr Mister Goldknopf, nachdem Ihr über meine Fenz in meine Lichtung gesprungen, ohne zu fragen*)?“ — „Euere Lichtung? Seid Ihr sicher, daß es die Eurige ist? Hier ist mein Kaufbrief für Section 9, also für dieses Land, und es ist das meinige, wenn Ihr nicht Euer Vorkaufsrecht geltend macht.“ — „Hab' ich mir's doch gedacht, erwiderte der Squatter. Aber wartet ein wenig, ich will gleich meinen Vorkaufsbrief holen.“ Er ging in die Hütte, und ich war neugierig auf die Documente, die er besitzen konnte. Holt ließ mich nicht lange warten, sondern erschien bald unter der Thüre mit einer langen Büchse, so lang beinahe als er selbst. „Da, Mister Herausschmeißer, rief er triumphirend, da ist mein Vorkaufsbrief.“ Ich gab ihm ruhig zur Antwort, daß ich seine Kugel nicht fürchte, da es in den Staaten eine Justiz gäbe, welche Mörder zu bestrafen wisse.

Das Wort Mörder machte einen Eindruck auf ihn, er protestirte, daß er Mord beabsichtige, und ließ mir wissen, daß, wenn ich nur gehe, mir kein Haar gekrümmt werden solle. Ich jedoch bestand umgekehrt darauf, nicht eher zu weichen, als bis er meinen Kaufbrief anerkannt haben würde. So erhitzten wir uns und drohten wir von Neuem, es fiel endlich das Wort Memme, und ein jeder griff nach seiner Büchse. Da machte Hickman einen Vorschlag, den ich leider nicht ablehnen durfte. Wir sollten nach ächter südlicher Art auf einander mit Büchsen schießen in angemessener Entfernung. Ich wußte Anfangs nicht, wie sich so eine Sache ohne Zeugen abmachen lasse, aber der Squatter wußte Rath. — „Seht Ihr dort im Wipfel des Ahorn die Geier? Also recht! Ich werde jetzt aus dem Haus einen Rehschlägel holen und werde ihn zwischen uns mitten in die Klärung werfen. Sowie einer der Geier herabfliegt und sowie er den Boden berührt, dann schießen wir gleichzeitig*).“ Schon wollten wir uns aufstellen, als mir einfiel, daß dann immer noch Zweifel über das Vorgefallene aufkommen könnten. Ich zog daher ein Blatt aus meiner Brieftasche und schrieb darauf, daß, wenn ich fallen solle, dies im ehrlichen Zweikampf geschehen sei. Hickman holt bestätigte das Gleiche, indem er mit einem Kreuz unterzeichnete. Das Blatt wurde mit einem Messer an den nächsten Baumstamm geheftet, ich band mein Pferd fest, nahm meine Stellung mit der Büchse in der Hand und Hickman warf den Rehschlägel zwischen uns ins Gras. Gern hätte ich jetzt eine gütliche Beilegung gewünscht, aber Holt verdächtigte stets meinen Muth, sobald ich ein begütigendes Wort redete. Voller Spannung sahen wir daher auf die Geier, auf das Fleisch, auf die Büchse des Gegners. So verstrichen Minuten voller Pein. Sonst

*) Der Engländer schon sagt: My house is my castle, mein Haus ist meine Burg, und er läßt seinen Hausfrieden von Niemand in der Welt außer gegen einen richterlichen Befehl stören. Die Amerikaner sind aber in diesem Punkt noch viel empfindlicher.

*) Für diese Art des Duells mit Büchsen und ohne Secundanten sind namentlich die Georgier berüchtigt und gerade die eben geschilderte Scene, so romanenhaft sie in Europa erscheinen mag, ist frisch aus dem Leben gegriffen.

Digitized by Google

stürzen sich die Aasvögel wie eine losgeschossene Kugel auf ihre Beute, allein wahrscheinlich hatten sie sich anderswo schon voll gemästet und saßen in träger Verdauung, oder sie trauten sich nicht recht zwischen beide Büchsen niederzufallen. Plötzlich erhoben sie sich wie aufgescheucht und flogen — hinweg. Ehe wir noch über diesen Zwischenfall uns verständigen konnten, unterbrach uns die Ankunft zweier Personen, nämlich der heimkehrenden Lily in Begleitung eines übel aussehenden Heiligen in schwarzem Kleid und weißer oder weiß gewesener Halsbinde, den ich für irgend einen erleuchteten Hirten irgend einer Secte in Swampille zu halten mir erlaubte. Wir legten unsere Büchsen nieder und Holt, höchst überrascht von der Ankunft des geistlichen Mannes, bat mich zu warten. Die Ankommenden erriethen unser Vorhaben und begannen eifrig zu vermitteln, ganz besonders Lily, die bei ihrem Vater mich in Gnade setzen wollte, indem sie behauptete, ich hätte ihr vor einer Stunde das Leben gerettet. Hickman bat mich, zu verweilen, während er sich in eifrigem Gespräch mit dem Mann in der weißen Halsbinde hinter die Hütte zurückzog.

Nach einer geraumen Zeit schlich sich Lily vorsichtig aus dem Blockhaus, kam auf mich zu, flüsterte mir zu, es sei eine Ausgleichung auf dem Wege und bat mich mit unwiderstehlichem Blicke, ich möchte nachgeben, worauf sie dann eilig sich wieder zurückzog. Nicht lange so kamen die beiden Männer wieder zu mir und der unsaubere Herr mahnte mich salbungsvoll zum Frieden und meinte, es sei billig, wenn ich mein Kaufrecht geltend machen wolle, meinen Vorgänger für seine Arbeiten zu entschädigen. Mit klopfendem Herzen fragte ich nach der Höhe der Forderung, denn meine Baarschaft war größeren Ansprüchen nicht gewachsen. Als auf hundert Dollars die Antwort lautete, griff ich vergnügt in die Brieftasche nach meinen Banknoten, zählte das Verlangte ab, welches meine Casse nur zur Hälfte erschöpfte, und schlug vertraut mit der Courtoisie des Hinterwaldes jede Quittung aus, da mir Hickman Holts Wort genüge. Schließlich machten wir aus, daß die Hütte in 48 Stunden geräumt werden sollte, worauf ich von der blonden Lily im Rücken der Männer das Versprechen erhielt, daß ich sie jedenfalls übermorgen noch sehen und von ihr hören solle, wohin ihr Vater sich zu wenden gedächte.

Mit Ungeduld wartete ich auf das Uebermorgen, zeigte mich aber schicklichkeitshalber vor Ablauf der Frist nicht auf meiner Lichtung. Erst als die verabredete Stunde kam, machte ich mich auf. Die Barrieren am Eingang der Fenz waren hinweggeschoben, die Thüren des Blockhauses geöffnet, alle Habseligkeiten ausgeräumt, auch der Stall leer und Niemand zu finden. Nachdem ich Alles vergebens durchsucht hatte und bereits auf dem Rückweg zu Wingrove war, fiel mir der Zettel in die Augen, den ich vor zwei Tagen mit meinem Messer angeheftet und beides dann vergessen hatte. Ich wollte ihn als Andenken zu mir stecken, als ich darunter einige Zeilen von Lily fand, daß sie bedauere, wegen beschleunigter Abreise von mir nicht Abschied nehmen zu können, daß sie aber aus dem nächsten Ort zu schreiben gedächte, wo sie sich länger verweilen würden. Niedergeschlagen eilte ich zu Wingrove, den ich um Rath fragte, was jetzt zu thun sei. Er war nicht daheim, stellte sich jedoch bald darauf ein, und zwar in höchster Aufregung. Er kam aus Swampille, wo man von nichts sprach als von den neuen Berichten aus einem Goldland im fernsten Westen von Californien, wohin schon die halbe Ortschaft aufzubrechen entschlossen war. Aber nicht dies war es, was ihn beunruhigte, sondern er hatte dort vernommen, daß sich John Stebbins, der Exschulmeister, der Mormone, der Entführer oder der Mann Mariannе Holt's, habe sehen lassen. Und jetzt fiel uns beiden der Friedensstifter nach dem unterbrochenen Zweikampf ein; ich beschrieb ihn, so gut ich mich erinnerte, er fand Alles übereinstimmend, und zuletzt blieb uns kein Zweifel, daß die Holts mit dem Mormonenwerber abgereist seien. Noch mehr! Kaum hatten wir uns jetzt nach meiner, also nach Warfields Lichtung aufgemacht, so begegnete uns Suwanni, die Herumstreicherin aus dem Tschikasastamm, die meinen Freund Wingrove so unglücklich

Digitized by Google

gemacht hatte, und erzählte uns, daß sie am Morgen den Squatter und seine Tochter mit dem Schulmeister in der Richtung des Obion das Blockhaus habe verlassen sehen.

Wir hielten Berathung und Wingrove kam auf den Gedanken, daß die Auswanderer wahrscheinlich den Weg zu Wasser genommen hätten, denn Holt besaß ein Fahrzeug am Obion, welches als Fährboot der Umgegend diente. Seine Vermuthung bestätigte sich durch die Abwesenheit des Fahrzeugs am gewohnten Platz, und zum Ueberfluß fanden wir nicht weit davon den Ackergaul der Holts erstochen. An dieser That erkannte Wingrove den alten Squatter wieder, der lieber das ihm jetzt unnütze Thier getödtet, als einem Nachbar einen billigen Kauf gegönnt hatte. Die Auswanderer konnten, wenn sie nach Westen wollten, so gut stromab- wie stromaufwärts gefahren sein, allein man nahm das erstere an und dachte sich, sie würden in den Mississippi hinausgesteuert sein, um den ersten vorbeiziehenden Dampfer anzuhalten und zu benützen. Der Obion macht viele Krümmungen, und wenn wir streng ritten, konnten wir früher an der Mündung des Flusses in den Mississippi gelangen als das Boot, denn da das getödtete Pferd, wie Wingrove nach einer waidmännischen Untersuchung fand, noch Wärme im Kopfe hatte, so konnten die Flüchtlinge erst vor vier oder fünf Stunden aufgebrochen sein. Wir beide warfen uns also zu Pferd, um auf dem kürzesten Weg die Obionmündung zu erreichen, ich mit unklaren Absichten, jedenfalls um das hübsche Squatterkind noch einmal zu sehen, Wingrove um, wie er sagte, mit Stebbins eine alte Schuld ins Reine zu bringen.

Voller Spannung ritten wir bis zum Abend, wo wir den Mississippi erreichten und an der Obionmündung unser Feuer anzündeten. Wir rechneten alle Möglichkeiten hin und her, aber es wurde Nacht, und wir sahen und hörten nichts. Der Verabredung gemäß theilten wir uns in die Wache. Mich traf die andere Hälfte der Nacht, wo der Mond aufging, während sich gegen Morgen auf dem Wasser ein dichter, zäher, nur wenige Fuß tiefer Nebel lagerte. Um eine bessere Uebersicht zu gewinnen, stieg ich auf einen Baum, aber auch dort sah ich statt der Flüsse nur Nebelfelder. Einmal war's als hörte ich das Eintauchen eines Ruders, und als sähe ich einen Schatten im Nebel. Ich rief, aber Alles blieb still, und ich bildete mir ein, nichts gesehen zu haben. So kam der Morgen, es kam der andere Tag, die andere Nacht, und abermals ein Tag, ohne daß wir etwas gesehen hatten. Wir kehrten also niedergeschlagen heim, beide voll Haß gegen das Mormonenthum, und beide ohne rechte Freude an unserem Squatterleben.

Eine volle Woche war verstrichen, als plötzlich ein Brief von Swampille gebracht wurde, ein Brief an Edward Warfield, von schülerhafter, mühseliger Hand geschrieben, mit dem Postzeichen Van Buren am Arkansas. Er kam von Lily, enthielt etliche zärtliche Dinge, aber auch die wichtige Nachricht, daß sie mit ihrem Vater in Begleitung einer großen Karawane von Van Buren aus nach einem Land aufzubrechen im Begriff seien, wo man Gold aus dem Sande grabe, „welches auch weder in Teneſſee noch in den Vereinigten Staaten", sondern „sehr weit weg" an einem Wasser liege, „größer und dicker als der Mississippi und Obion, ja als alle Flüsse zusammengenommen", einer großen See, die sie den Ocean nennten.

Auf diesen Brief war mein Entschluß gefaßt, der Karawane nachzusetzen, und Wingrove, der nichts zu verlieren hatte als Zeit, willigte vergnügt ein, mich zu begleiten. Doch verstrich mehr als eine Woche, ehe ich mir von einem bewährten Freund Geld für unsere Ausrüstung zur Reise über die Prairien verschaffen konnte. Nach Beendigung dieser Vorbereitungen ritten wir nach Memphis, dann gingen wir mit einem Mississippi-Boot nach Little Rock und den Arkansas aufwärts nach Van Buren. Dort erfuhren wir, daß die Karawane größtentheils aus Goldsuchern bestanden und sich ihr eine Abtheilung Mormonen angeschlossen habe. Sie wollten den Arkansas hinauf, durch das Huerfanothal und den Kutschetopaß die Felsengebirge kreuzen und dann auf dem alten spanischen Pfad nach Westen

Digitized by Google

vordringen. Holt, dessen Gestalt unter Tausenden auffiel, war aller Beschreibung zufolge gesehen worden, schien sich aber nicht an die Goldsucher, sondern an die „Heiligen der jüngsten Tage“ angeschlossen zu haben. Wir führten zwei Maulthiere neben unseren Rossen und obgleich die Karawane uns um vierzehn Tage voraus war, so machten wir doch doppelte Märsche wie die schweren Wagen der Emigranten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Gera, 13. Juni. Heute wurde hier eine Persönlichkeit begraben, die recht und schlicht, als einfacher Handwerksmann, durchs Leben ging, aber für Sachsen insofern ein gewisses Interesse hat, als der Verstorbene, der hiesige Stellmachermeister Christian Adolf Frhr. v. Triller, der letzte männliche Nachkomme, in directer Abstammung, von jenem Kohlenbrenner Schmidt war, der sich durch die Gefangennahme Kunz v. Kaufungens beim sächsischen Prinzenraub einen Namen in der Geschichte erworben, und der bekanntlich den Beinamen Triller erhielt. Der Verstorbene wurde, als auf ihn der Freiherrentitel überging und er Senior der Trillerstiftung ward, sowohl von den Herzogen von Altenburg als dem König Johann von Sachsen durch verschiedene Auszeichnungen erfreut. Sein Handwerk trieb er aber auch als Freiherr bis zu Ende, und starb wie er gelebt: als schlichter deutscher Handwerksmeister.

Recht ergötzliche Schilderungen der militärischen Zustände im nordamerikanischen Unionistenlager bringt der Stuttgarter Beobachter. Da heißt es z. B. in dem Brief eines schwäbischen Freiwilligenoffiziers aus dem Lager bei Lancaster, 18. Mai: „Wir haben weder Montirung noch Waffen, außer einer Muskete; zugleich ist die ganze Mannschaft in die Baracken consignirt. Dabei werden die Rationen, die in Harrysburg wenigstens gut waren, täglich schlechter. Die meisten haben keinen Cent Geld mehr. Offenbar werden wir schmählich betrogen, denn die Legislative hat Mittel im Ueberfluß bewilligt. Heute Mittag kam Major Anderson durch Lancaster, jedoch ohne das Lager zu berühren. Abends ging ich in die Stadt; ein Schuhmacher Wägele aus dem Oberamt Marbach flickte mir unentgeltlich meine defecten Stiefel, und ich ließ meinen arg zerlumpten Rock, den ich beim Exerciren vollends ganz zerrissen habe, bei Wolfs Eltern, damit er mir wieder zusammengenäht wird. Einstweilen lebe ich, wie viele von uns, hemdärmelig. Mit Anderson machen sie hier einen großen Lärmen, und der Mann hat kaum seine Pflicht gethan, aber so weit ist es bereits in Amerika gekommen, daß der pflichtgetreue Mann für einen Helden gilt! So eben schrieb ich einem Cameraden einen Brief, wofür er mir die Stiefel putzt; zu solch ursprünglichsten Verkehrsverhältnissen sind wir reducirt. Diesen Nachmittag war eine angebliche Gesundheitsvisitation, die Pfuscher benutzen aber die Gelegenheit blos, um die Leute mit Gewalt zu impfen; ich mußte mir, da ich keinen Streit anfangen mochte, auch ein wenig Gift einschmieren lassen, ich putzte es aber gleich wieder ab. Gestern Abend zeigte sich die Unfähigkeit unserer Offiziere, die Mannschaft in Ordnung zu halten, aufs evidenteste; es kam so weit, daß der Hauptmann einem Unteroffizier den Säbel auf die Brust setzte und davon sprach, mit dem Revolver sich Gehorsam verschaffen zu wollen u. s. w.“

* Räthsel.

Unendlich groß sind meine Werke,
Des Menschen spottet meine Stärke,
Er bleibt mir ewig unterthan.
Und bin ich auch aus ihm geboren,
Geht er doch oft durch mich verloren,
Wenn er mir folgt auf wilder Bahn.

Doch kannst du edel mich gestalten,
Darfst nach Belieben mit mir schalten,
Ich bin sodann dein schönstes Kind;
Im Reich der Musen wirk' ich heiter
Und führ', als wahre Himmelsleiter,
Dich hin, wo reine Seelen sind.

O. L.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 73. Speyer, Dienstag 25. Juni 1861.

Eine Rettung aus den Händen von Mormonen.

Eine Erzählung von Capitän Mayne Reid.

(Fortsetzung.)

Als wir uns den Quellen des Arkansas näherten, wo die Felsengebirge von den Trappern den Namen der „Parks" erhalten haben, galt es große Vorsicht. Bisher waren wir durch öde oder durch Gebiete befreundeter Indianer gezogen, dort aber in jenen vielen Gebirgszweigen, stillen Thälern, Wäldern und sonnigen Steppen ist der classische Boden für die „Kriegspfade" der westlichen „Nationen." Der Boden selbst ist neutral und unbewohnt, aber er wird häufig besucht von Jägern weißer und rother Haut. Dort baut noch der Biber in ruhigen Gewässern, dort klettert der König aller amerikanischen Raubthiere, der graue Bär, man trifft auch noch Büffelheerden, Antilopen, Rehe, Elenn, vor allem aber als edelstes Wild das Bergschaf, Carnero Cimmaron von den Mexicanern, Dickhorn von den Trappern genannt. Es fehlt nicht an schön gefiederten Truthühnern, an Prairiehühnen, Birkhühnern Wildgänsen, Schwänen und selbst Pelikanen. In dieses Paradies für Jäger kommen Krähen und Sioux vom Norden, Keiowäs, Komantschen und Apatschen vom Süden. Aus dem Osten dringen Tscheyennen, Pahnies und Arapahos vor, während vom Westen Utahs und Schoschonen sich hineinschleichen und zwar selten oder nie vereinzelt, sondern der eigenen Sicherheit wegen immer in zahlreichen Banden, denn alle Indianer befinden sich dort auf dem Kriegspfad und nirgends gibt es eine bequemere Gelegenheit, gleichviel für Roth oder Weiß, selbst scalpirt zu werden oder anderen Menschenkindern „die Haare zu heben."

Aus dem Wege, den die Karawane eingeschlagen hatte, war es klar, daß sie vom Huerfano durch Robideaus, oder Sangre de Christo-Paß in das Thal des Rio del Norte und durch das „Büffelthor" oder den Kutschetopa-Paß nach den Quellen des westlichen Colorado vordringen wollte, eine Straße, die, für Wagen fahrbar, von den Mormonen erst seit Kurzem benutzt wurde. Als wir selbst den Huerfano erreichten, ergab sich, daß die Karawane kaum zwei Tagereisen voraus war, aber auch, daß sie Raubvögel angezogen hatte, eine Bande Indianer, welche auf Nachzügler zu fahnden schien. Wir hatten also diese Räuber zwischen uns und den Californiern und mußten daher trachten, am hellen Tage die Karawane zu erreichen, weil sich die Rothhäute bei Tageslicht gewöhnlich verstecken und nur des Nachts auf Plünderung ausgehen. Der Huerfano geht im oberen Laufe durch eine enge Schlucht oder ein Cannon, wo die Wagenspur seitwärts abbog, um auf einem Umweg über die Berge den Engpaß zu umgehen. Wir beschlossen daher, dem Cannon zu folgen, um den Weg abzuschneiden, besonders da uns frische Roßspuren bewiesen, daß kurz zuvor das Cannon benutzt worden war. Wir kamen glücklich durch diesen Hohlweg und betraten auf der andern Seite ein liebliches sonniges Thal, parkartig mit Gruppen von Baumwollenbäumen beschattet. Mehrmals hörten wir Gewehrsalven und schlossen daraus, daß die Karawane von Rothhäuten angegriffen worden sei. Eine Anhöhe, den Trappern unter dem Namen Orphan Butte oder Huerfanohügel bekannt, bot mir Gelegenheit, einen Ueberblick über das Thal zu gewinnen, und von der Höhe entdeckte ich mit einem Fernglase nicht nur die abziehende Karawane, die sich in zwei Körper getheilt hatte, sondern in ziemlicher Nähe vor uns eine

Digitized by Google

Bande Rothhäute, offenbar Arapahos, die sich darüber machten, einen Wagen der Auswanderer zu plündern, der wahrscheinlich zurückgeblieben, dann abgeschnitten worden und nach einer blutigen Gegenwehr, wie etliche umhergestreute Leichen bewiesen, ihnen in die Hände gefallen war. Wir mußten es jetzt aufgeben, die Karawane zu erreichen, sondern an unsere eigene Sicherheit denken, weßhalb wir eilig uns in die felsigen Schluchten am nördlichen Ufer des Huerfano warfen. Wir thaten Alles, was unsere Spuren den Rothhäuten nicht verrathen sollte, wagten aber am Abend weder ein Feuer anzuzünden, noch ein Wild zu erlegen.

Am nächsten Morgen beschloß ich vorsichtig auf Kundschaft auszugehen, und wenn ich nichts Verdächtiges bemerkt hätte, zur Stillung unseres Hungers ein Wild zu schießen. Ich war etwa eine Stunde geritten, ohne etwas von Rothhäuten bemerkt zu haben, als ich auf frische Fußstapfen stieß, und zwar, was mir auffiel, Mocassin-Spuren eines Weibes oder Mädchens, und was das allerseltsamste war, einer weißen Frau, denn nie sind bei den Fußspuren der Rothhäute die Zeheneindrücke nach auswärts gebogen. Die Frau war auch nicht allein, sondern von einem großen Hunde begleitet gewesen. Vorsichtig folgte ich den beiden Fährten, als ich plötzlich oben auf einer Felswand einen herrlichen Bock des Ovis Ammon stehen sah. Das Thier hielt sich regungslos, als ob es geschnitzt gewesen wäre und schien mir die ausgestellte Schildwache einer größern Heerde. Der Reiz dieses morgendlichen Bildes wurde noch dadurch erhöht, daß dahinter durch eine Thalöffnung das Schneehaupt des Pikes Peak in der Morgensonne erglänzte. Naturbewunderung, Vorsicht vor Indianern und Hunger kämpften in mir, bis der letztere die Oberhand gewann und ich nach meiner Büchse griff. Aber zuvor sah ich den Bock von der Felswand dicht vor mir herabsetzen und gleichzeitig knallte ein Schuß von einer gegenüberliegenden Thalwand. Nicht lange nachher warf sich ein mächtiger Hund auf das erlegte Ammonsschaf, und hinter ihm drein folgte ein junges Mädchen in indianischer Tracht mit der Büchse über der Schulter.

Da diese Diana der Felsengebirge ihren Hund Wolf nannte und mit englischen Sportphrasen von dem Wilde wegscheuchte, so trat ich aus meinem Versteck hervor, grüßte und schilderte in wenig Worten der Jägerin meine und meines Freundes Lage. Auf die Kunde, daß Arapahos am Nachmittag vorher bei dem Huerfanohügel eine Karawane angefallen hätten und sie noch umschwärmten, bestand die indianisirte Jägerin darauf, daß ich sogleich mit ihr weiter ins Gebirg zu einem Lager der Utahs, ihrer Gastfreunde, mich begeben sollte. Diese Utahs waren nämlich von jeher geschworene Feinde der Arapahos und jener Stamm im Gebirge befand sich obendrein in Trauer, weil er an eine Bande Arapahos kurz zuvor mehrere Scalpe, und darunter den eines großen Häuptlings, eines indianisirten Trappers, Namens Walker, verloren hatte. Der Name dieses Mannes, weit berühmt im Far West, war übergegangen auf seinen indianischen Nachfolger in der Häuptlingswürde jener Utahs, nur daß er in Wakara verstümmelt worden war. Auf den Wunsch dieses schönen Kindes der Wildniß machte ich mich mit ihr auf den Weg, indem sie sich hinter mir auf den Gaul schwang.

Nach einer halben Stunde schon erreichten wir die comschen Lederzelte der Utahs, bei denen ich einen mexikanischen Trapper Pedro Archilete antraf, denn die Utahs lebten in Freundschaft sowohl mit den Mexicanern, wie mit den Mormonen und anderen weißen Ansiedlern, wie sie denn auch erst seit dem Mormonenkrieg gegen die Amerikaner feindlich aufgetreten sind. Archilete als Dolmetscher unterrichtete Wakara sogleich über Alles, was ich von der Anwesenheit der Arapahos wußte. Die Nachricht wirkte wie Feuer auf die Utahs, da sie bei rechtzeitiger Besetzung des Huerfano-Cannons ihren Feinden den Rückweg abschneiden konnten. So wurde denn der Angriff beschlossen, an dem wir Amerikaner und Pedro unseren Antheil haben sollten. In Begleitung einiger Utahs fiel uns die Aufgabe zu, nachdem wir unterwegs Wingrove mitgenommen hätten, die westliche Mündung des Cannon zu überwachen, wenn etwa die Arapahos dorthin zu entwischen trachteten.

Digitized by Google

Wir holten also Wingrove ab, der nicht wenig beunruhigt über mein Ausbleiben gewesen war, und legten uns in den Hinterhalt. Pedro kürzte mir die Zeit mit Erzählungen aus dem Leben der Utahs und klärte mich auch über mein Zusammentreffen mit der schönen Jägerin auf. Sie war im vorigen Jahre mit einer Karawane nach den Salzseen gereist, „angesiegelt" an einen „Heiligen der jüngsten Tage," schien aber das Mormonenthum unterwegs gründlich satt bekommen zu haben und hatte sich am Huerfano, nur begleitet und beschützt von ihrem Hunde, hinweggestohlen. Ihr Glücksstern wollte es, daß sie weder Apatschen noch Arapahos, sondern jenem Utahstamm in die Hände fiel. Diese nun hätten sie vielleicht den Mormonen wieder ausgeliefert, wenn nicht Walker, der damals noch lebte, auf ihre Bitten sich bei den Utahs für sie verwendet hätte. Seitdem wanderte sie mit diesen Rothhäuten umher, immer auf eine Gelegenheit wartend, nach den Staaten zurückzukehren.

Zwischen diesen Gesprächen hatten wir bald Gewehrfeuer in der Ferne gehört, und eine Zeitlang näherte sich das Gefecht, so daß wir hoffen konnten, mit an dem Kampfe theilzunehmen, dann aber ward wieder Alles still und gegen Nachmittag ließ uns Wakara wissen, daß die Arapahos, vertrieben und zersprengt, von seinen Kriegern in westlicher Richtung verfolgt würden. Wir kehrten also zuvor nach dem Lager unserer Gastfreunde zurück, wo man sich zu einem großen Scalptanz vorbereitete, denn mancher Arapahos hatte seine Kopfhaut lassen müssen. Aber ehe wir das Lager betraten, fand ein Wiedersehen eigener Art statt, nämlich zwischen meinem Freund Wingrove und Wolf, dem Hunde der Jägerin. Daß jene Diana Marianne Holt sein könne, hatte ich mir zwar gedacht, verschwieg aber den Inhalt meiner spanisch geführten Unterredung mit Archilete meinem Freunde, weil ich ihm nicht unnütz Hoffnungen machen wollte, und ich sonst keine Aehnlichkeit der Jägerin mit den beiden Holts zu entdecken vermocht hatte. Als mir aber Wingrove erklärte, der Hund habe den Holts gehört und Marianne habe ihn mitgenommen, als sie nach den Salzseen gegangen sei, da verschwieg ich ihm meine Vermuthung nicht länger, und wenige Augenblicke nachher war es auch keine Vermuthung mehr, denn er hatte Marianne leibhaftig vor sich. Beide hatten viel mit einander auszumachen und abzurechnen. Marianne konnte sich überzeugen, daß Wingrove mit Gefahr seines Scalpes bis zur Wasserscheide des Rio del Norte gezogen war, Wingrove, daß auch Marianne ihren übereilten Schritt eifersüchtiger Rache schwer gebüßt hatte. Ich überließ daher beide sich selbst, bis sie versöhnt mich aufsuchten, um zu berathen, was nun zu thun sei. Vor allen Dingen gewann ich den mexicanischen Trapper, den ich von unserm Vorhaben in Kenntniß setzte, Lily Holt, wo möglich mit, schlimmsten Falles aber ohne ihren Vater zur Umkehr zu bewegen. Der Pelzjäger wurde natürlich durch den Reiz des Abenteuers für unsere Sache gewonnen, denn für die Leute seines Schlages ist alles, was wie Gewalt, Beute oder Kriegslist aussieht, Vergnügen und Genuß, und jene Art von Sport war obendrein für ihn ganz neu. Dazu gesellte sich noch ein ächtkatholischer Abscheu vor den Mormonen, die er nicht anders als judios heréticos, Judenketzer, nannte. Auf einen Beistand der Utahs dürften wir jedoch nicht rechnen, erklärte er, sondern besser wäre es, gänzlich über unser Vorhaben zu schweigen, höchstens, daß la linda cazadora (die schöne Jägerin) den Häuptling Wakara, der einige Schwäche gegen sie hatte blicken lassen, ins Geheimniß zöge.

Dies geschah denn auch in der nächsten Nacht, nachdem der größere Theil der Utahs heimgekehrt, reichlich ausgestattet mit Kriegstrophäen, so daß nach langer Zeit die Trauer des Stammes wieder abgelegt werden durfte. Auf Mariannens Eröffnungen ließ Wakara uns zu sich bescheiden und erklärte uns, daß die Utahs mit den Mormonen in größter Freundschaft lebten, weil sie von ihnen mit Munition, Waffen und Branntwein versehen würden, und er deßhalb auch eine Entführung durch Gewalt nie unterstützen würde. Aber man möge es durch List versuchen und dazu böte sich eine treffliche Gelegenheit. Eben sei ein Utah ins Lager gekommen, welcher mit der Mormonenkarawane zusammen

Digitized by Google

getroffen sei, die sich seit dem vorigen Tag von dem Wagenzug der Californier völlig getrennt hätte, um sich rechts über den Kutschetopapaß zu wenden. Keiner unter ihnen aber kannte den richtigen Weg, weil man bisher immer nur den Tscheroki-Trail und über Bridger's Paß gezogen war. Deßhalb hätten sie ihn, Wakara, durch jenen Mann seines Stammes bitten lassen, er möchte ihnen, da es ihnen an frischem Fleisch mangelte, einige gute Jäger und einen Führer schicken, und zwar vielleicht den mexicanischen Trapper, von dessen Anwesenheit unter den Utahs der Bote sie unterrichtet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

München. Se. Maj. der König hat den bei der diesjährigen Concurrenz für Dramen aus der bayerischen Geschichte nicht errungenen Preis von 200 Dukaten neuerdings zur Bewerbung ausgesetzt und den Termin der Einsendung bis 1. Oct. 1863 offen gelassen. Die Bedingungen sind die früheren und die Stücke (Schau- oder Trauerspiele, deren Stoff der bayerischen Geschichte zu entnehmen ist) an das Kapitel des Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft mit versiegeltem Namenszettel und Motto einzusenden.

Durch einen Zufall erfährt man, daß sich in England eine neue religiöse Secte gebildet hat, die den Fatalismus als eines ihrer ersten Glaubens-Principien anzuerkennen scheint. Es sind nämlich in kurzer Zeit nach einander der Polizei zwei Fälle bekannt geworden, daß Kinder aus Mangel ärztlichen Beistandes starben und daß die Mütter erklärten, sie gehörten der Secte „New Lights" an, die es für eine Sünde oder doch überflüssig erachte, in Krankheitsfällen einen Arzt zu Rathe zu ziehen, da Gott allein helfen könne. Die Polizei besitzt nicht die Macht, diesem Wahnsinne entgegenzutreten.

Folgen eines großen Treffers. Den Haupttreffer der Creditlooſe pr. 250,000 fl. im Monat Januar v. J. machte ein Kürschner in Krakau, Namens Rzikowsky. Um augenblicklich in den Besitz des gewonnenen Geldes zu gelangen, zahlte er bei 11,000 fl. Escomptgebühr. Als Rzikowsky das Geld im Hause hatte, war es auch um seine Ruhe geschehen. Er sah nichts anderes mehr als Diebe und Räuber, gegen welche ihn nur eine Wertheim'sche Casse sicherstellen konnte. Diese wurde angeschafft, in dem finstersten Winkel eines sichern Gewölbes verborgen und gegen lüsterne Blicke durch die Verhüllung mittelst eines großen Reisespelzes verwahrt. Mehr als zehnmal des Tages enthüllte Rzikowsky das Geheimniß hinter dem Pelze und eben so oft überzeugte er sich von dem Inhalt der feuer- und diebessichern Casse. Die beständige Aufregung war aber Ursache eines Nervenfiebers — und dieses befreite erst vor Kurzem den bekümmerten Besitzer von seinem Mammon und von allen irdischen Sorgen.

Der Präfect des Vogesen-Departements hat jüngst ein scharfes Edict gegen die Trunkenheit erlassen und darin namentlich die Wirthe, in deren Locale solche vorkommen würde, mit strengen Strafen bedroht. Ein vorsichtiger und gewissenhafter Wirth in Mericourt ist daher auf den Gedanken gekommen, diejenigen seiner Gäste, welche den Verdacht eines kleinen Haarbeutels auf sich geladen haben, folgenden zwei Nüchternheits-Proben zu unterwerfen, die er für untrüglich erklärt: Erstlich müssen sie, ohne zu stottern, ein fünf- oder sechssylbiges Wort aussprechen und sodann eine Minute lang unbeweglich auf Einem Beine stehen. Wer sich dessen weigert oder die Probe nicht besteht, wird sofort vor die Thüre gesetzt.

Auflösung des Räthsels in № 72:

Phantasie.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Reib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 74. Speyer, Donnerstag 27. Juni 1861.

Eine Rettung aus den Händen von Mormonen.

Eine Erzählung von Captain Mayne Reid.

(Fortsetzung.)

Wir möchten also, rieth der Häuptling, uns als Utahs verkleiden und mit Archilete zu den Mormonen begeben, wo es dann ein Leichtes sein müßte, eine Squaw zu entführen. Nur Eine Bedingung stellte er uns: seine eigenen Utahs sollten nie etwas von dem Streich erfahren, und daher müßten wir auch unsere Verkleidung erst unterwegs anlegen. Wir vertauschten am Abend noch unsere Maulthiere gegen ein überzähliges Pferd, welches uns für die Flucht Lily's dienen sollte, und brachen dann mit indianischen Kleidern und Schminke versehen vor Tagesanbruch auf. Halben Wegs nach dem Mormonenlager verbargen wir unser Reisegeräth, und Pedro Archilete begann uns zu „utahisiren." Unsere Hautfarbe bedurfte, wo die engen indianischen Kleider nicht auflagen, gebräunt wie wir waren, nur einer geringen Nachhilfe. Das Scheermesser entstellte uns noch mehr, und als vollends das Gesicht mit roth und weiß und blau übermalt wurde, kannten wir uns bald selbst nicht mehr wieder. Auch Wolf, gegen dessen Begleiterschaft ich mit Recht aus Vorsicht protestirte, auf der aber Marianne bestanden war, wurde kahl geschoren, gestutzt und nach Rothhautart bunt bemalt. Ehe wir aufbrachen, schrieb ich noch einen Zettel mit Bleistift, der für Lily Holt bestimmt war, worin ich ihr meine und ihrer Schwester Nähe verkündigte, sowie daß ihr das Loos bevorstände, unter den Mormonen eine Türkin zu werden, und sie daher besser thäte, von ihrem Vater zu fliehen. Weitere Mittheilungen würde sie von dem mexicanischen Trappern erhalten, sobald es ohne Aufsehen geschehen könne. Als wir mit dieser Vorbereitung fertig waren, brachen wir wieder auf, und schon um vier Uhr Nachmittags sahen wir von einer Höhe herab auf das Mormonenlager. Es bestand aus einer Wagenburg, wie man sie an jedem Halteplatz zu bauen pflegt. Man schiebt nämlich die Wagen neben einander, daß sie eine flache Bogenlinie bilden. Eine zweite Wagenreihe wird parallel, aber wiederum mit der convexen Seite nach außen aufgefahren, so daß beide Züge eine Linie bilden. An den Endpunkten berühren sie sich aber nicht völlig, sondern es bleibt für den freien Verkehr eine Lücke, die sich des Nachts übrigens leicht verrammeln läßt. Die Wagen selbst, die mit Büffelhäuten bedeckt sind, gewähren gegen jeden Feind, der nicht über Artillerie verfügt, die Sicherheit einer Verschanzung.

Absichtlich warteten wir die Dämmerung ab, ehe wir uns in das Lager begaben, Archilete mit einem weißen Tuch als Friedenssignal an seiner Büchse. Sechs Reiter näherten sich uns; es waren, wie wir bald erfuhren, die Daniten der Mormonen oder die Engel der Zerstörung, eine Art Gendarmerie im Staat der Heiligen vom jüngsten Tag. Unser mexicanischer Trapper gab sich als den Führer zu erkennen, den sie begehrt hätten, und bezeichnete uns als die Utahjäger, welche die Karawane mit Wildpret versehen sollten, worauf von Seiten Archilete's in gebrochenem Englisch über unsere Bezahlung lange gehandelt wurde. Als man einig war, verlangten die Mormonen, daß wir jedenfalls außerhalb der Wagenburg übernachten sollten. Dies ließen wir uns gern befehlen, und Marianne, als ächte Squaw, mußte unser Lederzelt aufschlagen,

Digitized by Google

während wir uns daneben ruhig von den neugierigen Auswanderern betrachten ließen. Es war schon ziemlich dunkel, so daß jedes Erkennen Wingrove's von Seiten Stebbins, der eine große Rolle im Lager zu spielen schien, unmöglich wurde. Nach und nach hatte die ganze Mormonenschaft uns Besuch abgestattet, nur die Holts nicht, und schon stieg bei mir die Besorgniß auf, daß sie vielleicht nicht mit den Mormonen, sondern mit den Californiern gezogen wären, als ich endlich vor der Wagenburg Hickmans von weitem kenntliche herkulische Gestalt erblickte, der uns jedoch einer nähern Besichtigung nicht würdigte. Im Lager wurden bereits die abendlichen Feuer angezündet, und um unser Zelt herum leerte es sich bald von Zuschauern, ohne daß wir Lily darunter zu Gesicht bekommen hätten. Doch bemerkte ich, daß die Frauen der Mormonen mit Schöpfkrügen eine nach der andern aus einem nahen Bach Wasser holten. In der Hoffnung, daß Lily demselben Geschäft nachgehen würde, beschloß ich, mich dort in der Nähe aufzustellen, und damit meine Neugierde nicht auffiele, führte ich mein Pferd dorthin, um es den reichlichen Graswuchs abweiden zu lassen. Es währte auch nicht lange, so sah ich Lily nach dem Bach gehen. Sie anzusprechen schien mir gewagt, denn sie konnte sich vielleicht nicht hinreichend beherrschen. Darum hielt ich meinen Zettel in Bereitschaft, und als sie mit dem Wasserkrug zurückkehrte, gab ich ihr durch Gebärden zu verstehen, daß sie mich trinken lassen sollte. Während sie mir nun das Gefäß reichte, schob ich ihr den Zettel unbeachtet in die Hand. Sie schien verwundert und zögernd, aber mit dem Instinct ihres Geschlechtes verbarg sie das Empfangene und entfernte sich, ohne daß uns Jemand belauscht hatte.

In das Zelt zurückgekehrt, unterrichtete ich meine Gefährten von der glücklichen Bestellung des Briefes, schlug auch Mariannen vor, nach Eintritt völliger Dunkelheit mit mir auf Kundschaft auszugehen, um die Lagergewohnheiten der Mormonen und vor Allem den Wagen der Holts auszuspähen. Ehe wir noch fortgingen, rieth ich unsern Cameraden, die Pferde gesattelt zu halten, da man nicht wissen könne, ob uns nicht die nächste Viertelstunde schon eine Gelegenheit zur Entführung bieten könne. Im Lager der Mormonen ging es nämlich ziemlich lärmend zu, denn sie feierten gerade, ich weiß nicht welches Fest in ihrem Kalender. Die Mehrzahl der guten Leute kam aus Wales, ein anderes Contingent hatte Irland geliefert, auch Deutsche, Dänen und Schweden fehlten nicht, vorwiegend aber blieb das celtische Element. Dazwischen bewegten sich auch einige Stutzer, die ihre Koffer aufgeschnallt und sich in Putz geworfen hatten. Sie mochten, so dachte ich, zu den „Zehnern" oder „Siebenzigern," jedenfalls zur theokratischen Kaste gehören, und zwar darf man rechnen, daß diese Aristokraten der Heiligen stets aus schlauen Yankees bestehen, die als Füchse unter den Gänsen, Pöbelaberglauben sich zins- und robotpflichtig zu machen verstehen. Bald erklang Musik, und nicht lange nachher ließen sich zwischen den Feuern einige tanzende Paare beobachten. Wir schauten dem allen zu durch die engen Zwischenräume zwischen den Wagen, besorgten auch nicht, daß unsere Neugierde irgend einen Argwohn erregen könnte. Stebbins sahen wir zu wiederholtenmalen und er schien uns diesmal in sehr weltlichen Sorgen als Festordner. Hickman Holt kümmerte sich nichts um Tanz und Tänzer, sondern saß rauchend und trinkend an einem andern Feuer.

(Schluß folgt.)

Eine literarische Mystification ohne Gleichen.

Paris, 11. Juni. Erlauben Sie mir, Sie heute mit der Darstellung einer Farce zu belustigen, die in den literarischen Annalen der Archäologie und Epigraphie ihres Gleichen nicht hat. Ich bin glücklich, der Erste zu sein, der auf diese colossale Burleske öffentlich aufmerksam macht. Voriges Jahr erschien bei Gide dahier in französischer Sprache ein prachtvoll ausgestattetes Werk in groß Octav, 119 Seiten Text und

Digitized by Google

zweihundert und achtundzwanzig Kupfertafeln, unter dem Titel: Pictographisches amerikanisches Manuscript, mit einem Vorwort über die Ideographie der Rothhäute, von Em. Domenech. Herausgegeben unter den Auspicien des Hrn. Staatsministers und des Ministers des kaiserlichen Hauses.*) Die Geschichte dieses Manuscripts, das hier in so prachtvoller Ausgabe publicirt wird, gibt der Herausgeber in der Vorrede, Seite 37. „Die bibliothèque de l'arsenal besitzt seit einem Jahrhundert eine Handschrift, die in einer Pappkapsel liegt und in den Katalogen den Titel „Buch der Wilden" führt. Und in der That wurde dieses Heft von Wilden in Neufrankreich beschrieben. Der Marquis von Paulmy, aus dessen reicher, jetzt im Besitz der bibliothèque de l'arsenal befindlicher Büchersammlung es stammt, hatte es wahrscheinlich von einigen Reisenden zum Geschenk erhalten. Uebrigens konnten wir die Herkunft dieses „Buches der Wilden" auf sichere Art nicht ermitteln. Es besteht aus einer Sammlung von Figuren und Hieroglyphen, die mit sehr roh und naiv gehaltenen Buchstaben und Chiffren abwechseln, mit grobem Bleistift und Röthel auf einem dicken Papier canadischen Fabricats gezeichnet."

Der bekannte Vielschreiber Paul Lacroix machte den Herausgeber auf dieses kostbare Denkmal des mexicanischen Alterthums aufmerksam; der Minister des Innern bewilligte die erforderlichen Summen, um Frankreich der Ehre der Herausgabe dieses merkwürdigen Monumentes nicht zu berauben. Am Schlusse der Vorrede heißt es: „Wir prätendiren keine Uebersetzung; diese ist bei unserer geringen Kenntniß der Pictographie der Rothhäute nicht möglich. Nichts desto weniger gedenken wir, nicht allein den Gegenstand der Handschrift, sondern auch eine große Anzahl der darin befindlichen Hieroglyphen zu erklären." Ich hatte schon viele Facsimiles und Photographien amerikanischer, autochthoner Kunst gesehen und war auf diese Erscheinung nicht wenig neugierig. Wie soll ich mein, gering gesagt, Erstaunen beschreiben, als ich von Kupfertafel zu Kupfertafel weiter nichts sah, als die bekannten Figuren, wie sie unsere Knaben mit einem kleinen Kreis und zwei Punkten als Kopf, einem großen Kreis als Brust und Unterleib, und vier geraden Strichen als Arme und Füße schmieren. Augenblicklich ersieht man, daß man hier nichts mehr und nichts weniger vor sich hat, als das Schmierheft eines 5—7jährigen Kindes, das seine Umgebungen, so gut es geht, abconterfeit. Daß dieses Kind das eines deutschen Colonisten war, ergibt sich, und das ist das komischste an der Sache, aus den vielen deutschen Wörtern, die in roher deutscher Currentschrift unter den Figuren stehen, oder auch allein ganze Seiten ausfüllen. Von allem diesem hat der gelehrte Herausgeber keine Ahnung. So steht — immer in ungeschlachter deutscher Schulknaben-Currentschrift — auf Tafel 47 unter einer durch zwei Kreise vorgestellten weiblichen Figur „Anna"; auf Tafel 144 unter einem paar roher Linien, die der Herausgeber „Emblem des Blitzes, Symbol der göttlichen Züchtigung" nennt, das Wort „Wurßb"; auf Tafel 145 halten ein paar Figuren ein Brod, eine Art Bretze, dabei steht „Faßdtag." Auf Tafel 119 sind Waben abgebildet — natürlich auf die einfachste Weise, nur durch Kreis und Punkte — daneben und mitten drin steht dreimal „honig." Auf Tafel 148 steht zwischen mehreren Figuren, die ihre Linienarme gegen Himmel strecken, „gott mein zeuge." Auf fast allen Tafeln finden sich neben Figuren, Gewehren, Kirchthürmen, Monstranzen oder dergleichen, die der Herausgeber alle symbolisch deutet, viele Wörter aus dem römischen Katechismus, so auf Tafel 105, 149, 164, 180, 198 „Johannes, vater unser, gnatreich Gottes, so wohr als Gott, Feiertag, heilig sache, unschuldig (ge)wißen" u. s. w. Thränen erpreßt das Lachen über die Deutung, welche der illustre Gelehrte diesen Wörtern, die er für aztekische hält und den Schulbubenfiguren und allen angedeuteten Ungezogenheiten und Unsäthigkeiten zu geben versteht. Schrift und Zeichnung sind augenscheinlich von ein und derselben Hand.

*) Manuscript pictographique américain précédé d'une notice sur l'Ideographie des Peaux-Rouges par Em. Domenech. Ouvrage publié sous les auspices de M. le ministre d'état et de la maison de l'Empereur.

Digitized by Google

Es ist nicht daran zu denken, daß die angeführten Wörter etwa in ein bereits fertiges, mit Figuren angefülltes Heft nachgetragen worden seien. Aus der Gruppirung des ganzen Geschmiers, aus der Aufeinanderfolge der Linien und Figuren, aus den barbarischen Strichen, Ringen, Knäueln und Klecksen, die dieses alte Heft bedecken, ist es auf den allerersten Blick ersichtlich, daß das große Opus der Kinderstube einer Hinterwäldler Farm sein Dasein verdankt. Hätte während des Drucks nur zufällig einmal ein deutscher Setzer einen Blick auf die Tafeln geworfen, sein Gelächter hätte dem Ministro de la maison de l'Empereur die Schande erspart. Wer die Gegenstände der Kunstthätigkeit in diesem Blüthenalter kennt, wird dem Herausgeber gern glauben, wenn er sagt: Die meisten Figuren beziehen sich auf unzüchtige und schmutzige Schändlichkeiten, welche bei den alten Völkern der beiden Hemisphären so gewöhnlich waren. Zuweilen finden sich unter diesen barbarischen Gewohnheiten, deren Ursprung oft religiös ist (d. h. hie und da steht das Bild einer Hostie neben einer Räthelfigur), einige geschichtliche Züge (d. h. hie und da setzt eine Figur auf die andere ein Gewehr an). *) Ich bedauere nur, nicht einige Facsimiles des Manuscripts geben zu können; mir hat der Anblick der kostbaren Zeilen jenes deutschen Fratzen die heitersten Stunden seit langer Zeit gemacht. (A. Postztg.)

*) La plupart des figures se rapportent aux turpitudes phalliques, excrémentielles, si communes aux anciennes populations de deux mondes. Quelques traits d'histoire viennent se mêler à ces coutumes barbares dont l'origine est souvent religieuse.

Miscellen.

Wie man aus einem neulich erschienenen Schriftchen von Dr. August Ziegler über die Schillerlotterie ersieht, ist von den sieben Gewinnsten einer das Eigenthum eines Dorfschneiders bei Pillnitz, ein zweiter dasjenige eines Schornsteinfegers in Stettin, ein dritter das eines Postillons in Landeck in der Grafschaft Glatz in Schlesien geworden; ein vierter fiel an einen Landgutsbesitzer im Erzgebirge, ein fünfter an die Tochter eines Fischhändlers in Dresden, ein sechster an eine Wittwe in Breslau. Den Malachitschmuck aus Rußland hat ein Corporal der Artillerie auf dem Königstein, den Ring mit Körner's Haaren und Goethe's sämmtliche Werke zwei Soldaten der Dresdener Garnison gewonnen.

Aus London schreibt man unter dem 19. d.: Gestern, als am Jahrestage der Schlacht von Waterloo, wurde auf einer kleinen Insel des Medway-Flusses, nicht weit von Chatham, von zwei professionellen Boxern um die Championship und den großen Ehrengürtel der englischen Boxerei gekämpft, der seit dem Kampf zwischen Heenan und Sayers zu vergeben war. Der Kampf war einer der außerordentlichsten in den Annalen der Boxerei. Hurst und Mace sind die Namen der Beiden, die um den Gürtel rangen. Jener, ein Mann von herkulischer Stärke, 6' 4" hoch, von erschreckend ausgebildeter Muskulatur, ein Riese, der mit einem einzigen Schlage, wenn nicht einen Ochsen, doch einen Menschen fällen kann, aber sonst kein Boxer von Talent und Geschick; dieser im Vergleich zu ihm ein schwächliches Individuum, blos 5' 8" hoch, dabei aber wohlgeformt und in allen Künsten des edlen Faustkampfes wohl bewandert. Der Kampf dauerte 50 Minuten. Der Riese wurde geblendet, jämmerlich zerschlagen, und so fürchterlich zugerichtet, daß der Rasen von seinem Blute getränkt wurde, während sein Gegner auch nicht einen einzigen Stoß erhielt. Mace ist somit Boxerkönig und trägt den Ehrengürtel, bis ein Anderer ihm denselben entreißt.

Charade.

(Dreisylbig.)

Schon Mancher wurde ein armer Mann,
Der allzugütlich dem Ersten gethan.
Zwei, Drei ist, was es auch sei, sehr klein,
Das Ganze aber nimmt Herzen ein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 75. Speyer, Samstag 29. Juni 1861.

Eine Rettung aus den Händen von Mormonen.

Eine Erzählung von Capitän Mayne Reid.

(Schluß.)

Marianne hatte den Hund an der Leine, um durch seine Spürkraft den Wagen der Holts ermitteln zu lassen, und wirklich führte das Thier uns vor einen solchen, der inwendig durch eine Kerze erleuchtet war. Vorsichtig blickte ich durch eine Lücke des Zeltdaches und erkannte Lily, die bei dem Kerzenlicht mit gefalteten Händen in einem Gebetbuch las. Schärfer hinblickend gewahrte ich aber, daß mein Zettel im Buch lag und daß das Gebetbuch nur zur Abwehr zudringlicher Neugier bestimmt war, da man vom innern Lagerraum in den Wagen hineinschauen konnte. So hatte ein kurzer Aufenthalt unter den „Heiligen" das arglose Kind Vorsicht und Verstellung gelehrt! Als Marianne jetzt leise ihre Schwester zu rufen wagte, schien diese nicht zu hören, doch löschte sie bald die Kerze aus, und nicht lange nachher löste sie das Zelttuch am Hintertheil des Wagens. Sie hatte den Brief gelesen, sie kannte unsere Verkleidung, sie sehnte sich, von den Mormonen erlöst zu werden, da ihr Vater, sobald sie die Salzseestadt erreicht hätten, ihre Heirath mit Stebbins vollziehen lassen wollte, denn dieser galante Heilige hatte dem Vater Hickman weiß gemacht, Marianne sei auf der Reise nach dem Mormonenlande gestorben und beerdigt worden. Die Aussicht also auf Bigamie und zwar in incestuosem Grad empörte Lily, die nur noch zwischen ihrem Herzen und ihren kindlichen Pflichten schwankte.

Plötzlich hörten wir des alten Holts Stimme im Lagerraum. Marianne, die Unvorsichtige, hatte nämlich, vom Wiedersehen der Schwester bewegt, den Hund locker gelassen, und dieser war ihr entlaufen, um sich seinem alten Herrn zu nähern. Dieser erkannte das Thier trotz aller Malereien und Entstellungen. Armer Wolf! rief er, du bist in die Hände von Indianern gefallen, die dich geschoren und beschmiert haben! Stebbins erkannte jetzt auch den Hund, gab aber — wie wir dies alles später erfuhren — auf Holts Fragen: ob der Hund mit den Utahs diesen Abend gekommen sei und warum er ihm denn erzählt habe, auch Wolf sei auf der ersten Reise umgekommen, ausweichende Antworten. Von ihm waren wir bereits entdeckt, denn er pfiff seine Daniten oder „Engel der Zerstörung" herbei und gab ihnen Befehle. Diese Entwickelung hatten wir indessen nicht abgewartet. „Wolf hat uns verrathen, rief Marianne, jetzt oder nie Schwester!" Lily kletterte zum Wagen heraus und eilte mit uns dem Zelte zu. Dort saßen unsere Gefährten bereits im Sattel und warfen uns die Zügel unserer Thiere zu, denn sie hatten in dem Lager eine ungewöhnliche Bewegung wahrgenommen und errathen, daß wir entdeckt worden seien. Unser Zelt ließen wir gern im Stich und sprengten davon, von dem wegkundigen Mexicaner geleitet Unterwegs hielten wir nur an, wo wir unsere Kleider zurückgelassen hatten. Dann ritten wir weiter durch Robideaus Paß hinauf. Wir merkten aber bald, daß unsere Thiere, die seit frühestem Morgen unterwegs waren, nicht mehr weiter konnten, und wir ihnen nothwendig längere Rast gönnen mußten In dieser Bedrängniß wußte Archilete Rath. Er kannte in Robideaus Paß eine völlig versteckte Seitenschlucht,

Digitized by Google

wo man Wasser und Futter für die Thiere finden werde und sie rasten lassen könnte, nur hatte der Schlupfwinkel den Uebelstand, daß er zwischen lothrechten Felsen ohne Ausweg endete. Er meinte indessen, daß die „Letzer," mit den Künsten der Prairien und Felsengebirge nicht vertraut, niemals unsere Spuren auf dem steinigen Wege auffinden würden. Wingrove aber warnte ihn, die Mormonen nicht zu unterschätzen, da sich Leute, wie Hickman Holt, darunter befänden, welche mit dem Leben im Busch so vertraut seien, wie jeder Trapper. Der Mexicaner ließ daher unsern Rossen „Socken" anziehen, d. h. ihre Hufe mit Decken umwickeln, so daß ihre Spur auf dem steinigen Boden nicht mehr zu verfolgen war. Nach einigem Suchen erkannte er den richtigen Weg und führte uns über Gestein in eine Schlucht hinauf, die zuletzt zu einem bescheidenen Thale sich erweiterte. Dort beschlossen wir zu übernachten und unsere Verfolger vorbei zu lassen, die auf ihren geschonten Thieren uns gewiß bald einholen mußten.

Am nächsten Morgen erwachten wir in einer lieblichen, grünen und kühlen Thalspalte, wo wir Zeit hatten, unsere Hautmalerei abzuwaschen und unsere Jagdkleider wieder anzulegen. Wir hätten sogar vergnügt und glücklich sein können, wenn nicht Archilete sehr beunruhigt geschienen hätte. Das Versteck, welches ihm die Nacht zuvor so sicher vorgekommen war, flößte ihm jetzt Mißtrauen ein. Er hatte auch guten Grund gehabt, denn plötzlich wurde es am Eingang der Schlucht laut, und bald hörten wir das Bellen des Unglücksthieres Wolf, der uns abermals verrathen hatte. Jetzt mußten, so gut es ging, wir drei Männer und Marianne, in deren Händen ein Gewehr übrigens nicht zu verachten war, uns zur Wehr setzen. Hinter Felsblöcken verborgen und gegenseitig uns deckend konnten wir jedem Feind den Angriff sauer machen. Bald kamen auch von Wolf geführt Stebbins, Hickman Holt und die sechs zerstörenden Engel die Schlucht herauf geritten, hielten aber vorsichtig still, sobald sie unserer Büchsen ansichtig wurden. Hickman verlegte sich zuerst auf Schmähen und Drohen, staunte aber nicht wenig, als wir ihm antworteten und er uns erkennen mußte, während ihn Stebbins noch immer in dem Glauben gelassen hatte, daß Utahs seine Lily geraubt hätten. Der Alte, längst überdrüssig des Mormonenthums, haßte im Stillen Stebbins, obgleich er ihm nach einander seine Töchter gegeben hatte, oder weil er sie ihm hatte geben müssen. Vielleicht hatte er in jenem Augenblick schon bernt, Lily verfolgt zu haben.

Als aber gar Marianne hinter dem Felsen sich zeigte und seinen väterlichen Schutz anrief gegen Stebbins und gegen die Mormonen, ergoß sich sein Ingrimm, nachdem die erste Verwunderung vorüber war, gegen den Heiligen, der Mariannen für todt ausgegeben hatte, um auch sein zweites Kind nach den Salzseen zu schleppen. Mit Schmähworten kehrte er seine Büchse um und wollte den Apostel mit dem Kolben niederschlagen, als dieser sein Pferd herumwarf und sein Gewehr gegen ihn richtete. Allein in dem nämlichen Augenblick krachte ein Schuß und der Heilige stürzte aus dem Sattel. Die Kugel kam von dem Mexicaner, der immer mit der Büchse auf der Lauer diesen Moment erspäht hatte. Die Engel der Zerstörung waren jetzt, da der alte Holt zu uns überging, auf ihren Rückzug bedacht, wendeten ihre Rosse und machten sich eilig davon, nicht ohne sich noch einmal umzudrehen und aus unschädlichem Abstand uns ihr Blei zuzuschicken. Als wir sie los waren, gab uns Archilete das Geleite bis zum Arkansas, wo wir herzlich von ihm Abschied nahmen, am herzlichsten aber der alte Holt, denn er kam sich selbst wie befreit vor, seitdem ihm der Trapper den Mormonen vom Hals geschafft hatte. Ich will darüber schweigen, warum Stebbins über den alten Hickman eine solche infernalische Gewalt ausgeübt hatte, denn das gehört zu den Holt'schen Familiengeheimnissen, und diese wurden auch bald meine Familiengeheimnisse.

Digitized by Google

Das Armenwesen der Pfalz.

* Das Kreisamtsblatt der Pfalz enthielt unlängst eine Uebersicht über den Stand des Armenwesens und die Verwaltungsresultate der Local-Armenpflegen der Pfalz pro $18^{59}/_{60}$, aus der aufs Neue hervorgeht, in wie reichlichem Maße von Seiten des Kreises sowie der Gemeinden die Nothleidenden unterstützt werden. Die Gesammtzahl der conscribirten Armen betrug in genanntem Jahre 22,150 oder 3,70 % der Bevölkerung, welche sich auf die einzelnen Landcommissariate, wie folgt, vertheilt: Germersheim mit 3320 Armen oder 6,64 %, Neustadt 3388 oder 5,26 %, Frankenthal 2138 oder 4,87 %, Landau 2352 oder 3,92 %, Kaiserslautern 1999 oder 3,84 %, Zweibrücken 1914 oder 3,73 %, Bergzabern 1248 oder 3,17 %, Speyer 1436 oder 2,83 %, Kusel 1077 oder 2,76 %, Homburg 1182 oder 2,68 %, Kirchheim 1288 oder 2,59 %, Pirmasens 808 oder 2,11 %. Unter den conscribirten Armen befinden sich 1995 arbeitslose Erwerbsfähige (bei weitem am meisten in den Landcommissariaten Germersheim mit 548, Neustadt mit 319 und Landau mit 291), 5658 theilweise und 3394 ganz Erwerbsunfähige, 8615 Werktags- und 2488 Sonntagsschulpflichtige. Zur Unterstützung dieser Armen verausgabten die Local-Armenpflegen 165,544 fl. Das rentirende Stammvermögen der Local-Armenfonds betrug 254,298 fl. und jenes der Districts-Armenfonds 63,000 fl. An freiwilligen Beiträgen von Privaten und Vereinen erhielt der Armenfond 41,101 fl. und an Beiträgen aus den Gemeindekassen 105,088 fl. Mit Armen überbürdete Gemeinden fanden sich in der Pfalz 116, am meisten in den Landcommissariaten Kusel (43), Kirchheim (20) und Homburg (17), gar keine in den Landcommissariaten Kaiserslautern, Speyer und Bergzabern, obwohl bei letzterem als Leistungen an solche 230 fl. verzeichnet sind, während in den Landcommissariaten Homburg, Kirchheim, Neustadt und Zweibrücken keine Leistungen an die überbürdeten Gemeinden aufgeführt sind. In sieben Landcommissariaten wurden Districtsumlagen zu Armenzwecken erhoben, am meisten in Germersheim, Kusel, Landau, Kirchheim und Pirmasens, nur wenig in Frankenthal und Bergzabern; die Gesammtsumme dieser Armenumlage belief sich auf 8966 fl. In der Pfalz befinden sich 17 Krankenanstalten und 30 Spitäler (Pfründe-Anstalten) und Waisenhäuser. Dem Landcommissariat Pirmasens fehlen derartige Anstalten gänzlich. Das rentirende Vermögen der ersteren betrug 14,020 fl., ihre jährliche Einnahme 10,531 fl. und ihre Ausgabe 8672 fl; letztere haben ein rentirendes Vermögen von 2,091,593 fl., eine Jahreseinnahme von 162,034 fl. und eine Ausgabe von 146,685 fl. In fünf Landcommissariaten (Bergzabern, Frankenthal, Kaiserslautern, Kirchheim und Neustadt) befinden sich zusammen 13 Armenbeschäftigungsanstalten mit einem rentirenden Vermögen von 7000 fl., einer Jahreseinnahme von 5156 fl. und einer Ausgabe von 5459 fl. Kleinkinderbewahranstalten zählte die Pfalz 22; ihr rentirendes Vermögen belief sich auf 50,208 fl., ihre Einnahmen auf 10,657 fl. und ihre Ausgaben auf 11,401 fl.; in den Landcommissariaten Homburg, Kaiserslautern, Kirchheim, Kusel und Pirmasens befinden sich keine Kleinkinderbewahranstalten. Auch die Zahl der Sparkassen betrug 22 (sie fehlten nur in den Landcommissariaten Homburg, Kusel und Pirmasens) mit 3875 Einlegern und einem Einlage-Capital von 550,352 fl. In den Landcommissariaten Homburg und Kusel befanden sich auch keine Hilfskassen, deren Gesammtzahl in den übrigen Landcommissariaten sich auf 67 belief mit einem rentirenden Vermögen von 158,520 fl., einer Jahreseinnahme von 51,014 fl. und einer Ausgabe von 43,473 fl. Johannisvereine dagegen hatten sämmtliche Landcommissariate. Die Pfalz zählte deren 124 mit einem rentirenden Vermögen von 106,3·2 fl., einer jährlichen Einnahme von 55,030 fl. und einer Ausgabe von 48,848 fl. Am reichsten sind die 5 Johannisvereine des Landcommissariates Pirmasens mit einem Vermögen von 48,700 fl. und einer Einnahme von 22,756 fl, am unbedeutendsten die vier des Landcommissariates Speyer mit einem Vermögen von 2500 fl. und einer Ausgabe von 500 fl. Außerdem befinden sich in der

Digitized by Google

Pfalz noch 72 andere Wohlthätigkeitsanstalten, die ein rentirendes Vermögen von 165,929 fl., eine Einnahme von 33,769 fl. und eine Ausgabe von 28,788 fl hatten. Die drei Pfandhäuser (Landau, Neustadt und Zweibrücken) hatten eine Einnahme von 49,192 fl. und eine Ausgabe von 46,337 fl. In den Tabellen, denen wir obige Angaben entnehmen, sind übrigens nicht mitgerechnet, außer den reichlichen Unterstützungen an würdige und verschämte Armen aus der kgl. Cabinetskasse, die Leistungen des Kreises mit 122,940 fl, nämlich 1 für die Kreis-Armen- und Krankenanstalt 59,945 fl., 2. für die Kreis-Irrenanstalt 32,795 fl, 3. für verlassene Kinder und arme Doppelwaisen 25,600 fl, 4. aus dem Kreis-Almosenfond 4000 fl. und 5. für Unterstützung armer durch Elementarereignisse beschädigter Familien 1200 fl. Auch wurden aus dem Polizeistrafsond 18,850 fl. zur Vermehrung der Wohlthätigkeitsfonds der Gemeinden, Stiftungen und St Johannisvereine verabreicht.

Miscellen.

München, 25. Juni. Vor zwei Tagen starb hier der Dr. phil. Mayer, welcher seit einigen Jahren hier als Privatier lebte. Zwei Stunden vor seinem Tode ließ er sich mit seiner Braut trauen, die nun, obwohl sie erst 20 Jahre zählt, zum dritten Male Wittwe ist. Mit ihrem ersten Manne war sie, wie glaubwürdige Personen versichern, $^1/_4$ Jahr, mit dem zweiten 14 Tage und mit dem dritten kaum 2 Stunden verheirathet. (Augsb. Pitztg.)

Der Salut public von Lyon bemerkt unter Anderem in einer Correspondenz aus Rom: Wir sind jetzt in dem 15. Jahre der Regierung Pius IX. Es gibt nur wenig Päpste, die über 15 Jahre regiert haben; im Allgemeinen gelangten sie nicht über 14 Jahre. Nur zehn, und unter ihnen Pius VI. und Pius VII, kamen über 20 Jahre, keiner kam auf 25. Seit Jahrhunderten besteht das Sprüchwort: Non videbis dies Petri, und wirklich hat keiner von den 258 Nachfolgern des Apostels, von denen mehrere noch in jungen Jahren erwählt wurden, dessen Alter erreicht. In der Gesammtzahl der Päpste regierten zwölf nicht länger als einen Monat, und 32 nicht länger als ein Jahr. Von allen Päpsten hat Pius III. am kürzesten, 27 Tage, und Pius VI. am längsten, 24 Jahre und 6 Monate, regiert.

Ein Erdbebenanzeiger! Die Japanesen sind kluge Leute. Sie haben entdeckt, daß wenige Stunden vor jedem Erdbeben der Magnet auf kurze Zeit seine Kraft verliert. Sie haben, hierauf fußend, ein Gerüst gebaut, das einen Hufeisenmagnet trägt, unter dem sich ein Becher von Glockenmetall befindet. An der Armatur hängt ein Gewicht. Steht nun ein Erdbeben bevor, so fällt, da der Magnet seine Kraft verliert, das Gewicht herab auf den Becher und gibt ein Allarmzeichen. Alles verläßt nun sofort die Häuser, um sich während des Erdbebens im Freien zu unterhalten.

Homonyme.

Mich trug voreinst ein großer König,
Mich trug und fühlte sein Soldat.
Ich bin gemein und gelte wenig,
Doch ruht auf mir ein Inselstaat;
Auch ist in mir ein Staat zu finden,
Der Ordnung musterhaftes Bild,
In dem, aus legitimen Gründen,
Das fatische Gesetz nicht gilt.
Obwohl ich viel Gefühl errege,
Heißt der, der nicht fühlt, doch wie ich,
Und durch des Rechtes strenge Pflege
Kommt oft, der Unrecht thut, in mich.

Auflösung der Charade in № 74:
Leibstückchen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 76. Speyer, Dienstag 2. Juli 1861.

Der Armenarzt. *)

Ueber den dunkeln Giebeldächern einer alten Rheinstadt begann eben ein nebeliger Herbstmorgen zu grauen, als aus einem der ansehnlichern Häuser der Wallgasse, in dessen Erdgeschosse sich ein Kramladen befand, eine große, breitschulterige Männergestalt trat, mit einem Schlafrocke von braunem Halbsammet bekleidet, dessen fettglänzende Vorder- und kahle Rückenseite ein günstiges Vorurtheil für die Häuslichkeit seines Inhabers erweckte. In der Linken ein ovales Blechschild und in der Rechten einen Hammer tragend, schaute unser Held, denn als solchen wollen wir ihn hier gleich nur bezeichnen, sich forschend nach beiden Seiten hin um, ob sich etwa auf der Gasse irgendwo schon ein lebendes Wesen bewegen möchte. Als er aber außer einer Katze, welche quer über den Weg lief und in einer Kellerluke verschwand, und dem Gezwitscher der Sperlinge und Fensterschwalben unter den Dächern nichts sah noch hörte, kehrte er sich der Hausfronte zu, um eine Stelle zu erspähen, wo er das Schild am zweckmäßigsten anbringen möchte. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, dasselbe in der übertünchten Mauer neben einem der steinernen Thürpfosten zu befestigen, heftete er solches endlich an die Thür selbst. Auf dem bereits sehr verwitterten Schilde war in verblichenen Goldlettern zu lesen: „Dr. Hilbeck, praktischer Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer." Er spazirte jetzt einigemal an der Thür vorüber, um sich zu überzeugen, ob das Schild auch gehörig in die Augen falle, gab dann durch ein zufriedenes Kopfnicken zu verstehen, daß er sein Werk gut finde, und wollte sich daran in das Haus zurück begeben, als er zu seinem Schrecken gewahrte, daß die Thür, welche er beim Anheften des Schildes zugeschlagen, ohne den einwärts steckenden Schlüssel auszuziehen, der Klinke entbehrte und er sich somit selbst ausgeschlossen habe. Während er überlegte, ob er die Klingel rühren, oder abwarten solle, bis das Haus geöffnet werde, vernahm er im Innern schlurfende Schritte. Die Thür wurde langsam geöffnet und das fahle Gesicht seines Hauswirthes, aus welchem Verdruß und Neugier die Spuren des Schlafes noch nicht ganz verscheucht hatten, guckte vorsichtig durch die Spalte

Ei, sind Sie es, Herr Doctor! versetzte der durch das Gehämmer vorzeitig aus dem Schlafe aufgeweckte Krämer. Also schon Praxis! gratulire! — Und wie eilig müssen Sie's gehabt haben, daß Sie sich nicht einmal Zeit genommen, sich in Ihre Kleider zu werfen. Gewiß eine Wöchnerin! — darf man fragen —. Hier fielen seine Augen auf den Hammer, welchen der Doctor in der Hand hielt und er stockte plötzlich in seiner Rede: denn daß der Doctor bei Ausübung seines Berufes als Geburtshelfer oder Chirurg sich sollte eines Hammers bedient haben, wollte ihn doch etwas seltsam bedünken. Der Doctor wies auf das Schild an der Thür und der Krämer, dem jetzt ein Licht aufging, fuhr fort:

Ich bedauere, daß Sie sich da eine vergebliche Mühe gemacht haben.

Wie so?

Sie haben nicht bedacht, daß meines Geschäftes wegen die Thür den ganzen Tag über geöffnet bleiben muß und daß man das Schild also von der Straße aus nicht bemerken wird.

*) Aus „Harmlose Geschichten" von J. M. Hutterus.

Der Doctor schlug sich mit dem Hammer vor die Stirn, daß diese einen dumpfen Ton gab und der Krämer unwillkürlich die seinige rieb.

So müssen wir das Schild allerdings wieder entfernen, entgegnete der Doctor gelassen, indem er zugleich Miene machte, die keilförmige Seite des Hammers zwischen Blech und Thür einzusetzen. Der Krämer fiel ihm jedoch in den Arm und sagte:

Bei Leibe nicht, Herr Doctor! Sie würden mir ja noch die ganze Thür zu Schanden machen. Allen Respect vor Ihrer Gelehrsamkeit, aber ein rechter Praktikus scheinen Sie mir nicht zu sein.

Der Doctor sah ihn betroffen an.

Sonst hätten Sie sich, fuhr der Krämer fort, für Ihr Schild einen andern Platz ausersehen, zum Beispiel hier an dem Thürpfosten unter dem Klingelzuge.

Aber der läßt ja keine Nägel ein.

Dafür gibt es Werkzeuge, die man Bohreisen nennt, und wenn es Ihnen recht ist, so schaffe ich Jemanden zur Stelle, der mit solchen Dingen besser umzugehen versteht, als wir Beide. Einstweilen aber, denk ich, legen wir uns noch ein Stündchen wieder auf's Ohr, denn es ist noch gar früh am Tage und die Morgenluft kühl und frisch.

Damit schlug er die Hausthür zu, zog seine Nachtmütze tiefer über die Ohren und begab sich wieder zu Bett, während der Doctor die unter der Wucht seines Körpers knarrende Wendeltreppe, welche zu seinem Gemache führte, hinanstieg, um ein bereits Tags zuvor begonnenes Geschäft, das Auspacken seiner Bücher, fortzusetzen.

Aber ein rechter Praktikus scheinen Sie mir nicht zu sein, hatte der Krämer gesagt und mit diesem Ausspruche hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen. Nein, ein Praktikus war unser Doctor nicht; er hatte sich weder als Arzt die Lehren, welche Mephisto dem Schüler ertheilt, noch als Mensch die Lebensregeln, welche Polonius seinem Sohne Laertes mit auf den Weg gibt, zu Nutze zu machen vermocht. Als der Sohn eines mäßig begüterten Ackerbürgers hatte er in einer kleinen Landstadt seinen ersten Schulunterricht genossen, dann mit gutem Erfolge das Gymnasium absolvirt und auf der Universität zuerst Philologie und sodann Medicin studirt. Von einer unersättlichen Wißbegierde beherrscht, hatte er sich im Leben wenig oder gar nicht, desto mehr aber in allen Fächern des Wissens umgethan. Kein philosophisches System von Aristoteles bis auf Hegel war ihm fremd geblieben, er kannte die Geschichte aller Länder und Völker, er war in der alten wie in der neuen Literatur zu Hause und hatte sich in seiner Fachwissenschaft Kenntnisse erworben, deren sich kein Professor zu schämen gehabt hätte; außerdem war er ein leidenschaftlicher Musikus und hatte es auf dem Cello, seinem Lieblingsinstrumente, sogar zu einer gewissen Virtuosität gebracht, allein jene Schätze lagen aufgespeichert in seinem Kopfe, wie das Gold in den Truhen eines Geizhalses, sie brachten weder ihm noch Andern einen reellen Nutzen. Wo es galt, seine mühsam erworbene Weisheit handelnd zu bewähren, am Krankenbette, da pflegte er im Gewirre der Erscheinungen den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen und indem er in Gedanken mit Paracelsus und Gallenus und wie die Heroen der neuern Medicin heißen mögen, zu Rathe ging, verrieth er den Patienten gegenüber eine Aengstlichkeit und Unsicherheit, welche diesen jedes Vertrauen benehmen mußte. Was seinen Bemühungen um Erlangung einer ärztlichen Praxis aber ganz besonders und schon von Vornherein im Wege stand, das war seine äußere Erscheinung. Wer ihm zum ersten Male begegnete, der hätte ihn für einen Menschen halten können, der in jäher Wildniß gezeugt und großgezogen, sich durch ein Ohngefähr in den Bereich der Civilisation verirrt habe, und nun in der ungewohnten Umgebung sich nichts weniger als heimisch fühle. Beine, welche im Verhältniß zu dem langen Oberkörper um einige Zoll verkürzt erschienen, ein ungeschlachter Rumpf mit flacher Brust, Arme, denen an Länge zugelegt, was den Beinen entzogen war, ein knorriger, tief in den Schultern steckender Kopf mit kurzer, breiter Stirn, buschige, über der Nase zusammenlaufende Augenbraunen, ein wüster, in's Röthliche spielender Bart, welcher die untern Partieen des Gesichtes vielleicht glücklich verdeckte, alles

Digitized by Google

dieses bildete ein Ensemble, in welches einige Harmonie zu bringen alle Toilettenkünste vergeblich versucht haben möchten. Einen solchen Versuch hatte ihnen aber unser Doctor auch nicht verstattet, vielmehr hatte er jede mögliche Vorsorge getroffen, seinem unförmlichen Gliederbau durch seine Kleidung in Schnitt und Farbe noch mehr Relief zu geben. Und dennoch besaß dieser, von der Natur so stiefmütterlich behandelte Mensch eine Schönheit, die alle seine übrigen Mängel vergessen ließ, die zu entdecken aber nur dem Auge der Liebe vorbehalten war.

(Fortsetzung folgt.)

Mirès.

Unter den Anklagepunkten gegen Mirès ist der auf Betrug lautende einer der gravirendsten; derselbe besteht in dem Verkauf der übergebenen Werthpapiere, ohne daß die Eigenthümer benachrichtigt worden wären, wodurch viele Leute fast ihr ganzes Vermögen verloren. Der Anklageact sagt hierüber: „Eine der Operationen der von Mirès gegründeten Gesellschaft: „Caisse générale des chemins de fer," bestand in Darlehen auf öffentliche Effecten, Actien und Obligationen und in Creditöffnungen auf Depots verschiedener Werthe. In der That übergaben eine Anzahl von Kunden der Kasse für Vorschüsse oder Darlehen Werthpapiere. Der darüber ausgefertigte Act verpflichtet bei einigen ausdrücklich, bei allen ausschließlich, die Kasse, diese Werthe als Pfand zu bewahren, während das Eigenthum daran den Deponenten verbleiben sollte. Aber die Geranten hielten sich daran nicht gebunden. Ihnen galten diese Titel wie Baukbillete, über die sie unbedenklich verfügten, sie verhandelten sie, und zwar meistens in demselben Monat, in welchem sie deponirt wurden: den Erlös verwandten sie für die Gesellschaft oder für sich und bedienten sich dessen wie eines Betriebscapitals. Die Kunden hielten sie absichtlich im falschen Vertrauen, schickten ihnen alle Vierteljahre regelmäßige Abrechnungen, auf denen im Debet die Vorschüsse und Zinsen, im Credit die deponirten Werthe figurirten. Die Actien, die so entwendet und verkauft worden waren, hatten allmälig den Betrag von 10 Millionen erreicht, als der italienische Krieg ausbrach (April 1859). Die Börsencourse fielen bedeutend. Die Geranten gedachten diesen Umstand zu benutzen, um sich der Pfandschuldner zu entledigen. Zwei derselben hatten diesen Einfall. Mirès übernahm die Ausführung. Nachts versammelte er im Gesellschaftslocale eine Anzahl Angestellter und ließ durch dieselben am 30. April, 2. und 3. Mai ein Rundschreiben an alle Pfandschuldner abschreiben, in welchem er ihnen anzeigte, daß er ihre Pfandstücke an der Börse verkauft habe, und ihnen ein Verzeichniß beilegte; dem fügte er noch hinzu: „Gestatten Sie uns gefälligst, bei Voraussicht eines noch stärkeren Fallens der Course, diese Stücke in Ihrem Interesse wieder anzukaufen. Daß wir Ihre Situation im Auge behalten und den gelegenen Moment ergreifen werden, wo Sie mit Sicherheit und Nutzen diese Stücke werden wieder erlangen können, darauf dürfen Sie sich verlassen." Auf der Rückseite finden sich die Nummern der Titel mit dem Verkaufspreis zum damaligen Tagescourse. Dieses Rundschreiben ging an 333 Deponenten in recommandirten Briefen ab. Eine große Anzahl Deponenten fand auf diese Weise gerade ihre Schuld getilgt; fast alle waren als zahlungsfähig notorisch bekannt. Trotzdem verkaufte man ihre Werthpapiere ohne Unterschied. Der ganze Betrag der Verkäufe zu früheren bessern Coursen belief sich auf 3,800,000 Fr., die sich in Folge der Zurückerstattung auf 2,529,000 Fr. reducirten. Davon behielt Mirès 521,275 Fr, die Gesellschaft 2,007,993 Fr."

Zu seiner Vertheidigung hat Mirès eine selbst verfaßte und gezeichnete Schrift herausgegeben unter dem Titel: „An meine Richter. Mein Leben und meine Geschäfte." Mirès verharrt in dem Glauben an die politische und sociale Allmacht des Geldes und der Actie. Für die größte Culturschöpfung der neuesten Zeit hält er die Mobiliarcreditanstalten, wozu ihm Hr. Benoit Fould die Idee entlehnt hat, sowie er dem

Digitized by Google

Kaiser die Idee der öffentlichen Subscriptionen auf Staatsanlehen, und der Regierung die der Erneuerung des Privilegiums der Bank von Frankreich zu Grunde gelegte Idee eingegeben hat. In seinen den Ruhm und die überwiegende Macht Frankreichs bezweckenden, die Welt reformirenden Arbeiten und Unternehmungen begegnete er vier Hauptfeinden, welche waren: der Handelsminister Rouher, die öffentliche Meinung, Rothschild und der Hr. v. Pontalba. Der Minister konnte ihn nicht ausstehen, die öffentliche Meinung reagirte gegen die Börse und den Actienschwindel, Rothschild unterminirte ihn, Pontalba demmcirte ihn. Nach Hrn. Mirès reducirt sich die Culturgeschichte wie die Staatengeschichte der Gegenwart auf einen Conflict zwischen den deutschen und den portugiesischen Juden, welche sich um die Weltherrschaft zanken. Im Norden wie im Süden Europa's, sagt Hr. v. Mirès, haben es die Juden dahin gebracht, fast ausschließlich über die beweglichen Reichthümer zu verfügen. Gerade in dieser Uebermacht liegt eine große Gefahr für die Sicherheit der Juden. Als Mirès 1858 sich mit dem Cardinal Antonelli unterhielt, bat er ihn, alle fünf Jahre einen Mortaraspectakel anzuzetteln, welcher Sympathien für die Juden erregt und dadurch den Haß mindert, welchen sie gegen sich aufhäufen. Der Cardinal antwortete: „Ah, Sie brauchen ein wenig Verfolgung! Nein, mein braver Mirès, den Gefallen werden wir euch nicht mehr erweisen." — Ich fürchte vor allem, sagt Mirès, das Publicum werde eines Tages in seinem blind und verwegen heraufbeschworenen Zorne die Juden aus dem Norden mit den Juden aus dem Süden vermengen. Die Juden aus dem Norden, auch die deutschen Juden genannt, kennen keine Großmuth; sie gefallen sich in der Ausübung einer drückenden Herrschaft. In Deutschland beherrschen sie zu ihrem ausschließlichen Vortheil alle Geldplätze, und ihre Reichthümer frommen niemals dem Staate den sie bewohnen. Die Juden aus dem Süden hingegen, auch die portugiesischen Juden genannt, entlehnen den lateinischen Völkern ihre noblen Instincte, und sie suchen sich nicht auf Kosten des öffentlichen Rechts zu bereichern. Der deutsche Jude ist Rothschild, der portugiesische ist Mirès. Der deutsche Jude erkannte in der revolutionären, demokratischen Idee des Credit mobilier die größte Gefahr für seine Alleinherrschaft. Dieser Kampf zwischen dem alten Regime und der Finanzrevolution scheint zu Gunsten der deutschen Juden auszugehen. Mirabeau-Mirès steht vor dem Zuchtpolizeigericht und die öffentliche Meinung streitet gegen die neue Lehre der Gebrüder Pereire!

Miscelle.

In Paris circulirt nach der „Donau-Ztg." folgende Anekdote: Das „Kind von Frankreich" fragte seinen Vater, welcher Unterschied sei zwischen Malheur und Calamité. Darauf die Antwort: „Si le prince ton cousin tombait dans un puits, ce serait un malheur; si on l'en retirait vivant, ce serait une calamité" („Wenn der Prinz, dein Vetter, in einen Brunnen fiele, wäre das ein Malheur; wenn man ihn lebend wieder herauszöge, ein Unglück.")

Homonyme.

Vom Ganzen ist es ein winziger Theil,
Und sättigt, fürwahr! nicht ein kleines Thier;
Und wiederum ist es so hoch und so steil,
Und ragt mit dem Haupt in das Wolkenrevier.

Auflösung der Homonyme in Nr. 75:

Stock.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geld.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 77. Speyer, Donnerstag 4. Juli 1861.

Der Armenarzt.

(Fortsetzung.)

Er hatte seine praktische Laufbahn zuerst in seiner Vaterstadt eröffnet; als sich aber nach einem zweijährigen Aufenthalte daselbst eine Praxis nicht hatte bilden wollen, hatte der Prophet seinem undankbaren Vaterlande den Rücken gekehrt und in einem größern Orte sein Glück versucht. Allein auch da war ihm solches nicht günstig gewesen und so war er denn abermals weiter und in die alte Rheinstadt gezogen und hatte sein Schild, wie wir gesehen, nicht unter den günstigsten Auspicien an die dritte Stelle geheftet. Sein Vater hatte inmittelst das Zeitliche gesegnet. Sein kleines Erbtheil war bis auf einen geringen Rest zusammengeschmolzen und wenn ihm sein Unstern auch hierher gefolgt sein möchte, so mußte er sich in nicht gar langer Zeit der Noth des Lebens preisgegeben seh'n. Daß er sich an einem der entlegensten Stadttheile eingemiethet, dazu hatte ihn neben ökonomischen Rücksichten die Erwägung veranlaßt, daß er hier die Concurrenz seiner zahlreichen Collegen weniger zu fürchten haben möchte. Diese hatten sich allerdings gehütet, sich auf einem Terrain anzusiedeln, wo ihre Thätigkeit vielleicht mehr als anderswo in Anspruch genommen, dagegen aber wenig oder gar nicht belohnt worden wäre.

Es mochten seit jenem Morgen, wo wir zuerst die Bekanntschaft unsers Doctors gemacht haben, etwa vierzehn Tage verflossen sein. Der Krämer, welcher in seinem Stadtviertel in nicht geringem Ansehen stand, weil er vor Jahren einmal die Würde eines Stadtverordneten bekleidet, hatte es sich sehr angelegen sein lassen, seine eigenen Kunden auch zu denen seines Miethsmannes zu machen, indem er bei jedem Loth Kaffee oder Schnupftabak, welches er ihnen abwog, dessen Gelehrsamkeit unter Hinweis auf seinen Bücher-Reichthum nicht genug zu rühmen wußte; allein außer einer armen Magd in der nächsten Nachbarschaft, welcher er einen Wurm im Finger glücklich operirt, hatte noch keiner seiner Hilfe begehrt. Er saß in gewohnter Weise den ganzen Tag hinter seinen Büchern und vergaß über seinen mannigfaltigen Studien sich und die Welt. Nur, wenn es zu dunkeln begann, um jene stille Dämmerstunde, wo ein glückliches Herz seine süßesten Träume träumt, ein bedrängtes aber nur zu oft von seinen bittersten Sorgen heimgesucht wird, da lehnte er sich wohl in seinen Sessel zurück und gedachte mit Bangen der Zukunft. So that er auch jetzt. Er wollte eben seine Lampe anzünden, um seine traurigen Gedanken zu verscheuchen, als er plötzlich die Töne einer Geige vernahm. Er trat ans Fenster und überzeugte sich, daß sie aus einem der mittlern Zimmer des gegenüberliegenden Hauses drangen. Es war jedenfalls eine geübte Hand, welche den Bogen führte; der Strich war rein, kräftig und sicher. Er ließ die Lampe noch unangezündet und nahm wieder in seinem Sessel Platz, und während er saß und dem Spiele lauschte, das sich in kecken Phantasien erging, fühlte er sich wie von einem frischen Lebenshauche angeweht, und Muth und Vertrauen kehrten in seine Seele zurück. Gern hätte er, als das Spiel endlich verstummte, nun auch zu seinem Cello gegriffen, das bis dahin noch unberührt in seinem Futterale geblieben war, allein eine gewisse Scham hielt ihn davon zurück und er nahm statt dessen Plutarch's Biographien zur Hand.

Wer spielt denn drüben die Geige?

Digitized by Google

fragte er am andern Morgen die Magd, welche ihm das Frühstück brachte.

Der neue Cantor von Sanct Pantaleon ist da gestern eingezogen, erwiderte sie.

Als er bald darauf zufällig einen Blick auf die gegenüberliegenden Fenster warf, bemerkte er, daß hinter denselben ein junges Mädchen damit beschäftigt war, die untern Scheiben mit kleinen weißen Gardinen zu verhängen. Das gestrige Spiel hatte seinen musikalischen Sinn wieder angeregt. Er nahm das Cello aus dem Futterale und begann solches zu stimmen, jedoch ganz leise, indem er sich nicht des Bogens, sondern nur der Finger bediente. Als er indeß mit dem Stimmen fertig war, stellte er das Instrument wieder bei Seite. Wie er es überhaupt nicht liebte, sich von Andern beachtet zu sehen, eine Abneigung, welche leider seine äußere Erscheinung nicht begünstigte, so trug er auch Scheu, durch sein Musiciren der Nachbarschaft oder den Vorübergehenden von seinem Dasein Kunde zu geben, zumal er sich hier von einem Kenner belauscht glauben durfte. Diese Scheu mußte indeß einmal überwunden werden, wenn er dem Verkehr mit seinem alten Busenfreunde, dem Cello, nicht ganz entsagen wollte und so faßte er sich denn eines Abends ein Herz und hub die bekannte Cavatine aus „Joseph in Aegypten" zu spielen an. Er hatte kaum einige Striche gethan, als drüben erst die Geige, dann ein Clavier einsetzte und beide das Thema variirten. Es hätte nicht viel gefehlt, daß er vor freudigem Schreck Tact und Fassung verloren. Am liebsten wäre er mit seinem Instrumente hinübergeeilt, um sich seinen unsichtbaren Mitspielern anzuschließen, aber hätte er solche Kühnheit besessen, da wär' er ja nicht der arme prozislose Doctor gewesen; genug, daß er noch so viel Contenance behielt, nicht allein in seinem Spiele fortzufahren, sondern auch, als nach Beendigung der Cavatine die Geige ihn aufforderte, das Duett aus der „Schweizer-Familie" anzuheben, er auch dieser Aufforderung Folge leistete. Ein „Gute-Nacht-Gruß" machte den Beschluß dieses wunderlichen Concertes.

Der Doctor wußte nicht, wie ihm geschehen war. Es war ihm in seinem einförmigen Leben noch niemals etwas Absonderliches begegnet, dieß aber sah einem Abenteuer so ähnlich, daß er sich davon gar seltsam, ja in etwas unheimlich berührt fühlte. Wenngleich er wußte, daß es eben keine Geisterhände waren, welche sein Spiel begleitet hatten, so war es ihm doch, als ob irgend eine fremde dämonische Macht, ihm zum Heil oder Unheil, in sein Leben einzugreifen versuche. Dieß Gefühl hielt ihn denn auch in den folgenden Tagen vom Musiciren ab. Auch drüben blieb Alles still und die Fenster waren den ganzen Tag über dicht verhängt. Schon begann sich jener Eindruck bei ihm abzuschwächen, als eines Morgens in aller Frühe ein hageres, eingetrocknetes Männlein mit grauem, spärlichen Haupthaar bei ihm eintrat, sich als den Cantor Advena zu erkennen gab und ihn bat, seine Tochter, welche sich bei der Uebersiedelung von ihrer frühern in ihre gegenwärtige Wohnung eine Erkältung zugezogen haben müsse, und in der vergangenen Nacht stark gefiebert habe, in ärztliche Behandlung zu nehmen. Er warf sich rasch in seine Kleider und begab sich zur Kranken. Diese hatte wider den Willen des Vaters das Bett verlassen, um ihm den Kaffee zu bereiten und der Doctor fand sie, in ein großes Umschlagtuch gehüllt, bleich und fröstelnd in einer Ecke des Kanapee's sitzen. Sie fuhr bei seinem Eintritt erschrocken empor und stützte sich auf die Sophalehne.

Das ist der Herr Doctor, liebes Klärchen, sagte der Cantor, der so schön das Cello spielt.

Der Doctor drückte sie sanft auf ihren Sitz nieder und that, ihren Puls prüfend, die üblichen Fragen. Wie sie ihm, wie von einer kindischen Furcht befangen, zögernd und zaghaft ihre Hand hingereicht hatte, so wagte sie auch anfangs kaum zu ihm aufzublicken. Sein Bart war aber auch gar zu wüst und sie mußte immer an den Knecht Ruprecht denken. Doch die Stimme, die da zu ihr sprach, hatte einen so milden, freundlichen Klang, daß sie es gar nicht begriff, wie man so wild aussehen und so sanft reden könne. Aber auch der Ruprecht war ja gar nicht so bös wie er aussah; hatte er doch für artige Kinder stets einen

Digitized by Google

ganzen Schubsack voll Aepfel und Nüsse und süßem Backwerk bereit! Sie richtete sich allmälig auf und sah ihm verstohlen ins Auge. Und sieh, das Auge war wie die Stimme, dieselbe Milde, dieselbe Freundlichkeit in beiden, aber jener kindliche Sinn, jener Schatz von Güte und Treue, den unter so rauher Hülle seine Seele barg, den konnte nur das Auge wiederspiegeln, und Klärchen erkannte ihn in diesem Spiegel, denn auch ihre eigene Seele war eitel Liebe und Güte. Bei der Feier ihres letzten Geburtstages hatten um den Festkuchen schon zwanzig Lichtlein gebrannt, die Zeit der ersten Jugendblüthe war also für sie schon vorüber, allein ihr zartes Gesichtchen mit den kornblauen Augen und den seidenweichen blonden Haaren hatte einen so naiven unschuldigen Ausdruck, ihre Figur war so klein und zierlich, daß man, wenn sie sprach, ein früh entwickeltes Kind vor sich zu haben glaubte. Dafür hielt sie denn auch unser Doctor und in diesem Glauben geberdete er sich weit weniger linkisch und ungeschickt wie sonst.

Und nun ganz geschwinde wieder ins Bettchen! sagte er, nachdem er ein Recept geschrieben, dann werden wir vielleicht schon in einigen Tagen wieder miteinander musiciren können.

Sie sah ihren Vater an, damit er für sie das Wort ergreifen und dem Doctor explicieren solle, daß sie eigentlich gar keine Zeit habe, krank zu sein. Der Vater errieth ihre Gedanken und sprach, sie auf die Stirn küssend:

Gewiß, liebes Klärchen, du legst dich wieder zu Bett; dann ist es vielleicht mit wenigen Tagen abgemacht, während ich dich sonst vielleicht wochenlang entbehren müßte.

Dann fuhr er, zum Doctor gewendet, fort:

Wir haben keine Magd, nur ein Laufmädchen, und da begreift sie nicht, wie ihr Papa auch nur einen Tag ohne ihre Dienste existiren könne.

Machen Sie sich darüber keine Sorge, versetzte der Doctor, ich speise zu Hause allein auf meinem Zimmer und es würde mir sehr angenehm sein, wenn der Papa mein einfaches Mahl mit mir theilen wollte.

Klärchen warf ihm einen dankbaren und dem Vater einen bittenden Blick zu, während sich dieser verlegen die Hände rieb.

Sie sind also zu Mittag mein Gast, fuhr der Doctor fort, indem er zu seinem Hute griff, und das Recept hier werde ich selbst zur Apotheke besorgen.

Ehe Vater und Tochter noch zu Worte kommen und ihm ihren Dank aussprechen konnten, war er verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Ungarische Zustände.

Wie es in Ungarn unter der magyarischen Freiheit hergeht, davon bringt die „Donau-Zeitung" einige charakteristische Proben. Aus Oberungarn schreibt man derselben: „Ein Eisenbahnwächter, welcher auf einem in der Nähe von Kaschau gelegenen Dorfe wohnte, schuldete einem dortigen Schuhmacher für gelieferte Waaren den Betrag von sieben Gulden, und war von dem letztern ungefähr im Januar l. J. bei dem Stuhlrichter eingeklagt worden. Der Stuhlrichter schickte, ohne vorher den Bahnwächter zu vernehmen, den Ortsrichter aus dem Dorfe, wo der Bahnwächter ansässig war, sammt zwei Bauern zur Vornahme der Execution in das Wächterhäuschen des Bahnbediensteten; doch zog diese Commission unverrichteter Sache ab, da es dem Bahnwächter inzwischen gelungen war, durch Bitten und Vorstellungen den Stuhlrichter zur Sistirung der Pfändung bis zum 1. Februar zu bewegen, zu welchem Termine er den Schuldbetrag an seinen Gläubiger einzuhändigen versprochen hatte. So glaubte der Bahnwächter nun die Sache in Ordnung gebracht zu haben; allein Tags darauf erschien der Ortsrichter mit einem Geschworenen und jenen zwei Bauern in der Wohnung des Bahnwächters, ergrimmte gewaltig darüber, daß an den Wänden die Bildnisse beider Majestäten und einiger kais. Generale hingen, hieb mit dem Stock auf das an der Wand hängende Bild des Kaisers unter der unehrerbietigsten Aeußerung los und

Digitized by Google

nahm endlich dem Geklagten 23 Pfund Schmalz im Executionswege ab. Mochte nun der Bahnwächter sich anderweitig über solche Justizwillkür beschwert oder sonst irgend wie dem Stuhlrichter sich mißliebig gemacht haben: Thatsache ist, daß er am 17. Februar Nachmittags im Auftrage des Stuhlrichters festgenommen und durch mit Mistgabeln bewaffnete Bauern, die von Ort zu Ort sich ablösten, nach Kaschau escortirt wurde, angeblich deßhalb, weil er bei den „deutschen Hunden" Klage geführt habe. In Kaschau gelang es ihm durch List, in der Gendarmerie-Kaserne Schutz zu finden. Von dem Stuhlrichter, der seine Auslieferung verlangte, der Aufwiegelung durch Namhaftmachung von Zeugen beschuldigt, mußte er an das competente Strafgericht, d. i. an das Kaschauer Landesgericht, übergeben werden; doch wurde, da ohne Zweifel seine Schuldlosigkeit an den Tag gekommen wäre, durch planmäßig herbeigeführte Hindernisse die Verhandlung so lange verzogen, bis das Landesgericht seine Functionen einstellte und der Inquisit den Comitatsbehörden ausgeliefert werden mußte. Nach mehr als viermonatlicher Haft wurde er vor den versammelten Comitats-Gerichtshof gebracht, und ihm auf seine Erklärung, daß er sich beim Kaiser wegen der ihm widerfahrenen Behandlung beschweren werde, eine Disciplinarstrafe von 25 Stockstreichen zuerkannt. Gegenwärtig befindet er sich noch immer in Haft in voller Unkenntniß über sein und seiner Angehörigen Schicksal. Seines Dienstes ist er in Folge seiner Verhaftung natürlich entlassen worden; sein Weib und sein Kind sind in der elendesten Lage und fristen ihr Leben durch Betteln."

Dasselbe Blatt berichtet aus dem Banate: „In der Nähe von Lugos wurde durch einen magyarischen Sicherheitscommissär eine wandernde Zigeunerbande, beiläufig 50 Köpfe stark, wegen Diebstahlsverdachts angehalten; da sich aber die gestohlenen Gegenstände nicht vorfanden, so wurde augenblicklich zur körperlichen Züchtigung geschritten. Als demungeachtet kein Geständniß erfolgte, so wurden ungefähr 8 bis 10 Mann dieser Zigeuner unter ein umgestürztes Wasserbehältniß gesteckt, und unter demselben wurde — unglaublich, aber wahr — Schwefel angezündet. Allein auch diese Procedur blieb fruchtlos und führte zu keinem Geständniß. So mußte denn die Zigeunerbande entlassen werden. Doch hatte sich vorher der Sicherheitscommissär durch Wegnahme der bei Zigeunern immer vorhandenen silbernen Familienbecher und Knöpfe, welche letztere von den Kleidern abgetrennt wurden, seine Atzungskosten bezahlt gemacht."

Miscellen.

Chambers Journal erzählt, es sei aus Nordafrika ein Gerücht nach England gedrungen: demzufolge unser Landsmann Dr. Ed. Vogel, der todtgesagte Reisende, nicht nur nicht ermordet sei, sondern als eine Art Großwesir oder Rath im Dienste des Sultans von Wara lebe. Obgleich sehr gut dort behandelt, werde er doch sehr streng bewacht, um ihm jeden Fluchtversuch unmöglich zu machen. Ist an diesem Gerüchte etwas Wahres, so wird die Heuglin'sche Expedition, die zu Dr. Vogels Aufsuchung ausgesendet ist, bestimmtere Nachrichten geben können.

Das größte Buch, das je gedruckt worden, befindet sich in einem Exemplare in der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien. Es hat den Titel „Pantheon der Helden Englands" und ist jede Seite 4 Klafter hoch und 2 Klafter breit. Die Buchstaben haben die Höhe eines halben Schuhes. Das Buch wurde auf einer Londoner Dampfpresse gedruckt und die Stelle der Druckerschwärze vertrat Goldfirniß. Es sind von diesem typographischen Riesen nur 100 Exemplare für die bedeutendsten Sammlungen abgezogen worden.

Auflösung der Homonyme in № 76:

Brocken.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 78. Speyer, Samstag 6. Juli 1861.

Ein Studenten-Jubiläum.

J. **München**, 1. Juli. Wer denkt nicht gerne zurück an die glückliche Zeit seines akademischen Lebens, wo die jugendlichen Gemüther sich gegenseitig warm und frisch erschließen und Freundschaftsbünde knüpfen für die Dauer ihrer Tage; wo die Zukunft noch golden wie ein sonniger Frühlingsmorgen entgegenlacht; wo man in schwärmerischer Hingebung die ganze Menschheit umarmen und glücklich machen möchte; wo die Freiheits- und Vaterlandsliebe, noch von keiner Parteifarbe getrübt, in den jugendlichen Herzen rein und keusch lodert, wie das heilige Feuer der Vesta; wo der Jüngling arglos und vertrauend, weil noch von keiner Enttäuschung getroffen, hineinblickt in die Welt und ihr buntes Getriebe! Wer erinnert sich nicht dieser schönen Zeit voll Jugendlust und Jugendübermuth, und wer, der sie redlich zwischen Studien und Burschenleben getheilt, möchte sie nicht in späteren Jahren betrauern wie ein verlorenes Paradies!

Fünf und zwanzig Jahre später! Die Ideale sind entflohen vor der Wirklichkeit und Prosa des Lebens; die Mühen des Berufes, die Sorgen um Weib und Kind und all' die mancherlei Kämpfe mit der Welt und ihrer Qual: sie haben an dem Herzen des Mannes ganz andere Narben hinterlassen, wie die von der scharfen Klinge des Schlägers auf der Brust und im Gesichte des Jünglings.

Solche Betrachtungen und Gefühle mußte bei den ältern Theilnehmern ein Fest wecken, welches in den Tagen vom 26. bis 29 Juni hier gefeiert wurde — das fünfundzwanzigjährige Stiftungs-Jubiläum des Studentencorps Franconia. Im Wintersemester $18^{35}/_{36}$ hatte sich eine Anzahl studirender Jünglinge aus Franken, Oberbayern, der Rhein- und Oberpfalz zusammengefunden, um unter der Leitung ihres Commilitonen Franz Karl Gerster, gegenwärtig praktischer Arzt in Nürnberg, eine neue Verbindung zu gründen. Nach mancherlei Kämpfen und Hindernissen erhielten sie am 3. Jan. 1836 die nachgesuchte Regierungsgenehmigung und constituirten sich am 28. Januar desselben Jahres als Corps Franconia. Die Feier des 25jährigen Jubiläums wurde indessen, der bessern Jahreszeit wegen, auf die oben bezeichneten Tage verlegt. Es kamen denn auch von allen Seiten frühere Mitglieder, zum Theil aus weiter Ferne. So war aus Bucharest der dortige Spitalarzt Dr. Albert Wehnert gekommen, welcher im Jahre 1840 der Verbindung beigetreten war und in derselben die Charge eines Consentors bekleidet hatte. Mit welcher Hast stürzten sich die alten, lang getrennten Universitätsfreunde in die Arme, mit welcher Innigkeit schlossen sie sich ans Herz! Ja,

„Studentenfreundschaft altert nicht."

Manche auch erkannten sich auf den ersten Blick nicht wieder; es war an ihnen in Erfüllung gegangen, was das Burschenlied sagt:

„Das Gesicht in schweren Falten
Werden wir uns wiedersehen."

Am 26. Abends war Versammlung auf dem Hirschbräukeller. Da schaarten sich die verschiedenen Altersgenossen zusammen und schwelgten in der Erinnerung an die akademischen Jahre mit ihren Suiten und lustigen Streichen, und Jeder wurde im Geiste zurückversetzt in die schönsten Tage seiner Jugend. Gegen halb 11 Uhr kamen, von activen Corpsmitgliedern am Bahnhof empfangen, die Philister aus der Pfalz — es waren

Digitized by Google

im Ganzen 14 beim Feste vertreten — in den Hirschbräukeller. Sie wurden mit rauschendem Zuruf und von der Musik mit Tusch begrüßt, von alten Freunden umdrängt und umarmt, auch nach diesem und jenem Corpsbruder in der Pfalz gefragt, und vertheilten sich zuletzt in der heiteren Gesellschaft, welche bis früh zwei Uhr beisammenblieb. Am folgenden Morgen begann unter den Festgenossen eine Heiserkeits-Epidemie zu grassiren, welche in ab- und aufsteigender Bewegung während der ganzen Jubiläumsfeier anhielt.

Am 27. Juni Vormittags war in der blauen Traube feierlicher Convent, worin innere Corpsangelegenheiten besprochen wurden. Aus dem vom derzeitigen Senior Casimir Keller verfaßten Jubiläums-Album entnehmen wir folgende Daten. Die Franconia zählte seit ihrem Bestehen 318 Corpsburschen. Davon sind Corpsphilister 227, ausgetreten 15, entfernt wurden 22, activ sind noch 25. Von den 291, die nach Abzug der Ausgetretenen und Entfernten bleiben, starben 12 als Studenten und 20 als Philister. Von der Gesammtzahl kommen auf die drei Franken 95, auf die Pfalz 94, auf Schwaben 32, Oberbayern 31, die Oberpfalz 15, Niederbayern 5, auf auswärtige Länder 46. Von den Renoncen wurden seit dem Jahre 1838 — über die frühere Zeit liegt kein Verzeichniß vor — 21 zu Philistern erklärt, gestorben sind 8, ausgetreten (meist um auf andere Universitäten zu gehen) 96, entfernt wurden 49, activ sind noch 6. Die Franconia hat von jeher nicht sowohl auf die Quantität als auf die Qualität ihrer Mitglieder gesehen, und die Philister, welche der Jubiläumsfeier anwohnten, konnte daher auch nur mit Stolz auf den jungen Nachwuchs blicken. Jedermann erkennt den guten Ton und die anständige, von grasser Renommisterei und den sonstigen Auswüchsen des Studentenlebens freie Haltung des Corps und seiner einzelnen Glieder.

Am Nachmittag des genannten Tages, um drei Uhr, begann das Festessen im Saale zur blauen Traube. Auch hier wehte der alte, muntere und ungezwungene Burschengeist. Da war kein Unterschied zwischen Alt und Jung; alle schienen wieder Studenten zu sein und die Sorgen und Mühen des Philisterthums gänzlich vergessen zu haben. Den ersten Trinkspruch brachte der Senior Keller aus. Er begrüßte die Anwesenden und ließ insbesondere den Stifter Dr. Franz Karl Gerster leben. Dieser legte in seiner, von gewohntem Jugendfeuer durchwärmten Antwort den activen Corpsgliedern die ächten Tugenden eines braven Studenten ans Herz und ermahnte sie, über den geselligen Freuden der ernsten Studien nicht zu vergessen. Ein anderer mit stürmischem Zuruf aufgenommener Toast war der des Staatsanwaltes Gustav Hohenadel in Amberg. Wer von den ältern Philistern und Freunden der Francouia erinnert sich nicht mit Freuden dieses fidelen, unter dem Burschennamen Baron Gymbach allgemein bekannten und beliebten Hauses! Sein Witz und Geist belebte die geselligen Zusammenkünfte und bei Fuchs- und andern Suiten ließ er stets, wenn auch oft erst in Folge des Drängens der Commilitonen, die glückliche Ader seines dichterischen Humors springen. Jung und frisch geblieben in jeder Beziehung, trug er beim Festessen nachstehende, in der Eile verfaßten Verse vor:

So sind denn wieder wir vereint
Wie einst in jenen Tagen,
Da wir — freilich ganz unvermerkt —
Der Wissenschaft oblagen! —

Zwar sind ein Viertels-Säculum
Wir älter nun geworden
Und lange, lang schon schwuren wir
Zu dem Philister-Orden.

Statt aus den Humpen lang und tief
Zieh'n wir am Staatsdienst-Karren
Und hören statt des Schlägers Klang
Der Feder schrilles Knarren.

Von Kinder-Wiegen schweig' ich still
Und was damit verbunden;
O Burschen-Zeit, du goldne Zeit,
Wo bist du hingeschwunden!

Doch Eines, dent' ich, haben wir
Uns allesammt erhalten,
Doch Eines, hoff' ich, bleibt uns stets,
Den Jungen, wie den Alten:

Digitized by Google

Das ist — der wahre, offne Sinn
Für Wahres und für Rechtes;
Das ist — der tiefe, scharfe Haß
Gegen Gemeines, Schlechtes.

Das ist — das brave Burschen-Herz
Treu dem Gebot der Ehre,
Von dem's nicht läßt und wenn dabei
Die Welt zu haschen wäre!

Und wem im Philisterium
Das Alles ist geblieben,
Der bleibt als Bursch in's Album stets
Des Vaterlands geschrieben.

Drauf heb' ich nun mein Glas empor —
Wie ich es oft gehalten —
All' solche Bursche leben hoch,
Die Jungen wie die Alten!

Begeisterter Beifall folgte auch auf ein Gedicht von Oskar v. Redwitz (den die Franconia mit Stolz zu den Ihrigen zählt), das er mit der gewohnten Meisterschaft vortrug. Wir lassen es hier folgen:

Den Philistern der Franconia
zur Feier des 25jährigen Stiftungsjubiläums.

(Gesungen beim ersten Philisterpräsidium des feierlichen Commerses am 29. Juni 1861.)

Mel.: „Vom hoh'n Olymp herab ꝛc."

Seid uns gegrüßt, Franconia's Feiertage,
Die uns vereint im alten Bund!
Ihr Brüder all beim frohen Festgelage
Laßt grüßen uns mit Hand und Mund!
Zogen wir her auch vom ganzen Land,
Ziert uns doch All' nur ein einziges Band,
Und von der Isar, vom Main und vom Rhein,
Wollen wir Alle nur „Franken" sein.

Ein viertelhundert flotter Burschenjahre
Hat unser Bund sich treu erprobt,
Und Mancher singt heut d'rin mit grauem Haare,
Deß Jugend einst d'rin ausgetobt.
Braun oder grau — was kümmert das Haar?
Schlägt nur das Herz noch freudig und klar.
Stimmet mit jungem Herzen drum ein:
Lasset uns wieder Studenten sein!

Vom heitern grün-roth-weißen Band umzogen,
Was haben schwärmend wir geträumt!
Und wieviel hat das Leben uns gelogen,
Wie mancher Traum ist uns zerschäumt!
Heute doch wollen wir sorgenbefreit
Denken nur unsrer Studentenzeit,
Wollen wir schwärmen und träumen allein,
Wieder nur frohe Studenten sein.

Und die wir einst uns treue Freunde waren,
Umstrahlet von der Jugend Licht,
An unsern Herzen durften wir's erfahren:
Studentenfreundschaft altert nicht!
Und wie dereinst im Frankenbund,
Steht sie noch immer auf mächtigem Grund,
Schimmernd in ros'ger Erinnerung Schein —
Brüder, o laßt uns die Alten sein!

Gesegnet sei drum unser Wiedersehen,
Wer weiß, für wen zum letzen Mal!
Laßt für des edeln Bundes Wohlergehen
Uns freudig leeren den Pokal!
Hoch leben All', die wir Brüder uns sind!
Lasset auch leben so Weib wie Kind!
All' unsre Buben, so groß und so klein,
Sollen wie wir einst „Franken" sein!

Das Festessen verlängerte sich für Einige bis gegen 9 Uhr; Abends fand man sich im „Orlando di Lasso", früher „Hotel Bluncen" zusammen, wo gegenwärtig die Corpskneipe ist.

Der 28. Juni war zu einer ländlichen Parthie nach Feldafing, einem der schönsten Punkte am Starnberger See, bestimmt. Dort wollte man im Schatten eines herrlichen Buchwaldes beim Klange der Musik einen schönen Sommertag verleben. Tanz und Feuerwerk sollte diese Parthie, zu welcher auch viele Familien eingeladen waren, beschließen. Allein der Himmel zeigte sich leider dem ganzen Feste in hohem Grade unfreundlich. Vom Abend des 26. bis zum 30. regnete es fast ununterbrochen, so daß gar mancher schöne Plan vereitelt wurde. Eine Schaar von 50 alten und jungen Burschen trotzte indessen dem Sturm und Regen und ließ es sich nicht nehmen, nach Feldafing zu ziehen. Obwohl dort in das Zimmer gebannt, unterhielt man sich doch auf das Angenehmste. Als das mit den Farben der Franconia und am Maste mit einer schwarz-roth-goldenen Flagge gezierte Dampfschiff die heitere Gesellschaft gegen Abend nach Starnberg zurückbrachte, beleuchteten einige Sonnenblicke die Riesen des Hochgebirges und zeigten dieselben in

Digitized by Google

überraschender Klarheit. Beim Vorüberfahren des Bootes wurden auf einigen Landhäusern Flaggen mit den Franken-Farben aufgezogen und vom Schiffe mit Böllerschüssen begrüßt. Abends war gemeinschaftliche Kneiperei im „Orlando", wo wieder bis zur Mitternachtsstunde geschwärmt, gescherzt und gesungen wurde.

Am Abend des 29. war im Saale der Tonhalle feierlicher Commers, an welchem, auf ergangene Einladung, auch der Rector Magnificus und mehrere Professoren der Universität, höhere Beamten, Philister fremder Verbindungen und andere Freunde der akademischen Jugend Theil nahmen. Als die Musik durch den geschmückten Saal rauschte und die alten Lieder erklangen, ging Jedem das Herz auf und mächtiger regte sich die Erinnerung an die alte Burschenherrlichkeit, von der es heißt:

„Mit keinem König hätt' ich da getauscht."

Unter den verschiedenen Trinksprüchen der beim Commers Präsidirenden erwähnen wir den des Stifters Dr. Gerster auf das Gedeihen der Franconia mit Hindeutung auf den Hauptzweck des akademischen Lebens: die Studien, welche, im Verein mit den übrigen Pflichten eines wahren Studenten, „der spiritus familiaris Franconiae sein sollen." Anknüpfend daran brachte Julius Paraquin, q. Staatsprocurator-Substitut, dem Freunde und Beförderer der Wissenschaft, dem König Max II., ein Hoch, welches begeisterten Nachhall fand. Auch der verstorbenen Genossen der Verbindung wurde gedacht und ihrem Andenken eine stille Libation geweiht. Oskar v. Redwitz nahm aus dem schönen Körner'schen Lied: „Auf, schwärmt und trinkt, geliebte Brüder!" Anlaß zu einer glänzenden Rede, die wir in der nächsten Nummer mittheilen werden.

Außerdem brachten noch Senior Keller, Bataillonsarzt Dr. Friedrich, Oberappellrath Lang, Staatsanwalt Wilfert u. A. Trinksprüche theils launigen, theils ernsten Inhalts aus, bis dann um 1 Uhr der „Landesvater" begann. Der Tag war bereits angebrochen als die Letzten nach Hause zogen. Mancher von ihnen konnte singen: „Wanke nicht, mein Vaterland!"

Der Heimgang am hellen Morgen hatte wenigstens den Vortheil, daß man nicht — wie es Nachts vorher Einem begegnet war — den Hausschlüssel an allen Thüren und Thoren einer Straße zu versuchen brauchte, um endlich den rechten Eingang zu finden.

Mit dem Commers war die eigentliche Jubiläumsfeier zu Ende. Schon am nächsten Morgen verließen mehrere Festgenossen, namentlich Aerzte, welche ihr Beruf so schnell als möglich wieder heimrief, die hiesige Stadt. Unter ihnen war auch Dr. Gerster. Eine Anzahl alter und junger Corpsmitglieder hatte sich am Bahnhof eingefunden, um den Scheidenden Lebewohl zu sagen, und als der Bahnzug, welcher sie entführte, die Einsteighalle verließ, scholl ihnen ein donnerndes Hoch nach. So freudig das Wiedersehen gewesen, so schmerzlich war die Trennung von den alten, lieben Freunden, — um so schmerzlicher, als es wohl bei Manchen einen Abschied für das Leben galt. Aber die Erinnerung an das schöne, traute Fest wird alle Theilnehmer, wie die Erinnerung an eine zweite, flüchtig durchschwärmte Studentenzeit in das Alltagsleben zurückbegleiten und einen lichten Punkt bilden beim Rückblick in vergangene Zeiten.

Miscelle.

Hat Swedenborg gelehrt und gepredigt, „daß die Hölle ein Freistaat mit parlamentarischer Regierungsform ist?" Ueber diese Frage streiten sich gegenwärtig zwei Stockholmer Blätter. Nye Dayl. Allehanda hat's behauptet, Aftonbladet führt aber den Gegenbeweis, daß Swedenborg ein großer Verehrer der republikanischen Verfassung Hollands gewesen und während seiner Wirksamkeit im Reichstage sich stets entschieden freisinnig gezeigt habe.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Grib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 79. Speyer, Dienstag 9. Juli 1861.

Der Armenarzt.

(Fortsetzung.)

Mit einem paar Tagen war nun freilich trotz allen Bemühungen des Doctors Klärchens Krankheit nicht abgethan, vielmehr steigerte sich das Fieber immer mehr und mehr, ohne jedoch selbst auf seiner Höhe gefährlich zu werden und erst in der dritten Woche durfte sie ihr Bett wieder verlassen. Während dessen hatte sich zwischen den beiden Männern ein Verhältniß gebildet, welches man, soweit der Abstand der Jahre, — der Cantor war als ein Sechsziger dreißig Jahre älter als der Doctor, — und die Verschiedenheit der Bildung solches zuließen, ein freundschaftliches nennen konnte, und der Letztere setzte auch nach der Genesung Klärchens seine Besuche im Hause des Cantors fort. Was Jener vor Diesem an theoretischem Wissen, das hatte der ältere, schon vielfach geprüfte Mann vor dem jüngern an praktischer Lebensweisheit voraus, so daß der Doctor aus dem gemeinsamen Umgange doch den größeren Vortheil zog. Auch der Cantor hatte, gleich dem Krämer, bald erkannt, woran es seinem Freunde hauptsächlich mangle und er wußte ihm gelegentlich manchen nützlichen Wink zu geben. Als derselbe ihm einmal sein Herz ausgeschüttet und sich über seine geringe Praxis beklagt hatte, erwiderte er:

Wenn Sie überall gelebt haben, wie hier, so dürfen Sie sich darüber weder wundern noch beklagen. Eine Annonce im Amtsblatte, daß der Doctor N. N. sich hier niedergelassen und ein Schild vor der Thür, das thut's allein nicht; der junge Arzt muß sich unter die Menschen begeben, sich Gönner und Freunde zu erwerben suchen und — ein wenig den Charlatan spielen; — ja, ja, den Charlatan, es ist mein Ernst. Das mundus vult decipi muß sich mehr oder weniger Jeder zu Nutzen machen, wer es in der Welt zu Etwas bringen will. Ich habe einen jungen jüdischen Arzt gekannt, welcher von früh bis spät hastigen Schrittes und nach allen Seiten hin grüßend durch die belebtesten Straßen wandelte, bald in das eine, bald in das andere Haus irgend einer vornehmen Herrschaft lief, sich eine Weile hinter der Hausthür verborgen hielt und dann eifrig seinen Weg weiter fortsetzte. So machte er die Welt glauben, daß er eine ausgedehnte Praxis besitze, und mit der Zeit erhielt er sie wirklich, weil er nebenbei ein ebenso geschickter als sorgsamer Arzt war.

Der Doctor schüttelte bedenklich sein Haupt und jener fuhr fort:

Ich will damit nicht sagen, daß Sie zu ähnlichen Mitteln Ihre Zuflucht nehmen, sondern daß Sie jede Gelegenheit aufsuchen sollen, sich den Leuten bemerklich zu machen und ihnen eine günstige Meinung von sich beizubringen, ohne in der Wahl der Mittel gar zu gewissenhaft zu sein. Wie es mir scheint, haben Sie vor jeder andern Wissenschaft mehr Respect, wie vor Ihrer Brodwissenschaft, von der Sie sagen, daß sie noch eine sehr mangelhafte sei und, wie ich glaube, wären Sie im Stande, auch Ihre Patienten so etwas merken zu lassen. Das hieße aber doch die Ehrlichkeit zu weit treiben. In manchen Fällen hängt der ganze Erfolg einer Kur von dem Grade des Vertrauens ab, welches der Kranke dem Arzte zuwendet; mag dieser sich deßhalb mitunter noch so unsicher fühlen, dem Patienten gegenüber, der jede seiner Mienen zu beobachten pflegt, muß er stets den Unfehlbaren spielen und diese Art der Charlata-

Digitized by Google

nerie ist es, welche ich Ihnen anempfehlen möchte.

Etwas Aehnliches war dem Doctor auch schon von Andern gesagt und er hatte dann auch wohl einmal einen Anlauf genommen, von seiner Art abzulassen, allein seine ärztlichen Schwächen und Mängel waren zu sehr mit seinen menschlichen Tugenden verwachsen, als daß er sie davon hätte trennen können. Der Cantor ließ es aber nicht allein bei seinen Rathschlägen bewenden, sondern drang auch auf deren Befolgung. Er veranlaßte ihn zunächst mit Hilfe seiner Tochter, auf seine Toilette mehr Sorgfalt zu verwenden. Klärchen hatte insbesondere darauf bestehen müssen, daß er seinen Bart, welcher ihr bei seinem ersten Besuche einen so tödtlichen Schrecken eingejagt habe, wie sie sagte, wenn auch nicht gänzlich verbanne, doch in einiger Zucht und Ordnung halte und sie hatte zu seiner Cultivirung selbst die erste Hand angelegt. Dann kaufte sie ihm einen seidenen Sleap und ein paar gelbe Glacéhandschuhe und er mußte bei den ansehnlichern Bürgern auch in der weitern Nachbarschaft Besuche machen. Am schwierigsten war es, ihn zu bewegen, daß er seinen einsamen Mittagstisch aufgebe und statt dessen in einem Gasthause speise. Aber endlich verstand er sich auch dazu. Ach, er hätte sein letztes Buch ins Feuer geworfen und sein Cello obendrein, wenn Klärchen es gewünscht hätte. Sie war eine umgekehrte Circe: aus dem Sohne der Wildniß war nach und nach ein ganz manierlicher Mensch geworden, so daß er sich in seiner Metamorphose kaum mehr wieder erkannte. Aber auch mit Klärchen war in seinen Augen eine Verwandlung vorgegangen. Er war längst dahinter gekommen, daß sie ein Kind nur noch an Gemüth, im Uebrigen aber eine vollendete Jungfrau sei, und diese Entdeckung hatte zuerst nicht sein Verstand, sondern sein Herz gemacht. Er meinte Morgens nicht eher an sein Tagewerk gehen zu dürfen, bevor sie nicht die eine Gardine zur Seite geschoben und ihm einen freundlichen Gruß zugenickt hatte und selbst dann war es mit seinem Fleiße nicht mehr wie früher. Er mußte sich häufig darüber ertappen, daß, während seine Augen fest auf den schwarzen Lettern hafteten, seine Gedanken quer über die Gasse spazierten und eine anmuthigere Weide aufsuchten, oder sich auch wohl in ein Gebiet verloren, von wannen sie allemal traurig zurückkehrten. Wohl hatte in der letztern Zeit der Eine oder der Andere seine ärztliche Hilfe in Anspruch genommen, allein die Hilfesuchenden waren meist Tagelöhner, arme Handwerker oder Kappesbauern, für die er nicht selten auch noch die Arzneikosten bestritt, und so sah er seine Zukunft nicht allein noch immer von den alten Wolken umlagert, sondern diese erschienen ihm im Gegensatze zu dem freundlichen Lichte, welches Klärchen über seine Gegenwart verbreitete, nur noch finsterer wie ehedem. Er brütete dann über allerlei Plänen, von denen der eine noch unverständiger war wie der andere, ja er dachte sogar einmal daran, seinem ärztlichen Berufe gänzlich zu entsagen und sich durch Musikunterricht seinen Lebensunterhalt zu erwerben, wiewohl er kaum im Stande gewesen sein möchte, seinen unglücklichen Schülern auch nur die ersten Elemente der Tonkunst beizubringen. Zu einer andern Zeit, wenn er jeder Hoffnung auf eine Verbesserung seiner Lage entsagen zu müssen glaubte, nahm er sich vor, ein anderes Quartier zu beziehen und den Verkehr im Hause des Cantors allmälig ganz abzubrechen, auch hätte er es wirklich eines Abends beinahe über sich gewonnen, daheim zu bleiben, wie verlockend auch der trauliche Lichtschimmer vom Cantorsstübchen in sein dunkles Gemach drang — denn er selbst hatte kein Licht angezündet, damit man glauben solle, er sei nicht zu Hause — da aber wurden drüben einige Accorde auf dem Piano angeschlagen und eine glockenhelle Stimme hub das Lied an: „Nun ruhen alle Wälder", und ehe noch der zweite Vers zu Ende gesungen war, stand der Doctor hinter dem Stuhle der Sängerin und stimmte leise in ihren Gesang ein.

Wo blieben Sie denn nur so lange? fragte Klärchen, ihm die Hand über die Schulter reichend, der Vater ist schon vor einer Stunde zu Hause gekommen und nur eben wieder ausgegangen, um einer Dame Noten zu überbringen, die er für sie abgeschrieben.

Digitized by Google

Ich hatte noch zu schaffen, erwiderte er nicht ohne Verlegenheit und die kleine Lüge trieb ihm das Blut ins Gesicht.

Ob er einen Krankenbesuch abgestattet habe, wagte sie zum Glück nicht zu fragen. Sie wußte, daß es ihn allemal verstimmte, wenn auf seine Praxis die Rede kam. Desto häufiger forschte sie aber in dieser Beziehung ihren Vater aus und dieser nahm mit tiefer Wehmuth die wachsende Theilnahme wahr, welche sie für die Person und die Angelegenheiten des Doctors an den Tag legte, aber er hatte sein einziges Kind zu lieb, als daß er einer Neigung entgegengetreten wäre, wider die sich von Seiten der Vernunft Nichts einwenden ließ, als daß sie zur Zeit noch eine hoffnungslose war. Und so ließ er die Dinge um so mehr ihren ruhigen Gang gehen, als ihre beiderseitige Liebe noch in dem Glücke eines stillschweigenden Einverständnisses ihr Genügen fand und sich äußerlich in den Schranken einer, allerdings innigen, Freundschaft bewegte. Mochten die Nachbarn immerhin zu den täglichen Besuchen des Doctors und ihren gemeinsamen musikalischen Uebungen ihre Glossen machen, was sollten sich die drei Menschen ein Glück verkümmern lassen, für dessen Verlust ihnen auch nur einigen Ersatz zu gewähren, keine der Lästerzungen sich gerührt haben möchte!

Klärchen hatte schon ein zweites und ein drittes Lied gesungen und der Cantor war immer noch nicht heimgekehrt. Sie verrieth eine ängstliche Unruhe über sein Ausbleiben, indem sie bald nach der Treppe horchte, bald ans Fenster trat und auf die dunkle Gasse hinausschaute.

Wo nur der Vater bleiben mag? sagte sie endlich, er könnte schon längst zurück sein.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rede des Hrn. O. v. Redwitz,

welche derselbe, wie erwähnt, bei dem Jubiläumsfeste der Francovia in München gehalten hat, lautet:

„Liebe Freunde und Brüder! Was ist es denn, was uns in diesen festlichen Tagen das Herz so hoch gehoben und so warm gemacht? — Wohl ist es die herzliche, aufrichtige Freude über das Wiedersehen so manchen treuen, langentbehrten Freundes, wohl ist es die so sonnige Erinnerung an unsere alten, heitern, glückseligen Studentenjahre — aber, wenn ich des Liedes gedenke, das soeben in diesem Saale verklang, das dem reinsten Burschenherzen eines der edelsten deutschen Sänger entströmt ist, — Freunde, da wird es mir so recht klar, das ist doch noch ein tieferer Geist, er muß es sein, der mächtiger als die Freundschaft und das Verständniß des Einzelnen, der geweihter als alle Erinnerung an froh durchlebte Tage, unseren ganzen Bund, so oft er sich auch erneuern mag, doch immer gleich beseelt, alle seine Glieder dauernd vereinigt, und sie ihrer Vereinigung bewußt macht, und dieser Geist, meine lieben Brüder, das ist der innerste alte Geist ächten deutschen Studentenlebens, das nur im deutschen Wesen so tiefe Wurzeln schlagen konnte, der Geist fröhlichster, brüderlicher Innigkeit, der Geist jugendlich kräftiger, idealer Schwärmerei, der Geist deutscher Ehre und Sitte, deutscher Kraft und deutschen Muthes, und Allem voran der Geist begeisterter Liebe zum großen deutschen Vaterlande.

O ihr lieben Brüder, wenn wir zurückdenken an Deutschlands glorreichste Jahre 1813, 14 und 15, da waren es die Burschen, die von Deutschlands Schmach und Erniedrigung die schmerzlichsten Lieder gesungen, Studenten haben das deutsche Volk zur Begeisterung fortgerissen, deutsche Studenten sind als die Ersten und Muthigsten in die Reihen der Vaterlandskämpfer getreten, und gar mancher Bursch hat im heiligen Kampf sein junges Leben verblutet. Brüder, diese Studenten aus jener deutschen Heldenzeit lasset uns leuchtende Vorbilder sein! An einem Theodor Körner und Max v. Schenkendorf laßt uns das Herz erheben!

Es können für Deutschland wieder jene Tage kommen; lasset uns darum dessen so recht bewußt werden: Auch unser liebes Corps „Francovia“ muß eine Bildungsschule sein, worin dieser alte deutsche Studenten-Geist gepflegt werden soll in seinem innersten Wesen, und das Bewußtsein von der gemeinsamen Pflege dieses Geistes zur Ehre

Digitized by Google

und zum Heile des großen deutschen Vaterlandes! Dieses gemeinsame Bewußtsein, das muß das unauflösliche Band sein, welches alle Brüder der lieben Franconia umschlingt, und dauernd an einander kettet, Alt und Jung, jetzt und später, und uns im Geist und Herzen verwandt machen soll bis an das Ende unserer Tage. Darum, liebe Freunde, mahn' ich euch: trotz unserer Zeit der Selbstsucht und des platten Materialismus, o haltet dennoch fest an diesem hohen edeln Geiste! — Wo alles eigenthümlich Kernhafte planirt und schon die Jugend blasirt werden will, sollt ihr die männlich freudige Pflege dieses kernhaften, hochpoetischen, deutschen Studentengeistes bewahren! — Hoch über allem Zechen und Suttisiren, hoch über allem Prangen nach Außen, muß euch diese Aufgabe stehen, und erfüllt ihr sie treulich, so wird sie sein und bleiben euer festestes Band, euer innerster Halt, sie wird sein eure hellste Zier, eure höchste Ehre. — Und so ruf' ich denn freudig — ich weiß, ihr Alle stimmt mir begeistert bei — dem ächten, edeln Geiste deutschen Studentenlebens ein dreifach donnernd Hoch!"

Miscelle.

Der Name des bekannten **Dowiat**, ehemaligen deutsch-katholischen Predigers in Danzig, tauchte in letzterer Zeit öfter in Nordamerika auf. Nachdem er auf der Festung Weichselmünde seine Haft wegen politischer Vergehen verbüßt, darauf eine Zeit lang ein schweizerisches Blatt redigirt hatte, das von Schmähungen auf Preußen strotzte, war er nach Nordamerika gegangen. Ursprünglich Republikaner, Gegner der Sklaverei, änderte er dort im Laufe der Zeit seine Ansichten und wurde eifriger Demokrat (im amerikanischen Sinne), sodann Vertheidiger der Sklaverei und ihrer Institutionen. Diese Wandlung soll ihm indeß schlechte Früchte getragen haben. In einem Newyorker Blatt findet sich folgende ihn betreffende Correspondenz aus Alabama: „Seit einiger Zeit hatte sich ein gewisser Dowiat, ein Deutscher, hier niedergelassen, welcher früher deutsch-katholischer Pfarrer gewesen sein soll. Er wohnte bei einer deutschen Familie, Namens Knäusel, die so, wie er, gut südlich gesinnt ist. Ein anderer Deutscher, Namens Esmann, welcher seit einigen Monaten als Spion sein Wesen hier treibt, brachte in Erfahrung, daß Dowiat in früherer Zeit in Waterloo, Illinois, Herausgeber und Redacteur einer abolitionistischen (für Abschaffung der Sklaverei thätigen) Zeitung gewesen ist, und verschaffte sich den Besitz eines dieser Exemplare. Dieses war hinreichend, um das Schuldig gegen Dowiat auszusprechen. Er wurde deßhalb vor Kurzem bei Tagesanbruch von einer wüthenden Rotte aus dem Bette gerissen und trotz des unfreundlichen Wetters aller Kleidungsstücke entblößt, ausgenommen ein Hemd, in den nahe bei der Stadt gelegenen Wald geschleppt, dort an einen Baum gebunden und mit Stockstreichen und Peitschenhieben so lange mißhandelt, bis das Blut an ihm hinunterlief und er ohnmächtig wurde; darauf wurden ihm die Haare abrasirt und zwei Pfannen voll heißen Theeres über seinen Körper gegossen, und zwar so, daß über seinen Kopf, ebenso übers Gesicht eine Schichte von Theer gelagert war. Der furchtbare Schmerz brachte ihn wieder zur Besinnung, und er brach in ein schreckliches Schmerzensgeschrei aus, worau sich die greuliche Bande weidete und allerhand unzüchtige Scherze mit ihm trieb, indem er mit Federn bewerfen wurde. Es war ein grauenerregender Anblick, diesen halb zu Tode geprügelten Menschen, mit Theer und Federn überzogen und nur mit einem Hemde bekleidet, welches von Blut, das sich durch den Theer noch immer hervordrängte, roth gefärbt war, anzusehen. In einer darauf gehaltenen Versammlung wurde beschlossen, ihm, Dowiat, die nöthigen Kleidungsstücke zu geben und ihn als abschreckendes Beispiel drei Tage auf den Pranger zu stellen und ihn dann aus dem Lande zu jagen. Wie ich nachträglich erfahre, sollen die Augen Dowiats dermaßen durch den heißen Theer gelitten haben, daß er fast erblindet ist." (Die ganze Geschichte ist nach neueren Nachrichten bloß eine der gewöhnlichen amerikanischen Zeitungslügen.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 80. Speyer, Samstag 13. Juli 1861.

Der Armenarzt.

(Fortsetzung.)

Der Doctor erinnerte sich, daß, während er über die Gasse gegangen, ein feiner Sprühregen niedergefallen war und das gefrorene Pflaster glatt und schlüpfrig gemacht hatte. Er verschwieg das aber und erwiderte:

Die Dame wird ihn noch aufgehalten haben. Wenn es aber zu Ihrer Beruhigung dient, so will ich ihm entgegen gehen.

Ach ja, thun Sie das, lieber Doctor! entgegnete sie. Wenn Sie rechts die Straße verfolgen und dann in die zweite links einbiegen, so stoßen Sie auf ein vorspringendes Haus mit einem großen Gitterthore, dort wohnt die Dame. Möchte Ihnen der Vater nicht begegnen, so gehen Sie wohl hinein und fragen, ob er da gewesen.

Und der Doctor ging. Er hatte indeß noch nicht lange das Haus verlassen, als Klärchen freudig erregt die Schritte des Vaters auf der Treppe vernahm.

Da bist du endlich, rief sie, ihm entgegen leuchtend, aber ohne den Doctor? Hat er dich verfehlt?

Das nicht, aber ich habe ihn zur Jungfer Ursula geschickt, die wahrscheinlich ein Bein gebrochen hat.

Die Jungfer Ursula? —

Das ist eben die alte Person mit dem Krückstock, die fast täglich den Laden unsers Nachbars drüben besucht und die wir immer das Mütterchen nennen.

Ach, das arme Mütterchen!

Als ich auf dem Rückwege begriffen war, vernahm ich aus einiger Ferne ein Aechzen und Stöhnen auf der Gasse und wie ich näher komme, finde ich die Alte am Boden liegen und neben ihr ein Kind, welches bemüht ist, sie aufzuheben. Es hat nämlich stark geglatteist und da ist sie auf dem schlüpfrigen Pflaster ausgeglitten und niedergefallen. Sie klagte über heftige Schmerzen im linken Bein und als auch ich den Versuch machte, sie aufzurichten, that sie einen lauten Schrei und ich mußte sie wieder niederlassen. Inmittelst hatten sich mehrere Menschen um uns versammelt und es wurde nun aus einem Nachbarhause eine Tragbahre herbeigeschafft und die Alte in ihre nahe Wohnung gebracht. Ungeachtet ihrer Schmerzen jammerte sie fortwährend über den Verlust ihrer Schnupftabaksdose, welche ihr aus der Hand gefallen sei und noch auf der Gasse liegen müsse. Ich war auch wirklich so glücklich, die Dose nicht weit von der Stelle, wo sie den Fall gethan, mit Hilfe einer Laterne aufzufinden. Ich beabsichtigte nun, nachdem ich ihr dieselbe überbracht hatte, den Doctor zu rufen, als er mir, wie ich glaubte zufällig, begegnete. Er wird augenblicklich noch mit ihr beschäftigt sein.

So ist meine Besorgniß doch nicht ganz unbegründet gewesen, versetzte Klärchen, dasselbe hätte ja auch dir begegnen können.

Nach einer Stunde kehrte der Doctor zurück und berichtete, daß die Jungfer Ursula den linken Oberschenkel gebrochen habe und das Bett nicht wieder verlassen werde, weil ein solcher Bruch in ihrem Alter unheilbar sei. Dabei zeigte er sich sehr entrüstet über die Theilnahmlosigkeit, ja Rohheit ihrer Hausbewohner, die nicht allein die Alte heftig darüber gescholten, daß sie sich noch so spät Abends auf die Straße gewagt habe, um sich ihre Tabaksdose füllen zu lassen, sondern auch nur mit Widerstreben behilflich gewesen wären, sie auf ihre Stube zu schaffen.

Wie es mir scheint, fügte er hinzu, ist sie

Digitized by Google

sehr arm, und es wird ihr gewiß an der nöthigen Pflege mangeln.

So muß man ihr eine barmherzige Schwester beigeben, oder sie in das Hospital schaffen, versetzte der Cantor.

Letzteres wäre unter den obwaltenden Umständen allem Uebrigen vorzuziehen, und ich werde morgen sofort ihre Aufnahme zu vermitteln suchen.

Wenn sie selbst nur darein willigt! Bekanntlich hegen sehr viele, ja vielleicht die meisten Menschen eine unüberwindliche Scheu vor öffentlichen Kranken-Anstalten, so daß sie sich zu Hause lieber die härtesten Entbehrungen, als dort die sorgfältigste Pflege gefallen lassen. Und nun vollends eine so alte Person! Sie wird gewiß die Achtzig überschritten haben! —

Sie wußte mir ihr Alter nicht anzugeben, meinte aber, daß sie von den Neunzigen nicht gar fern mehr sein möge.

Und die wollt ihr aus ihrem Stübchen, das sie vielleicht ein halbes Jahrhundert bewohnt hat, in das Spital bringen und sie dort sterben lassen, ihr harten Männer! versetzte Klärchen. Nein, das soll nimmermehr geschehen, ich werde schon dafür sorgen, daß sich die barmherzigen Schwestern ihrer annehmen, und dann und wann selbst nachsehen, ob es ihr an dem Einen oder Andern fehle.

So laß einmal hören, was du gegen das Spital Vernünftiges einzuwenden hast, entgegnete der Cantor.

Vernünftiges! — Muß denn die Vernunft in allen Dingen die erste und letzte Stimme haben? Wenn euch der Kranke sagt: meine ganze Natur lehnt sich dawider auf, und ich will lieber hier auf meinem Strohlager sterben, als auf euern Spital-Matratzen genesen, ist das nicht genug? Ich habe einmal eine solche Anstalt besucht, und der Eindruck wird mir unvergeßlich bleiben. Als ich die hohen großen Säle betrat, in welche durch die verhangenen Bogenfenster ein mattes unheimliches Licht fiel, und ich nun die Kranken in langen Reihen Bett an Bett da liegen sah, blasse, abgezehrte, oder vom Fieber geröthete Gesichter, Jeder am Kopfende eine schwarze Tafel mit einer Nummer über sich, als ob sein Namen schon aus den Registern der Lebendigen hinweggetilgt sei, da überkam mich ein Gefühl, als ob der Tod unsichtbar zwischen ihnen umher wandle und sich seine Opfer ausersehe.

Sie haben also mit andern Worten ein Grauen empfunden, versetzte der Doctor, dieß Grauen beruht aber auf einem Vorurtheil. Weil Mancher im Spital sein Leben läßt, weil eben seine Zeit gekommen war, glaubt Jeder, daß auch ihn dieß Loos treffen werde. Wenn der Tod, fügte er scherzend hinzu, wirklich umher schleichen möchte wie ein Raubthier, das da suchet, wen es verschlinge, so würde ihm jedes Spital wie eine Trutzveste erscheinen, so man wider seine Angriffe aufgerichtet habe.

Klärchen schüttelte ernst ihr Haupt und sagte:

Sucht sich doch der Vogel des Waldes das dunkelste Winkelchen aus, wenn er den Tod nahen fühlt! — Zum Schlafen und Sterben braucht der Mensch eine stille, einsame Stätte, und wie Sie sagen, wird die Arme ja nicht wieder aufkommen.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen war der Abend vergangen. Der Doctor reichte beiden die Hand und Klärchen leuchtete ihm wie gewöhnlich die steile Treppe hinunter.

Am folgenden Morgen begab er sich frühzeitig zur Jungfer Ursula, um nach dem Verbande zu sehen. Er näherte sich leise ihrem Bette und ließ sich, als er sie schlummernd fand, auf einem Strohsessel vor demselben nieder.

In dem Stübchen, zu welchem sich die Sonne selbst beinah den Eingang versperrt, indem sie die kleinen bleigefaßten Fensterscheiben ganz blind geschienen hatte, sah es gar ärmlich aus. Neben den unentbehrlichsten Mobilien, einem gegen die Wand gerückten halbrunden Tische, dessen andere Hälfte unter der Last der Jahre vielleicht längst zusammengebrochen war, und einem Paar zerfaserter Strohstühle, machte sich jedoch eine am Kopfende des Bettes stehende große Truhe mit himmelblauem Anstrich und hochgewölbtem Deckel bemerkbar, welche gegen ihre dürftige Umgebung wunderlich abstach und zu der Vermuthung hätte Anlaß geben können, daß die Besitzerin einmal bessere

Digitized by Google

Tage gesehen habe. Ein colorirtes Conterfei der heiligen Ursula mit den elftausend Jungfrauen, ein zinnernes Crucifix mit darunter befindlichem Weihekesselchen, ein paar Pfauenfedern über dem kleinen fast erblindeten Spiegel und eine Winterlevkoje in einer henkellosen Kaffeekanne bildeten den einzigen Schmuck des Kämmerleins.

Nach einer Weile rührte sich die Alte und schlug mit einem schmerzlichen Seufzer die Augen auf.

Nun Ihr habt geschlafen, Jungfer Ursula? redete sie der Doctor an.

Ach! seid Ihr da, Herr Doctor! erwiderte sie, ihre Schnupftabaksdose aus dem Bettstroh hervorholend; was habt Ihr gesagt?

Der Doctor rückte mit dem Sessel näher zu ihr und raunte der Harthörigen ins Ohr:

Ihr habt ein wenig geschlafen?

Geschlafen? — ich meine nicht, ich hatte zu arge Pein. Werde ich denn bald wieder aufstehen dürfen?

Wenn Ihr Euch ohne Schmerzen wieder werdet bewegen können. Einstweilen müßt Ihr Euch noch ganz ruhig verhalten. Hat die Nacht einmal Jemand nach Euch gesehen?

Nein, Herr Doctor!

Es muß aber für Eure Pflege gesorgt werden. Habt Ihr Verwandte hier im Orte?

Meine Verwandten, wenn sie noch leben, wohnen unten am Rhein, wo das Niederländische anfängt. Sie haben nie nach mir gefragt.

So müßt Ihr eine Wartfrau annehmen.

Die Alte nickte.

Soll ich Euch eine besorgen?

Sorgen? gewiß hab' ich Sorgen, Herr Doctor!

Ich meine, ob ich Euch eine Wartfrau besorgen soll?

Eine Wartfrau! ach, ich arm alt Mensch, wovon sollt ich die wohl bezahlen! Ja, wenn die Herren von der Armen-Commission mir noch Etwas zulegen wollten!

Bekommt Ihr denn schon eine Unterstützung?

Zwei Reichsthaler den Monat.

Und davon lebt Ihr?

Davon und von den paar Pfennigen, die ich mir als Haushälterin des Herrn Domprobstes selig erspart habe.

Was meint Ihr, Jungfer Ursula! wenn ich Euch eine Stelle im Hospital ausmachte!

O barmherziger Gott! rief sie, mit den hagern Händen krampfhaft die Decke emporziehend, ins Spital! da laßt mich nur lieber gleich hier sterben. O barmherziger Gott!

Was habt Ihr denn gegen das Spital?

Was ich dagegen hab'? Daß ich nicht hinein mag, und daß ich auf meinem Eigen sterben will, und daß man mir nach meinem Abscheiden meine alten Glieder soll beisammen lassen, und daß mein Leib auf dem Gottesacker in geweihter Erde ruhen soll. Ich bitte Euch um Alles, Herr Doctor! thut mir das Leid nicht an.

Während der Doctor die Alte mit dem Versprechen zu beruhigen suchte, daß er auf andere Weise Rath schaffen wolle, ließen sich draußen auf dem Flur leise Tritte vernehmen, und gleich darauf erschien Klärchen mit einer barmherzigen Schwester. Letztere redete sie mit der allen Mitgliedern ihrer Congregation mehr oder minder eigenen Milde und Freundlichkeit an, und sagte ihr unter Anderm, daß sie täglich zu verschiedenen Zeiten einige Stunden an ihrem Bette zubringen werde; allein die Alte verrieth darüber nicht nur keine Freude, sondern eher das Gegentheil.

Steht es denn so schlimm um mich, Herr Doctor, fragte sie, daß ich eine Schwester brauche?

Ihr müßt jedenfalls noch einige Zeit das Bett hüten, und da werdet Ihr also fremder Hilfe bedürfen.

Gott steh mir bei! ach, ich arm alt Mensch, wie komme ich doch nur zu solchem Unglück!

Die Schwester redete ihr liebreich zu und Klärchen versprach ihr, daß sie sich gleichfalls ihrer annehmen und ihr dann und wann ein kräftiges Süppchen bereiten werde, damit sie bald wieder auf die Beine komme und sich ihren Schnupftabak wieder selber holen könne. Bei diesen Worten klärten sich ihre Züge auf und ein mattes Lächeln spielte um ihre eingesunkenen Lippen.

Das soll ein Wort sein, liebes Mamsellchen! erwiderte sie, indem sie Klärchen zunickte, behaglich auf ihre Tabaksdose klopfte und Jedem eine Prise aufnöthigte. Nach-

Digitized by Google

dem der Doctor sich noch leise mit der Schwester besprochen hatte, entfernte er sich mit Klärchen und jene ließ sich vor dem Bette der Alten nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

* Die in der letzten Nummer mitgetheilte Martergeschichte in Alabama, deren Opfer der ehemalige deutsch-katholische Prediger Dowiat gewesen sein sollte, erweist sich als eine großartige amerikanische Zeitungslüge, zu dem löblichen Zweck erfunden, den Pöbel der amerikanischen Nordstaaten gegen die Sklavenstaaten aufzureizen. Dowiat war Anfangs Februar zu Charleston; von dort ging er nach Memphis in Tennessee, und schreibt unterm 25. März an mehrere Blätter: „Zu Selma, Alabama, soll ich, im Begriff eine reiche Heirath zu machen, umgebracht, respective „gemobt" worden sein! Ich bin in Selma weder getheert noch gefedert, weder gespießt noch gebraten, weder gehängt noch gerädert, weder verlobt noch verheirathet worden, welches letztere allerdings der Gipfel der Grausamkeit gewesen wäre. Ich bin überhaupt niemals in meinem Leben zu Selma in Alabama gewesen, sondern befinde mich gegenwärtig wohlbehalten in der guten Stadt Memphis, Tennessee, hoffe auch zuversichtlich, den (elenden) Republikanern mit Gottes Hilfe noch manchen Schaden und Eintrag thun zu können" — In einem andern Schreiben sagt er: „Ich erkläre, daß die ganze Selmaer Geschichte von Anfang bis zu Ende, Wort für Wort, Satz für Satz, eine einzige, ungeheure Lüge ist. Ich kenne keine Familie Knäusel; ich kenne keinen Esmann, der mich denuncirt haben soll; ich habe niemals im Süden Conflicte gehabt, sondern bin überall freundlich aufgenommen worden. Verfasser des Briefes ist Gustav Adolph Pauli."

Ueber den Verlust des Postdampfschiffs „Canadian" wird der „Wes.-Ztg." von London geschrieben: „Der Dampfer „Canadian", ein Schiff von 2000 Tons Ladefähigkeit und nominell 400 Pferdekraft, ging auf der Reise von Amerika nach Europa zurück, bei sehr nebeligem Wetter und ziemlich hohem Seegang, am 4. Juni circa 5 Seemeilen von Belle Isle (Nordspitze von Neufundland) entfernt, durch Ansegelung einer sehr großen, mit der Oberfläche des Meeres in gleicher Linie treibenden Eismasse verloren. Die Vorderabtheilung (Compartment) des Schiffes blieb längere Zeit vollkommen wasserfrei, und nur erst als das im übrigen Raum befindliche Wasser das Steerage-Deck erreicht und die Luken aufgebrochen hatte, füllte sich auch der Vordertheil des Schiffes mit Wasser. Sobald der Capitän fand, daß der Schaden, welchen das Schiff genommen, so ernster Natur war, daß an ein Ueberwasserhalten des Schiffes nicht zu denken, ließ er in der Absicht, möglichst die Passagiere und das Schiff zu retten, in westlicher Richtung dem Lande zu abhalten und die Maschinen mit voller Kraft arbeiten. In diesem Moment befand sich das Schiff etwa 11 Seemeilen vom Lande entfernt; da indeß das Wasser mit jedem Augenblick höher stieg und die Feuer auszulöschen und das Schiff zu versinken drohte, ließ der Capitän die Maschinen stoppen und die Boote fertig machen. Die Passagiere, welche sich bis dahin sehr ruhig benommen hatten, wurden in den Booten untergebracht und letztere zu Wasser gelassen. Nur ein einziges Boot hatte das Unglück, umzuschlagen, so daß alle darin befindlichen Passagiere ertranken. Dieses Alles ereignete sich in einer halben Stunde, und es ist zu bewundern, daß man noch im Stande war, einen Theil der Post zu retten. Die Boote wurden später durch mehrere Fischerfahrzeuge angetroffen und Passagiere und Mannschaft nach Quirpon Bay gebracht und gelandet. Die Anzahl der Umgekommenen soll sich im Ganzen auf 34 Personen belaufen, die der Geretteten beträgt total 177 Menschen. Der Werth des Schiffes wird auf 60,000 Pfd. St. und die der Ladung auf 15—20,000 Pfd. St. geschätzt."

Homonyme

Oft begleit' ich euch zu Schmerz und Leide
An die stille Gruft;
Oefter schwing ich mich zu eig'ner Freude
In die Frühlingsluft.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 81. Speyer, Dienstag 16. Juli 1861.

Der Armenarzt.

(Fortsetzung.)

Der Winter war fast zu Ende gegangen, ohne daß sich in der äußern Lage des Doctors Etwas geändert hätte. Seine Praxis warf ihm kaum so viel ab, als zur Bestreitung seiner nothwendigsten Lebensbedürfnisse erforderlich war, und er trug sich daher ernstlich mit dem Gedanken, seinen Wohnsitz abermals zu wechseln und sich wieder in einer kleinen Landstadt niederzulassen, bevor er den letzten Rest seines väterlichen Erbtheiles zugesetzt haben möchte. Er hatte schon mehrmals die Schwelle des Cantors überschritten, ihn von seinem Vorhaben in Kenntniß zu setzen, allein ein gewisses Schamgefühl und vor Allem die Besorgniß, diejenigen Menschen zu betrüben, welche seinem Herzen über Alles theuer waren, hatten ihn immer noch nicht den geeigneten Moment zu solchen Eröffnungen finden lassen. Entweder traf er sie, wie dieß meistens der Fall, in einer heitern Stimmung, und dann hätte er sie um keinen Preis darin stören mögen, oder in einer trüben, und dann durfte er ja erst recht nicht reden. Und dennoch mußte er sich zu einer Trennung entschließen, wenn er nicht der Hoffnung auf eine dauernde Vereinigung mit ihnen gänzlich entsagen wollte. Wie sehr er auch sein Leid dadurch zu verbergen suchte, daß er überhaupt ein Gespräch so selten wie möglich aufkommen ließ, vielmehr immer darauf drang, daß gemeinschaftlich musicirt werde, — sie hätten ihn weniger lieb haben müssen, wenn sie seines stillen Kummers, der ja eigentlich auch der ihrige war, nicht hätten Acht haben sollen. Und Klärchen war ihm mit jener Neigung zugethan, welche, gleich weit von Kälte wie von Leidenschaft, die Besonnenheit der Freundschaft mit der Innigkeit der Liebe in sich vereinigt und, zwischen beiden die schöne Mitte haltend, die sicherste Gewähr leistet für ein künftiges Glück. Aber Vater und Tochter waren zu zartfühlend, als daß sie ihm zu Expectorationen hätten Anlaß geben sollen, welche vielleicht weitere Erklärungen nach sich gezogen hätten. Sie thaten Alles, um ihn aufzuheitern, aber Nichts, um ihn zum Sprechen zu vermögen. Und so trug er denn seine Bürde immer schwerer und schwerer wieder mit heim.

Die Jungfer Ursula hatte, wie der Doctor dieß vorausgesagt, seit ihrem Unfalle ihr Bett nicht wieder verlassen. In der ersten Zeit, als sie noch von Tag zu Tag gehofft, daß sie sich wenigstens in ihrem Stübchen wieder werde bewegen können, und sich stets getäuscht sah, war sie sehr unglücklich gewesen, dann hatte sie sich eine Zeit lang in Geduld gefaßt und endlich gar kein Verlangen mehr geäußert, aufzustehen. Wiewohl sie bis auf den einmal unheilbaren Schenkelbruch und den gewöhnlichen Gebrechen des Alters einer guten Gesundheit genoß und somit eines ärztlichen Beistandes nicht mehr bedurfte, so besuchte der Doctor sie dennoch fast täglich, weil er die Bemerkung gemacht, daß er ihr durch sein Kommen allemal eine Freude bereite und auch die Schwester ihm gesagt hatte, daß sie ihn immer mit Ungeduld erwarte. Sehr häufig traf er mit Klärchen, welche der Alten, ihrem Versprechen getreu, dann und wann eine kräftige Suppe zutrug, bei ihr zusammen, und wenn beide vor ihrem Bette saßen und sich von ihr von vergangenen Tagen erzählen ließen: wie sie auch einmal eine flinke rührige Dirne gewesen und in der Schule ihrer Vaterstadt es ihr Niemand im Schreiben

Digitized by Google

und Rechnen zuvorgethan, und wie später auf dem Tanzboden in der Menuet und dem Ländler sich Keine so zierlich und behende zu drehen gewußt, als die Seiwert's Ursula, und wie sie deßhalb auch gar viele Freier gehabt, Einen an jedem Finger, wie sie sagte, aber nur einem Einzigen ihre Gunst geschenkt habe, und dieser im Rhein beim Baden elendiglich umgekommen sei, wie sie dann alle Heirathsanträge beharrlich abgewiesen, ihre Vaterstadt für immer verlassen und bald an diesem, bald an jenem Orte gedient habe, bis sie endlich nach der großen Rheinstadt gezogen sei, wo sie dem Haushalte des Herrn Domprobstes selig an die dreißig Jahre vorgestanden habe u. s. w., dann schauten ihre kleinen verblichenen Aeuglein so seelenvergnügt um sich, als ob mit den alten Erinnerungen noch einmal ein Strahl der Jugend in ihnen aufdämmere, und der Doctor und Klärchen ermüdeten nicht, sich die alten Geschichten immer von Neuem erzählen zu lassen. Mitunter, wenn das Sprechen ihr sauer wurde und sie wie im Halbschlummer da lag, mußten sie ihr von Zeit zu Zeit die Hand reichen, damit sie sich ihrer Gegenwart besser versichere, und dann legte sie auch wohl Klärchens Hand in die des Doctors und nickte ihnen schalkhaft lächelnd zu, als wolle sie sagen: ich weiß doch, was ich weiß. Wenn die Erstere allein bei ihr war, lenkte sie das Gespräch gewöhnlich auf den Doctor, und forschte sie mit einer gewissen Schlauheit nach all' seinen Verhältnissen aus, ja einmal hatte Klärchen ihr sogar seinen Tauf- und seinen Familien-Namen wiederholt vorsagen, und als sie ihn vergebens im Gedächtnisse zu behalten versucht, aufschreiben müssen, und sie hatte ihn darauf selbst nachgeschrieben und große Freude darüber gezeigt, daß ihr solches gelungen war; auch hatte sie den Zettel sorgfältig aufgehoben.

Eines frühen Morgens, um die Mitte des Monats April, überraschte die älteste Tochter ihres Hauswirthes den Doctor mit der Nachricht, daß die Alte, als sie ihr eben das Frühstück gebracht, kein Lebenszeichen von sich gegeben habe und aller Wahrscheinlichkeit nach todt sei. Er machte sich eiligst zu ihr auf und überzeugte sich sofort, daß das Leben sie für immer verlassen habe. Ihre Schnupftabaksdose in der Hand, war sie, wie aus ihrer Lage zu schließen, sanft und schmerzlos hinübergeschlummert. Der Doctor drückte ihr bewegt die Augen zu und machte dann auf dem Civilstands-Bureau die Anzeige von ihrem Tode. Weil sie keine Verwandte am Orte hatte, wurde noch am selben Tage ihr Nachlaß unter Siegel gelegt und der Schlüssel zu ihrer Truhe, welchen man nach langem vergeblichem Suchen endlich in einem ledernen Beutel unter ihrem Brusttuche fand, dem Doctor eingehändigt.

Etwa acht Tage nach der aus Armenmitteln bewirkten Beerdigung erhielt er ein notarielles Schreiben, worin ihm eröffnet wurde, daß bei der Versiegelung des Nachlasses der unverehelichten Jungfer Ursula Seiwert ein olographisches Testament derselben vorgefunden und bei dem unterzeichneten Notar amtlich hinterlegt sei, worin sie ihn, den Doctor Johann Anton Hilbel, zu ihrem alleinigen Erben eingesetzt habe, und daß ihm auf Verlangen eine Ausfertigung des Testamentes gegen Entrichtung der taxmäßigen Gebühr ertheilt werden solle.

Der Doctor war von dem Inhalte dieses Schreibens nichts weniger als angenehm überrascht, weil er besorgte, daß die Erbeseinsetzung nur Plackereien und Belästigungen für ihn zur Folge haben werde. Er begab sich mit demselben sofort zu seinen Freunden hinüber, um mit ihnen zu berathen, was hier zu thun sei. Der Cantor war der Meinung, daß er jedenfalls die Kosten der Testaments-Ausfertigung daran setzen und dann die Entsiegelung des Nachlasses beantragen solle, damit er sich von dessen Werthe überzeugen und demnächst über die Annahme oder Ausschlagung einen Entschluß fassen könne, und der Doctor erklärte sich damit einverstanden. Demungeachtet ließ er noch einige Tage vergehen, ehe er in der Sache einen Schritt that; erst auf das wiederholte Andringen Klärchens, welche von der von unserer Stammmutter auf ihre Töchter vererbten Neugier auch ihr Theil bekommen hatte, stellte er endlich die nöthigen Anträge. So wurde denn eines Tages die Truhe in seiner Gegenwart entsiegelt und eröffnet.

Digitized by Google

Zu oberst lag außer einigen alten Gebetbüchern eine große Handpostille, in welchem der Richter, wie er sagte, das mit einer Stecknadel verschlossene Testament der Verstorbenen vorgefunden hatte. In einem kleinen Seitenbehälter fand sich neben einigen werthlosen Gegenständen ein goldenes Kreuz und ein einfacher Goldring.

Nun, bemerkte der Richter, da haben Sie doch wenigstens einen Ersatz für Ihre Auslagen, das Uebrige wird wohl Plunder sein.

Der Gerichtsschreiber, ein junger, elegant gekleideter Herr mit Siegelring und Busennadel, untersuchte nun den übrigen Inhalt der Truhe, indem er, sich vor einer innigern Berührung ekelnd, jeden einzelnen Gegenstand zwischen die Spitze seines Daumens und Zeigefingers nahm und weit ab von sich an den Boden warf, während der Richter in der mit vielen Heiligenbildern ausgestatteten Postille blätterte. Der Doctor sah dem Gebahren des Gerichtsschreibers eine Weile mit innerem Aerger zu, dann sagte er:

Ich dächte, Herr Gerichtsschreiber! Sie überließen mir das Ausräumen, das Ihnen, wie es scheint, so viel Ekel verursacht, und fertigten inmittelst nach meinem Dictat das Inventarium an.

Wie Ihnen beliebt, wir kommen auf solche Weise auch rascher von der Stelle, erwiderte dieser, und nahm, sein Papier entfaltend, an dem Tische Platz, und der Doctor begann, mit voller Faust zugreifend, die einzelnen Stücke zu zählen und laut aufzurufen. Nachdem ein halbes Dutzend Flanelljacken, einige Unterröcke, sowie eine ziemlich reichliche, wenngleich abgenutzte Leibwäsche inventarisirt waren, war der Inhalt der Truhe erschöpft.

Sie können damit immer einige Arme glücklich machen, versetzte der Richter, und das ist auch wohl die Absicht der Erblasserin gewesen.

Das Protocoll wurde jetzt von dem Doctor und den Gerichtsbeamten unterschrieben, und letztere wollten sich eben wieder entfernen, als der Hauswirth der Verstorbenen, welcher draußen diesen Moment abgewartet zu haben schien, in die Stube trat und dem Doctor eine Nota von einigen Thalern über rückständigen Miethzins und sonstige Auslagen überreichte. Er sah sich die am Boden liegenden Effecten an und fragte:

Und weiter hat sich nichts gefunden? — Kein Geld?

Nur einige Scheidemünzen in dem ledernen Beutel hier, erwiderte der Gerichtsschreiber.

(Fortsetzung folgt.)

Bestrafter Vorwitz.

Es war zu Anfang der Vierziger Jahre, als zu Dresden der Dr. Schmieder die Redaction der „Abendzeitung“ übernommen hatte und mit unerbittlicher Stahlfeder grausamé Theater-Kritiken losließ.

Da reiste eines Tages die bekannte Schröder-Devrient nach Leipzig, die am Bahnhof den Dr. Schmieder traf und mit demselben in einem Coupé zweiter Classe Platz nahm. — Hier saßen noch einige fremde Herren und Damen, welche Dresden besucht hatten. Man unterhält sich, und damals, wo es keine Politik gab, natürlich vom Theater und von Frau Schröder-Devrient.

Eine Dame, welche keine Ahnung hatte, daß sich die berühmte Künstlerin mit im Coupé befindet und am Abend vorher die „Euryanthe“ mit angehört, moquirte sich über die Schröder-Devrient in herben Ausdrücken. So heißt es: „Sie ist viel zu alt für diese Rolle, für die Bühne überhaupt, sie hätte derselben längst Lebewohl sagen müssen. Früher mag sie bedeutend gewesen sein, aber jetzt — sie hat ja keine Stimme mehr, ist unförmlich dick geworden — ich habe nicht die ganze Oper aushalten können.“

„Nun, und Sie mein Herr? wendete sich die kritisirende Dame an einen ihr zur Seite sitzenden, ihr völlig fremden schwarzen Herrn. Sie lächeln und sagen gar nichts, habe ich nicht Recht? Die Schröder ist doch vorbei?“

„Wollen Sie das nicht der Madame Schröder-Devrient selbst sagen? Sie sitzt Ihnen gegenüber“, entgegnete mit einer graziösen Handbewegung der Gefragte.

Digitized by Google

Es treten einige, für das ganze Coupé höchst peinliche stumme Augenblicke ein. Es kommen jetzt stückweise aus dem Munde der Dame alle möglichen, unter so mißlichen Umständen nur etwa denkbaren Entschuldigungen.

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung. Mein gestriges Unwohlsein mag wohl den größten Theil der Schuld tragen, daß Ihr Auftreten nicht den Eindruck auf mich gemacht, den ich erwartete — und dann habe ich leider nur den kleinsten Theil Ihrer Rolle gehört — Gott! man ist so voreilig! Ach, und dann war ich schon von vornherein gegen Sie eingenommen; ich fand Sie in der „Abendzeitung“ stets so sehr getadelt; verzeihen Sie mir, ich bitte fußfällig, verehrte Frau!... Aber dieser Schmieder, der die „Abendzeitung“ schreibt, er muß ein abscheulicher Mensch sein!“

„Wollen Sie ihm das nicht selbst sagen“, entgegnete die Schröder-Devrient, die bisher schweigend zugehört hatte, auf den schwarzen Herrn zeigend, „er sitzt neben Ihnen.“

(Schatzgräber.)

Miscellen.

Um sich einen Begriff von der großen Weltstadt London machen zu können, wird bemerkt, daß London mehr als halb so viel Einwohner als ganz Bayern hat. Ebenso hat London über eine halbe Million mehr Einwohner als ein Großherzogthum in Deutschland, z. B. Hessen, Oldenburg, Weimar, Luxemburg ꝛc. und so viel Einwohner als das Kurfürstenthum und die Grafschaft Hessen, die 16 Herzog- und Fürstenthümer und die vier freien Städte zusammen, somit so viel Einwohner als 22 deutsche Staaten insgesammt. Ein deutsches Königreich mit der Einwohnerzahl Londons käme im Range als vierter deutscher Staat gleich nach Oesterreich, Preußen und Bayern und würde im Verhältniß zu Bayern ein Heer von 50—60,000 Mann stellen können. Die Stadt London ist fast dreimal volkreicher, als das Königreich Griechenland und um einige 100,000 volkreicher als Dänemark mit allen seinen Beiländern, doppelt volkreicher als das Königreich Norwegen. Mit Bayern verglichen, hat London gerade so viel Einwohner als die Kreise Oberbayern, Niederbayern, Oberpfalz, Oberfranken und Schwaben und Neuburg. Wahrlich ein ansehnliches Städtchen.

In der Gegend von Komorn (Ungarn) ist eine Bande von mehr als 100 Missethätern eingezogen worden, welche seit dem Abzuge der Gendarmerie die Dörfer und Pußten dortiger Gegend unsicher machten. Die Mitglieder dieser sauberen Gesellschaft sind Deserteure, Bauern, Handwerker, ja auch einige nicht unbemittelte Grundbesitzer. Ein Stuhlrichter, der 1848 amtirte, gehört auch zu diesem Vereine, gestand aber seine Theilnahme erst ein, als er auf Geheiß des gegenwärtigen Stuhlrichters an dem Orte seiner ehemaligen Amtswirksamkeit 50 Stockstreiche empfangen hatte. Bis jetzt sind 2 Morde, mehrere Getreide- und 7 Viehdiebstähle constatirt. Zur Eruirung dieses Resultates wurden im Ganzen etwa 10,000 Stockprügel von den magyarischen Behörden, die bekanntlich dieses Beweismittel sehr lieben, verabreicht.

Räthsel.

Ich trage die Krone seit alter Zeit
Und kleide mich gerne mit wolligem Kleid,
Das ohne Respect mit der Krone zumeist
Man mir muthwillig vom Leibe reißt.

Und, wie sonst Schlösser zu ihrem Schutz,
Umzieht mich ein Graben, doch mir zum Trutz,
Weil meinen Räubern er neue Kraft
Mit seinem Wasser im Bade schafft.

Und ungeachtet ich Dreifuß bin,
Zieht kein Orakel doch durch mich hin;
Spektakel aber erlebt' ich genug,
Eh' man mich endlich nach Hause trug.

Auflösung der Homonyme in № 80:

Trauermantel.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Leib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 82. Speyer, Samstag 20. Juli 1861.

Der Armenarzt.

(Fortsetzung.)

Der Wirth warf einen Blick in die Truhe, nahm ein an der Wand hängendes Ellenmaß zur Hand und senkte solches in das Innere derselben bis zum Boden hinab. Dann maß er die Höhe der Außenwände, und es ergab sich nun, daß die Truhe zwei Böden hatte, welche durch einen Raum von etwa einem Fuß Länge von einander getrennt waren. Darauf prüfte er ihre Schwere, indem er sie an einem Seitengriffe theilweise in die Höhe hob und sie mit einem pfiffigen Lächeln wieder niederließ und nun ihre inneren Wände näher in Augenschein nahm. Er meinte, es müsse sich irgendwo eine Vorrichtung finden, vermittelst deren der innere Boden, welcher augenscheinlich nicht eingefugt war, sich öffnen lasse; seine Bemühungen, eine solche ausfindig zu machen, waren indeß vergebens, und er wollte schon mit Einwilligung des Doctors Anstalten treffen, den Boden gewaltsam zu sprengen, als dieser sich plötzlich, anscheinend von selbst, in Bewegung setzte.

Ich hab's, rief der Gerichtsschreiber, welcher mittlerweile den Seitenbehälter, worin das Kreuz gelegen war, untersucht hatte, und eben an einem in einer Ecke desselben befindlichem unscheinbarem Messingknauf drückte, und in demselben Augenblicke sprang der Boden so weit auf, daß es nur einer geringen Nachhilfe bedurfte, um ihn vollends zu öffnen.

Dacht ich's nicht? rief der Hauswirth triumphirend aus, indem er unter einer Lage Werg einen schweren hausleinenen Beutel aus der Truhe hervorlangte und mit Eclat auf den Tisch warf. Hab ich doch die Alte mehr als einmal in der Nacht über meinem Kopfe Geld zählen hören. Meine Frau selig wollte nicht daran glauben, aber Geld hat einen aparten Klang, sowie das klingt nichts Anderes; ich habe drei Jahre beim Herrn Banquier Oppenheimer als Laufbursch gestanden und daher weiß ich's.

Er stürzte nun den Beutel um, und einige hundert Stück Kronthaler rollten auf den Tisch. Der Gerichtsschreiber zog einen zweiten, dritten Beutel hervor, sie waren gleichfalls mit Kronthalern gefüllt.

Es muß noch besser kommen, meinte der Hauswirth, indem er abermals auf den Grund des Koffers fuhr, einen langen wurstartig gefüllten schwarzen Strumpf, dessen Maschen einen Goldschimmer durchließen, heraus holte und zu den Beuteln legte.

Noch ein halbes Dutzend solcher Strümpfe, Herr Doctor! fuhr er fort, und Sie sind ein gemachter Mann.

Das Paar ist wenigstens vollständig, versetzte der Gerichtsschreiber, während er einen zweiten Strumpf herauslangte. Der Inhalt der Strümpfe bestand aus puren Goldmünzen.

Aber was ist denn mit Ihnen? redete der Richter den Doctor an, welcher, der Einzige von Allen, anscheinend ganz theilnahmlos den Dingen zuschaute, die doch ihn allein angingen. Freuen Sie sich denn gar nicht über den unverhofften Gewinn?

Nein, Freude empfand der Doctor darüber nicht; dieß Gefühl ließ der unheimliche Gedanke nicht aufkommen, daß an dem Gelde irgend eine Schuld kleben müsse und er sich durch die Besitzergreifung zum Mitgenossen derselben mache.

Erst muß ich darüber im Klaren sein, erwiderte er, wie die Verstorbene zu diesem Reichthume gekommen, und eher werde ich auch die Erbschaft nicht antreten.

Digitized by Google

Vielleicht werden wir auch darüber noch einigen Aufschluß erlangen, entgegnete der Richter, und durchforschte nun selbst den weiteren Inhalt der Truhe. Nachdem er wiederum eine Parthie Werg entfernt hatte, stieß er auf ein verschnürtes Papier-Convolut.

Haben Sie gar keine Vermuthungen darüber? fragte der Doctor den Hauswirth.

Ich weiß nur von Hörensagen, erwiderte dieser, daß sie sich bei dem Domprobst sehr gut gestanden und viel erspart haben soll, wenngleich sie's nie Wort haben wollte. Und geizig war die Alte, daß sie sich selber die Butter zum Brode nicht gönnte und ich nicht begreife, wie sie bei ihrem elenden Leben so alt geworden.

Hier finden sich noch drei Staatsschuldscheine, jeder über tausend Thaler, versetzte der Richter. Außerdem liegt hier ein gerichtliches Document vor, welches ergibt, daß der Ursula Seinert bei einer im Jahre 17— zwischen ihr und ihrem Bruder Johann Heinrich Seinert stattgehabten Theilung ihres elterlichen Nachlasses dreitausend fünfhundert Thaler Conventionsgeld zugefallen sind. Da haben Sie schon eine Auflösung des Räthsels. Bekanntlich wächst ein zu fünf Procent verzinsliches Capital, wenn man die Zinsen zu Zinsen schlägt, schon in etwa vierzehn Jahren auf seinen zwiefachen Betrag an. Wenn also die Erblasserin ihr Kindestheil sechzig Jahre hindurch in dieser Weise genutzt hätte, so würde solches auf mehr als sechszigtausend Thaler angewachsen sein. Ohne Zweifel hat sie aber aus Furcht vor Verlusten, oder weil ihr der Anblick des baaren Geldes, wie dieß bei Geizhälsen ja häufig der Fall sein soll, einen besondern Genuß gewährt hat, ihr Capital viel zeitiger eingezogen und ungenutzt liegen lassen; denn nur so erklärt es sich, daß wir hier eine jedenfalls weit geringere Summe vorgefunden haben.

Das schien dem Doctor einleuchtend. Er verzog zwar auch jetzt noch keine Miene, allein in seinem Innern mußte es sich desto mächtiger regen; er drückte beide Hände wieder seine breite Brust und unter seinen buschigen Augenbraunen brach ein heller Freudenstrahl hervor. Er griff hastig zu seinem Hute und schien Alles im Stich lassen zu wollen, um die fröhliche Mähre denen zu verkünden, welche die einzigen Genossen seiner Freuden und Leiden waren.

Wohin denn so eiligst? Herr Doctor! fragte der Richter. Unser Geschäft ist noch lange nicht beendigt, erst muß das Geld bis auf Heller und Pfennig gezählt und der Betrag in dem Protocolle ausgeworfen werden.

Der Doctor legte beschämt seinen Hut wieder ab und alle, mit Ausnahme des Hauswirthes, welcher bald darauf geräuschlos die Stube verließ, fingen nun emsig zu zählen an. Wenn ein Mann vom Fach ihrer Arbeit zugeschaut hätte, so würde er auf den ersten Blick erkannt haben, daß noch nicht viel baares Geld durch ihre Hände gegangen sei, denn sie benahmen sich alle drei ziemlich ungeschickt dabei, wiewohl der Richter und der Gerichtsschreiber behaupteten, daß, was das Confundiren der Geldsorten anbelange, der Doctor Unglaubliches leiste. Endlich hatten sie doch zusammen in einer Stunde vollbracht, worauf ein Wechsler vielleicht ein Viertel dieser Zeit verwendet haben würde. Das Erzebniß war, daß sich die Baarschaft auf etwa fünfzehntausend, der ganze Geldbetrag einschließlich der Staatspapiere also auf achtzehntausend fünfhundert Thaler belief. Hiermit war die amtliche Verhandlung geschlossen. Das Geld wurde sammt den übrigen Effecten wieder in die Truhe und letztere der Sicherheit halber noch am selbigen Abend in die Wohnung des Doctors geschafft. Das Gerücht von den bei der Jungfer Ursula vorgefundenen Schätzen hatte sich durch die Vermittelung des Wirthes inmittelst durch die ganze Nachbarschaft verbreitet. Als daher die Truhe über die Gasse getragen wurde, schlossen sich ihr immer mehr und mehr Neugierige an, so daß es sich ansah, als ob sich ein stattlicher Leichenzug durch die Straße bewege. Der glückliche Erbe schlich während des Transports, von der Dämmerung begünstigt, heimlich wie ein Dieb nach Hause.

Am dritten Tage nach diesem Vorgange war in einem der verbreitetsten Localblätter zu lesen: „In dem Nachlasse einer hierselbst verstorbenen neunzigjährigen Jungfer, Na-

Digitized by Google

mens Ursula Seiwert, welche eine geraume Zeit hindurch eine Unterstützung aus Armenmitteln genossen, hat sich eine Summe von zwanzigtausend Thalern in baarem Gelde vorgefunden. Wie verlautet, soll sie einen jungen Arzt, welcher sie in ihrer letzten Krankheit behandelt hat, zum Universal-Erben ernannt und denselben dadurch in die Lage versetzt haben, einen langen Brautstand zu Ende zu führen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mordversuch.

Einen bei London unter sehr eigenthümlichen Verhältnissen vorgekommenen Mordversuch erzählt die Morning Post folgendermaßen:

„Seit mehreren Jahren lebte hier ein Franzose, Baron de Vidil, ein Mann von eleganten Manieren und einnehmendem Wesen, eingeführt in die vornehme Gesellschaft durch die Familie Orleans, zu deren treuen Anhängern er gehörte. Im Jahre 1835 vermählte er sich mit Miss Susanah Jackson, einer reichen Erbin aus Herfordshire. Als diese frühzeitig starb, lebte er während der Londoner Saison gewöhnlich als Junggeselle im Clarendon-Hotel, war Mitglied des Travellers Club, und in der Welt der Sportingmen wohl bekannt. Von seiner frühverstorbenen Frau hatte er einen Sohn, der, wenn er großjährig geworden, das bedeutende Vermögen der Mutter erben sollte. Der junge Mann, der in Cambridge studirt und eben sein 23. Jahr erreicht hatte, befand sich seit 14 Tagen in London. Es war an der Zeit, ihm die Hinterlassenschaft der Mutter zu übergeben. So viel über die Vergangenheit des Barons Alfred Louis Pons de Vidil.

„Am fünften Juli dieses Jahres lud der Vater den Sohn nach dem Clarendon-Hotel zum Frühstück, und nach diesem zu einem gemeinschaftlichen Besuch bei der Exkönigin der Franzosen nach Claremont. Um 12 Uhr fuhren sie zusammen mit der Eisenbahn nach Brickenham, wo der Baron den Vorschlag machte, Pferde zu miethen, um einen Ritt nach dem 6 bis 7 englische Meilen entfernten Claremont zu machen. Der Sohn willigte ein, und nachdem der Besuch etwa eine Stunde gewährt hatte, ritten sie wieder heimwärts gen Brickenham. Dem Sohne war mittlerweile an seinem Vater Manches auffallend vorgekommen; zweimal lud er ihn ein, nach diesem oder jenem Orte einzulenken; er spornte mehrere Male sein Pferd, daß es sich bäumte, oder schlug mit der Reitgerte nach dem Pferde des Sohnes ohne sichtbare Veranlassung — das Alles machte den Sohn stutzig, denn er war dergleichen an seinem Vater nicht gewohnt. Noch weit stutziger wurde er, als der Vater in der Nähe von Brickenham, wo der Herzog v. Aumale wohnt, von der Landstraße ablenkte und durch einsame Seitenwege ritt, die sich hinter den Wohnhäusern hinziehen und zu beiden Seiten von hohem Strauchwerk eingehegt sind. Auf die Frage des Sohnes, weßhalb sie nicht auf der Hauptstraße geblieben seien, erwiderte der Vater, er fühle sich etwas unwohl, stieg vom Pferde und gab dieses dem Sohne zu halten.

„Nach einer Weile schien er sich wohler zu fühlen, denn er ging langsam neben dem Pferde her, vertiefte sich aber immer mehr in die einsamsten Feldwege, die, wie er behauptete, geradeaus nach dem Landsitze der Familie Orleans führten. Plötzlich erhielt der Sohn, als er so neben dem Vater herritt, einen Hieb auf den Kopf, und als er sich wandte, sah er, wie sein Vater eben zu einem zweiten Hiebe ausholte. Er konnte diesem nicht schnell genug ausweichen, der Hut fiel ihm vom Kopfe, das Blut stürzte ihm von der Stirne übers Gesicht, und in diesem Augenblick führte der schreckliche Alte eben den dritten Hieb, der vielleicht der Todesstreich gewesen wäre. Aber glücklicher Weise hatte der junge Mann im entscheidenden Augenblicke die Zügel seines Pferdes angezogen, so daß der Streich auf des letzteren Nacken fiel. Diesen Moment benutzte der Sohn, um vom Pferde zu gleiten, und gleichzeitig ward eine Frau an der Biegung des einsamen Weges sichtbar, welcher der verzweifelnde Junge mit dem Ruf „Schützen Sie mich ums Himmels willen!" entgegen-

Digitized by Google

stürzte. Ein Arbeiter, John Rivers, der eine Secunde früher um die Hecke gegangen kam, hatte die grauenvolle Scene mit angesehen und näherte sich ebenfalls dem Schauplatze, und gleichzeitig kam von der entgegengesetzten Seite ein Schiffer, Namens John Evans, zur Stelle.

„An jeden Einzelnen wandte sich der junge Mann mit dem blutigen Gesicht um Hilfe und Schutz. Der Alte aber, der nun einen Moment seine Fassung verloren und über die Hecke zu steigen versucht hatte, versicherte, es sei nichts, das Pferd des Sohnes habe gescheut, sich gebäumt und den Reiter an die Wand geschleudert. Letzterer jedoch klammerte sich fortwährend an die beiden Männer, und bat sie, ihn nicht mit dem Andern allein zu lassen. Die Beiden thaten ihm seinen Willen, begleiteten ihn nach dem nächsten Wirthshause, und dort wurde ein Wundarzt geholt, der sofort erklärte, die Verletzungen könnten unmöglich von einem Falle herrühren, sondern seien wahrscheinlich mit einem sogenannten Life Preserver (kurzem biegsamen Stock mit schwerem Knopfe) beigebracht worden.

„Dem Arzte schien offenbar die Sache nicht geheuer; deßhalb willfahrte er der Bitte des jungen Mannes sofort, ihm einen Gehilfen zur Heimfahrt nach London mitzugeben. Der Gehilfe that seine Schuldigkeit und wich nicht einen Augenblick von seinem Schutzbefohlenen, der zu Bette gebracht wurde und von dem sich der Vater, nach verschiedenen Versuchen, mit ihm allein zu bleiben, erst um Mitternacht trennte. Wenige Stunden später war der Sohn, dem es mittlerweile klar geworden war, daß ihm der Vater der Erbschaft wegen nach dem Leben trachtete, schon weit weg von London, auf dem Weg nach dem Landgute seines mütterlichen Oheims, dem er sein trauriges Abenteuer anvertraute. Der scheint es für gerathen gehalten zu haben, zum Schutze seines Neffen die Polizei von dem Vorfalle in Kenntniß zu setzen, worauf der Alte, der noch zwei Tage in London geblieben war, das Gefährliche seiner Lage einsah und nach Paris entfloh."

Dort, auf Requisition der englischen Gerichte verhaftet, machte Baron de Vidil der Streitfrage, ob er als ein geborener Franzose ausgeliefert werden dürfe, dadurch ein Ende, daß er selbst sich vor einem englischen Gerichtshofe zu verantworten verlangte. In Folge dessen nach London zurückgebracht, erhoben sich dort bezüglich seiner Aburtheilung neue Schwierigkeiten. Zuerst war nämlich der Arbeiter Rivers, der einzige Augenzeuge des Vorfalls, plötzlich so schwer erkrankt, daß man seinen Tod stündlich erwarten mußte, weßhalb das Gericht sich genöthigt sah, sich am 16. d. rasch nach Twickenham zu begeben, um den Zeugen noch auf seinem Sterbebette zu vernehmen. Ein zweites Hinderniß ergab sich durch die Weigerung des jungen Vidil, gegen seinen leiblichen Vater zu zeugen. Er hatte zwar Anfangs eine der obigen Darstellung entsprechende Aussage gemacht, allein vor dem Gericht, wohin er mit Gewalt gebracht wurde, verweigerte er den Zeugeneid und jede Aussage. Hierauf ließ ihn der Präsident sofort verhaften, um ihn auf 8 Tage nach dem Gefängniß abzuführen. Später gestattete derselbe jedoch wegen der Sorgfalt, den der Gesundheitszustand des jungen Mannes noch immer erfordert, daß dieser von seinem Onkel, der Beamter ist, in Gewahrsam genommen und in der nächsten Sitzung dem Gerichte vorgeführt werde. Auf die weitere Entwicklung ist Jedermann gespannt.

Charade.

(Viersylbig.)

Vier Sylben, oft von schöner Hand geschmückt,
Versteckt man doch, daß man sie nicht erblickt;
Die ersten zwei, ziehn sie mit Wasser her,
Verbreiten Schrecken über Land und Meer;
Die letzten taugen gar nicht wohl beim Tanze,
Und wer das Ganze braucht, ist selbst das Ganze.

Auflösung des Räthsels in № 81:
Spinnrocken.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 83. Speyer, Mittwoch 24. Juli 1861.

Der Armenarzt.

(Fortsetzung.)

Ungeachtet der Doctor über die Indiscretion des Blattes nicht wenig entrüstet war, so hatte sie doch das Gute zur Folge, daß sie ihn zu dem Entschlusse brachte, sich wirklich zu dem zu machen, wofür die Zeitung ihn ausgegeben. Denn wiewohl er und Klärchen sich längst als Verlobte angesehen hatten und es eigentlich nur des leisesten Winkes, etwa nur eines einzigen herzlichern Händedrucks seinerseits bedurft hätte, um das stillschweigende Verlöbniß in ein förmliches zu verwandeln, so hatte ihm dennoch bisher der Muth gefehlt, ihr ein Bekenntniß seiner Liebe abzulegen, zumal er bemerkt haben wollte, daß sie seit seinem Glücksfalle eine gewisse Zurückhaltung beobachte. Die Liebe bewirkt aber bekanntlich Wunder, und so ließ sie denn auch den Doctor einmal auf den praktischen Einfall kommen und ihn überdieß solchen auch sogar zur Ausführung bringen. Er legte nämlich das betreffende Zeitungsblatt, nachdem er jenes Inserat mit einem Rothstift markirt hatte, unvermerkt in eines ihrer Notenbücher und forderte sie sodann auf, eine bestimmte Piece aus letzterm vorzutragen. Die List gelang vollständig. Als Klärchen, vor dem Piano sitzend, das Notenbuch aufschlug, fielen ihre Augen sofort auf die angestrichene Stelle. Sie nahm das Blatt zur Hand und las und las wieder, ohne sich zu regen oder nur ein Wort laut werden zu lassen, während der Doctor unruhig im Zimmer auf und abging, oder abwechselnd an den Fensterscheiben trommelte. Endlich faßte er sich ein Herz. Er trat hinter ihren Stuhl, legte seinen Arm um ihren Nacken und fragte leise:

Sind Sie's zufrieden, Klärchen?

Ich muß ja wohl, erwiderte sie, ohne aufzublicken; es steht ja einmal gedruckt da. Ist das aber eine Art, einem Mädchen seine Liebe zu erklären?

Und er wagte es, sie leise auf die Stirn zu küssen. Sie aber reichte ihm ihre Lippen hin und ein inniger Kuß besiegelte den Bund ihrer Herzen. Der Doctor begriff nun gar nicht, wovor er sich so gefürchtet habe. Als der Cantor bald darauf heimkehrte, trat ihm Arm in Arm ein glückliches Brautpaar entgegen und bat ihn um seinen väterlichen Segen. Er schloß beide in seine Arme und sprach mit bewegter Stimme:

Der Herr sei mit euch, meine Kinder! jetzt und immerdar!

Gern möchten wir mit diesem Segensspruche unsere Erzählung schließen, allein das Schicksal hatte dazu noch nicht sein Amen gesprochen, vielmehr den beiden Verlobten noch eine harte Prüfung zugedacht.

Eines Morgens, während der Doctor eben einen Brief siegelte, welchen er wegen Unterbringung eines Capitals an seinen Commissionär geschrieben, wurde ziemlich heftig an seine Thür gepocht und herein trat ein, anscheinend dem wohlhabenden Bürgerstande angehöriger Mann in den mittleren Jahren, welcher sich ihm als den Kaufmann Seiwert aus *** zu erkennen gab.

Es führt mich eine Angelegenheit zu Ihnen, Herr Doctor! hub er an, welche auf dem kürzesten Wege zu ordnen in unserm beiderseitigen Interesse liegen dürfte und die daher, wie ich hoffe, ohne Mittelspersonen unter uns wird abgethan werden. Ich bin nämlich, wie Sie aus meinen Legitimationspapieren ersehen können, der Großneffe der hier jüngst verstorbenen Jungfer Ursula Seiwert. Wie ich zuerst aus den Zeitungen und sodann hier am Orte näher

Digitized by Google

erfahren, hat dieselbe Sie zum Universal-Erben ihres ziemlich beträchtlichen Vermögens ernannt, ohne mich, ihren einzigen Blutsverwandten, auch nur mit einem Legate zu bedenken. Es wird Ihnen bekannt sein, daß nach unsern Gesetzen letztwillige Verfügungen, welche Jemand zu Gunsten eines Arztes getroffen, welcher ihn während der Dauer seiner letzten Krankheit behandelt hat, ungiltig sind. Sie haben, wie Sie nicht in Abrede stellen werden, die Verstorbene bis zu ihrem Tode in Behandlung gehabt und ich würde daher das Testament derselben mit Erfolg als nichtig anfechten können. Um indeß einen Rechtsstreit zu vermeiden, mache ich Ihnen folgenden Vergleichs-Vorschlag: Sie verzichten in Form Rechtens auf zwei Drittel des gesammten Nachlasses und behalten das übrige ein Drittel als Ihr Eigenthum für sich.

Der Doctor saß da wie vom Donner gerührt. Das Gesetz war ihm allerdings bekannt und er zweifelte nicht, daß solches auf den vorliegenden Fall Anwendung finde. Aber davon ganz abgesehen, glaubte er schon vom moralischen Standpunkte aus die Rechtmäßigkeit seines Besitzes einem Blutsverwandten der Verstorbenen gegenüber in Zweifel ziehen zu müssen. Wenn es sich daher nur um sein eigenes Interesse gehandelt hätte, so würde er auf jenen Vergleichsvorschlag, der ihm nicht allein überaus billig, sondern sogar des höchsten Dankes würdig schien, unbedenklich sofort eingegangen sein, ja sogar vielleicht auf das Ganze verzichtet haben, unter den bestehenden Verhältnissen aber nahm er Anstand, allein für sich zu handeln, und er erwiderte daher:

Ihre Großtante hat, wie ich bestimmt weiß, von Ihrem Dasein keine Kenntniß gehabt, sonst würde sie vielleicht eine andere Verfügung getroffen haben. Uebrigens befinde ich mich leider nicht in der Lage, mich zur Stelle über Ihren Vorschlag erklären zu können und ich muß mir daher eine Bedenkzeit bis zum Abend von Ihnen ausbitten.

Ich dächte, Herr Doctor! mein Recht läge so klar zu Tage und meine Proposition wäre zugleich so anständig, daß es einer langen Ueberlegung Ihrerseits nicht bedürfte. Außerdem kann ich einen Zweifel darüber nicht unterdrücken, daß meine Großtante das Testament eigenhändig geschrieben, wie das Gesetz solches erfordert, glaube vielmehr annehmen zu dürfen, daß Andere dabei thätig gewesen sind, und ich würde dasselbe somit auch vielleicht aus diesem Grunde anfechten können.

Eine Leichenblässe überzog bei diesen Worten die Züge des Doctors. Keines Wortes mächtig, sprang er auf und wies schweigend nach der Thür hin.

Ich sage ja nicht, fuhr Herr Seiwert fort, daß Sie dabei die Hand im Spiele gehabt haben. —

Ich aber sage Ihnen, unterbrach ihn der Doctor, daß ich nach dieser Aeußerung auf keinen Vergleich mehr eingehe, vielmehr erwarte, daß Sie Ihre Ansprüche gerichtlich wider mich geltend machen, damit die Wahrheit zu Tage komme. Und jetzt bitte ich, daß Sie mich verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

* Worte eines Pfälzers an die deutschen Sänger in Nürnberg.

„Durch Eintracht wächst Kleines, durch Zwietracht kömmt Großes in Verfall!“ —

Ein goldener Spruch, dessen Wahrheit wir zu allen Zeiten bestätigt finden, in der Leitung ganzer Völker und Geschlechter, wie in der Geschichte einzelner Menschen. An der Scheidegrenze von Europa und Asien blühte, unter gesegnetem Himmelstriche, das schöne Griechenland freudig empor, frühe schon Wissenschaft, Cultur und Gesittung in seinem befruchtenden, Dichter, Helden und Staatsmänner erzeugenden Schooße bergend. Was hob den kleinen Staat auf den Gipfel des Ruhmes und der Ehre, und verherrlichte weithin seinen glorreichen Namen? Eintracht that es und wohlgeordneter Staatshaushalt; Eintracht kettete fester Bürger an Bürger; Eintracht beförderte seine Siege und zerstäubte die Schaaren des gewaltigen Xerxes. Erst, als das Band der Eintracht gelöst und der Geist unseliger Zwietracht Hella's Söhne den heiligsten

Digitized by Google

Interessen ihres Vaterlandes entfremdete, erst da gelang es dem schlauen Macedonier, auf Chäronea's Ebenen seine Unabhängigkeit zu untergraben. Ich wende mich von Hella's classischem Boden nach dem Staate, durch Romulus' und Numa's weise Gesetze am Tiberstrom gegründet. Auch hier wahrte und sicherte Eintracht die Verfassung und so lange ihr Heiligthum unentweiht stand, war Rom groß, mächtig und von Außen geehrt und gefürchtet. Doch als es im Laufe der Zeiten durch den Schrecken seiner Waffen die Weltherrschaft errungen und Könige und Völker, in keckem Uebermuthe, gefesselt vor seinem Triumphwagen beführte; als die Tugenden eines Regulus, eines Curius und Cato immer seltener wurden; als asiatische Ueppigkeit, Verfeinerung der Sitten und eine zügellose, göttliche wie menschliche Rechte verhöhnende Lebensweise die alte Einfalt und Einfachheit verdrängte, und Treue, Glauben und Ehrlichkeit nur noch dem Namen nach galten, — floh auch die Göttin der Eintracht weinend und mit verhülltem Angesicht von der Stätte, über die sie so lange ihr schützendes Banner gebreitet hatte. Die Zwietracht hob ihr giftgeschwollenes Haupt. In ihrem lasterhaften Gefolge kamen Unordnungen und Parteikämpfe; und blutige Bürgerkriege zerrütteten von nun an Staat und Verfassung. Rom verlor seinen gefürchteten Namen und mit ihm seine Achtung. So eine leichte Beute jugendlich aufstrebender Völker, sank Numa's Staat von seiner glänzenden Höhe in mitleidsvolle Schmach.

Doch warum verweile ich bloß bei Völkern, die längst vom Schauplatz der Erde verschwunden sind und deren Vorzüge und Verirrungen mit gleich unparteiischem Griffel die Geschichte auf ihre eherne Tafel gegraben; bei Völkern, deren Thaten uns übrigens jetzt noch mit Staunen und Ehrfurcht erfüllen; von deren Glanz und Größe uns jetzt noch die vorhandenen Ueberreste grandioser Bau- und Kunstdenkmale Zeugniß geben, und deren Leistungen auf dem reichen Gebiete der Wissenschaft und Kunst noch künftigen Generationen bleibende Muster sind? Warum hole ich nicht lieber bei solchen, die heute noch vorhanden sind und herrschen, die Bestätigung der Wahrheit meines oben angeführten Spruches?

Ich wende mich vor allen zu dem Lande, mir theuer und ehrwürdig, und auch Euch gewiß nicht minder! Ich meine das Land der deutschen Eichen, mein und Euer Vaterland. Sei mir gegrüßt, thatkräftiges Volk der Deutschen! Deine Redlichkeit und Treue, dein Muth und deine Ausdauer sind sprichwörtlich geworden. Doch bei dir finde ich leider — ich sage es mit Schmerz und Scham — die schlimme Seite meines Spruches am meisten bewahrheitet. Mangel an Eintracht und Entschlossenheit haben dich mehr denn einmal an den Rand des Verderbens geführt. Laßt mich schweigen von den immerwährenden Reibungen und Fehden des Mittelalters; laßt mich schweigen von den Demüthigungen, wie sie ein Heinrich IV. vor Canossa, ein Friedrich III. erlitten; laßt mich schweigen von den Verheerungen unserer herrlichen Pfalz durch die Brandfackel des gallischen Ludwig; laßt mich schweigen von dem schmachvollen Verluste der zwei herrlichsten Edelsteine in der deutschen Kaiserkrone: Alsatia und Lotharingen! Nur auf eine Katastrophe, die der neuen Zeit angehört, möchte ich Euere Aufmerksamkeit lenken. Was erleichterte jenem übermüthigen Corsen, dem einstigen Abgott fast des halben Europa, seine Siege und Eroberungen auf deutschem Grund und Boden? Mangel an Eintracht und Uneigennützigkeit unter den Deutschen. Wer dagegen wieder brach das verhaßte Joch der Fremdherrschaft und schuf die politische und moralische Wiedergeburt unseres Vaterlandes? Ich antworte: nächst der Hilfe von Oben, Eintracht und kräftiges Zusammenwirken. Jetzt doch, wo der eherne Klang der Waffen verstummt ist und die Segnungen des Friedens unser Vaterland beglücken, scheint sich seine Zukunft freundlicher zu gestalten. Fürsten und Unterthanen, durch mancherlei Unglücksfälle belehrt und geläutert in der Schule der Prüfung, erkennen es mit lebendiger Wärme, wie nur Eintracht und einiges Zusammenwirken des Landes Wohlfahrt und Heil begründen. Und herrliche Früchte sehen wir dieser Sinnesart entsprießen! Niemand wird jetzt wohl mehr dem deut-

Digitized by Google

schen Volke Mangel an Nationalgefühl vorwerfen, und wer es wagt, den erinnere ich an jene gewaltige Bewegung, als das deutsche Volk den alten schönen Traum von Einheit und Freiheit zu verwirklichen gedachte; an die helle Begeisterung, welche noch vor Kurzem die deutschen Gemüther ergriff, als die Kunde scholl, es drohe den deutschen Landen Krieg und neue gallische Ketten. Niemand wird wohl mehr das deutsche Volk des Mangels an Einheit zeihen, und wer es wagt, den erinnere ich an die großartige Schillerfeier; an die allwärts, ohne Unterschied des Glaubens und des Standes, großherzig und willig dargebrachten Spenden zum Aufbau der Dome zu Köln und Speyer; den führe ich im Geiste zur ehemaligen Brandstätte Hamburgs und spreche: solches hat des Feuers Gluth vertilgt, doch deutsche Einheit ließ es herrlicher aus der Asche erstehen. Auch jene thörichte und eitle Sucht, nur das Fremde nachzuahmen und lobenswerth zu finden, und an dem Schönen in der Heimat mit gleichgiltigen Blicken und Achselzucken vorüberzugehen, auch diese Sucht, sage ich, mindert sich, Gottlob! mehr und mehr. Auch in der Fremde bleibt der Deutsche seinem Charakter und Wesen treu, und deutsche Art und Sitte verleugnet er nicht unter den Söhnen und Töchtern des Auslandes. Und worauf anders zielen die vielen Vereine in unserem Vaterlande, als einerseits zwar einen immer tiefern Blick ins Gebiet der Kunst und Wissenschaft zu thun und das Interesse an ihnen reger und allgemeiner zu machen, anderseits wieder auch durch das Band der Eintracht und der Verbrüderung den Deutschen mehr und mehr dem Deutschen zu nähern, die nationale Gesinnung zu beleben, das Nationalgefühl zu erstarken und so die Liebe zum Vaterlande, wie die der Unterthanen zu ihrem angestammten Regentenhause immer mehr zu entzünden und zu befestigen. Gleichem Zweck dienen auch die Männergesang-Vereine und gleichem Zweck das eben in Nürnberg stattfindende große deutsche Sängerfest. So sehen wir durch sie das Reich des Schönen, Nützlichen und Edeln wieder allwärts in deutschen Gauen und Marken, ja überall „wo deutsche Herzen glühen und schlagen und unsere Muttersprache klingt", verbreitet, von den Hochalpen der Schweiz bis hinab zu den Dünen der Ostsee, von den Gestaden des Rheins bis zu den Ufern des brausenden Inn und der gelben Oder.

„Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald!"
Welche Freude, welches Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt!

Daß nur deutsch das Lied ertöne,
Deutsch das Wort und deutsch der Sinn;
Daß der Zwiespalt sich versöhne
Draußen und im Herzen drin.

Leid wie Freude soll verbinden
Alle Stämm' im Nord und Süd,
Und was Alle gleich empfinden
Gib sich kund im deutschen Lied!

Uhland! tief hast du empfunden
Vaterlandes Noth und Lust;
Noch von schweren Herzenswunden
Seufzet dir die treue Brust.

Doch du hast es auch genossen,
Was du selber ausgelät:
Fröhlich grünen tausend Sprossen,
Tragen Früchte früh und spät!

Manches Auge sahst du flammen
Kühn für Vaterland und Recht!
Enger steht das Volk zusammen,
Wärmer glüht ein neu Geschlecht.

Wir, auch wir im Pfälzerlande
Mischen uns zum dichten Chor;
Was das Herz als heilig kannte,
Steiget im Gesang empor!

Vaterländ'schen Sinns Empfindung
Reicht sich fest und warm die Hand,
Und es knüpft sich die Verbindung
Ungetrennt durch Zeit und Land.

Und vom Belt zum Juraücken
Tönt befeelt ein mächt'ger Klang,
Und wir preisen mit Entzücken
Deutsches Lied und deutschen Sang!

Waldfischbach. A.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Gelb

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 84. Speyer, Samstag 27. Juli 1861.

Der Armenarzt.

(Fortsetzung.)

Herr Seiwert erhob sich trotzig von seinem Stuhle, schritt hastig der Thüre zu und rief, sich noch einmal umwendend, die Klinke in der Hand:

Sie sind doch ein Erbschleicher.

Dann eilte oder stürzte er vielmehr in richtiger Würdigung dessen, was sonst unfehlbar geschehen wäre, die Treppe hinunter, denn der Doctor war ihm bereits hart auf der Ferse.

Die Jämmerlichkeit des rohen Menschen beschwichtigte seinen Zorn und er gewann bald seine ruhige Fassung wieder; aber mit ihr kam es ihm auch zum Bewußtsein, daß ihm jetzt keine Wahl mehr freigelassen, vielmehr Alles für ihn verloren oder gewonnen sei. Demungeachtet empfand er in der Ueberzeugung, das Richtige getroffen zu haben, nicht allein keine Reue, sondern im Gegentheil volle Befriedigung über seine Handlungsweise. An die Folgen, welche sich daran für seine Person knüpfen würden, dachte er nur insoweit, als auch Klärchen davon berührt werden mußte, er dachte nur an den Eindruck, welchen die Kunde von dem eben Erlebten auf sie hervorbringen werde. Da drüben saß sie am Fenster hinter ihrem Nähtische und schaffte emsig an ihrer bescheidenen Aussteuer, während sie mit ihren Gedanken in der Zukunft weilte und sich ihre Häuslichkeit in freundlichen Bildern ausmalte. Und nun sollte er vor sie hintreten und die Arglose mit Einem Worte aus all' ihren Himmeln reißen! — Der Schmerz wühlte sein ganzes Innere auf; er warf sich in seinen Sessel und ließ seinen Thränen freien Lauf. Gesprochen mußte das unselige Wort einmal werden, aber warum denn schon im nächsten Augenblicke! warum denn schon heute! Geschehen war ja noch nichts, warum wollte er nicht wenigstens erst die gerichtliche Ladung abwarten! Die Ladung kam aber noch in derselben Stunde und zwar, der gesetzlichen Vorschrift gemäß, zunächst zum Sühne-Versuch auf den folgenden Tag. Er eilte mit derselben sofort zu einem der bewährtesten Anwälte und trug ihm den ganzen Sachverhalt vor. Derselbe schien, nachdem er sich von allen Nebenumständen gründlich hatte unterrichten lassen, auf den einen Theil des Klagefundamentes, daß nämlich der Doctor die Erblasserin in ihrer letzten Krankheit behandelt, weit weniger Gewicht zu legen, als auf den, daß sie das Testament nicht selbst geschrieben habe. Wenn dem Kläger dieser Beweis gelingen möchte, meinte er, so sei die Erbschaft für den Doctor verloren. Letzterer wußte ihm in dieser Beziehung durchaus keine Auskunft zu geben; er entsann sich nur, wie ihm Klärchen erzählt, daß diese der Alten einmal seinen Namen habe aufschreiben müssen und sie ihn darauf sorgfältig nachgeschrieben habe.

Und ihre Braut, das wissen Sie gewiß, hat das Testament nicht geschrieben? — ich meine auch den Text nicht? fragte der Anwalt, indem er einen forschenden Blick auf den Doctor warf.

Darauf wird sie einen Eid leisten können, entgegnete dieser.

Nun denn, versetzte der Anwalt, so sind Sie es allerdings schon Ihrer Ehre schuldig, einen Vergleich von sich abzulehnen, und ich kann Ihnen daher nur den Rath ertheilen, den morgigen Termin zu versäumen und die Klage an sich kommen zu lassen. Wir werden dann sehen, welche Beweismittel Ihr Gegner beibringen wird.

Hiermit war die Unterredung beendet

Digitized by Google

und der Doctor empfahl sich. Als er an dem Hause, worin die Jungfer Ursula gewohnt hatte, vorüberging, trat aus demselben sein Widerpart heraus. Herr Seiwert fuhr, als er des Doctors ansichtig wurde, betreten zurück, dann aber warf er sich keck in die Brust, schaute ihm trotzig und hohnlächelnd ins Gesicht und ging seiner Wege. Es war inmittelst Mittag geworden und der Doctor begab sich, ohne seiner sonstigen Gewohnheit gemäß Klärchen zuvor begrüßt zu haben, zu Tische. Nachmittags machte er mit einigen Tischgenossen den üblichen Spaziergang, stattete dann einige Krankenbesuche ab und kehrte darauf nach Hause zurück. Dort erfuhr er von dem Krämer, daß der Cantor schon mehrmals da gewesen und nach ihm gefragt habe. Der sonst so gesprächige Wirth, welcher ihn selten den Laden passiren ließ, ohne seinem gewöhnlichen Gruße noch ein freundliches Wort hinzuzufügen, beschränkte sich auf diese Mittheilung, und in der verlegenen Art und Weise, wie er sie vorbrachte, glaubte der Doctor ein Mitleid, das sich zu verrathen fürchtet, wahrzunehmen. Er weiß schon darum, dachte er, und vielleicht ist die Kunde auch schon zu ihnen gelangt. Und ohne sich weiter zu besinnen, eilte er hinüber und schlich leise mit pochendem Herzen die Treppe hinauf. Als er die Stube des Cantors betrat, flog Klärchen ihm freudig entgegen, schlang ihre Arme um seinen Hals und sagte:

Gott Dank, daß Du da bist; wir wissen Alles; betrüb Dich nicht darum, der Himmel wird schon auf andere Weise für uns sorgen. Und der Cantor schüttelte ihm die Hand und sprach:

Sie hat Recht, es wird mit Gottes Hilfe auch ohne das gehen.

So war denn das Gegentheil von dem geschehen, was er gefürchtet hatte. Statt eines verzagenden, tief erschütterten, hatte er ein freudig ergebenes, muthvoll vertrauendes Herz an das seine gedrückt. Kanntest Du denn Dein Klärchen noch nicht besser, Du wunderlicher Mensch? Mußte es Dir jetzt erst recht offenbar werden, welch ein Kleinod Du an ihr besitzest? Zwar hatte er keine Ahnung davon, wie und woher ihnen Hilfe kommen solle, denn der Hinweis Klärchens auf denjenigen, von welchem sie solche erwartete, hatte ungeachtet seines frommen und in gewissem Betracht gläubigen Sinnes für ihn doch des Trostes nicht zu viel; allein ihr ruhiges gefaßtes Wesen verfehlte auch auf ihn seine Wirkung nicht. Er fühlte sich wunderbar erleichtert und es war ihm, ohne daß er sich von dem Grunde eine Rechenschaft zu geben wußte, als ob sein Schicksal in guten Händen ruhe und er getrost erwarten dürfe, was die Zukunft ihm bringen werde. Vielleicht erschien ihm Klärchen als eine Blume, welche der Himmel in seine ganz besondere Hut genommen, und da ihr Geschick an das seine geknüpft war, so mußte ja auch er jenes himmlischen Schutzes theilhaftig werden. Nur Eines berührte ihn noch schmerzlich, nämlich die Wahrnehmung, daß Klärchen Alles, was zu ihrer Ausstattung gehörte, bereits sorgfältig aus dem Wege geräumt und wieder zu ihrem Strickzeuge gegriffen hatte. Auf eine nahe Hilfe schien also auch sie nicht zu bauen!

Er mußte nun den ganzen Hergang der Sache, von welcher ihnen gerüchtweise nur bekannt geworden, daß sich ein Verwandter der Jungfer Ursula zu der Erbschaft gemeldet habe, erzählen, und wiewohl auch der Cantor solche für eine verlorne hielt, so erklärte er sich dennoch mit seiner Handlungsweise einverstanden und Alle hegten nur den Wunsch, daß die Entscheidung, wie sie auch ausfallen möge, nicht zu lange auf sich warten lasse.

(Fortsetzung folgt.)

Hinter den Coulissen *).

Von

Fr. Friedrich.

2.

Zum ersten Male.

Die Stadt Knautheim ist in größter Aufregung. Es ist zwar keine Revolution; aber ein Fremder, der die Knautheimer und ihre angeborene Loyalität nicht kennt, könnte leicht auf solchen Gedanken kommen, wenn

*) Hausblätter. (Siehe Palat. Nro. 35 u. ff.)

Digitized by Google

er sähe, wie die Menschen an den Straßenecken stehen bleiben, neugierig einen angeschlagenen Zettel beobachten, und wie alle Bekannten, die sich auf der Straße begegnen, stillstehen und eifrig mit einander reden. Etwas muß indeß im Werke sein, das die friedlichen Bürger einer viertausend und einige Seelen zählenden Stadt so in Bewegung bringt, denn das ist so leicht nicht; die Einwohner einer solchen Stadt lieben Ruhe und den gleichmäßigen ungestörten Bürgerschritt über alles.

Die Zettel an den Straßenecken erklären aber alles. Der „Freischütz" wird an dem Abend gegeben, doch auch der bringt die Aufregung noch nicht hervor. Jedes Jahr kommt eine Schauspielergesellschaft nach Knautheim, der Freischütz ist dort so gut bekannt wie in der größten Residenz, jede gebildete Bürgerstochter in Knautheim singt Agathens Arie: „Und ob die Wolken sich verhüllen" und die Gnadenarie aus „Robert der Teufel". Oben auf dem Zettel steht dießmal mit mächtig fetten Buchstaben: „Erstes Debüt des Fräuleins Therese Kniephase als Agathe", und ziemlich unten mit ebenso großen Buchstaben: „Abonnement suspendu" und „Sämmtliche Freibillets sind an diesem Abende ungiltig."

Das ist es. Therese Kniephase ist eine Knautheimerin, eine Klempnerstochter und ein hübsches Mädchen, die ganze Stadt kennt sie. Jeder hat gewußt, daß sie seit Jahren bei dem Musiklehrer Karsten Gesangunterricht gehabt hat, aber daß sie eine Sängerin werden will — das hat Niemand geahnt, das ist ganz heimlich betrieben — da liegt der Grund der Aufregung. Und Abonnement suspendu! Der Director muß sich also einen großen Erfolg versprechen. Sogar die Freibillets sind für diesen Abend ungiltig! Das ist noch nie dagewesen in der Stadt, und der Recensent des Knautheimer Wochenblatts behauptet, das dürfe der Director gar nicht thun, sein Freibillet müsse Giltigkeit behalten, oder er werde nie wieder eine Recension schreiben, denn das Freibillet sei Ehrensache. Sie galten aber leider trotzdem an diesem Abende nicht.

Schon am Nachmittage sind sämmtliche Billets zu dieser Vorstellung verkauft. Die weit verzweigte Familie Kniephase hat allein fast die Hälfte derselben an sich gebracht. Die Debütantin sieht dem Abende mit namenloser Angst entgegen. Sie ist schüchtern, sie würde nie daran gedacht haben, Sängerin zu werden, hätte nicht die Eitelkeit ihrer Mutter und ihres Musiklehrers sie dazu getrieben. Ihre Stimme ist nicht schlecht, aber von drei Proben in zwei Tagen und von mindestens zehn Wiederholungen bei ihrem Lehrer ist sie so gut wie heiser. Und die Angst schnürt die Brust des Mädchens zusammen.

Der Abend ist da. Frau Kniephase begleitet ihre Tochter, um ihr Schutz und Beistand zu gewähren. Zum ersten Male kommt Therese am Abend hinter die Coulissen. Sie fährt erschreckt zurück — ihre Mutter spricht ihr Muth ein und drängt sie weiter nach der Garderobe. Endlich ist diese erreicht, ein enger, durch einen Bretterverschlag abgeschlossener Raum. Aennchen und mehrere Choristinnen sind darin mit Ankleiden beschäftigt und füllen den Raum vollständig. Aengstlich blickt sich Therese um. Die Garderobenmutter empfängt sie: „hier Fräulein, setzen Sie sich solange auf Ihren Koffer — ich komme sogleich an Sie."

Therese hat Zeit, sich die Geheimnisse der Garderobe zu betrachten, Aennchen wird soeben geschminkt, die Hasenpfote fährt über ihre Wangen. Die Choristinnen summen die Melodie: „Wir winden dir den Jungfernkranz". Dicht nebenan in der Herrengarderobe, die nur durch die dünne Bretterwand getrennt ist, herrscht das bunteste Leben. Jedes Wort ist verständlich. „Durch die Wälder, durch die Auen zog ich leichten Schritts dahin" singt Max und wiederholt den Anfang dieser Arie wohl zwanzigmal. — „Ziehen Sie lieber zum Teufel!" ruft endlich eine Baßstimme dazwischen. „Blumenthal, als ob Ihre Stimme nicht schon genug ruinirt wäre, daß Sie hier so schreien! Seien Sie ruhig, Mensch! Keinen vernünftigen Ton bringen Sie mehr heraus!" Max läßt sich nicht stören, wiederholt ruhig noch dreimal die Melodie und fügt zum Schluß nur hinzu: „Esel, Sie!" —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen.

Se. Maj. der König Ludwig von Bayern hat an den Director P. v. Cornelius bald nach dessen Ankunft in Berlin, bei seiner jetzigen Rückkehr aus Italien, die nachfolgenden Verse gerichtet, welche wir (sagt die Stern-Ztg.) dem deutschen Publikum als einen Beweis der engen, auf wahrer Hochachtung ruhenden Freundschaft, die den König mit dem ächten Künstler verbindet, nicht glauben vorenthalten zu dürfen:

An Cornelius.

Nach Rom! nach Rom! Bald führ' es Dich zurücke,
Nur in dem Süden sich es wirklich lebt;
Und lange da begeistre und entzücke,
Du Großer, der das Ideal erstrebt.
Im ewigen Rom der Zeiten Maß verschwindet,
Ist es gleich alt, veraltet wird es nie;
Das Schönste, Höchste sich in ihm verbindet,
Es blühet immer in der Phantasie.

Nicht eignest Du Dich zu dem kalten Norden,
Geboren für des Südens Herrlichkeit,
In ihm bist dieser Künstler Du geworden,
Der rühmlichste, der hehrste unsrer Zeit.

O möchte ich in Rom Dich wieder sehen,
Wo wir einander wurden einst bekannt.
Ob Menschenalter schnelle auch verwehen,
Es währt das uns vereinigende Band.

Der Samen wurde reichlich da geleget,
Und es entwickelte sich froh der Keim,
Es fand in Deutschland sich die Kunst erreget,
Es kehrte die erhabne wieder heim.

Des Schönen, welches damals ward geboren,
Hat edle Früchte viele man gesehn;
Es gehet nie und nimmermehr verloren,
Erneuernd wird es immer fort bestehn.

Berchtesgaden, 13. Juli 1861.

Ludwig.

Deutsche Sanges-Wonne.

Mag das französische Revier
Von Säbeln und Kanonen strotzen,
Das Kaiserreich mit Drachengier
Auf uns, als seine Opfer glotzen,
Mag es sich richten schon zum Springen —
Wir singen, singen, singen!

Mag vom Vesuv sich bis Tyrol
Die unterird'sche Lava drängen,
Um Deutschlands Knochen, spröd und hohl,
Im rechten Augenblick zu sprengen,
Mag schon der Boden rings sich schwingen —
Wir singen, singen, singen!

Mag's Türkenreich am Bosporus
Trotz der Reform zusammenkrachen,
Und sich John Bull, Franzos und Ruß
Mit Wonne an die Theilung machen,
Wir werden uns nichts ausbedingen —
Wir singen, singen, singen!

Mag Attila's Nachkommenschaft
Sich frech in uns'rer Nähe brüsten
Und gegen deutsche Ehr' und Kraft
Zu neuem Hunnenkampf sich rüsten,
Mag uns Mongolentand umklingen —
Wir singen, singen, singen!

Mag sich in Deutschland selbst der Streit
Noch in Jahrzehnten nicht entscheiden:
Ob Einheit oder Einigkeit,
Ob vielleicht Keines von den beiden —
Und mag die Kluft uns selbst verschlingen —
Wir singen, singen, singen!

Zwar ist es wahr: wir turnen auch,
Und schießen sogar auf die Scheibe,
Doch nur, daß uns vom spitzen Bauch
Die Commotion das Fett vertreibe.
Was uns erfreut vor allen Dingen —
Ist Singen, Singen, Singen! (Punsch.)

Zweisylbige Charade.

Wo mein Erstes sich zeigt, da wird der Gläubige Heide,
Tollheit der menschliche Sinn, Dinge zerstieben in Nichts.
Nicht mein Zweites also! Wohin sich dieses genistet,
Bleibt es, wächset und heckt seelenzernagende Brut.
Zwei so schreckliche Dinge bewahrt unwissend die Jungfrau,
Cypris' Göttergewand schmückte sie herrlicher nicht.

Auflösung der Charade in № 82:
Hosenträger.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 85. Speyer, Dienstag 30. Juli 1861.

Der Armenarzt.

(Schluß)

Wir wollen den Leser nicht in die unerquickliche Atmosphäre eines Gerichtssaales versetzen, indem wir ihn mit den Details des nun beginnenden Prozesses bekannt machen, uns vielmehr auf die Mittheilung seiner wesentlichsten Momente beschränken. Herr Seiwert hatte seinen Klage-Antrag, welcher dem Doctor schon am Tage nach dem Sühne-Versuchs-Termine zugestellt war, zunächst darauf gestützt, daß derselbe die Erblasserin bis zu ihrem Tode behandelt habe und nur für den Fall, daß er mit dieser Behauptung nicht durchdringen möchte, sich zu dem Beweise erboten, daß sie das Testament nicht eigenhändig geschrieben. Von Seiten des Anwalts des Verklagten war eingeräumt, daß dieser die Erblasserin in Folge eines Schenkelbruchs in Behandlung gehabt und er dieselbe noch am Tage vor ihrem Abscheiden besucht habe, jedoch bestritten, daß ihr Tod in einem Causalzusammenhange mit dem Schenkelbruche stehe, vielmehr behauptet, daß solcher durch einen Schlagfluß herbeigeführt sei und somit das bezügliche Gesetz hier keine Anwendung finde. Nachdem die barmherzige Schwester, welche die Jungfer Ursula gepflegt hatte und welche inmittelst vom Mutterhause auf eine auswärtige Station geschickt worden, vernommen war, legte das Gericht nach Einholung eines medicinischen Gutachtens dem Doctor einen ziemlich weitläufig formulirten Eid auf, durch dessen Ableistung festgestellt worden wäre, daß die Erblasserin nicht in Folge einer Krankheit, sondern am Schlagflusse gestorben sei. Als er sich bereit erklärte, diesen Eid abzuleisten, wurde von der andern Seite der Beweis des zweiten Klagegrundes angetreten, und zwar wurde der Hauswirth der Erblasserin, Namens Schack, zum Zeugen darüber vorgeschlagen, daß seine jüngst verstorbene Frau das Testament im Auftrage derselben geschrieben habe. Dieser legte auch wirklich ein eidliches Zeugniß dahin ab und das Gericht erklärte nun in der nächstfolgenden Sitzung das Testament für ungiltig und verurtheilte den Doctor zur Herausgabe des gesammten Nachlasses. Es ließ sich gegen diesen Urtheilsspruch nichts einwenden und der Doctor war froh, einen Rechtsstreit beendet zu sehen, von welchem er sich niemals einen günstigen Ausgang versprochen und welcher neben den unangenehmen Aufregungen, welche jeden Prozeß begleiten, für ihn noch eine ganz besondere Kränkung im Gefolge gehabt hatte. Man hatte nämlich bei den Verhandlungen den Verdacht durchblicken lassen, als ob sowohl er wie seine Braut von den Vermögensverhältnissen der Jungfer Ursula unterrichtet gewesen seien und sie dieselbe vermocht hätten, zu seinen Gunsten über ihren Nachlaß zu verfügen. Denn man konnte sich keinen Grund denken, weshalb der Doctor die arme alte Person Monate lang besucht haben sollte, ohne daß diese, wie er selbst eingeräumt, einer ärztlichen Hilfe bedurft hätte. Der Gedanke, daß solches aus edeln Motiven, aus rein menschlicher Theilnahme geschehen, lag Allen zu fern. Die Kunde von diesem Verdachte war bei der Oeffentlichkeit des Verfahrens aus dem Gerichtssaale auf die Gasse gedrungen, dort hatte sich der Klatsch ihrer bemächtigt und in seiner Bereitwilligkeit, das Schlimmste für wahr zu halten, die Vermuthung über alle Zweifel hinaus zur Gewißheit erhoben. Der Doctor hatte zwar jede mögliche Vorsorge getroffen, daß jenes

Digitized by Google

Geschwätz nicht zu Klärchens Ohren dringen möge, allein welches Mädchen, welche Frau besäße nicht wenigstens Eine theilnehmende Freundin, welche es in sittlicher Entrüstung über die Bosheit der Menschen nicht für ihre Pflicht hielte, ihr vertraulich mitzutheilen, was die böse Welt ihr Böses nachsage! Auch Klärchen fehlte eine solche Freundin nicht, und wie gefaßt sie früher die Nachricht von dem ihnen drohenden Verluste aufgenommen, sich demüthig einem höhern Willen beugend, — dieser Macht, der Macht der Lüge und Gemeinheit, hatte sie keinen Widerstand entgegenzusetzen vermocht. Der Schmerz hatte sie ganz und gar überwältigt; sie war in einen Strom von Thränen ausgebrochen und alle Versicherungen der nun über solche Wirkung erschrockenen Freundin, daß sie selbst wie alle Gutgesinnten vom Gegentheil überzeugt seien, alles Zureden des Vaters und ihres Verlobten hatten sie nicht beruhigen können. Daß das Testament nicht von ihr geschrieben sei, war freilich festgestellt, aber der Verdacht der Erbschleicherei war trotzdem bestehen geblieben. —

Wie früher der Erbfall selbst, so hatte später der daraus entstandene Prozeß die allgemeine Aufmerksamkeit des Publicums auf sich gezogen und die Nachricht von dem Ausgange desselben verbreitete sich rasch durch die Stadt. Aber fast gleichzeitig mit ihr kam ein anderes Gerücht in Umlauf, welches sich nicht allein auch die folgenden Tage hindurch behauptete, sondern immer lauter und bestimmter auftrat, so daß sich die Staatsbehörde veranlaßt sah, davon Kenntniß zu nehmen und seinem Ursprunge näher nachzuforschen. Es hieß nämlich, der Schack, ein übel berüchtigtes und gefürchtetes Subject, von welchem eigentlich Niemand wußte, wovon es sich ernähre, habe in der Sache ein falsches Zeugniß abgelegt. Einigermaßen Verdacht erregend war allerdings schon der Umstand, daß Herr Seiwert, ungeachtet auch er sich, der gesetzlichen Vorschrift gemäß, durch einen Anwalt hatte vertreten lassen, sich während des ganzen Prozesses am Orte aufgehalten hatte. Die angestellten Nachforschungen ergaben, daß das Gerücht von der Nachbarschaft des Schack seinen Ausgang genommen habe, und es wurden daher einige Personen aus derselben abgehört. Von einem Meineide wollte zwar Keiner etwas wissen, geschweige denn gesagt haben, ihre Aussagen lauteten jedoch übereinstimmend dahin, daß Herr Seiwert in der letzten Zeit den Schack fast täglich in den Abendstunden besucht habe und es bei ihren Zusammenkünften hoch hergegangen sein müsse, weil die älteste Tochter des Letztern, so oft Herr Seiwert sich eingefunden, allemal mit leeren Weinflaschen das Haus verlassen und mit gefüllten zurückgekehrt sei, auch Victualien und Leckerbissen aller Art herbei getragen habe. Sie, die Zeugen, hätten dann wohl unter sich die Vermuthung ausgesprochen, daß es gewiß nichts Gutes sein werde, was die beiden miteinander verhandelten und daß sie dabei allerdings an den Prozeß gedacht hätten. Auf eine bei der Ortsbehörde des Herrn Seiwert gehaltene Anfrage über dessen moralische Führung erfolgte die Antwort, daß sein Leumund nicht der beste und er namentlich in dem Verdachte stehe, Wuchergeschäfte zu treiben. Darauf wurden die Nachlaßsachen der Jungfer Ursula, welche während des Prozesses in gerichtlichen Gewahrsam genommen waren, sorgfältig durchsucht, ob sich darunter nicht eine Handschrift von ihr finden möchte. In den Gebetbüchern stand ihr Name verzeichnet, allein eine Vergleichung der fast erloschenen Schriftzüge mit denen des Testamentes ließ eine Uebereinstimmung nicht erkennen. Man forschte weiter und fand in der Postille einen Papierstreif, auf welchem der Namen des Doctors zweimal, jedoch von verschiedener Hand, geschrieben stand. Die Aehnlichkeit der einen Handschrift mit der des Testamentes war nach dem Urtheile der Sachverständigen ganz unverkennbar, selbst die Tinte war dieselbe. Es war eben jenes Papier, auf welches Klärchen nach dem Begehren der Jungfer Ursula den besagten Namen niedergeschrieben und worauf diese ihn sodann nachgeschrieben hatte. Nun war nur noch Ein Zweifel übrig geblieben, nämlich der, wie es möglich gewesen, daß die Erblasserin bei ihrer gänzlichen Hilflosigkeit ohne fremden Beistand das Testament selbst abgefaßt habe, und dieser Zweifel führte zu der Vermuthung,

Digitized by Google

daß sie dabei vielleicht von der barmherzigen Schwester unterstützt sein möchte. Letztere, welche bisher nur über den körperlichen Zustand derselben vernommen war, wurde jetzt auch über diesen Punkt abgehört, und, was sich wahrscheinlich längst ergeben haben würde, wenn sie während des Prozesses das Mutterhaus nicht verlassen und somit von jenem Gerüchte Kunde erhalten hätte, — es stellte sich heraus, daß sie es gewesen, welche ihr die Mittel verschafft hatte, ihren letzten Willen niederzuschreiben und daß solches in ihrer alleinigen Gegenwart geschehen sei. Jetzt wurde zu der Verhaftung des auf solche Weise des Meineides überführten Schack geschritten und zugleich auch die des Herrn Seiwert verfügt; dieser hatte sich ihr indeß durch eine schleunige Flucht zu entziehen gewußt. Die nächste Folge dieser Ermittelungen war nun, daß das frühere Urtheil aufgehoben und der Kläger mit seinen Ansprüchen auf den Nachlaß abgewiesen wurde.

So sah sich denn der Doctor durch eine unerwartete Wendung der Dinge wieder in den Besitz dessen gesetzt, was die Dankbarkeit ihm als Lohn seiner Menschenliebe zugedacht und eine verbrecherische Hand ihm zu entreißen gedroht hatte. Doch das war es jetzt nicht mehr allein, was ihn und sein Klärchen beglückte; er war sogar fest entschlossen gewesen, einem Gute zu entsagen, dessen rechtmäßiger Besitz ihm von der öffentlichen Meinung, wie er wohl nicht ohne Grund annahm, trotz dem Urtheilsspruche fortdauernd würde bestritten werden, wenn es ihm nicht gelingen möchte, sich auch in den Augen der Welt von dem Verdachte der Erbschleicherei zu reinigen. Dieß war aber gleichfalls durch das Zeugniß der barmherzigen Schwester geschehen, indem diese auf besonderes Befragen ausgesagt hatte, daß er die Verstorbene auf deren ausdrücklichen, wiederholt ausgesprochenen Wunsch bis zu ihrem Ende besucht und er von ihren Vermögensverhältnissen nicht die geringste Kunde gehabt habe, ja daß sie selbst nur durch eine Aeußerung der Alten, welche bei der Abfassung des Testamentes lächelnd vor sich hingemurmelt: „der wird sich noch einmal wundern", zu einiger Vermuthung darüber geführt sei. Jener ehrenrührige Verdacht war dadurch also völlig entfernt, und wie die Welt einmal die Uebertreibungen liebt und weder im Lob noch im Tadel Maß zu halten weiß, so wußte sie jetzt die Uneigennützigkeit und den Edelmuth des Doctors nicht genug zu rühmen. Er war eine Zeit lang der Held des Tages und Jung und Alt, Bekannte und Unbekannte bemühten sich, ihm auf jede Art ihre Hochachtung und Theilnahme zu erkennen zu geben. Eine weitere und nachhaltigere Folge davon war aber, daß er zu sich und seinem Glücke wieder mehr Vertrauen faßte, sein Selbstgefühl sich hob und seine Praxis allmälig dergestalt an Ausdehnung gewann, daß ihr Ertrag allein ihm und seinem Klärchen sowie einer nicht allzu zahlreichen Nachkommenschaft eine behagliche Existenz zu gewähren vermocht hätte. Das junge Ehepaar bezog gar bald ein stattliches Haus in der Hochstraße und das alte verwitterte Blech-Schild hatte, in neuen goldenen Lettern prangend, endlich eine dauernde Stätte gefunden. Demungeachtet blieb er nach wie vor in soweit „der Armenarzt", als er in dankbarer Erinnerung an den Ursprung seines Glückes ganz besonders den Armen und Nothleidenden in der uneigennützigsten Weise seine Hilfe angedeihen ließ. Eine Jungfer Ursula ist ihm aber in seiner Praxis nicht wieder vorgekommen.

Miscellen.

* An den vor einigen Jahren geführten Zeitungskrieg der pfälzischen Bienenzüchter und Weinbergbesitzer erinnert nachfolgende Notiz: Seit vielen Jahren schon werden die in Stettin bestehenden Zucker-Raffinerien systematisch bestohlen und zwar von Wesen, denen weder polizeilich noch gerichtlich beizukommen ist, nämlich von — Bienen. Früher nahm man von diesen Zuckerdieben keine weitere Notiz; aber im Laufe der letzten zehn Jahre hat sich die Zahl der Bienenstöcke in der Umgegend jener Fabriken verzwanzigfacht, da selbst auswärtige Bienenzüchter ihre Stöcke nach Stettin in Pflege gegeben haben,

Digitized by Google

um sie auch an der billigen Zuckerweide profitiren zu lassen. In der entomologischen Zeitung, deren Herausgeber, Hr. Dohrn, selbst Director einer der Zucker-Raffinerieen ist, wird nun berichtet: „Die geplagten Siedereien entschlossen sich zu organisirter Abwehr. Sobald nämlich in einem der verschließbaren Räume, vorzugsweise in solchen, welche einfallendes Licht haben, eine größere Anzahl von Bienen schwärmt, so werden sämmtliche Thüren und Fenster gesperrt, und ein instruirter Arbeiter stellt unter das hellste, von den eingeschlossenen Bienen natürlich vorzugsweise heimgesuchte Fenster eine große Wanne mit heißem Wasser, bespritzt mittels eines großen Maurerpinsels die am Fenster herumirrenden Bienen, und bewirkt dadurch, daß sie in die Wanne fallen, aus welcher sie dann in Eimer geschöpft und in die Zuckerpfannen zum Auskochen geschüttet werden. Dadurch, daß man die Zahl der in einem solchen Eimer enthaltenen Bienen gezählt und auf 65 — 66,000 festgestellt hat, war es möglich, auch die Durchschnittszahl der in den letzten Jahren auf diese Art getödteten Bienen zu ermitteln. Sie beläuft sich jährlich auf ungefähr 11,000,000, und es wird aus den ausgekochten Bienen jährlich ein Zucker-Quantum gewonnen, welches den Werth von etwa 300 Thalern hat. Da aber nach muthmaßlicher Schätzung schwerlich auch nur der vierte oder fünfte Theil der flüchtigen Zuckergäste ertappt und raffinirt wird, so wird bei Weitem nicht der Schaden gedeckt."

Der alljährlich erscheinende Band der „Gerichtlichen Statistik von England und Wales" ist eben erschienen und behandelt das Michaelis abgelaufene Verwaltungsjahr. Die Polizei gibt die Zahl der im Jahre begangenen Verbrechen, so weit ihr bekannt, auf 50,405 an, was eine Abnahme von 3,„ Procent im Vergleich mit dem vorhergegangenen Jahre macht. Dieser schwarze Katalog enthält 99 Mordthaten, 38 Mordversuche, 466 Verwundungen durch Schuß oder Stich, 188 Todtschläge, 174 Selbstmordversuche (über 1357 Selbstmörder wurde Todtenschau gehalten), 142 unnatürliche Verbrechen, 109 Fälle von Bigamie, 476 verbrecherische Angriffe auf Frauenspersonen und eine lange Liste der gewöhnlicheren Verbrechen. Die Polizeimannschaft bestand aus 20,760 Mann; ihr Unterhalt kostete 1,531,111 L.-Strl. Verrufene Häuser gab es 24,711, oder 5,„ Procent weniger als 1859; frei umhergehende, der Polizei bekannte Diebe 37,914, und verfolgt wurden darunter 19,864. Außerdem gab es 4440 Hehler, 35,306 verdächtige Personen, 30,800 Freudenmädchen, 22,664 Vagabonden und Personen ohne ersichtliche Erwerbsmittel; im Ganzen 131,024 schlechte Subjecte.

Charade.

(Dreisylbig.)

Nimm mich! so ruft die erste Sylbe zu,
Ich bin der Hebel aller Dinge,
Nichts ist, was nicht durch mich gewiß gelinge;
Ich mache dich mit Fürsten Du und Du,
Und Alles, was die Erdengötter haben,
Soll dich, du Glücklicher, durch mich auch laben.

Nimm mich, verlangt das zweite Sylbenpaar,
Ich trug den Himmel oft auf meinem Rücken,
Auf mir erscheint, was edel ist und wahr,
Was Menschen kann erheben und entzücken;
Und weißt du mich gehörig zu behandeln,
Kannst du mich selbst in Nummer Eins verwandeln.

Der neue Herkules am Scheidewege
Stand ich. Doch als ich mir es überlege,
Da fällt mir ein, die Sylben zu vereinen:
Das ganze Wort gibt Alles, sollt' ich meinen.
Weg war der Zauber, nichts blieb beiden nun zusammen,
Als nur ein Flitterstaat, an Puppen und Programmen.

Auflösung der Charade in № 84:
Unschuld.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Weib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 86. Speyer, Samstag 3. August 1861.

Hinter den Coulissen.

Von

Fr. Friedrich.

(Schluß.)

Alles singt, spricht, läuft und tobt nebenan durcheinander. Der Lärm wirkt auf Therese fast betäubend. Da wird sie gewahr, daß die Bretterwand breite Spalten enthält, durch welche man bequem hindurchschauen kann. Sie sieht auch dunkle Augen hindurchleuchten. Und hier soll sie sich umkleiden? Erschreckt springt sie empor, als die Garderobenmutter sie mahnt, daß es Zeit zum Ankleiden sei. „Hier — hier?“ ruft Therese. „Hier nie — nie!“ und sie zeigt auf die Spalten zwischen den Brettern — Die Garderobenmutter lacht laut auf. „Aber Fräulein — das bischen Ritzen, ich bitte Ihnen! Geniren Sie sich nicht — drüben sind nur verheirathete Männer, und sie können höchstens mit einem Auge hindurchsehen. Wie kann Sie das nur geniren?“ Therese hört die Worte kaum, sie will entfliehen, ihre Mutter hält sie zurück mit den Worten: „Aber Therese — bedenke — die ganze Stadt!“

Die Unglückliche muß sich auf einem baufälligen Stuhle niederlassen. Die Garderobenmutter macht ihr die schönsten Locken. Nun geht's an das Schminken. Der Lärm in der Herrengarderobe währt fort. Max schweigt, für ihn singt jetzt Casper mit mächtiger Baßstimme: „Trinken, das ist meine Lust, und ein Kind mit runder Brust“. — Therese erröthet. — „Aber Fräulein“, ruft die Garderobenmutter, „wie kann ich denn den rechten Ton treffen, wenn Sie erröthen! Die rechte Wange ist so wunderschön weiß! Was, und nun gar Thränen? Sie verderben ja die Schminke! Fräulein, so weinen Sie doch nicht, alles läuft ja wieder herunter! Und nun wischen Sie sich gar die Augen! Du meine Güte, hat man je so etwas erlebt! Die ganze rechte Backe ist wieder ruinirt!“ — „Aber Therese, so bedenke doch!“ sucht die Mutter zu beruhigen. — „Nein, nein, sehen Sie nur einmal in den Spiegel, die rechte Seite war so schön!“ ruft die Garderobenmutter dazwischen und hält Thereſen einen Spiegel vor.

Therese springt erschreckt auf. Grauweiß ist ihr ganzes Gesicht, nur auf der rechten Wange ist ein mächtig rother Fleck, der die zarte Blüthe vorstellen soll. Und die Thränen haben auf der Wange lange Furchen gebildet, und die Augen blicken tief und hohl aus dem grauweißen Grunde. „Nein — nein; ich singe nicht!“ ruft Therese erschreckt, zitternd vor Angst und heftig schluchzend. Mit dem Schnupftuch fährt sie über das Gesicht und Agathens ganze Röthe bleibt daran haften. „Ich sehe abscheulich aus — so, so kann ich nicht auftreten“, schluchzt sie. — „Aber Therese! bedenke —!“ flüstert Frau Kniephase fast in Verzweiflung.

Die Garderobenmutter ist unwillig, weil alle Schminke durch die Thränen und das Schnupftuch weggewischt ist. „Das ist nicht zum aushalten — Sie sahen so schön aus!“ — „Schön?“ fällt Aennchen laut lachend dazwischen. „Ha, ha! Den möcht' ich sehen, den Sie schön geschminkt hätten!“ — „So schminken Sie das Fräulein selbst!“ ruft die erzürnte Garderobenmutter unwillig, die Hasenpfote und die Watte zur Erde werfend. „Ihnen kann es freilich niemand recht machen. Alle Runzeln und Falten soll man aus Ihrem Gesicht fortbringen, Sie wollen wie zwanzig Jahre alt aussehen, und waren so alt schon, ehe meine jüngste Tochter geboren

Digitized by Google

wurde, und die ist bereits vor fünf Jahren confirmirt. Aber ich schminke jetzt niemand mehr und ich werd's dem Herrn Director sagen, wenn ich mir am ersten meine Gage hole!" — Aufgeregt verläßt sie das Zimmer.

Verwirrt, immer noch schluchzend, sitzt Therese da. Niemand bekümmert sich um sie. Hundertmal hat sie dieser Schritt schon gereut. — „Aber meine Tochter", wendet sich Frau Kniephase an Aennchen, „das Theater muß bald angehen — wie soll sie nur fertig werden?" — „Das ist meine Sache nicht", erwidert Aennchen kurz. — „Sie kann sich aber nicht selbst schminken!" — „So holen Sie die Frau, die auch nichts davon versteht", entgegnet Aennchen.

Der Regisseur blickt in die Garderobe und ruft: „Alles fertig? In zehn Minuten Anfang." — Frau Kniephase tritt vor, verlegen, knixend. „Entschuldigen Sie — aber meine Tochter —!" — „Wer sind Sie?" — „Ich — ich bin die Mutter!" — „Wer?" — Aennchen tritt als Vermittlerin dazwischen und klärt den Regisseur über alles auf. Ein kräftiger Fluch entschlüpft seinen Lippen. — „Das Publicum wird schon ungeduldig — in zehn Minuten Anfang — wer — wer kann denn noch schminken?" — „Herr Klinger versteht es am besten", erwidert Aennchen. — „Gut — gut, als Casper hat er nicht sogleich zu thun, ich werde es ihm sagen." — Der Regisseur eilt fort.

„Wer soll mich schminken?" fragt Therese ängstlich. — „Herr Klinger, wenn er es will", erwidert Aennchen. „Er spielt heute den Casper, und wenn er nicht zu viel getrunken hat, schminkt er am besten." — — Klinger tritt in dem Augenblicke schon ein und singt:

„Hier im irdischen Jammerthal
Ist doch nichts als Plack und Qual,
Muß man gar noch schminken!"

Therese erschrickt vor dieser Gestalt mit mächtigen Wasserstiefeln, mit einem ungeheuren Hute und einem Barte, der fast bis auf die Brust reicht. Und dieser — dieser Mensch soll sie schminken! Sie vermag dieß kaum auszudenken, denn schon steht er vor ihr und betrachtet sie mit Wohlgefallen. — Mit der Linken ihre Augen bedeckend, wehrt sie ihn mit der Rechten zurück. — Casper zieht ihre Hand von den Augen zurück und singt in heiterster Bierlaune:

„Trübe Augen,
Liebchen, taugen
Einem holden Bräutchen nicht!"

Frau Kniephase will sich ihrer Tochter annehmen und tritt vor. „Entschuldigen Sie, mein Herr, — aber meine Tochter —." — „Still, Mutter!", unterbricht sie Casper; „jetzt wird geschminkt!" Und aufs neue singt er das Lied: „Trübe Augen, Liebchen, taugen einem holden Bräutchen nicht." Es ist Aennchens Arie und unwillig ruft diese: „Singen Sie doch lieber Ihre eigenen Arien, Herr Klinger!" — „Ruhig, kleine Najade!" übertönt sie Casper. „Ich übe mich. Wenn's mit meinem Baß nicht mehr geht, will ich Ihre Rollen übernehmen. So gut wie Sie bringe ich die Arie auch noch zu Stande. Durch die Fistel, Aennchen, versteht sich, durch die Fistel. Still — still, mit Ihnen zanke ich mich nicht, denn wir kennen uns schon seit mindestens vierzig Jahren. Alte Freundschaft! — Jetzt die Schminke her! Nur still gehalten, kleine Kniephäsin: Teufel, die Garderobenmutter hat sie fürchterlich zugerichtet! Wangen wie Milch und Blut! Stillgehalten, Kleine! Schade, daß ich den Max nicht singe!" — Therese will sich seiner Berührung entziehen. Sie weiß vor Angst nicht, wohin sie sich wenden soll. Auch sie hat in mancher Stunde für das Theater geschwärmt, hat sich ihr erstes Auftreten so schön, so poetisch, so von Beifall umrauscht geträumt — und jetzt —

„Meine Tochter —", fällt Frau Kniephase jetzt ein. — „Still, Frau, Mutter, Madame Kiep— Kniephase!" unterbricht sie Casper. — „Lassen Sie ihn!" ruft Aennchen, „er ist wieder einmal betrunken." — „Sagen Sie berauscht, holder Engel" aus dem vorigen Jahrhundert!" lacht Casper und singt: „Trinken, das ist meine Lust!" — Aber jetzt die Schminke her! Stillgehalten, kleine Häsin, und nicht geweint! Sie sind die Bühnenluft noch nicht gewöhnt, ja, ja, die weht Einem Anfangs verteufelt ungemüthlich um die Ohren. Auch ich bin in Arkadien geboren, mein Vater war ein Bäcker und ich könnte jetzt warm zwischen

Digitized by Google

frischen Semmeln sitzen, wenn ich ihm nicht davongelaufen, aber das verdammte Theater — ich meine die Schminke! Wo ist die Hasenpfote? Samiel hilf! Wo ist denn Samiel, ich meine seine Frau, die Garderobenmutter." —

„Wen meinen Sie?" ruft die wieder eingetretene Garderobenmutter. „Wen, Herr Klinger, wenn ich fragen dürfte?" — „Still, still, alte Eule! So gut wie Sie kann kein Mensch in ganz Deutschland das Geschrei der Eule in der Wolfsschlucht machen, wahrhaftig nicht! Doch das ist Naturgabe!" — Er fährt mit der Hasenpfote geschickt über Theresens Wangen, jetzt über die Nase und singt dabei:

„Einst träumte meiner sel'gen Base,
Die Kammerthüre öffne sich,
Und kreideweiß ward ihre Nase —"

„Famos! famos! Der Max verdient eine solche Agathe gar nicht! Jetzt das Roth her! Garderobenmutter, alte Eule, das Roth her!" — „Ich verbitte mir solche Benennungen", erwidert die Garderobenmutter, reicht ihm aber doch das verlangte Roth. — „Still, alte Eule! Schone deine Stimme, bis die Wolfsschlucht kommt, dann schrei huit! huit! huit!" — Und ohne sich durch die keifende Garderobenmutter stören zu lassen, legt er das Roth auf Theresens rechte Wange, zart, duftig — da klingelt es — der Vorhang wird aufgezogen. „Zum Kukuk!" ruft Casper rasch aufspringend und Hasenpfote und Roth ins Zimmer schleudernd. „Zum Kukuk, der Vorhang ist schon aufgezogen" — und er will aus der Garderobe eilen.

Die Garderobenmutter will ihn zurückhalten: „Nun machen Sie nur fertig, was Sie einmal angefangen haben!" — „Ruhig Eule, Platz, Platz, sage ich!" — „Aber meine Tochter —!" fällt Frau Kniephase ein — „erst die eine Wange —. — „Morgen die andere! ruft Casper. Ich habe nicht Lust, fünf Thaler Strafe zu zahlen!" Und er eilt hinaus.

Therese wirft einen Blick in den Spiegel. Ihre rechte Wange ist ausgezeichnet — aber die linke! Sie sieht aus, als ob sie einen Backenstreich empfangen. — Der Regisseur kommt, um sie zu rufen. Angst, Verwirrung, Verzweiflung bemächtigt sich ihrer. Die Thränen brechen aufs neue hervor, und die Schminke rinnt langsam auf den Wangen hinab. „Ich singe nicht — ich trete nicht auf!" ruft sie verzweifelt. — Auch der Director kommt. Er redet zu, er tröstet. Ihre Mutter wiederholt zwanzigmal: „aber Therese, bedenke!" — Sie hört nichts und sieht nichts. — Sie muß auf die Bühne, der Zwischenvorhang ist schon gefallen — das Publicum ist ungeduldig. Schnell nimmt der Director der Garderobenmutter neues Umschlagetuch, reibt die Schminke ab, erfaßt die Unglückliche am Arm, der Regisseur schiebt, die Garderobenmutter schimpft hinterher ihres Umschlagetuches wegen, ihre Mutter selbst ist so verwirrt, daß sie mit auf die Bühne eilt, um noch einmal ihr: „aber Therese, bedenke!" — zu wiederholen. Aennchen treibt sie zurück.

Therese steht, ihrer Sinne kaum mächtig, da, der Director ruft ihr hinter den Coulissen her noch einmal Muth zu — der Vorhang wird aufgezogen — das Publicum empfängt die neue Agathe mit lautem Beifall, ihre Wangen sind ohne Schminke geröthet. — Sie zittert, — sie möchte vor Angst in die Erde sinken, aber die Versenkungen sind sämmtlich verschlossen — sie muß singen, und kaum sind die ersten zitternden, bangen Töne über ihre Lippen, so fühlt sie einigen Muth — es geht, weil es gehen muß.

Sie kommt nicht zur Besinnung, bis die Vorstellung beendet ist. — Das ganze Publikum spendet ihr als Knautheimerin den lautesten Beifall. —

Der Klempnermeister Kniephase gibt am folgenden Abend einen Satz, der Musiklehrer Karsten ist stolz, Therese ausgebildet zu haben, der Director engagirt sie mit fünfzehn Thaler monatlich — Therese ist Sängerin, und der Recensent des Knautheimer Wochenblatts rühmt in der nächsten Nummer die Ruhe und Sicherheit des Fräuleins Kniephase bei ihrem Debüt als Agathe, und hebt noch besonders den trefflichen Localton, den sie sich durch die Schminke verschafft habe, hervor, als Muster für die übrigen Sängerinnen. —

Digitized by Google

Miscellen.

Einer der hervorragendsten preußischen Maler hat in diesem Frühjahr Aegypten bereist und außer allerhand Skizzen auch manche hübsche Geschichte mit heimgebracht. In der Nähe der Pyramiden fand er ein Stück Tempelruine, das er zeichnen wollte; es war aber so entsetzlich heiß, daß es nicht ging. Als er eine Strecke weiter kam, bemerkte er zwischen Trümmern und Steingeröll einen alten verschrumpften Mann, der dicht an einem wohlunterhaltenen Feuer lag und sich den Rücken zu wärmen schien. Brennmaterial lag umher; es ergab sich, daß es Mumien waren. Unser Maler fragte ihn, warum er am Feuer läge. Der Alte antwortete: „weil ich friere.“ Wie alt seid ihr? „Dreihundert Jahre.“ Unser Landsmann schüttelte den Kopf und fragte nach dem Alten, als er ins nächste Dorf kam. Hier hörte er, man wisse nicht, wie alt er sei, aber er sei sehr alt; die ältesten Leute versicherten, als sie vor 70 Jahren Kinder gewesen seien, habe der Alte genau so ausgesehen wie jetzt und genau ebenso gelebt. Er lag auch damals mitten in der Wüste und wärmte sich an einem Mumienfeuer, „weil ihn friere.“ Schon damals sorgte das Dorf für ihn, d. h. brachte ihm Maisbrod und Wasser und trug ihm Mumienstücke zu, um sein Feuer zu unterhalten. Wie alt ist der Alte? Wie viel Mumien hat er verbrannt, auf daß er lebt und — nicht friert.

Ueber die Abnahme des Podagra in unserer Zeit. Das Podagra, nach den Ueberlieferungen der alten Aerzte, der Geschichte und Literatur, im Alterthum bei Hebräern, Griechen, Römern, im Mittelalter und noch in den ersten Jahrhunderten des neueren Zeitalters eine der häufigsten Krankheiten, ist jetzt ohne Zweifel eine viel seltenere Plage der Menschheit geworden. Als Ursache dieser Abnahme bezeichnet Prof. Alphons Corradi in Modena die vollkommene Umwälzung in der Ernährungsweise der civilisirten Völker. Während nämlich in früherer Zeit Fleisch und Brod fast den ganzen Küchenzettel ausmachte, bildet jetzt die Pflanzenkost einen großen Theil derselben. Für diese Thatsache sprechen die vom Verfasser angestellten, höchst interessanten Nachforschungen über die Ernährungsweise in den verschiedenen Geschichtsepochen.

Ein seltsamer Raubanfall. Der Olmützer R. Zeit wird folgender Vorfall berichtet: Gestern Abend starb der Kosteleyer greise Pfarrer Angustin Beinhauer plötzlich, nachdem derselbe noch am selben Morgen eine heilige Messe in der Kirche gelesen hatte; eine schleunigst eingetretene Verschlimmerung einer Krankheit in den Unterleibsorganen, an welcher der Verstorbene seit Jahren litt, raffte in wenig Stunden den braven Mann weg. Noch in derselben Nacht rotteten sich nun eingepfarrte Kosteleyer Ansassen, über hundert an der Zahl, zusammen, um die Hinterlassenschaft ihres Seelsorgers räuberisch zu überfallen. Nachdem aber die Thore des Pfarrhofes gesperrt waren und ihrem Anprall widerstanden, so demolirten die Entarteten mit Schaufeln, Hacken, Krampen ꝛc. die Einfriedungsmauern, überfielen den Hof und nahmen hier sämmtliche Gegenstände, als den Inhalt der Bienenstöcke, Ackergeräthe, Pferdegeschirr, Geflügelvieh ꝛc. weg. Hierauf drangen die Räuber in das Wohngebäude und raubten im wahren Sinne des Wortes Alles, was sie daselbst fanden: Eßwaaren, Küchenvorräthe, Victualien, Wäsche, Kleidungsstücke, ja sogar einen Theil derjenigen Wäsche und Kleidungsstücke, die dem Caplan und der Dienerschaft gehörten. Während dieses unerhörten Raubüberfalles im Pfarrhofe selbst waren andere, aus den übrigen eingepfarrten Gemeinden herbeigeströmte Menschenmassen auf die Ackerfelder der Pfarre geeilt und räumten die sämmtlichen auf beiläufig 160 Metzen vorhandenen, theils in Garben oder in gemähten Schwaden, theils noch in der Reife befindlichen Feldfrüchte, und zwar Weizen, Korn, Gerste, Hülsenfrüchte, Erdäpfel, sogar die Wiesenmahd in wenigen Stunden vollends ab. Der zur Verhinderung dieser verbrecherischen That herbeigekommene Gemeindevorsteher wurde insültirt und konnte sich den bedrohlichen Mißhandlungen nur durch die Flucht entziehen. Dem zufällig anwesenden Bruder des Erblässers gelang es kaum, sich vor thätlichen Angriffen des Pöbelhaufens sicher zu stellen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Gleich.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 87. Speyer, Mittwoch 7. August 1861.

Unter Glas und Rahmen *).

Von

Emma Niendorf.

„Komm Balthes", sagte die Biene, indem sie ihren Jüngsten, Dreijährigen, der die Aermlein nach ihr ausstreckte, aus der Wiege hob und im hinten offenen Hemdchen auf den Tisch in der Wohnstube trug, einen wilden, dunklen Krauskopf, dem Vater ähnlich; „komm, Balthes, ich will dir dein Gesichtle und deine Händle waschen und dich in dein Wamms einschlupfen lassen. Nachher, wenn ich fort muß, gibt dir das Hannele die Supp'", setzte sie hinzu, mit einem Blick durch die offene Thüre und den Gang auf ihr achtjähriges Mädchen, welches eben mit seinem Wassereimer auf dem goldnen Haare, das in zwei Flechten herunterfiel fast bis auf die nackten eiligen Füßlein, vom Brunnen kam. Die Milcherin war schon vor Tag aufgestanden, wo es noch recht kalt, trotz der vorgerückten Jahreszeit, und hatte Feuer gemacht, um ihren Kindern das Essen zu kochen, bevor sie in die Stadt eilte zu ihren Kunden.

Jetzt riß eine ungestüme Faust die nach der Kammer führende Thür auf und schlug sie wieder hinter sich, daß die paar Porzellanteller und Schalen auf dem Ofenbrette zitterten. Der Gatte, der Weingärtner, trat herein, völlig angekleidet, mit der Mütze auf dem schwarzlockigen Haupte, der Thonpfeife in dem trotzigen Mund, ein großer hübscher Mann, nur daß er heute mehr als unwirsch, fast grimmig aussah. Das Weib fuhr zusammen, wie die Teller und Schalen dort oben, und das Erschrecken überflog ihr feines Gesicht mit einer Rosenröthe bis auf den vollen Hals herunter und bis an die blonden Haare, die auch in zwei reichen Zöpfen herabhingen unter dem schwarzen Mützlein mit seidenen Bändern. Ihre braunen Hände, mit denen sie das Wamms hielt, bebten.

Sie drehte sich flink nach ihm um. „Guten Morgen, Gerhard!" rief sie, als er Miene machte, ohne Gruß sich dem Ausgange zuzuwenden. „Willst du denn schon hinaus, in den Weinberg, ohne Frühstück? Wart' nur ein bischen, ich muß dir noch etwas sagen." — „Das ist zum hellen Hinsein!" schrie er. „Kannst du mich denn gar nicht in Ruh' lassen? — Kimmichspalterin!" — murrte er noch in sich hinein ohne umzukehren — das heißt so viel als jemand voll Bedenken und Wunderlichkeiten — und trabte durch das Gärtlein, in welchem die Rosen blühten, und durch den niedern Zaun, um auf der Straße zu verschwinden. Die Philippine sah ihm noch immer nach, ihre treuen blauen Augen standen voll Wasser; allein sie ließ sich nichts merken vor den Kindern. Sie schärfte dem Hannele, die aber doch im Geheimen alles errieth und ganz bleich geworden war, noch allerlei Verhaltungsregeln ein, welche die Kleine anhörte ohne zu mucksen, obschon sie dieselben auswendig wußte, und band ihr vor allem auf die Seele, das Brüderchen wohl zu hüten und um Gotteswillen nicht allein auf den Weg hinauszulassen. Die Mutter klopfte ihr noch einmal auf die Backen, verabschiedete sich von dem Bübchen mit einem Kuß und schwang sich den Korb mit den Milchkrügen auf den Kopf, rasch ausschreitend, obschon sie in der letzten Nacht nur wenig schlief und ihr gar weh um das Herz war.

Denn der Gerhard hatte gestern einen bösen Abend gehabt, er war später als sonst

*) Hausblätter.

nach Haus gekommen. In bessern Tagen hat er sie oft: „Guck, Biene, laß mich nur keinen Wein trinken, das sag' ich dir! Er macht mich arg händelsüchtig." — Das alles war aber jetzt vergessen. Anfangs, in den ersten sechs Jahren, da ging es noch gut, obgleich es ihn nach und nach auch schon immer mehr zu dem Schoppen hinzog und zum Kärtelu, und er sein junges Weib nicht selten einsam daheim sitzen ließ mit ihrem Rocken. Seit aber ein paar alte Schulkameraden von ihm heimgekommen vom Militär als Beurlaubte, besonders der Braumüller, dem Philippine früher einen Korb gegeben, und der sich jetzt rächen wollte, daß er ihren Mann immer tiefer hinein riß, in das wüste Treiben, das schon von selbst genug überhand nimmt — seitdem war der Mann völlig ein Wirthshausbruder geworden und wußte nichts Lieberes als Trinken und Würfeln.

Dabei ging natürlich alles den Krebsgang. Was man bei Tag verdiente, ward bei Nacht versoffen und verspielt. Wenn die Biene auch noch so sparsam hauste und schaffte, die Nahrungssorgen blieben nicht aus. Das verdroß den Gerhard erst recht, und statt mit sich selbst allein zu grollen, ließ er es sie entgelten. Je zorniger Abends, desto mürrischer Morgens, da war ihm nichts recht. Gestern hatte er nun wieder spät geflucht und getobt, denn je mehr er schimpfte, desto toller wurde er davon, just als wenn ein Teufel ihm seine eignen Worte in die Ohren gellen ließ. Dazu trotzte er noch mit ihr, obschon sie ihm nichts als leise Bitten und stumme Thränen entgegenstellte. Er sprach nicht mit ihr, bot ihr keine Zeit. Das konnte sie nicht über das Herz bringen, und darum war sie immer „unter durch", nämlich im Nachtheil. Von dieser Ehe konnte das Sprichwort nicht gelten: „Der Eine hat's Schüssele verbrochen und der Andere 's Häfele dazu." Die Biene trug keine Schuld, sie trübte kein Wasser.

Wenn sie wüßte, daß ihr Mann im Wirthshause, als er beim Gehen seine Kappe vom Nagel genommen, gesagt hat, zum schallenden Gelächter seiner Kumpane: „Jetzt fang' ich zu Haus mit mei'm Weib Händel an. Ich laß mei' Kapp' fallen, und wenn sie's aufhebt, zank' ich mit ihr; und wenn sie's net aufhebt, zank' ich auch mit ihr." — So weit war es schon lang, daß der Nachbar, der Georg mit dem grauen Barte, kopfschüttelnd bei dem alten Rösle, der Wäscherin einmal meinte: „Dem sein' Frau braucht kein Holz und kein Wasser z'tragen." — „Warum denn net, Herr G'vatter?" — „Ha, 's Holz wirft er ihr nach und 's Wasser kann sie selbst dazu heulen." —

(Schluß folgt.)

Ein abermaliger Mord in London

unter geheimnißvollen Umständen macht viel von sich reden. Derselbe ist so absonderlicher Natur, daß wir ihn kurz erzählen wollen. Es war ungefähr in der Mitte Juli, da stürzt ein anständig gekleideter Herr — es war Major Murray — aus einem Hause in Northumberland Street auf die Straße und wendet sich an einen Polizeimann um Hilfe, denn er sei in einem Hause, das er bezeichnet, mörderisch angefallen worden. Die Polizei dringt in das bezeichnete Haus und findet im Salon des ersten Stockes, der alle Spuren eines mörderischen Kampfes an sich trägt, einen zu Tode getroffenen Mann, der aus vielen Wunden blutet. Das ist der Bewohner des Salons, Herr Roberts. Er und Major Murray, der ebenfalls lebensgefährlich verwundet ist, werden ins Hospital geschafft. Murray ist kräftig genug, eine Aussage zu machen, die Anfangs Niemand glaubt und auf die wir später zurückkommen; Roberts will sich dagegen über den Vorfall nicht weiter aussprechen, behauptetet nur, Major Murray habe sich selbst durch einen Schuß verwundet, und stirbt vor wenigen Tagen, ohne ein weiteres Geständniß abgelegt zu haben. Der Major, der mittlerweile ebenfalls in Lebensgefahr schwebt, versichert wiederholt, daß er diesen Roberts nie gekannt, nie gesehen habe, sich den Angriff nicht erklären könne, und die Hausbewohner wissen von diesem wenig mehr, als daß er sich seit einiger Zeit auf Pistolen eingeschossen habe. Vergebens wühlt die Polizei in den Papieren beider, es ist

Digitized by Google

in denselben nichts, was auf eine Bekanntschaft und Feindschaft schließen ließe. Roberts stirbt, wie gesagt, ohne eine Aussage gemacht zu haben; Major Murray aber erzählt sein fürchterliches Abenteuer folgender Weise: „Am 12. d. Mts., als ich eben durch Hungerford Market ging, redete mich ein Mann an und fragte mich, ob ich Major Murray sei. Als ich ihm dieß bejahte, ließ er sich in ein Gespräch über eine Actiengesellschaft, zu deren Directoren ich gehöre, mit mir ein und lud mich schließlich in sein an der Ecke der Straße gelegenes Bureau, um ein von dieser Gesellschaft beabsichtigtes Geldanlehen zu besprechen. Northumberland Street war mir als respectable Straße bekannt, so folgte ich denn dem Unbekannten nach seinem Bureau. Ich hatte es früher nie betreten. Er bat mich, Platz zu nehmen, und verließ auf einen Augenblick die Stube, die mit staubigen Papieren, alten prachtvollen Möbeln und zerbrochenen Flaschen angefüllt war. Er kam gleich wieder zurück, und ich bat ihn um seinen Namen. Er sagte: „Ich werde Ihnen meine Karte geben", ging zu einem hinter mir stehenden Tisch, um anscheinend eine Karte aus dessen Schublade herauszusuchen, und — da fühlte ich plötzlich etwas in meinem Nacken, in demselben Augenblick einen Schuß, und ich sank vom Stuhle auf den Teppich. Meine Glieder waren gelähmt, doch war ich bei vollem Bewußtsein. So lag ich eine Weile regungslos neben dem Kamin auf dem Boden. Allmälig fühlte ich jedoch, daß wieder Leben in meine Gliedmaßen zurückkehrte, ich versuchte, mich auf dem rechten Ellbogen aufzurichten, da trat der Andere an mich heran und schoß ein zweites Pistol gegen meine Schläfe ab. Zum zweiten Male sank ich zusammen, und diesmal strömte mir das Blut reichlich über die Stirn und die Augen. Er aber scheint sich in diesem Momente über mich gebeugt zu haben, um zu sehen, ob ich todt sei, denn ich fühlte seinen Athem an meiner Wange. Noch war ich bei vollem Bewußtsein, aber ich bewegte mich absichtlich nicht und stellte mich todt. Erst als ich hörte, daß er sich von mir entfernte, öffnete ich langsam meine Augen. Zu meiner Seite erblickte ich die Kaminzange, ich fühlte Kraft in meinen Gliedern, sah, daß mein Mörder nach dem entgegengesetzten Ende der Stube gegangen war, und zum Kampfe entschlossen sprang ich, die Zange fassend, vom Teppich auf. So standen wir uns gegenüber. Mein erster Streich mit der Zange nach ihm ging fehl, mit dem zweiten, den ich nach seinem Gesicht führte, fällte ich ihn zu Boden. Nun stützte ich meine Knie auf seine Brust und versuchte, ihm mit der Zange den Schädel einzuschlagen. Aber dazu war sie zu lang, und er kriegte sie mit beiden Händen zu packen. Er war eben so stark, wie ich, so daß ich nach langem Ringen wohl einsah, daß ich sie ihm nicht werde entwinden können. Deßhalb schaute ich mich nach einer andern Angriffswaffe um, und da ich mir zur Seite eine große schwarze Flasche auf dem Boden erblickte, faßte ich diese und führte mit ihr einen so gewaltigen Streich nach seiner Stirn, daß die Flasche in Stücke sprang. Sein ganzer Körper zuckte unter diesem Streiche zusammen; dessen ungeachtet ließ er die Zange nicht fallen. Noch schleuderte ich eine metallene Vase gegen seinen Kopf, und da ich ihn damit nicht traf, begann der Kampf um die Feuerzange von vorn. Endlich gelang es mir, sie ihm zu entreißen. Und nun schlug ich auf ihn mit verzweifelter Kraft so lange los, bis ich ihn bewußt- und regungslos niedergestreckt hatte. Jetzt versuchte ich, aus der Stube zu entkommen; aber die Thüren waren verschlossen, und nochmals raffte sich mein Gegner auf, worauf ich ihm wieder einen gewaltigen Hieb über den Kopf versetzte und ihn zum letzten Male zu Boden fällte. Während des ganzen furchtbaren Kampfes hatte Keiner von uns Beiden ein Wort gesprochen. Jetzt riß ich das Fenster auf und rief zweien Männern, die im Hinterhofe arbeiteten, zu, mir zu Hilfe zu kommen. Sie versprachen, sofort zu sehen, ob sie die Thür öffnen könnten; ich aber dachte, daß sie wohl auch Mordgesellen sein könnten, nachdem sie ruhig mit angehört hatten, wie in der Stube über ihren Köpfen geschossen worden. Durch diesen Verdacht zum Aeußersten getrieben, sprang ich, sowie ich sie die Treppe heraufkommen hörte, durchs Fenster in den Hof — eine Höhe von ungefähr 14 Fuß —, kletterte von

Digitized by Google

da über eine niedrige Mauer in den Hof des Nachbarhauses und gelangte durch dieses in die Straße." — Diese Aussage ward vom Major sofort, als er halb sterbend ins Hospital geschafft worden, abgegeben, und natürlich erregte sie allgemeinen Zweifel; denn weßhalb sollte Herr Roberts, ein Mann in guten Vermögens-Verhältnissen, ihn auf seine, in einer belebten Straße gelegene Schreibstube gelockt haben, um ihn, einen ihm völlig Unbekannten, zu ermorden? Und doch scheint sich nach allem, was vorliegt, die Sache so verhalten zu haben. Es ist durch Zeugenaussagen klar erwiesen, daß Major Murray diesen Roberts nie gekannt, ja von dessen Existenz nie eine Ahnung gehabt hat. Er lebte aber seit vielen Jahren in wilder Ehe mit einem Mädchen, das ihm treu anhing, ihm ein Kind geboren hatte und seit geraumer Zeit sogar seinen Namen führte. Diese war die unschuldige Ursache der ganzen Geschichte. Sie hatte sich auf Empfehlung einer Freundin vor langer Zeit an diesen Roberts gewandt, um ohne Wissen des Majors von diesem 15 L. zu borgen. Roberts scheint ein Pfandverleiher und Wucherer gewesen zu sein. Die Frau konnte ihren Schuldschein nicht zur gehörigen Zeit einlösen. Sie war schön, und Roberts, der übrigens Weib und Kinder hat, machte ihr verliebte Anträge. Diese scheinen, nach allem, was vorliegt, zwar zurückgewiesen worden zu sein, aber sie kam doch oft auf das Bureau von Roberts, ließ sich von ihm verschiedene Male Wagen zu Spazierfahrten zur Verfügung stellen und nahm von ihm kleine Geschenke für ihr Mädchen an. Sie fürchtete eben Anfangs, daß Major Murray von der kleinen Anleihe erfahren und darüber ungehalten sein werde, und später fürchtete sie noch mehr, daß er von ihren Besuchen bei Roberts Kenntniß erhalten und sie übel deuten könne. Letzterer war offenbar bis zur Raserei eifersüchtig auf den ihm unbekannten Major, das geht aus einzelnen Briefen hervor, die sich nachträglich gefunden haben, und so scheint der Entschluß in ihm gereift zu sein, seinen Nebenbuhler aus dem Wege zu schaffen. Daß er es für möglich gehalten habe, diesen Mord unentdeckt zu begehen, ist allerdings kaum erklärbar; aber es geschah eben, wie es hier erzählt wurde, und alle Zeugenaussagen stimmen in dem Einen überein, daß Major Murray ahnungslos in die Hände eines ihm ganz unbekannten, verworfenen Menschen gerathen war, der durch einen Mord in den Besitz seiner Geliebten gelangen wollte. Die einzige vom verstorbenen Roberts gemachte Aussage, daß der Major sich auf seiner Stube selbst eine Kugel in den Nacken geschossen habe, war von Anfang an unwahrscheinlich; die ärztliche Untersuchung der Schußwunde hat seitdem zur Genüge nachgewiesen, daß sie nicht stichhaltig sei. Die Geschworenen erklärten, daß Murray den Andern aus Nothwehr getödtet habe, und was noch sonst an diesem Vorfalle räthselhaft ist, hat dieser mit ins Grab genommen.

* Räthsel.

Ich bin ein Wort von prallender Gestalt,
Allein von ärmlichem Gehalt:
Vor schönern Strahlen ist mein Glanz erblichen
Und leuchtet nur noch, aber trüb und matt,
Da, wo die Finsternisse nicht gewichen,
Und alte Thorheit noch die Herrschaft hat.
Für Stolz und Hochmuth bin ich leck're Speise,
Doch mangelt oft — das ist der böse Punkt —
Mein ächtes Wesen, wo mein Name prunkt,
Drum haßt mich, drum belächelt mich der Weise.
Kehrst du mich um, so strahlt dir hehr und mild
Ein fabelhaftes Götterbild.

Auflösung der Charade in № 85:

Goldpapier.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Eeib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 88. Speyer, Samstag 10. August 1861.

Unter Glas und Rahmen.

Von

Emma Niendorf.

(Schluß)

Die Milcherin hat Zeit über alle Kümmernisse nachzusinnen, indem sie von ihrem rebenbekränzten Dörfchen, das am Neckar liegt mitten in einer Colonie von Weiden, die uns fast südlich, wie ein Olivenwald, gemahnen, den Seitenpfad einschlägt, welcher an einer stolzen Villa vorüberzieht und in die Straße einlenkt, die das arme Weib an dem Frühlingsmorgen über den Berg in die große Stadt hinführen soll. Sie möchte sich nur recht ausweinen. Es fällt ihr ein, was die Mutter daheim auf den Bergen ihrer Heimat immer zu ihr sagte, wenn der Gerhard so zu der Hochzeit drängte: „Biene, schau, wenn man zehn Jahr' verheirathet ist, dann hat man's Haufen g'nug!" — Damals hat sie das nicht geglaubt. Damals — wie ist der Gerhard so lieb mit ihr gewesen! Was hat er sich darauf eingebildet, daß sie ihn wählte unter allen andern Burschen, die um sie freiten! Wenn er sich so ein Röslein, das er ihr abgebettelt oder gestohlen, in das Knopfloch gesteckt hat, wie ein Ordenszeichen! Da war der Frieder mit dem großen Hof am See; dann des Schultheißen Schwestersohn, der das Haus in der Stadt erben sollte und all das prächtige Vieh. Und der Jakob, der so gut, so ehrlich ausgesehen hat, und so schön gesungen, und die Maultrommel hat er gespielt! Und es hat ja nicht müssen geheirathet sein, sie hätte ja nur zu der alten Gräfin ziehen können, die sie das Kochen wollte lernen lassen und ihr so viel Gutes versprochen hat! Da könnte sie jetzt auch seidene Kleider haben, und gestärkte Röcke mit Faßreifen, und eine Uhr an der goldnen Kette, wie andere Köchinnen, und mit der Eisenbahn fahren — mit dem Rothschild seinem Hengst — und in das Theater gehen, und doch sie weist alle diese Gedanken, die sie überschleichen wollen, von sich, wie eine Versuchung, und denkt an ihre Kinder, die sie ja um nichts in der Welt mehr hergeben möchte! —

Aber gerade der Gedanke an die Kleinen und deren Zukunft grämt die Mutter nur um so mehr. Wie soll sie das Hannele und gar den Balthes aufziehen? Kann etwas aus ihnen werden mit solchem Beispiel? — Das Herz war ihr recht schwer. Wie sie aber so herunter blickte in das Thal, und die weißen Nebelschleier, welche es bisher zugedeckt hatten, daß nur die Thürme und ein paar große Gebäude daraus hervorragten, wie Schiffsmasten aus der See, gerade anfingen sich zu zertheilen und den blauen Himmel niederleuchten ließen — ward ihr plötzlich doch ganz vertrauensvoll zu Muthe, und sie konnte recht tief und heiß in ihrer Seele beten, zu ihrem Gott und Herrn, daß er die Last von ihr nehmen und ihr helfen möge.

Wie neugestärkt zog sie weiter und erreichte mit ihren Milchkrügen, ehe sie sich's versah, das Thor und die Stadt. Sie ging nun eilig von Haus zu Haus, Trepp' auf, Trepp' ab. Ueberall sah man das schmucke Weib mit dem angenehmen, feinen Gesicht gern kommen. Nach ein paar Stunden, als sie schon herum war bei allen ihren Kundschaften, ganz fertig in der Stadt, ihre Milch verkauft und bereits die reinliche blaue Schürze wieder über die jetzt leeren Milchgefäße gebreitet hatte, fiel ihr noch ein, ihr Mann sei heute früh auf den Weinberg hinausgegangen, um den ganzen Tag

Digitized by Google

dort zu schaffen. Und er habe gar nichts zu essen, sich bei der Arbeit zu erquicken, von der er erst spät am Abend nach Haus komme! Da lief sie, obgleich es sie schon heim trieb zu ihren verlassenen Kindern, um die sie sich immer ängstigte, wenn sie fern von ihnen war, noch geschwind in einen Laden und kaufte für den Gerhard Käs, der, gut in sein Papier eingewickelt, auch unter der blauen Schürze seinen Platz fand. Dann kehrte sie unverweilt, ohne sich selbst einen Imbiß zu gönnen, durch das Thal zurück.

Obwohl der Morgen ungewöhnlich frisch und kühl gewesen war, brennt doch die Mittagssonne wie im Juli herab. Dennoch schreitet die Philippine wacker und rastlos aus. Schon ist die Milcherin wieder am Neckar, schon erkennt sie die Höhe, auf welcher ihr „Wengert" liegt. Sie biegt von der Straße, die sie unter den Füßen hat, und welche die Ermattete am schnellsten zu ihren ersehnten Kindlein gebracht hätte, ab, um mit Aufbietung ihrer letzten Kräfte noch zuvor den nicht unbeträchtlichen Umweg auf den steilen Weinberg zu machen. Es wird ihr recht sauer. Die Füße schmerzen, sie ist zum Umfallen müde, vor Durst und Hitze schier verschmachtend; aber sie steigt doch herzhaft empor mit ihrem noch immer nicht so ganz leichten, großen Korb auf dem Kopfe, hinauf die kleinen unzähligen, oft kaum fußbreiten Stufen, zwischen den terrassenförmig ummauerten Traubenstöcken, wo die Gluth verzehrend ist. Die Sonnenpfeile treffen brennend den unbeschützten Scheitel. Schwer keucht die Brust. Die Pulse hämmern, als müßten sie alle zerspringen. Auf der Stirne, auf dem Halse blitzen Perlen von Schweißtropfen. Sie trocknet sich oft ab, sie muß zuweilen still stehen, um nur wieder Athem zu finden. Manchmal meint sie, sie könne es gar nicht mehr erreichen. Immer hinauf, fast senkrecht, als ging es gerade hinein in den tiefblauen Himmel. Und es ist ja auch wirklich für sie eine Himmelsleiter der Milde und Versöhnung! —

Der Gerhard empfindet sie auch, die Sommerschwüle; er hat nicht gefeiert und sich derb abgeschafft, zuerst im Unmuth, und nachher mit erwachendem Eifer, in der Hoffnung eines guten Herbstes. Heute früh, wie der Weingärtner heraufkam, da wehte die Luft scharf. Es mußte vor Sonnenaufgang eiskalt gewesen sein. Mit Schrecken gewahrte er, daß es an einigen Stellen Reif gehabt hatte. Die Rebenstöcke hingen sämmtlich ihr Laub. Nur einer nicht, der war ganz frisch und munter, und man merkte ihm nichts an von dem Froste. — Der Mann hatte gestern bei der Arbeit seinen Jopper über diesen Stock gehängt und ihn vergessen. „Ja", rief er, als er es bemerkte, „ja, allen hab' ich doch unmöglich Jopper anziehen können!" — Später überzeugte er sich doch, daß es ihnen nicht schaden werde. — Jetzt sah sich Gerhard just nach einem Plätzchen um, ein wenig auszuruhen und sein trocknes schwarzes Brod zu verzehren, das er zu sich in die Tasche gesteckt hatte. In diesem Augenblicke stieg wie eine Erscheinung, wie aus dem Boden herauf, sein Weib, blühend wie nur je in der ersten Jugend. Ihre Wangen glühten gleich Rosen, ihre Augen leuchteten in der Verklärung der Güte. In ihrem Lächeln, mit dem sie seine Ueberraschung erwiderte, dünkte sie ihm schöner, denn als Braut. Mit ausgestreckter Hand hält sie ihm den eingewickelten Käs hin. Die Liebesthat machte ihn plötzlich ganz weich — es bedarf oft nur ein Geringes, wenn Gott ein Herz rühren will.

Lange ist der Mann nicht mehr so freundlich gegen sie gewesen. „Komm', Biene", sagte er, indem er auf ein Bänklein an der kleinen Bretterhütte zeigt, in der er sein Geräth zu verschließen pflegt, „komm', Biene, setz' dich zu mir in den Schatten bei der Akazie und dem Rosenbäumle, daß wir das Labsal mit einander verzehren." — „Nein, Gerhard, ich dank' schön, ich kann mich nicht länger aufhalten, ich muß nach den Kindern sehen, die schon lange allein sind." — Damit verschwindet sie wieder, wie sie gekommen. Dem Weingärtner ist es, als wenn ein gutes Hausgeistlein bei ihm gewesen wäre. Er thut sich nun allein gütlich an dem Käse, voll Rührung über das Weib, das so hoch heraufgegangen im Sonnenbrand, um ihm die Erquickung zu bringen, Schlimmes mit Gutem zu vergelten. Er spürt es, wie einen Segen von ihr — wo die Liebe

Digitized by Google

nur recht kräftig, ist die Gnade auch nicht weit.

Noch nie hat ihm etwas besser geschmeckt, als der Käse zu seinem Brode. Nur zu geschwind ist er damit fertig und hält das leere Papier in der Hand, in welches die Gabe vom Krämer eingewickelt war. Instinktartig sieht er es an, dreht es um, betrachtet es auf beiden Seiten. Es ist etwas Gedrucktes, Maculatur, wie man sich ihrer im Laden bedient. Er beugt sich näher darauf hin, liest zufällig ein paar Worte, deren Zusammenhang ihm auffällt, liest weiter und kann nicht wieder aufhören, muß die ganze Seite herunter lesen, mit wachsender Aufmerksamkeit. Dann wendet er um und legt das Blatt nicht eher weg, bis es am Rande ist. Er legt es säuberlich auf das Bänklein neben sich, er nimmt es wieder und fängt noch einmal von vorne an; er reinigt das Papier von den Spuren des Käses und streicht die Falten und Einbiegen sorgfältig aus, worauf er es noch einmal mit den Augen überläuft, bevor er es einsteckt und in Gedanken versenkt langsam aufsteht, um wieder an die Arbeit zu gehen, zu welcher ihn der Inhalt des Blättchens begleitet. Seine Züge sind wie verwandelt — ein sinnender tiefer Ernst liegt auf ihnen.

Was hat ihn denn plötzlich so verändert? Wie konnte denn ein Stückchen Maculatur solche Wirkung hervorbringen? Das anscheinend zu so gemeinem Dienste verurtheilte Papier enthielt ein Gebet der Reue, der Besserung, ein inbrünstiges Gebet. Es war eine von den glühenden Bitten, welche die Frau Tabitha vor hundert Jahren verfaßte. Das drang ihm so zur Seele, in der weichen Stimmung, in welche ihn heute die Treue seines Weibes versetzt hatte! Gott erhörte ihr Flehen von diesem Morgen, wie das jener Frommen vor hundert Jahren, zugleich mit diesem. Vor Gott ist alle Zeit nur eine Minute, und Liebe und Andacht vereint in ihm alle Geister. Kein rechtes Gebet bleibt unerhört, kein Segen erlischt. Auf dem demüthigsten Wege gelangte ein Brieflein aus der Ewigkeit und in die Ewigkeit an seine Adresse; das Wort einer schlichten Frau, die längst schon in Staube zerfallen ist, tönt nach einem Säculum noch heute rein und voll wie Glockenläuten zu dem verlorenen Mann im Weinberg da oben und ergreift ihm das Herz und läßt ihn nicht mehr los, bis er sich heimgefunden aus der Irre! —

Und von Stunde an ging er in sich und ward ein anderer Mensch, wie ausgetauscht. Noch am nämlichen Abend, als er heimkam zu seinem Weibe, gab er ihr die Hand und sagte ihr, indem er dabei gleichsam die zwei friedlich schlafenden Kinder zu Zeugen nahm: „Biene, ich will es dir nicht vergessen, was du heut' an mir gethan hast. Es soll dich nicht gereuen, daß du mich nicht auf'geben hast!" — Er hat Wort gehalten, so daß sie oft den Nachbarn, besonders dem alten Georg, betheuerte: „Nicht einmal als Bräutigam ist er so gut gegen mich gewesen wie jetzt!" — Die stärkste Probe seiner Erneuerung bestand er in dem Spott seiner Zechgenossen, die er gänzlich mied. Denn er lebte seit jenem Tage mäßig, arbeitsam und suchte seine Erholung fortan nur daheim bei den Seinen. Häufig sah man ihn am Feierabend vor seinem rebenbekränzten Häuschen, das nach und nach ein viel stattlicheres Aussehen gewonnen hat, und jetzt gewissermaßen vor Ruhe und Wohlstand glänzt, im artig angepflanzten Gärtlein, mit seinem Balthes auf dem Arme. Das Gebet der Frau Tabitha hat er fassen lassen und in der Wohnstube aufgehängt an dem Ehrenplatze, über dem Großvaterstuhl. So kam das Papier, in welches der Käse gewickelt war, unter Glas und Rahmen.

Miscellen.

Man hielt es bisher für gewiß, daß der Strauß seine Eier in den Wüstensand lege und es der Sonne überlasse, sie auszubrüten. Reisende fanden oftmals an einer nackten dürren Stelle ein einsames Straußenei und zogen daraus jenen Schluß, der sogar in zoologische Lehrbücher überging. So unnatürlich das erscheint, so unbegreiflich wird es, wie der frisch aus dem Ei kommende Vogel für sich selber sorgen, wie er der Beutegier vorüberziehender Raubvögel

Digitized by Google

entgehen könne. Auch fand man, daß die Strauße in der Gefangenschaft ihre Eier selbst bebrüten, wie alle anderen Vögel. Nach der Erzählung von Georg Byam baut der Strauß ein großes Nest, indem er allmälig das Gras niederzieht, so daß man den Bau erst in unmittelbarer Nähe gewahrt. Das Weibchen legt drei oder vier Eier und trägt eins davon in einige Entfernung vom Nest, es seinem Schicksal überlassend. Den größten Theil der Nacht hindurch sitzt es auf seinen übrigen Eiern, während das Männchen am Tage diese Elternpflicht übernimmt. Die Bestimmung jenes ausgesetzten Eies aber zeugt von einer merkwürdigen Fürsorge dieses Vogels. Einige Tage vor der Ausbrütung geht der Strauß zu dem abgesonderten Ei und schlägt es auf. Sogleich wird es von den blauen Schmeißfliegen in Beschlag genommen, die ihre Eier hineinlegen, die sich zu Maden entwickeln, ehe die jungen Strauße ihre Schalen sprengen. Die Mutter führt nun die Jungen zum Ei, um ihnen die erste Mahlzeit zu bieten (?).

Wien. Drei Wallfahrer aus Ostindien erregten in den letzten Tagen einiges Aufsehen im Stubenviertel. Sie waren im Gasthofe zur Ente einlogirt und saßen zeitweise wie die drei Könige aus dem Morgenlande in malerischen Gewändern ganz gravitätisch unter der Einfahrt genannter Karavanserei, ohne einen Laut von sich zu geben oder besondere Neugierde um Das, was um sie geschah, zu äußern. Die Pilger kamen aus Ungarn, woselbst sie, ihr Reiseziel suchend, wochenlang umherirrten. Der k. k. Rittmeister Prinz Arenberg begegnete ihnen bei Moor, und da keine Verständigung möglich war, dirigirte und empfahl er sie an die orientalische Akademie in Wien, sorgte aber gleichzeitig auch für ihren Unterhalt auf der Reise und in der Residenz und ließ sie hier im genannten Gasthofe einquartieren. Durch den Fürsten Trautmannsdorf und Baron Schlechta wurde nun eine sprachliche Verständigung erzielt, und man erfuhr, daß die drei ostindischen Pilger, Glieder einer Familie, der Vater, mit zwei Söhnen, auf der Wallfahrt zu dem Grabe ihres Propheten Gyol Obbah begriffen sind, der, wie bekannt, am Fuße des Schwabenberges bei Ofen begraben liegt. Gestern früh reiste nun Hagi Mahomet mit seinen zwei Söhnen auf dem Dampfschiffe nach Pesth, und es werden die drei glaubensstarken Pilger wohl schwerlich in die Residenz zurückkehren, um hier, wie eine autographirte Correspondenz meldet, als arabische Deputation die Gebeine eines bei Wien gefallenen Moslems zu reclamiren.

---

* Zur achten Säcularfeier
der Weihe
des Kaiserdomes zu Speyer.

An die Patronin desselben.

Beschirm, o Gnadenreiche,
Speyr's altehrwürd'gen Dom,
Dein Haus, die Ruhestätte
Der Könige von Rom!
Halt' jeden frechen Frevel
Den heil'gen Zinnen fern,
Den reichgeschmückten Hallen,
Des Glaubens hellster Stern —:
O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria!...

Sei mit den frommen Pilgern,
Die, in der Andacht Glüh'n,
Mit festem Gottvertrauen
Zu deinem Hause zieh'n!
Bring' tiefen Gottesfrieden,
Verjüngte Lebenslust
In jede wundgedrückte,
Mit Gram beladn'ne Brust —:
O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria!...

Ihn, den mit frommem Eifer
Ein König reich geschmückt,
Nach dem mit Stolz und Freude
Sein Vaterauge blickt,
Den Kaiserdom, den alten,
Ehrwürdigen am Rhein
Laß' Deinem Schutz befohlen
Auf ew'ge Zeiten sein —:
O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria!...

Speyer, im August 1861.

Ein Speyerer Katholik.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 89. Speyer, Mittwoch 14. August 1861.

Die Niederlage der Unions-Truppen am Bul-Run.

William Russell, der Correspondent der Times, der gegen Mittag des Schlachttages selbst an Ort und Stelle eintraf und — während er bis zum eigentlichen Kampfplatz vorzudringen suchte — Zeuge des Rückzugs wurde, gibt davon folgende höchst interessante Schilderung:

. . . Wenige Minuten später (diese Scene ist noch zwei deutsche Meilen vom Schlachtfelde entfernt) kam ein Haufen Leute in der Richtung von Centreville her gegangen, die ich nie für Soldaten angesehen hätte, wären sie nicht bewaffnet und uniformirt gewesen, so unordentlich sahen sie aus. Es stellte sich bald heraus, daß es ein ganzes Regiment war, welches nach Hause abrückte, je zwei und zwei oder in kleinen Gruppen, so daß sie zwei bis drei Meilen der Straße bedeckten. „Wo gehen Ihre Leute hin?“ frug ich einen Offizier. „Nach Hause, nach Pennsylvanien“, lautete die Antwort, „denn unsere dreimonatliche Dienstzeit ist um.“ „Es scheint harte Arbeit da hinter Ihrem Rücken zu sein, dem Feuern nach zu schließen“, bemerkte ich. „Scheint so“, erwiderte er und marschirte mit seinen Leuten gemüthlich weiter. Ich aber dachte, wie es einem General ums Herz sein müsse, der am Morgen der Schlacht eine halbe Brigade ruhig abziehen sehen muß, weil eben ihre dreimonatliche Dienstzeit abgelaufen ist; und dann dachte ich auch, was das für Leute sein müssen, die ihren Brüdern am Schlachttage den Rücken kehren, nachdem sie Wochen lang Patriotismus gebrüllt und jeden niedergeschlagen hatten, der nicht an die Allmacht der alten Union glaubte. Es war das 4. pennsylvanische Regiment, und mag, von seinem Standpunkt aus, zur Heimkehr berechtigt gewesen sein; aber was eine dreimonatliche Dienstzeit werth ist, habe ich bei dieser Gelegenheit sattsam erfahren. Die Straße lief steil bergab. Alles, was ich auf dem Wege traf, waren einige Schwarze und ein Luftballon, dessen sich General M'Dowell, 24 Stunden post festum, zum Recognosciren hatte bedienen wollen, der aber im Walde stecken geblieben war. Um 11 Uhr erreichten wir endlich die Grenze des streitigen Territoriums von Fairfax Court House, das erst kürzlich von den Sonderbündlern geräumt worden war. Man sah es den Verschanzungen, die sie verlassen hatten, auf den ersten Blick an, daß sie bloß zum Schein aufgeworfen worden waren, um den Gegner nach Manassas Gap zu locken, wo er in eine böse Falle gerathen sollte. Dort und bei Manassas Junction befinden sich die stärksten Positionen von Virginien, nirgends ließe sich Richmond besser vertheidigen, und General Beauregard hatte als tüchtiger Artillerist und Oberfeldherr das Seinige gethan, um diese Positionen aufs Vortrefflichste auszubeuten. Es schlug 12 Uhr, als ich Fairfax Court House erreichte — ein ärmliches Dorf von 30—40 Häusern, sogenannt, weil hier das Gerichtshaus des Districts sich befindet, und nichts weniger als einladend in seiner äußern Erscheinung. Etwa 1000 Mann von O'Dowells Armee standen hier als Reserve; die Dorfbewohner gehören mit Leib und Seele den Secessionisten und selbst die Neger sahen sich schwärzer als gewöhnlich an, gewissermaßen extraschwarz und höchst gleichgiltig gegenüber den Kämpfen, die angeblich um ihretwegen geführt werden. Centreville war noch 7 Meilen vor uns, doch drang der Geschützdonner schon sehr laut aus den Thalgründen zu uns herauf. Vor uns lag ein

Digitized by Google

Hügel. Im Rücken desselben stand eine starke Abtheilung Infanterie, 2 Regimenter Ausländer, meist Deutsche, mit einer leichten Feldbatterie. Mein Wagen brachte mich die Anhöhe hinauf, während der Negerbursche ins Dorf geschickt wurde, um für Mann und Roß ein Mittagsmahl aufzutreiben. Die Anhöhe war, wie gesagt, mit Zuschauern bedeckt, als gelte es ein Wettrennen anzusehen. Sie ahnten Alle nicht, daß sie bald selbst um die Wette laufen würden. Ich bemerkte da eine Dame mit einem Operngucker, verschiedene Truppen von Politikern und Gesetzgebern, diverse Civilpersonen zu Pferde, und auf dem Abhange ein Regiment, das seine Bajonette gekreuzt hatte und die Schlacht kritisirte. Denn vor uns lag die Landschaft offen bis zu den Füßen der Alleghanen, deren entferntere Spitze sich violett vom Hintergrunde abhuben. Zu unserer Linken dehnte sich der Wald. Gar friedlich lag die Waldlandschaft vor uns, und nur der weiße Dampf, der da und dort aus dem Walde aufflog, und der Donner der Kanonen und das Knattern der Gewehre verriethen, daß dort unten eine Schlacht geschlagen wurde. Wo die Infanterie ihr Tagewerk verrichtete, stiegen gewaltige Staubwolken auf, die dann wieder durch Pulverdampf verscheucht wurden. Selten aber gelang es mir, mit meinem Fernrohre auf wenige Augenblicke Abtheilungen der Kämpfenden zu erspähen; Wald und Staub verdeckten die Aussicht, und weiter vorwärts reiten konnte ich erst, nachdem mein Pferd abgefüttert war.

Wie ich so nothgedrungen wartete, kam ein Offizier mit einem Haufen Soldaten aus dem Dorfe heraufgerannt. „Wir haben sie auf allen Seiten geschlagen, — schrieen sie — wir haben ihre Batterieen, sie befinden sich auf der Retirade.“ Da gabs groß Geschrei. Die noblen Zuschauer riefen Bravo! die Irländer riefen kurroo! und die Deutschen schrieen ihr Hoch! In diesem Augenblick wurde mein Pferd vorgeführt, und ich ritt den Berg hinab. Anfangs im kurzen Trab, um rasch vorwärts zu kommen, aber mit der Eile war's bald zu Ende, je weiter ich vorwärts kam. Bei einer Brücke auf dem Wege stieß ich auf einen Haufen Bagagewagen, der den Weg versperrte, und die mitsammt Haufen von Leuten, die ich Anfangs nicht für Soldaten hielt, uns gerade entgegen kamen. Sie waren in großer Aufregung und riefen: „Zurück, zurück! wir sind geschlagen.“ So liefen sie und stießen einander an den Pferden vorbei, daß man vor lauter Staub nicht zehn Schritte weit sehen konnte. „Was gibts?“ rief ich einem Offizier zu, der an mir vorüberrannte. „Geschlagen, geschlagen, das gibts“, — keuchte er als Antwort und lief weiter. Seinen Säbel hatte er im Stich gelassen, und nun fingen auch die Fuhrleute der Bagagekarren an „Zurück, zurück, umgekehrt!“ zu schreien, was natürlich die Verwirrung nur noch größer machte.

Noch sah ich viele Offiziere an mir vorüberrennen, die alle riefen: die ganze Armee sei furchtbar geschlagen, und der bleisirte General Tyler wurde an mir vorüber gefahren, aber noch immer sah ich nicht den Grund dieser bestmöglichen Flucht und auch nichts, was einem wirklichen Rückzuge ordentlicher Truppen ähnlich sah. Dagegen traf ich, als ich von der Straße, die nachgerade unwegsam geworden war, seitwärts in die Kornfelder hineintritt, immer mehr Soldaten, die einzeln oder gruppenweise des Weges kamen; ihre Gewehre, Tornister und Kochgeschirre hatten sie von sich geworfen; die Verwirrung auf der Straße wurde immer ärger; Hunderte, die gar nicht verwundet zu sein schienen, fuhren in den Ambulancen daher, und Andere die den Namen Soldaten nimmer verdienen, kamen auf Pferden und Maulthieren dahergerannt, die sie mitsammt dem Geschirr von den Bagagewagen weggenommen hatten, um rascher zu entkommen. Und doch sah und hörte ich nirgends den Feind, vor dem sie Reißaus nahmen. Das Geschützfeuer vernahm ich nur aus ziemlich weiter Entfernung. Je weiter ich vorwärts kam, desto mehr Gewehre, Säbel, Patrontaschen, Mäntel, musikalische Instrumente, ja selbst Zwieback und andere Eßwaaren sah ich rechts und links auf dem Boden, und erst nach einer guten Weile stieß ich auf die erste ordentlich retirirende Infanterie-Abtheilung, die anständig, aber eilig zurückmarschirte. Die Leute sahen

Digitized by Google

nicht darnach aus, als ob sie im Feuer gewesen wären.

Ich war ungefähr dritthalb Meilen vom Hügel vorwärts geritten — genau kann ich die Entfernung nicht leicht angeben — da kam ich auf offenen Grund, der halbmondförmig vom Walde eingesäumt war. Zwei Feldgeschütze standen hier abgeprotzt, um die Straße zu bewachen, die abgespannten Pferde und die Artilleristen sahen ermattet und abgearbeitet aus. Einzelne Kanonenschüsse tönten vor uns aus dem Dickicht heraus, auf unserer Linken war das Feuer verstummt. Eben wollte ich mir meine Cigarre anbrennen, als rechts Gewehre knatterten und ein Haufen Soldaten aus dem Walde herausgestürzt kam. Rasch wurden die Geschütze gerichtet, aber bald stellte es sich heraus, daß es „unsere Leute" waren, und wenige Augenblicke später kam ein ganzes Regiment herausgestürzt. „Cavalerie ist uns auf den Fersen; wir sind in Stücke gehauen" — rief einer der Vordersten, und wie er's sprach, kamen einige Kugeln geflogen und wieder ein Haufen Leute aus dem Walde herausgerannt. Jetzt ward ich zu meinem Erstaunen gewahr, daß die Artilleristen sich aus dem Staube gemacht und eine ihrer Kanonen im Stich gelassen hatten, um mit der Bespannung das Weite zu suchen. Von einem Cavalerie-Angriff aber war weiter nichts zu sehen, und Murat selbst hätte sich dazu in einer so tiefliegenden, waldumsäumten Straße schwerlich entschlossen. So viel war mir jetzt klar, der Rückzug hatte allen Ernstes begonnen, obwohl ich noch wenige Verwundete erblickte, auch nicht unter dem Regimente, das eben aus dem Walde herausgestürzt war und von einem Cavalerie-Angriff erzählte. Keiner wußte Bestimmtes zu berichten, und die Offiziere faselten wie gewöhnlich von „maskirten Batterieen". Nur ein Einziger von ihnen ließ sich etwas vernünftiger über die starken Stellungen des Feindes, den Mangel einer Reserve, schlechte Führung und erbärmliche Haltung mehrerer Regimenter vernehmen. Allesammt jedoch dachten sie höchstens an einen Rückzug bis Centreville und nicht weiter. Die Staubwolken der Flüchtigen auf der Straße wurden mittlerweile immer dichter, und ich war dreißig Meilen von Washington entfernt, wo ich allein auf ein Nachtlager hoffen konnte. Das Klügste, was ich daher thun konnte, war, mit den Andern umzukehren, und so ritt ich längst der vollen Landstraße durchs Korn, so rasch mein Pferd traben konnte. Auf der Straße selbst drängten sich Infanteristen und Bagagewagen um die Wette, Jeder warf weg, was ihn am Fliehen hinderte, von Verfolgern war keine Spur. Auch die Anhöhe, wo vor Kurzem so viele Neugierige gestanden hatten, war leer geworden.

Wo ich meinen Wagen verlassen hatte, stand jetzt eine Batterie von Feldgeschützen aufgefahren, und Centreville wäre in der That eine geeignete Position gewesen, die flüchtigen Regimenter zu sammeln und die Schlacht zu erneuern. Doch davon war keine Rede weiter, obwohl der Feind nicht verfolgte und selbst das Feuern aufgehört hatte. Ich ritt also weiter gen Washington (mein Wagen war ohne Zweifel denselben Weg vorausgegangen). Plötzlich ließen sich hinter mir wieder Kanonenschüsse vernehmen; wo? von wem? gegen wen? vermag ich nicht zu sagen, aber von diesem Augenblick gab es auf der Straße von Centreville gegen Washington ein Rennen und Fliehen, wie es nur bei einer total demoralisirten Armee möglich ist. Bei jedem neuen Schuß aus der Ferne kam ein convulsivisches Zucken durch die erschreckten Massen; selbst Reiter saßen ab und ließen ihre Pferde im Stich, um zu Fuße rascher fortzukommen, und wieder ertönte der Schreckensruf „Cavalerie kommt angerückt." „Aber wovor fürchtet Ihr Euch denn so entsetzlich!" sagte ich zu einem Manne, der neben mir herlief. — „Nicht vor Dir" — antwortete der Schuft und zielte mit seinem Gewehr auf mich. Zum Glück versagte es, und ich nahm mirs zur Lehre, künftig etwas wortkarger zu sein. Das Rennen dauerte ununterbrochen fort; ich im Galopp mittendrin, aber noch weit vorne hörte ich den unglückseligen Ruf, daß die Cavalerie hinter drein sei. So kam ich aus dem Wirrwarr nach der Fronte, wo's weniger bunt zuging.

Zum ersten Male begegnete mir hier ein ordentlich aussehendes Regiment und

Digitized by Google

von diesem wurde ich angehalten. Ich versicherte dem Offizier, daß ich kein Ausrücker, sondern ein Engländer sei, der sein Bestes gethan habe, die schmähliche Flucht aufzuhalten, trotzdem wollte man mich nicht weiter lassen, bis ich meinen Passe partout von General Scott vorzeigte. Der wurde respectirt und ich durfte weiter reiten. In Fairfax Court House standen die Leute erwartungsvoll auf der Straße, die Infanteristen unter Gewehr, und Alles wollte Neues von mir wissen, obwohl vor mir schon Hunderte von Flüchtigen den Ort passirt hatten. In einem Hause, wo ich um Wasser für mich und mein Pferd bat, erhielt ich die Versicherung, daß bald 20,000 virginische Reiter den Herren Flüchtlingen auf den Fersen sein werden (wir sind hier in Feindesland) und wieder ritt ich auf meinem Pferde weiter. Es waren noch an 18 Meilen bis Washington, von wo am nächsten Tage die Post nach Europa abging. Mein Pferd hielt sich tapfer, aber wunderbarer war die Fußfertigkeit der Infanteristen, die ich auch hier noch nicht ganz überholt hatte. Der Mond beleuchtete die holprige Straße, und unter anderen Bekannten traf ich einen Offizier, der einen Wagen escortirte, in dem der verwundete Brigade-Commandant Oberst Hunter fortgeschafft wurde. Dieser Offizier war selber, wie ich höre, Major und zweiter Commandant besagter Brigade, und doch hatte er diese im Stich gelassen, um einen Verwundeten zu escortiren! Er schimpfte übrigens weidlich auf die schlechte Führung ꝛc. ꝛc., schien etwas viel getrunken zu haben, und rief immer lustig den fliehenden oder am Wege stehenden Pikets zu: „Nun, wir sind famos ausgeschmiert worden“ u. dgl. mehr, während ich, als Fremder, immer bemüht war, den Leuten Muth zuzusprechen. Ein sonderbares Wesen bei einem Offizier, doch wer weiß! vielleicht ist das die rechte Weise hier zu Lande.

Ich ritt vorwärts durch die stille Nacht, bis ich — es war vor 11 Uhr — an den Brückenkopf vor Washington gelangte. Die Parole kannte ich nicht, aber mein Paß half mir durch. Gerüchte von einer verlorenen Schlacht waren schon in die Stadt und in mein Hotel gedrungen, aber die Wenigsten wollten an die Flucht der „großen Armee des Nordens“ glauben, und auch mir kam es wie ein Traum vor, als ich am anderen Morgen erfuhr, daß die Armee in voller Flucht bis nach Arlington zurückgewichen sei, um die Hauptstadt zu decken, und beinahe 5 Artillerie-Batterien, 8000 Musketen, ungeheure Vorräthe und alle Verwundeten und früher gemachten Gefangenen im Stiche gelassen habe.

Mögen die amerikanischen Journale die Geschichte nach ihrer eigenen Façon erzählen. Ich habe berichtet, was ich mit eigenen Augen gesehen.

Miscelle.

In einer Erinnerungsschrift, welche das Leben des Turnvaters behandelt, finden wir folgende Angabe: „Jahn's Lebensweise war äußerst einfach, Bedürfnisse hatte er bis zum hohen Alter fast keine. Auch in Frankfurt, wo er stets der am längsten Stichhaltige war, trank und genoß er wenig oder gar nichts. Er sagte selbst, er sei Wassertrinker geblieben, obgleich er zwischen Weinstöcken lebe; Bier dürfe man nur an Sonn- und Festtagen trinken.“ Wer den Alten im Bart an frankfurter Wirthstischen oder in der Conditorei von Knecht an der Paulskirche beobachtet hat, wird diese in vollem Ernst gegebene Notiz nicht ohne Heiterkeit lesen.

* Räthsel.

Der Geliebte schlief unter dem Baum,
Die Geliebte trat zu ihm hin,
Und mit dem Namen des Baum's
Weckte sie schmeichelnd ihn auf.

Auflösung des Räthsels in № 87:
Adel. Leda.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 90. Speyer, Samstag 17. August 1861.

Das Schicksal einer Cigarre.*)

Es ist kein Vergnügen mehr zu reisen; im Winter friert man, im Sommer sind die Bahnzüge dicht besetzt, und man geräth schon in den Wartsälen in ein Gedränge, gegen das der Besuch einer ersten Vorstellung im Burgtheater ein Kinderspiel ist. Wenn man nur eine kleine Umhängetasche mit sich führt und an die Stöße und Schläge des Schicksals und zuvorkommender Mitreisender einigermaßen gewöhnt ist, dann mag es noch gehen; wem aber die Vorsehung einen Koffer, eine Frau oder gar noch Kinder beschceert hat, der überlege sich's 14 Jahre, ehe er eine vierzehntägige Reise mit Familie und Gepäck antritt.

An einem schönen Juliabend ging ich in Wien zum letzten Male zu Bett; am andern Morgen sollte mich die Westbahn hinaufführen nach Oberösterreich, den schönen Alpenzügen von Salzburg und Bayern entlang, um rasch und ohne Aufenthalt weiter zu gehen an den Rhein. Durch viele schmerzliche Erfahrungen gewitzigt, hatte ich mir nichts gepackt, als eine kleine Umhängetasche, in welcher sich die nöthigsten Kleidungsstücke und 25 Cigarren befanden; denn man sage, was man will: man raucht in Oesterreich, wenn man einiges Geld ausgibt, die besten Cigarren von der Welt; die paar Pfennige, welche man draußen weniger zahlt, werden uns reichlich ersetzt durch die Gleichmäßigkeit und Solidität unserer Waare.

Wie behaglich wiegte ich mich in dem Vorgenusse meiner Reise! Ich dachte an ein leeres Coupé zweiter Classe, an einen menschenfreundlichen Conducteur, der dasselbe sofort hinter mir absperren und gegen einen bedeutungsvollen Wink geschwätzige Handlungsreisende so wie gemüthliche Familien mit Kindern von der geheiligten Stätte wegweisen würde. Ich sah mich schon als alleiniger Besitzer eines solchen Wagenbruchtheiles behaglich in die Ecke gelehnt, die Füße auf die gegenüberliegenden Sitze gestreckt, eine feine Cigarre in die Morgenluft dampfend, fröhlich und unbehelligt dahin fahren, der Vorsehung für meine Existenz, dem Himmel für den schönen Sommertag und meinem Chef für den gnädigst bewilligten Urlaub aus voller Seele dankend und theuer erkaufte Rauchwolken brünstig opfernd. Nicht im Entferntesten fiel mir ein, daß der schöne Plan, den ich mir so entwarf, eine Aenderung erleiden konnte; ich war ja schon viel gereist und hatte immer das Glück gehabt, entweder allein oder in lustiger Gesellschaft, welcher eine gute Cigarre kein Greuel ist, dahinzufahren.

Aber der Mensch denkt und Gott lenkt! Meine Sommerreise des Jahres 1861 wird mir unvergeßlich bleiben; ich habe durch durch dieselbe erfahren, daß wir Männer nicht mehr die Herren der Schöpfung sind, und daß, wie zu Hause das Pantoffelregiment, auf Reisen ein Hutschachtel- und Handgepäcksregiment der Frauen in einer Weise überhand nimmt, die in jedem ehrlichen Männerherzen die unheimlichsten Bedenken für die Zukunft erwecken muß. Sonst war man doch wenigstens frei, wenn man auf Reisen ging, jetzt geräth man von dem Augenblicke an, wo man sich überzeugen will, ob die Welt wirklich richtig und exact nach der Landkarte gearbeitet ist, in eine Knechtschaft, die furchtbarer drückt, als jede, welche man daheim unter dem sogenannten „süßen Joch" empfindet. Denn wenn doch einmal tyrannisirt sein muß, so gestehe ich, daß die Tyrannei der eigenen Frau mir lieber ist, als die jeder andern, namentlich lieber, als die mancher reisender Damen, denn letztere sind oft fürchterlich.

*) Donau-Zeitung.

Digitized by Google

Doch ich will nicht länger klagen, sondern meine jüngsten Erlebnisse erzählen:

Der Morgenpostzug von Wien nach Salzburg stand bereits fertig im Bahnhof, als ich mit meiner Fahrkarte in der Halle erschien. Ich dachte es recht klug gemacht zu haben, weil ich nicht den Courierzug gewählt hatte; ich hoffte so mit einer langen Wagenreihe und einer bescheidenen Anzahl bescheidener Passagiere dahinzufahren. Weh mir, ich sah, daß einige hundert Menschen ebenso klug combinirt hatten, wie ich, denn in einem Nu befand ich mich in einem furchtbaren Gedränge, und durch einige fünfzig Rippenstöße wurde ich an Existenzen erinnert, die bis zu diesem Augenblicke für mich noch nicht das geringste Interesse gehabt hatten. Endlich war ich durch die enge Pforte auf den Perron geschlüpft und eilte auf einen Wagen zu, in welchem ich noch ein ziemlich leeres Coupé bemerkte. Nur ein Herr und eine Dame befand sich in demselben.

Tief gedemüthigt durch Das, was ich bereits gesehen und erlitten, sprang ich hinein, drückte mich in eine Fensterecke, nahm eine Cigarre heraus und war eben im Begriff, mich mit dem unerwartet und schmerzlich Erlebten auszusöhnen, als ich bemerkte, wie die Dame ihren Begleiter anstieß mit einem Blick, in welchem sich der Zorn über eine verlorene weltgeschichtliche Position zu spiegeln schien, und ihm dabei in das Ohr flüsterte — ein Bataillon könnte auf ein Commando manövriren, welches so geflüstert würde —:

„Sind wir denn in einem Rauchcoupé?“

Der Begleiter, eine etwas schüchterne Natur, den die würdige Dame mehr wie ein Stück ihres Handgepäckes, denn als Mann und Herrn zu behandeln schien, fuhr zusammen, als hätte ihn ein Donnerwort an ein unheilvolles schreckliches Schicksal gemahnt, und wandte sich verlegen und artig zu mir, indem er sagte:

„Nein, das ist kein Rauchcoupé.“

Ich hielt meine Regalia sprachlos in der einen Hand, mit der andern wollte ich gerade nach einem Zündhölzchen suchen, sie erstarrte mir in der Tasche. „Ah so“, sagte ich, und ein wüthender Blick meines Auges traf das süße Geschöpf, welches mich noch immer fixirte. Aber es gibt Augenblicke, in denen der Stärkste waffenlos wird, und wie es oft auf Armeen mitten im muthigsten Kampfe niederfällt gleich einem lähmenden, ertödtenden Thau, so packte es mich, als ich in das Auge meiner Nachbarin sah. Ich hing meine Tasche, die ich eben erst abgelegt hatte, rasch wieder um, sah noch einmal auf den unglücklichen Begleiter, dessen Blick voll Wehmuth und Jammer mir: „Fliehe, fliehe, es ist an einem Opfer genug!“ zuzurufen schien, und ohne noch ein Wort zu entgegnen, schob ich meine Regalia wieder in die Tasche und eilte hinaus aus dem verhängnißvollen Aufenthalt.

Wieder schien sich ein gütigeres Schicksal meiner erbarmen zu wollen.

„Sie haben noch keinen Platz, mein Herr?“ rief ein freundlicher Conducteur, „kommen Sie, hier ist noch ein leeres Coupé.“

Mit diesen Worten sperrte mir mein Retter einen Wagen auf, und ich wollte ihm von dem Platze aus, den ich schnell eingenommen hatte, eben mit dem erwähnten bedeutungsvollen Wink eine Regalia präsentiren, als eine mir bekannte Dame mit Gemahl, Kindsfrau, Stubenmädchen und einem kleinen Töchterchen herankam und mit der freundlichsten Miene von der Welt die mir ewig unvergeßlichen Worte ausrief:

„Ah, da ist ja noch ein ganz leeres Coupé! Und Sie reisen auch mit? Wie schön ist das!“

Ich schob meine Regalia wieder zurück, sah den Conducteur an mit einem Blicke, in welchem sich viel Jammer spiegeln mußte, denn derselbe zuckte wehmüthig lächelnd die Achseln und verließ, nachdem er zu spät abgeschlossen hatte, den Wagen.

Die ersten Begrüßungen waren vorüber, der Zug bereits im Gang, da bemerkte ich, daß das Coupé, in welchem wir uns befanden, ein Rauchcoupé war. Die an der Seite angebrachten Aschenbecher ließen keinen Zweifel. Ohne mich lang zu besinnen, zog ich meine Regalia wieder hervor und zündete sie, ohne auch weiter zu fragen, an.

Der Gemahl der Dame verfolgte mein kühnes Vorgehen mit ängstlichem Blick und unruhigen Gebärden. Ich war so unvorsichtig, daraufhin die Dame anzusehen, und

Digitized by Google

nun half mir nichts in der Welt mehr, ich mußte die verhängnißvollen Worte sprechen: „Gnädigste Frau, belästigt Sie das Rauchen?“

„Gott bewahre“, war die überaus freundliche Antwort, und eine Centnerlast machte sich bereit, mir vom Herzen zu fallen, „Gott bewahre, meine kleine Tochter freilich verträgt es nicht, aber man muß sich ja an Alles gewöhnen in der Welt.“

Wieder saß ich da wie vom Donner gerührt, wieder nahm ich meine Regalia, die in der ersten Gluth brannte, wie ein jugendliches Herz, aus dem Munde, legte sie neben mich, bis sie erloschen und schob sie dann zum dritten Male in die Tasche zurück.

So fuhr ich denn traurig und verstimmt dahin nach Salzburg. Unsere Unterhaltung blieb natürlich einsilbig, denn ich frage einen, der gelebt und gelitten hat, ob es etwas Schmerzlicheres gibt, als nach den ersten Küssen von geliebten Lippen und nach den ersten Zügen von einer feinen Cigarre zu scheiden? Von Morgens bis Abends ohne eine Cigarre! Der schönste Tag, der schönste Urlaub, die schönste Laune, Alles war verdorben, und ich dachte nur an eins: an unsere Ankunft in Salzburg und an die furchtbare Rache, welche ich auf der Reise von Salzburg nach München nehmen würde.

Weder die Dankbarkeit der Mutter, noch die kindlich vorlaute Neugierde des Töchterchens konnten mich entschädigen für den verlorenen Genuß. Man bot mir einigemal Orangen und Backwerk an, ich lehnte Alles ab, ich war — zu meiner Schande muß ich es gestehen — unversöhnlich.

Endlich kamen wir in Salzburg an. Ich schweige von dem rührenden Abschiede, den ich von meinen Reisegefährten nahm und wie er mir zu Herzen ging. Der Courierzug war meine Hoffnung, mit diesem, dachte ich, reisen keine Kinder, denn er fährt des Nachts.

Die Stunde der Abfahrt kam. Drei Wagen standen zur Aufnahme der Passagiere bereit, ich suchte mir das am wenigsten besetzte Coupé und kam abermals zu einem Herrn, der mit einer Dame reiste. Aber aus den ersten Worten, die wir freundlich wechselten, ersah ich, daß es ein Ehepaar aus Bucharest war, also schon aus einer Gegend, in welcher das Rauchen fast wie ein Cultus betrieben wird, daher ich alle meine Besorgnisse schwinden ließ und bei dem matten Schein der Lampe eine Zeit lang mit vieler Neugierde meine neuen interessanten Reisegefährten musterte. Der Kopf der Dame namentlich überraschte mich durch die Energie und Schönheit seiner Formen. Die brennenden Augen, der gelbe zigeunerhafte Teint stimmte vortrefflich zu der Kraft und Größe der Gesichtszüge und dem üppigen schwarzen Haare.

Wenn du hier nicht rauchen darfst, so rauchst du nie mehr, sagte ich zu mir, nahm, sobald der Zug im Fahren war, meine vielgeprüfte Regalia heraus, um sie anzuzünden. Meiner Sache vollständig sicher, wandte ich mich an meine Reisegefährten, und frug so artig, wie ich bis jetzt noch nie gethan hatte, denn das Gefühl der endlichen Erlösung hatte mich auffallend milde gestimmt:

„Ist es erlaubt?“

„Wenn Ihnen viel daran liegt, gewiß“, antwortete die interessante Frau in dem reinsten Deutsch, mit dem reizendsten Accent, „im andern Falle jedoch —“

„Meine Frau ist etwas brustleidend“, ergänzte der Mann sogleich.

Ich war schon wieder sprachlos. Diese Frau, mit diesem Körper brustleidend? War Das möglich? Doch es mußte wohl so sein, denn sie lächelte schmerzlich und sah mich bittend an. Mit einer stummen Verbeugung schob ich meine Regalia zum vierten Male in die Tasche zurück. „Ah, wie sind wir Ihnen dankbar!“ sagten meine liebenswürdigen Reisegefährten fast zu gleicher Zeit. „Bitte, Bitte!“ war meine Entgegnung. Darauf wurden die Polster gerückt, die Nachtsäcke untergeschoben und man schlief ein.

Mich aber ließ der Gedanke an mein Verhängniß nicht schlafen, ernst und grollend saß ich da, der einzige Unselige unter den Seligen.

Da auf einmal fuhr mir ein furchtbarer Gedanke durch den Kopf. Sie schlafen, sprach ich zu mir, sie schlafen fest, komm' hervor, du gekränktes Blatt aus der Havannah, deine Stunde schlägt.

Leise nahm ich meine Regalia, leise und ohne ein Geräusch zu wagen, zündete ich sie an. Es war eine wunderbar helle und milde

Digitized by Google

Sommernacht, die Fenster des Coupé's waren ganz geöffnet und der Dampf zog geräuschlos und ohne die Schlafenden im Geringsten zu belästigen hinaus.

Wie duftete die Köstliche, mit welcher Sehnsucht preßte ich sie an meine Lippen während des lang entbehrten, lang ersehnten Stelldicheins!

Plötzlich — o Schrecken — hör' ich ein Hüsteln und ein leises Grunzen. Aber es war ganz eigenthümlicher Art; so konnte das schöne Weib nicht husten, welches da vor meinen Augen schlief. Auch lag sie ruhig und regte sich nicht. Das Hüsteln und Grunzen aber wurde stärker, und unter dem schweren Shawl, der die Schlafende bedeckte, begann es sich zu regen und zu scharren. Meine Augen hefteten sich auf die verhängnißvolle Stelle, und siehe da, es währte nicht lange, so arbeitete sich die arroganteste und aufdringlichste Hundsschnauze von der Welt aus der schweren Umhüllung hervor. Sie schnüffelte noch ein paarmal in die Nacht hinein, bekam natürlich die schwarzbehaarte Nase voll meines köstlichen Cigarrendampfes, und nun begann ein Gebell und Geheul, daß meine beiden Reisegefährten auffuhren, und während ich erschreckt meine halbgeraucht Regalia verbarg, sich in den zärtlichsten Ausdrücken und mit der liebevollsten Besorgniß erschöpften, um das theure Wesen zu beruhigen.

Das gelang denn auch endlich, das süße Geschöpf wurde wieder sorgfältig eingehüllt, mich traf ein langer Blick des Vorwurfs, aber meine Regalia war schon erloschen und zum fünften Mal in meine Rocktasche zurückgekehrt. Obgleich ich jetzt wußte, wer in unserm Wagen brustleidend war, so hatte ich doch die Lust verloren, das Schicksal von neuem herauszufordern. Ich fuhr stumm und ohne noch etwas zu hoffen, nach München.

Als ich daselbst ankam, fühlte ich mich krank und verstimmt. Ich hatte kein Bedürfniß, zu rauchen, ich nahm ein Coupé erster Classe, um allein zu sein, und verschlief, ohne an meine Regalia zu denken, den größten Theil des Tages.

Da meine Fahrt zunächst nach Mainz ging, so galt es in Darmstadt die Wagen zu wechseln. Ich fühlte mich wieder gekräftigt und munter, stieg fröhlich in Darmstadt in ein großes Coupé, in welchem sich eine heitere Gesellschaft befand. Kaum darin sitzend, gedachte ich meiner Regalia. Ich zog sie, die ich im tiefen Osten von Deutschland zum ersten Male anzuzünden gedachte, jetzt im Westen zum sechsten Male aus meiner Tasche und griff nach einem Zündholze. Da ruft eine kreischende weibliche Stimme: „Ach Gott, eben ist erst ein Herr hinaus, der geraucht hat und nun gehts schon wieder los!"

Soll ich noch etwas hinzufügen? Meine verfolgte Regalia, am schönen Donaustrande gekauft, ruht verstümmelt und unausgeraucht bei Mainz, begraben in den Fluthen des deutschen Rheines. Vielleicht hat eine mitleidige Welle sie zurückgeschwemmt nach der Havannah, dort mag sie von ihrem Verhängniß erzählen, wie ich es hier gethan habe.

Festgruß zur 800jährigen Einweihungsfeier des Kaiserdomes zu Speyer.

Sei mir gegrüßt, du stolzer Kaisermünster,
Sei mir gegrüßt in deiner reichen Pracht!
Du Zeuge längst entschwund'ner Tage,
Du ernstes Denkmal gottgeweihten Sinn's!
Sei mir gegrüßt, du ewigjunger Phönix,
Der immer glorreich aus der Asch' sich hob,
Daß lieblich unter'm Schutze seiner Flügel
Der Enkel Enkel sicher wohnen können!

In jugendlicher Schöne schaust du wieder
Der Kuppeln Schmuck im hell'gen Strome heut';
Gehebt so stolz zum Wolkenzelt die Thürme,
Daß tief durchschauert wohl des Rheines Wogen
Den fernen Landen bringen deine Kunde
Und von dem Namen deiner Herrlichkeit.

Gehab'ner Zeuge du der frommen Ahnen, —
Des edlen Herzens und der hehren Liebe,
Die lieblich zieren unser Herrscherhaus!
Du Gotteshaus, du stille Grabesstätte,
Du rufst uns ernste Mahnungen in's Herz
Und weckst die Trauer mächtig in der Brust! —

Doch trock'nen wir die Zähre! — und vertrauen
Auf Den, von Dem allein uns Hilfe kommt!
Er schützt Sein Volk gar stark und wunderbar.
Er schütz' auch dich, du Ihm geweihter Tempel
In deines Schmuck's verjüngter Herrlichkeit!
Daß fest und unzerrüttet stehen deine Hallen,
Drin mächtig tönt der Gläubigen Gesang.
Zur Ehre Seiner Macht und Seiner Gnade,
Zum Lobe und zum Preise Seines Namens!

Speyer, im August 1861. S.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 91. Speyer, Mittwoch 21. August 1861.

Maria.*)

Von E. Freiherrn von Sibra.

Im Jahre 18**, während eines der letzten Kriege, welche die chilenische Republik gegen die argentinische führte, hielt der General Don Manuel B. vor der chilenischen zum Feldzuge bestimmten Armee.

Freilich bestand diese Armee nur aus etwa viertausend Soldaten. Da aber jene der Argentiner ebenfalls nur viertausend, oder vielleicht höchstens fünftausend Mann stark war, so hatte diese geringe Zahl nichts auf sich.

Im übrigen waren diese viertausend Chilenen wackere Burschе, tapfer, wie es Männern zukommt, geübt im Kriege durch die zu jener Zeit häufigen Kämpfe mit ihren Nachbarn, und endlich, was eine treffliche Zugabe zu diesen beiden Eigenschaften ist, leichtsinnig, wie alles jene schwarzäugige Volk da drüben.

Was den General Manuel betrifft, so war derselbe ein trefflicher Anführer, so wie später ein ausgezeichneter Staatsmann, und hatte als Soldat nicht einen, sondern zehn Teufel im Leibe. Da ich später die Ehre hatte, seine Bekanntschaft zu machen, so kann ich zu meinem Vergnügen beifügen, daß er ein eben so liebenswürdiger Mann war als ein tapferer Soldat und kluger Diplomat.

So weit stand also die Sache vortrefflich.

Es lag indessen ein Hinderniß im Wege, welches trotz aller dieser günstigen Verhältnisse zuvor überstiegen sein mußte, ehe an einen glücklichen Erfolg der Expedition gedacht werden konnte, und dieses Hinderniß war das hohe Cordillera-Gebirg.

Der General hatte mit richtigem Scharfblicke erkannt, daß es darauf ankam, innerhalb vier Tagen schlagfertig am jenseitigen Fuße des Gebirgs zu stehen, und der Erfolg bewies, daß er vollständig richtig geschlossen hatte.

Die chilenische Armee befand sich auf einer jener Terrassen, aus welchen, im großen Maßstabe betrachtet, die ganze Cordillera besteht, das heißt, man kann sich jenes riesige Gebirge als ein System aneinander gelehnter Mauern vorstellen, von denen stets eine höher ist als die andere, so daß die erste und niedrigste derselben das Vorgebirge oder den ersten Anfang des Gebirgs bildet, während die höchste den Gipfel oder das oberste Plateau vorstellt. Wenn man sich daher am Fuße des ersten, untersten dieser Absätze befindet, so könnte man glauben, daß das ganze Gebirge etwa achthundert bis tausend Fuß Höhe habe. Nach Ersteigung dieser tausend Fuß sieht man aber eine neue Bergkette vor sich und diese angenehme Reihe von optischen Täuschungen wiederholt sich je nach Umständen zwölf-, fünfzehn- oder zwanzigmal, je nachdem man eben an einer mehr oder weniger hohen Stelle des Gebirgs das Ansteigen begonnen hat.

Eine Fliege würde sich, dicht an der untersten Stufe einer zehn oder zwanzig Fuß hohen Treppe, in demselben Falle befinden, wenn sie nämlich im Stande wäre, einerseits zu denken und auf der andern Seite keine Flügel hätte, welche, vom materiellen Standpunkte aus betrachtet, die Gedanken über die Höhe einer Treppe überflüssig machen.

Diese einzelnen Terrassen oder obern Flächen übereinander geschobener Riesenmauern sind aber, wie man sich leicht denken kann, keine glatten und ebenen Flächen, sondern sie bilden gewissermaßen einzelne Abtheilungen des Gebirgs für sich, je nach der Höhe ihrer Lage mit Wald und Pflanzen-

*) Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Digitized by Google

wuchs, oder mit wilden steinigen Abhängen, mit tiefen und finstern Schluchten, mit Gletschern, mit thätigen oder erloschenen Vulkanen, kurz mit einer Scenerie, welche sich die kühnste und wildeste Phantasie nicht kühner und wilder zu schaffen vermag.

Jener bewaffnete Haufe kühner und kampflustiger Männer war vielleicht auf der dritten oder vierten dieser Terrassen aufgestellt, in einer kesselartigen Vertiefung von schwarzem vulkanischem Gestein. Gegen Chile zu fiel senkrecht eine dunkle Wand ab, gegen die Bergseite lag ein mächtiges Chaos von grauen lavaartigen Felsen, deren Gipfel bereits mit Schnee bedeckt war.

Man hatte also vor sich eine Felswand und hinter sich einen Abgrund. Was man aber zu beiden Seiten neben sich hatte, konnte man nicht sehen, indem eine Nebel- oder Wolkenschichte, welche sich zur rechten und linken hartnäckig festgesetzt hatte, jede Fernsicht abschnitt. In den gegen den Berg zu liegenden grauen Felsen war indessen eine schmale Spalte zu bemerken, eine Art Schlucht, in welcher vielleicht zwei Männer nebeneinander Platz finden konnten, und ein genauer Beobachter hätte, trotz der steil ansteigenden Höhe, gegen den Eingang zu jener Spalte hin deutsch Hufspuren bemerkt. Es war also dort ohne Zweifel das vorhanden, was man in Chile mit dem sehr anständigen Namen „Weg" zu belegen pflegt, während wir jenes Ding eine Mauer oder ein Felsenloch nennen würden.

Don Manuel hob auf einen Augenblick die rechte Hand leicht in die Höhe, um anzudeuten, daß er sprechen wolle und sogleich verstummten alle seine Leute, welche vorher, trotzdem daß sie in Reihe und Glied standen, wie eine Heerde Papageien unter sich geplaudert hatten. Hierauf griff der General in seine Satteltasche, brachte Tabak nebst Maisstroh zum Vorschein und drehte sich mit der den Chilenen eigenen Fertigkeit und Schnelle eine Cigarre, welche er an der des neben ihm haltenden Offiziers anzündete.

Dann ließ er seine dunkeln Augen über die vor ihm Stehenden hingleiten und zeigte hierauf mit der Hand, welche die Cigarre hielt, auf das Felsenloch, sowie nachher auf die den Leuten sichtbare Höhe des Gebirgs.

Aller Augen folgten den Handbewegungen des Anführers, aber kein Laut wurde hörbar, nur nickten einige, ohne Zweifel unwillkürlich, mit dem Kopfe.

Hierauf hielt der General eine Rede, welche außerordentlich kurz und außerordentlich wirksam war, die ich aus dem Munde eines Ohrenzeugen gehört habe und hier wörtlich wiedergebe.

Don Manuel sprach:

„Mitbürger! Soldaten!

Wir müssen über die Cordillera. Ich habe nur zwei Dinge zu befehlen.

Bei unserem Marsche über die Cordillera gibt es keine vollständige Musik, für je dreißig bis vierzig Mann reicht eine Guitarre aus.

Bei unserm Marsche über die Cordillera gibt es keine Müdigkeit. Wer sich müde meldet, wird erschossen."

Dann drehte Don Manuel sein Pferd, ließ es die Felswand hinan einige Sätze machen, welche einer Ziege zum Lobe gereicht haben würden und verschwand in der Felsschlucht. Seine berittene Mannschaft folgte ihm, ohne weitere Umstände, mit demselben Manöver. Nach ihnen kletterten die Fußgänger ebenfalls in die Spalte und nach einer Stunde waren alle spurlos verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stockfischfang an den Neufundlandsbänken.

Nach dem Englischen.

Es war zu Ende Aprils vorigen Jahres, als ich mich im Hafen von Marblehead (Staat Massachusetts) der Mannschaft des Rhody Carter einreihen ließ, eines jener kleinen, zum Fischfang an den Neufundlandsbänken bestimmten Schooners oder sogenannten „Bankers", wie sie alljährlich zu Hunderten aus den amerikanischen Häfen auslaufen. Die Bemannung des Fahrzeuges bestand außer dem „Skipper", Capitän Clapp, aus zehn meist jungen, frischen, fröhlichen Burschen, sämmtlich tüchtigen Fischern, deren Gesellschaft eine heitere Fahrt versprach, und

Digitized by Google

einen schwarzen Koch, dessen eines fehlendes Bein durch einen hölzernen Stelzfuß so gut als möglich ersetzt wurde. Ich meinestheils war eben von einer Reise nach Indien zurückgekehrt, und die achtzehn unter der glühenden Sonne verlebten Monate hatten mir blauen Himmel und tropische Zephire so gründlich verleidet, daß schon der Anblick meines Panama-Hutes, meiner Nankinghosen oder eines Bambusstockes ein unangenehmes Gefühl und die lebhafteste Erinnerung an warmes Trinkwasser, Alligatoren und müd aussehende Hindus in mir wach rief. Augenblicklich war meinen erschlafften Nerven frische, kühle Luft nöthig, und wenn es nicht anders sein konnte, hätte ich arktische Kälte der verzehrenden Hitze jener südlichen Himmelsstriche vorgezogen. Ich sah also einem mehrmonatlichen Aufenthalt in nördlichen Gegenden mit wahrer Freude entgegen.

Wir verließen den Hafen am 1. Mai in Gesellschaft mehrerer andern „Bankers", die, wiewohl vergeblich, jede Handbreit Segel aufsetzten, um den Rhody Carter zu überholen. Unser Fahrzeug war nämlich als vorzüglicher Segler bekannt, und obgleich es zu Zeiten gut sein mag, so lange als möglich in Gesellschaft zu bleiben, so zogen wir doch in diesem Falle vor, unsern Weg allein zu verfolgen, und noch bevor die Nacht einbrach, hatten wir unsere Gefährten weit hinter uns gelassen. Der Wind war uns günstig, und nach kurzer Fahrt zeigten die Nebel, welche uns bei nach Nordwest umspringendem Winde gänzlich einhüllten, daß wir uns dem Orte unserer Bestimmung näherten. Unsere erste Absicht war gewesen, nach der südlichen Küste von Neufundland zu segeln und unser Glück unterhalb Cap Race's zu versuchen, bei näherer Ueberlegung aber änderte der Capitän seinen Plan und beschloß der südlichen Spitze der „großen Bank" zuzusteuern, die wir denn auch bald erreichten.

Diese sogenannte „große Bank", welche südöstlich von der Insel Neufundland und nur durch einen schmalen Canal von dieser getrennt liegt, dehnt sich nach Süden und Norden hin in einer Länge von ungefähr 600 englischen Meilen aus, während sie von Osten nach Westen etwa 200 Meilen breit ist. Ihre Form hat sich bis jetzt nicht genau feststellen lassen, doch aber scheint aus den vorgenommenen Messungen hervorzugehen, daß sie in ihren Umrissen der benachbarten Insel Neu-Schottland ähnlich ist. In südlicher Richtung verläuft sie in eine schmale spitzige Zunge, deren Ufer schroff abfallen und an einigen Punkten von unergründlichen Tiefen umgeben sind. Diese große Bank, sowie die Petersbank, die Bank Queran und das Flemish-Cap sind während der wärmeren Jahreszeit mit einem ungeheuern Reichthum von Fischen aller Art gesegnet, unter denen die Kabeljaus oder Stockfische am zahlreichsten vertreten sind. Sie erscheinen in solcher Menge, daß mehrere hundert amerikanische, französische und englische Schiffe, die seit zwei Jahrhunderten alljährlich an den Neufundlandsbänken zum Fischfang eintreffen, ihre Zahl nicht haben vermindern können. Und dieser Reichthum an Fischen ist nicht allein auf die Bänke beschränkt, sondern erstreckt sich in gleicher Weise über die Küsten der Inseln Neufundland, Nova Scotia und das Cap Breton, wo der Fisch überall den sandigen Boden findet, den er liebt. Im Winter scheint er sich in tieferes Wasser zurückzuziehen, im März und April aber kommt er zurück.

Den verschiedenen Theorien und Vermuthungen über die Entstehung der großen Bank zu folgen, kann hier nicht meine Aufgabe sein. Einige nehmen an, daß sie eine ungeheure, durch ein Erdbeben in ihren Grundvesten erschütterte und dann versunkene Insel ist, andere hingegen glauben, daß sie ihre Entstehung einer Anschwemmung von Sand verdankt, den der Golfstrom mit sich führt, und der sich hier durch die Begegnung mit den nördlichen Strömungen aufgestaut hat. Mir scheint die letztere Annahme die wahrscheinlichere, denn an der ganzen Küste von Neubraunschweig und Neuschottland läßt sich eine stete Erhebung des Bodens nachweisen, so daß Baien und Canäle, die vor zwanzig Jahren noch schiffbar waren, jetzt auch für die kleinsten Fahrzeuge nicht mehr hinreichende Tiefe besitzen.

Am fünften Tage unserer Fahrt erreichten wir die südliche Spitze der Bank. Die See ging ziemlich hoch; über uns hing eine

Digitized by Google

Schicht Wolken, so schwer und tief, daß es schien, als sollte sie die Mastspitze des Rhody-Carter berühren und der Nebel war so dicht geworden, daß man in einiger Entfernung nichts mehr zu erkennen vermochte. Hier lagen wir für einige Stunden still, und warfen nur von Zeit zu Zeit eine Handvoll Futter aus, um einen etwa vorüberkommenden Zug Fische anzulocken. Allem Anschein nach hatten wir in der Nähe eines anderen Schiffes beigelegt, denn wir hörten von der Leeseite die Schläge einer Axt, wahrscheinlich die des Kochs eines unsichtbaren Stockfischbootes, der sein Feuerholz spaltete.

„Schooner aho!“ rief unser Capitän aufs Geradewohl.

„Halloh!“ antwortete eine Stimme aus dem Nebelmeer.

„Wie steht's mit dem Fischfang?“

„Erträglich. Was für ein Fahrzeug ist das?“

„Rhody-Carter von Marblehead. Was für ein Schooner?“

„Mary Jane von Gloucester.“

Unser unsichtbarer Nachbar setzte seine Fragen noch eine Weile fort, aber plötzlich wurden sie durch den Ausruf: „Holla ho“ unterbrochen, und in demselben Augenblick hörten wir das Klatschen gefangener Fische auf seinem Deck. Jedenfalls hatte sich ein Zug Stockfische genähert, und unsere Nachbaren waren in voller Arbeit. Im nächsten Augenblick befand sich auch unsere bis dahin schweigende Mannschaft in voller Bewegung.

„Nieder mit dem Anker! Wir sind mitten unter ihnen, Bursche. Die Haken ins Wasser!“ rief der Capitän, und jeder sprang an die Arbeit.

„Hurrah, der erste Fisch!“ schrie einen Moment später ein alter Matrose, der bereits seine Angelschnur ausgeworfen hatte, und einen mächtigen fetten Kabeljau über die Brüstung auf das Verdeck zog. Wir anderen hielten uns nicht lange damit auf, die Beute zu bewundern, sondern streiften unsere Aermel auf und gingen ans Werk.

Jeder Mann hat dabei sein bestimmtes Revier oder seine Station, d. h. 3½ Fuß Raum an der Brüstung und einen Platz auf dem Deck für seine aufgerollte Angelleine und seinen Fang. Die Brustwehr unseres Fahrzeuges war drei Fuß hoch, und wir lagen darüber hinausgebeugt, um die Leinen hinabzulassen, und fast unmittelbar darauf mit einem Fische wieder heraufzuziehen. Die Angelschnuren sind so lang, daß die Haken den Boden erreichen, d. h. 30—40 Faden, denn der Kabeljau schwimmt nicht wie viele andere Fische, z. B. die Makrele und der Häring, ziemlich an der Oberfläche des Wassers, sondern hält sich gewöhnlich in bedeutender Tiefe auf.

(Fortsetzung folgt.)

* Vatertändelei.

Ich hab' ein kleines Bübchen, das
Mir tausend Freuden macht und Spaß,
In seiner lieben Mutter Arm
So schelmisch lächelt, sonder Harm
Hervor die kleine Zunge streckt,
Sich hungrig oft am Daumen leckt,
Am Mutterbusen hurtig schluckt,
So gern nach Licht und Lampe guckt;
Nicht selten, wie ein Trinker pflegt,
Auf einem Ohr sein Mützchen trägt,
Nie Händchen hält noch Füßchen still,
So gern schon was erzählen will,
Und auf ein Haar, daß ihrs nur wißt,
Dem frohen Vater ähnlich ist.

W. und R. A.

* Charade.

(Dreisylbig.)

Die erste ist von fünf vertrauten Brüdern
Der älteste und steht an ihrer Spitze;
Das letzte Paar wiegt sich auf schwankem Sitze
Und wartet auf mit ziemlich schlechten Liedern;
Das Ganze ist ein armer kleiner Wicht
Und dennoch Muster einer schönen Pflicht.

Auflösung des Räthsels in № 89:
Wacholder.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 92. Speyer, Samstag 24. August 1861.

Maria.

Von E. Freiherrn von Sibra.

(Fortsetzung.)

Man erreichte zu rechter Zeit, stets unter Führung des Generals, der, wie es scheint, die Wege genau kannte, die gewünschte Stelle, schlug den Feind und sonach ging alles trefflich von statten.

Müde meldete sich merkwürdigerweise Niemand. Doch blieben zwei von der Truppe zurück, welche man, um den General nicht in üble Laune zu bringen, ignorirte. Der eine von diesen wurde wahrscheinlich von den Condoren gegessen, welche, als höchst neugierige Thiere, alle Reisenden in jenen Gegenden in angemessener Entfernung begleiten. Mit den Schicksalen des zweiten, welcher übrigens zuerst ohnmächtig am Wege niedersank, wollen wir uns ein wenig näher beschäftigen.

Es gibt in der hohen Cordillera Stellen, oder besser, es gibt eine durch den größten Theil des Gebirgs verlaufende Linie, welche den Uebergang von der üppigen, fruchtbaren Landschaft zum wilden, sterilen Gebirge macht.

An einem der reizendsten Punkte dieser Linie lag ein kleines bescheidenes Wohnhaus.

Dasselbe stand in Mitte eines kleinen Gartens, welcher in eine üppige Wiese endigte, die ihrerseits wieder auf der rechten Seite von einem Cypressenwäldchen begrenzt wurde, während zur linken, über eine prächtige Felsparthie, Stufen ins Thal führten. Durch dieses Thal rauschte ein Bergstrom. Ueber dasselbe und die nächste Hügelreihe, welche es bilden half, hatte man vom Hause aus eine wundervolle Fernsicht über einen großen Theil von Chile. Unten zuerst Santiago, dessen Dörfer man in der Sonne glänzen sah, trotz einer Entfernung von wenigstens zwölf Stunden, denn es gibt dort keine sogenannte Luftperspective und man kann mit scharfem Auge wohl noch weiter kleinere Gegenstände unterscheiden. Dann einzelne Haciendas, kleine Waldpartieen, Fruchtfelder und Hügelreihen; zwischen alledem aber die Bergströme, silberblitzend, schlangenähnlich sich durch das Land windend, im vergeblichen Bemühen, in der alten Thetis Mutterschooß zu gelangen. Ich sage im vergeblichen Bemühen, denn während bei uns der kleine Berg- und Waldbach im Anfange bescheiden von Fels zu zu Fels hüpft und erst unten in der Ebene sich allmählich vergrößert, nun Fluß und dann Strom wird und endlich, vielleicht schon mächtige Schiffe tragend, sich ins Meer ergießt, stürzen die chilenischen Ströme, die Riesenkinder der Feuerberge und Gletscher, mit mächtigem Brausen vom Berg ins Flachland, Felsblöcke mit sich reißend und keinen Weg suchend, sondern sich ihn bahnend.

Aber das regenlose Chile zähmt in der Ebene die Wilden. Durch Tausende von Abzugskanälen wird ihre Kraft getheilt, sie werden gezwungen, die Fruchtfelder zu tränken und sind zum größten Theil die Erzeuger jenes Getreidereichthums, der Chile berühmt gemacht hat. Wandte man sich aber von diesem lieblichen Panorama und blickte über das Cypressenwäldchen hinweg, so trat bald die Cordillera in ihr Recht, denn dort stiegen steile, dunkle Felswände empor, auf denen zu Zeiten, wenn auch nicht für längere Dauer, Schneestreifen sichtbar wurden, und nur unfern des Hauses schützte eine Gruppe von rothen Porphyrfelsen dieses selbst gegen den Ostwind.

Wir unterlassen nun nicht, mit der gewöhnlichen Autorenartigkeit den freundlichen

Digitized by Google

Leser geziemend zu ersuchen, sich mit uns in das Innere des besagten Hauses zu verfügen, und da die Heldin unserer Geschichte dort der „waltende Genius“ ist und wir dieselbe in das günstigste Licht zu setzen gesonnen sind, so ist es überflüssig, zu bemerken, daß alles daselbst unendlich reinlich geordnet und wenn auch nicht prachtvoll, doch einfach und edel gefunden werden wird.

Aber es war in der That so. Die braunen Bretter, welche die Wände der beiden kleinern und eines größern Zimmers bildeten, welche das Haus enthielt, glänzten, als seien sie gebohnt und erinnerten mit ihren Gesimsen fast an ein deutsches Zimmer mit alter Vertäfelung, obgleich im südlichen Theile Chiles fast allgemein diese Art der Wandverkleidung im Gebrauche; mehr aber noch ähnelte deutscher Sitte das in Chile kaum gesehene blanke Zinngeschirr auf den Gesimsen, sowie ein kleiner Ofen in einer Ecke des mittlern größern Zimmers. Das wenige andere Geräthe, ebenfalls blank gescheuert, stand zierlich geordnet an der ihm zuständigen Stelle.

Diese fast ängstliche Ordnung war unbegreiflich.

Die chilenischen Damen haben eine große Reihe ganz unendlich liebenswürdiger Eigenschaften, aber Ordnung und sogar ängstlichste Ordnung ist ein fehlendes Glied in dieser Reihe.

Aber das Räthsel löste sich, wenn man einen Blick in den kleinen Garten des Hauses warf.

Dort saß ein blondes, blauäugiges junges Weib in einer kleinen, von Passionsblumen umrankten Laube und blickte mit melancholischem Ausdrucke hinab in das vor ihren Augen ausgebreitete Land. Es war eine Deutsche. Dies unterlag keinem Zweifel.

Aber wie kam diese deutsche Frau in jenes allein stehende Haus, in fast eine der letzten Ansiedelungen, zunächst der ewigen Wildniß der hohen Cordillera?

Es ist dieß mit wenigen Worten erklärt.

Maria war das achte Kind eines mittellosen deutschen Lehrers. Dieß klingt fabelhaft, denn alle Welt weiß, daß unsere Lehrer in der Regel sich nur selten eines bedeutenden Kindersegens erfreuen, während sie zugleich ganz unmäßig große Besoldungen beziehen. Da aber jede Regel ihre Ausnahme hat, so mag Mariens Vater zu einer solchen gehört haben und Maria entschloß sich, eine kranke Dame als Dienerin zu begleiten, welche von einer deutschen Seestadt aus ihrem vorausgegangenen Mann nach Valdivia nachreiste.

Als man in Valdivia ankam, erfuhr jene Dame, daß ihr Gemahl nach Californien gegangen war, und trotz des günstigen Klimas verschlimmerte sich ihr Brustleiden so rasch, daß sie in einigen Wochen eine Leiche war.

Nun stand Maria allein, ohne Mittel, ohne Kenntniß der Sprache und Sitten des Landes, ja fast ohne Obdach in einem fremden Welttheil.

Da aber Maria ein sehr schönes Mädchen war, so fanden sich bald edle Seelen, welche ihr Gesellschaft leisten wollten, welche ihr Mittel anboten, die ihr die Sprache des Landes und seine Sitten zu lehren versprachen und endlich eine reizende Wohnung in Aussicht stellten. Die eigensinnige junge Deutsche wollte aber von allen diesen schönen Dingen keinen Gebrauch machen und war nahe daran, zu verhungern, als ein junger Creole, Enrico Esparto, ihre Bekanntschaft machte und ihr seine Hand anbot.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stockfischfang an den Neufundlandsbänken.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Als Lockspeise werden Stückchen Tintenfisch oder eine Art kleiner eingesalzener, den Krappen ähnlicher Schalthiere gebraucht, die man an den Küsten von Virginien und Neu-England findet. Der Tintenfisch ist indessen selten, und man benutzt ihn deßhalb meist nur Nachts. Zuweilen bedient man sich auch des Härings als Köder, und wenn es an anderer Lockspeise fehlt, nimmt man Stückchen vom Bauche des Kabeljau selbst, die

Digitized by Google

bei der Salzwasseraristokratie als Leckerbissen zu gelten scheinen.

Die Scene auf einem guten Fischplatz ist eine ungemein belebte. Der Stockfisch ist, besonders im Frühjahr, mit ungeheurem Appetit gesegnet und stürzt gierig auf den ihm vorgehaltenen Köder. In demselben Moment wird die Angelschnur angezogen, und das Opfer der Gefräßigkeit erscheint in wenigen Augenblicken über der Oberfläche des Wassers. Ist der Fisch zu schwer für die Kraft eines einzelnen Mannes, oder traut man dem Haken und der Schnur nicht die gehörige Haltbarkeit zu, so ruft der glückliche Fischer seinen „chum", d. h. Nachbar zu Hilfe, und dieser schlägt dem Thiere, sobald es sichtbar wird, einen an einer Stange befestigten, starken eisernen Haken in den Leib, und bißt es auf diese Weise sorgfältig an Bord. Das gewöhnliche Gewicht eines Stockfisches beträgt ungefähr 14 Pfund, doch sind sie auch schon in der Schwere von mehr als 50 Pfund gefangen worden.

Als wir anfänglich an die Arbeit gingen, waren wir der eisig kalten Luft wegen nicht nur in unsere dicksten Jacken gekleidet, sondern trugen darüber auch noch getheerte Lootsenanzüge, um uns vor dem sogenannten „schottischen Nebel" zu schützen, welcher die Kleider schneller durchnäßt, als wirklicher Regen. Aber das schnelle Auswerfen und Heraufziehen des Hakens, die wirklich tigerartige Behendigkeit, mit welcher jeder von uns es seinem Nachbar zuvorzuthun suchte, machte uns bald warm, und es dauerte nicht lange, so wurde ein Stück des warmen Zeugs nach dem andern abgeworfen, bis wir endlich in bloßen Hemdärmeln dastanden. Wir arbeiteten dem Sprichworte getreu, daß man das Eisen schmieden soll, so lange es warm ist, oder, wie es der Fischer übersetzt: „Fische fangen, so lange sie beißen", ohne Unterbrechung bis gegen drei Uhr Nachmittags, wo dann eine solche Masse von Kabeljaus auf dem Deck aufgehäuft lag, daß der Capitän Befehl ertheilte, aufzuhören und an das Spalten und Einsalzen zu gehen.

Dieses Geschäft wird auf langen Planken vorgenommen, die mit beiden Enden auf Tonnen liegen und so einen schmalen Tisch bilden. Jeder Mann schneidet dann vorerst den Fischen, die er gefangen hat, die Zunge aus, nach deren Ziffer die Zahl der Fische berechnet wird, dann theilt sich die Mannschaft in die Arbeit.

Zuerst nimmt der „Throater" (Gurgelabschneider) den Fisch, schneidet mit einem spitzigen zweischneidigen Messer den Schlund durch bis auf den Knochen, schlitzt dann den Bauch des Thieres auf und schiebt es unverzüglich dem „Header" (Kopfabschneider) zu, der mit einem einzigen Ruck den Kopf vom Rumpfe trennt, aus diesem die Eingeweide herausreißt und den Fisch dem „Splitter" (Spalter) zuwirft. Dann wird mit einer raschen Handbewegung die Leber, die den bekannten Leberthran liefert, von den Eingeweiden getrennt und beiseite in eine Tonne gelegt, ferner die Blase, die nebst der Zunge als besondere Delicatesse eingesalzen wird, dann fliegt das Uebrige über Bord. Der Spalter trennt mit einem blitzschnellen Zuge des Messers den Fisch vom Kopf bis zum Schwanz in zwei Theile, löst mit einem zweiten Zuge den Rückgrat von dem Fleisch und schleudert ersteren mit der einen Hand über Bord, während er das letztere mit der andern Hand dem Wäscher zuschiebt. Die Geschwindigkeit, mit der alles dieß geschieht, ist so groß, daß ein guter Arbeiter oft sechs Fische in der Minute spaltet. Von jedem Manu, der sich für einen Banker anwerben läßt, setzt man übrigens voraus, daß er in irgend einer dieser Arbeiten Uebung hat, und es ist kaum möglich, daß sich eifrige Cricketspieler die Palme des Ruhmes mit größerem Ernst streitig machen als die Fischer sich bei dieser Arbeit den Rang abzulaufen suchen.

Nachdem der Fisch in frischem Seewasser sorgfältig abgespült ist, geht er in die Hände des „Salzers" über und von diesem in die des „Packers". Das Geschäft des Salzers gehört zu den wichtigsten, denn von seinem richtigen Blick und seiner Sorgfalt hängt zum großen Theil der Werth des Kabeljau und folglich der Ertrag der ganzen Reise ab. Er nimmt die Fische einen nach dem andern, bestreut sie mit Salz und schichtet sie, die Rücken nach oben gekehrt, übereinander. Der „Packer" endlich verpackt sie

Digitized by Google

sorgfältig in Tonnen. Das Amt des Packers, auf dessen Geschick eben so viel ankommt wie auf das des Salzers, wird stets den Erfahrensten der Mannschaft übertragen.

Während wir eifrig bei der Arbeit waren, blieben unsere Nachbarn am Bord der Mary-Jane nicht müßig, und auch von andern Punkten her hörten wir das Lachen und Plaudern der Mannschaften von Schiffen, die uns im Nebel unsichtbar blieben. Es hatte etwas Befremdendes, ich möchte fast sagen Geheimnißvolles, sich einen ganzen Tag in der Hörweite von Menschen zu befinden, die wir eben so wenig zu sehen vermochten, wie sie uns sahen. Mit Einbruch der Nacht wurde der Nebel noch dichter, so dicht, daß wir kaum fünf Fuß vor uns sehen konnten. Von den Raaen und Stangen fielen die Tropfen nieder wie dichter Regen, und das Meer lag lautlos und glatt wie ein Spiegel unter uns. Der Anblick des Oceans in diesen hohen nördlichen Breitegraden hat bei Windstille etwas so eigenthümlich Bedrückendes und Schwermüthiges, daß es des ganzen frischen Seemannshumors bedarf, um dem deprimirenden Einfluß dieser Erscheinung zu widerstehen. Tagelang ist zuweilen die Stille durch nichts unterbrochen als durch das Plätschern eines aufschnellenden Fisches oder das Geschrei eines Seevogels, der über den grauen, glasigen Wasserspiegel hinflattert, und hie und da verräth ein dunklerer oder hellerer Fleck auf der todten Fläche, daß einer oder der andere dieser Segler der Lüfte ein vorübertreibendes Stück Holz zu seinem Ruheplatz gewählt hat. Zuweilen zerreißt der über dem Ocean hängende undurchdringliche Nebelschleier auf einen Augenblick und läßt die schwimmenden Umrisse eines fernen Schiffes sichtbar werden, oder die plötzlich veränderte Temperatur verräth, daß die Strömung ungeheuere Eismassen aus den Polarmeeren nach dem Süden trägt — sonst unterbricht nichts die graue trostlose Eintönigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

* Urtheil über Drechsel's Rechenbuch.

Noch nicht lange erschien im Verlage von Fr. Puffet in Regensburg ein Lehrbuch: „Unterricht im Rechnen mit über 700 stufenmäßig geordneten Uebungsaufgaben, zum Gebrauche in und außer der Schule ꝛc. ꝛc."

Dieses Rechenbuch hat einen unserer pfälzischen Collegen zum Verfasser, nämlich: Joseph Drechsel, Lehrer an der obern Mädchenschule und Lehrer der Arithmetik an der königl. Lateinschule zu Frankenthal.

Obschon unsere Literatur nicht arm an Rechenbüchern ist, so darf doch obiges Werk unter den schon bestehenden der Art mit aller Ehre genannt werden. Seine Eigenthümlichkeit und Trefflichkeit liegt einerseits in dem einfachen, in Fragen und Antworten abgefaßten Texte, anderntheils in der, dem praktischen Leben mit großem Geschick angepaßten Aufgaben. Man sieht es, daß den Verfasser eine mehrjährige Erfahrung bei Abfassung der Schrift geleitet hat. Es sind in diesem Buche alle im Leben vorkommenden Fälle vorgesehen und leicht und faßlich gelöst, und allzugedehnte Theorien und überflüssige Definitionen vermieden worden.

Wir empfehlen deßhalb Drechsel's Rechenbuch Jung und Alt, insbesondere allen Handwerkern hiermit bestens, weil für sie alle im praktischen Leben vorkommenden Berechnungen in diesem Buche enthalten sind, und fügen schließlich den Wunsch bei, daß dasselbe wegen seiner Brauchbarkeit in allen Schulen und Lehranstalten möchte eingeführt werden, und zweifeln auch nicht, daß es überall gute Aufnahme finden werde.

Aus dem Schwarzbachthale im August 1861.

Mehrere Schulmänner:

Isenbeck, Lehrer in Thaleischweiler.
Chelius, „ „ Petersberg.
Baaden, „ „ Rodalben.
Oster, „ „ Maßweiler.
Rosinus, „ „ Maßweiler.
Horstmann, „ „ Thaleischweiler.

Auflösung der Charade in № 91:

Ameise.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 93. Speyer, Mittwoch 28. August 1861.

Maria.

Von E. Freiherrn von Sibra.

(Fortsetzung.)

Enrico besaß ein kleines Vermögen und jenes Haus, das wir flüchtig geschildert haben, und als Maria ihrem Manne dorthin gefolgt war, fand sie bald, daß er auch ein edles Herz besaß.

Sie liebte ihn jetzt nicht mehr aus Dankbarkeit allein, sondern seiner selbst willen, mit einer Leidenschaftlichkeit, wie sie bei den Chileninnen immer vorkommt, und mit einer Ausdauer, wie sie in Deutschland getroffen wird. Ich sage nicht immer, ich sage nicht hier und da.

Nachdem die jungen Leute etwa sechs Monate inmitten jener wilden und dennoch so reizenden Natur ein Leben geführt hatten, wie es sich alle Kinder vom sechszehnten bis zum zwanzigsten Jahre träumen, kam die Nachricht, daß Enrico in Lima eine kleine Erbschaft gemacht habe. Da aber Enrico's Gegenwart in der Hauptstadt Perus nöthig war, um in den ungeschmälerten Besitz seines Erbes zu gelangen, so machte er sich sofort auf die Reise. Maria blieb ganz allein zurück. Sie empfand keine Furcht und auch Enrico hatte nichts zu befürchten. Nach zwei Monaten war er zu Marien zurückgekehrt und hatte eine nicht ganz unbedeutende Summe mitgebracht, welche indessen das häusliche Glück weder vermehrte noch störte, wie dieser letzte Fall, vom romantischen Gesichtspunkte aus betrachtet, bisweilen vorkommen soll.

Er hatte indessen von Lima einen anderu Störenfried mitgebracht und dieß war ein Fieber, welches bisweilen, wenngleich auch selten, in Lima vorkommt und das vierzehn Tage nach seiner Rückkunft mit Heftigkeit ausbrach. Kaum war aber, Dank der sorgsamen Pflege der jungen Frau, die Krankheit fast gänzlich gehoben, als ein Aufruf an das erste Aufgebot der Landmiliz erging, sich unter Don Manuel in Santiago zu sammeln.

Ein braves Weib wird den Mann seiner Liebe nie von einem Kampfe abhalten, den seine Ehre gebeut, aber Enrico war, wenn auch eigentlich nicht mehr krank, doch ebenfalls noch nicht im Besitze seiner vollen Kraft. Deßhalb machte ihm Maria Vorstellungen. Enrico aber sagte: „Das Vaterland ruft, der Marsch wird mich kräftigen, statt mich zu ermüden, und dich wird Gott beschützen, wie er es bisher gethan hat!"

Dann nahm der junge Mann sein Gewehr, umarmte trockenen Auges seine junge Frau, die ihrerseits in Thränen zerfloß und stieg den Felsen hinab ins Thal, um nach Santiago zu gelangen. Als er aber unten war und weder von ihr noch sonst von einem menschlichen Auge gesehen werden konnte, warf er sich auf die Erde, zerraufte sein Haar und kobte seinen Schmerz aus, mit aller jener Heftigkeit, welche seiner Nation eigen ist. Hierauf wusch er seine von Thränen gerötheten Augen im Waldstrome und erreichte bei einbrechender Nacht Santiago, wo er sich unter seine Fahne stellte.

So kam es, daß jene blonde Frau allein in der Laube an dem einsamen Hause saß und traurig in die Ebene blickte.

Es war bereits der vierte Tag, nachdem sie Enrico verlassen hatte und sie hatte täglich alle freie Zeit damit zugebracht, von jener Laube aus hinab in das Land zu spähen, weil sie hoffte, vielleicht die von der Stadt ausrückenden Truppen zu erblicken, wohl auch, weil sie Enrico dort wußte.

An jenem Tage aber blieb sie noch länger

Digitized by Google

als gewöhnlich auf ihrem Posten. Die Sonne war bereits gesunken und der Mond warf zitternde Streiflichter über die tief unten liegende Landschaft. In einer dunkeln Thalschlucht wurde ein Feuer sichtbar, wohl von Hirten entzündet, aber diese Menschen waren sicher drei Stunden entfernt. Maria war ganz allein. Wie allabendlich zog ein schwacher Ostwind, von den Bergen kommend, thalabwärts und flüsterte mit den Cypressen, er erzählte ihnen vom ewigen Schnee, über den er heute geflogen, und von dem glühenden Kusse der Feuerberge, dem er entflohen sei, um mit den Wolken zu tändeln, und die ernsten Cypressen hörten, wie es schien, das leichtfertige Geschwätz dennoch gern, denn sie neigten die dunkeln Häupter leise rauschend zusammen, und wiederholten sich, was ihr Freund gesprochen, und priesen ihn glücklich, weil er dahinziehen könne über Berg und Thal, während sie an die Stelle gebunden seien.

Dann winkten sie dem Scheidenden einen letzten Gruß und entschliefen. Noch ertönte aus der Thalschlucht das heisere Bellen eines Cordillerafuchses. Dann war alles still.

Maria verstand die Sprache der Bäume, aber sie hörte heute nur halb und unbewußt ihr Flüstern. Selbst die Stille fühlte sie nicht und die Einsamkeit. Sie blickte nur in die Ebene und wußte kaum, was um sie vorging.

Da! was war das? Ein Aufblitzen in der Ebene, ein Funkeln. Jetzt wieder! Hierauf glaubte sie auf der weißen breiten Landstraße einen langen dunkeln, schlangenartigen Streifen zu bemerken. Dann sah sie, daß der dunkle Streifen sich fortbewegte, wenn auch langsam, doch ersichtlich und in der Richtung nach der Cordillera zu. Noch einigemale jenes Funkeln, dann verschwand alles im Schatten der Berge.

Es war dieß nichts anderes als die Truppe des Don Manuel, welche von Santiago aus nach der Cordillera zog. Das helle Mondlicht hatte hier und da sich auf einem Bajonnette abgespiegelt, das hatte Maria zuerst auf das kleine Heer aufmerksam gemacht.

Aber bei diesem Heere befand sich Enrico.

Maria seufzte tief auf, und als nichts mehr von der Truppe zu sehen war, ging sie stille ins Haus und suchte ihr einsames Lager.

Des andern Morgens erkletterte sie die rothen Felsen hinter ihrem Hause, in der Hoffnung, vielleicht in irgend einer Schlucht oder auf einem Bergkamm die Soldaten erblicken zu können, aber sie sah nichts. Nach der Ebene zu blickte sie nicht mehr. Er war nicht mehr dort.

Des Tags über besorgte sie ruhig ihre häuslichen Geschäfte. Als sie aber kurz vor der scheidenden Sonne einige Augenblicke in der Laube weilte, flog ein leises Lächeln über ihre Züge. Sie hatte sich darüber ertappt, indem sie dennoch nach Santiago geblickt. Sie schalt sich, scherzend mit sich selbst, eine Gewohnheitssünderin.

Aber war es ein Traum oder eine Ahnung, als sie des Nachts von ihrem Lager aus plötzlich in eine vom Mondlicht beleuchtete wilde Landschaft blickte? Planlos übereinander geworfene schwarze Felsblöcke, auf blendend weißer schneeiger Fläche und diese so weit ausgedehnt, als das Auge reichte, traurig, öde, trostlos, selbst nicht erheitert durch die glänzenden Sterne und das tiefdunkelblaue Himmelsgewölbe, welches die einzige Grenze dieser menschenleeren Wildniß schien.

Aber ihr war es, als schritte sie leichten Fußes schwebend fort über Schnee und Gesteine, etwas suchend, was sie bloß ahnte, aber nicht wußte.

Da, plötzlich vor ihr auftauchend, stand Enrico, hager, mit eingefallenen Wangen und todtenbleich; der starke Mann ihrer Liebe, der sie geschützt gegen Unbill und Schmach, stand vor ihr und hob flehend die Arme auf zu ihr, als sei sie das einzige Wesen, was aushalten würde bei ihm, tröstend, helfend, rettend.

Dann war alles verschwunden. Sie sah den Mond durch das geöffnete Fenster blinken, sie wußte, daß sie in ihrem Hause auf ihrem Lager ruhte, aber sie lag wie gelähmt, sie konnte sich nicht bewegen. Dann vergingen auch diese Augenblicke und ihr Bewußtsein schwand. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Stockfischfang an den Neufundlandsbänken.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Einer der alten Bankers prophezeite indessen ein baldiges Ende dieser Stille, und wirklich erhob sich gegen zehn Uhr Abends von Osten her eine starke Brise, die gegen Mitternacht nach Nordost umschlug. Die See ging außerordentlich hoch. Ich meinestheils hatte schon oft genug Seestürme erlebt, doch stets in großen starken Schiffen, während der Rhody-Carter nichts war als eine Art Schaluppe, über deren Brustwehr man fast mit der Hand ins Wasser reichen konnte. Aber das Fahrzeug schwamm wie eine Ente, und hätte es nicht geregnet, so wäre das Deck kaum naß geworden. Wir hißten bei einbrechender Nacht eine Signallaterne auf, stationirten eine Wache mit dem Alarmhorn auf dem Deck, um etwa in der Nähe kreuzende Fahrzeuge zu warnen, legten uns dann zur Ruhe und schliefen trotz Sturm und Wetter bald den Schlaf der Gerechten.

Es dürfte hier wohl der Ort sein, einige Worte über den Modus zu sagen, nach welchem die amerikanischen „Bankers" gewöhnlich zum Stockfischfang ausgerüstet und bemannt werden. Oft treten dazu sechs oder sieben Farmers oder deren Söhne zusammen, bauen sich während des Winters ein Boot, oder kaufen ein solches, bemannen es selbst, — denn der Yankee der Küste ist ein eben so guter Seemann, wie er ein tüchtiger Landwirth ist, — verproviantiren sich auf einige Monate und steuern Anfangs Mai entweder nach den Neufundlandsbänken, nach dem Golf von St. Lorenz oder der Labradorküste und kehren zur Erntezeit nach Hause zurück. Der Gewinn der Reise wird nach Abzug der Ausrüstungskosten getheilt. Nachdem die Erntearbeiten vorüber sind, machen sie gewöhnlich eine zweite Reise als Stockfischjäger, und bringen, wenn das Glück günstig ist, eine neue Ladung heim, die indessen meist zum eigenen Gebrauche bestimmt ist.

Eine andere Art und Weise Stockfischboote auszurüsten ist die, wenn der Eigenthümer des Fahrzeuges die Mannschaft auf Gewinnantheil anwirbt. In diesem Falle liefert er alle zum Fischfang nöthigen Utensilien und verproviantirt das Schiff. Von der Mannschaft zahlt ihm dann jeder seinen Antheil für Angelschnuren, Haken, Lebensmittel, sowie für das Salz, das zum Einsalzen seines Theiles am Fange verbraucht wird. Ein auf diese Weise ausgerüstetes Fahrzeug macht jährlich gewöhnlich drei Reisen. Die erste im Frühjahr, und ist diese ausgiebig gewesen, später noch zwei Fahrten von kürzerer Dauer, die indessen, da der Fisch im Herbst nicht so viel Appetit zeigt wie im Frühjahr und deßhalb nicht so eifrig nach dem Fraße geht, gewöhnlich weniger einträglich ausfallen.

Auch auf Rechnung des Gouvernements wird alljährlich eine Anzahl von Stockfischbooten ausgerüstet. Diese müssen vier Monate Zeit auf die Reise verwenden, und haben die Verpflichtung, ihr Möglichstes zu thun, um „ihr Salz naß zu machen", d. h. es zum Einsalzen der Fische zu verwenden. Auch ist ihnen, außer wenn sie durch das Wetter dazu gezwungen sind, nicht gestattet, in irgend einen Hafen einzulaufen, und um dieses Gesetz aufrecht zu erhalten, ist einer aus der Mannschaft, der Maat, verpflichtet, ein Log-Buch oder Journal zu führen, worin der Fang jedes Tages, die Tiefe des Wassers, in dem man gefischt hat, sowie die Menge des täglich verbrauchten Salzes und andere Einzelheiten aufgezeichnet werden. Die Richtigkeit dieser Aufzeichnungen hat der Buchführer, falls es gefordert wird, durch einen Eid zu erhärten. Am wenigsten streng wird es mit dem Paragraphen des Gesetzes genommen, welcher dem Fischer verbietet, unnöthigerweise in einem Hafen vor Anker zu gehen. Ist der Fang eine Zeit lang gut gewesen, so erlauben sich die Fischer nicht selten einen oder einige Nächte in Halifax oder einem andern Hafen zuzubringen. Da sie meist junge lustige Leute sind, so werden sie überall gern gesehen, und oft verstärkt sich sogar bei diesen Gelegenheiten die Mann-

Digitized by Google

schaft der Bankers durch junge Leute aus jenen Orten, von denen dann viele für immer in amerikanischen Diensten bleiben.

Als wir die Anker gelichtet hatten und vor dem Winde, der jetzt aus Süden blies, über die noch immer aufgeregte See hinschossen, wurden wir von ungeheuern Schaaren von Seevögeln umschwärmt. Taucher, Sturmvögel, Rothgänse u. s. w., die verschiedensten Arten von Möven kommen während der Sommermonate in zahlloser Menge von den Küsten Neufundlands herüber nach den Bänken, wo sie nach der Weise der gebildeten Welt eine Art Villeggiatur zu halten scheinen. Sie folgen den Fischerbooten und werden von den Stockfischfängern als grimmige Feinde betrachtet, denn sie erspähen jeden günstigen Moment, um auf die auf Deck ausgebreitete Lockspeise herabzustürzen und sie davon zu tragen. Außerdem dienen die kleinen Fische, wie z. B. Häringe, die zu Millionen die Gewässer der kleinen Bänke bevölkern, den Vögeln zur Nahrung; aber ihre Festtage sind jedenfalls die, wo Kabeljau gespalten und eingesalzen wird. Sie fallen dann in dichten Haufen mit aufgesperrten Schnäbeln und durchdringendem Geschrei auf das Deck nieder, um die Abfälle oder noch lieber die Lebern, Blasen und Zungen zu verschlingen, und kommen oft so nahe, daß die Fischer sie mit einer als Lasso gebrauchten Angelschnur fangen, oder sie mit einem Stück Holz niederschlagen. Das Erscheinen der Vögel ist stets ein untrügliches Zeichen von der Nähe der Bänke und gilt den Fischern wenigstens als eben so sicheres Merkmal, wie die Berechnungen vermittelst des Senkbleies.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß wir einen einzigen Kabeljau sahen oder fingen, und als sich endlich der Wind nach Osten wandte, beschloß der Capitän, der ewigen Einförmigkeit müde, nach dem Cap Spear zu segeln, wo zwar die Fische weniger groß und gut, dafür aber in desto größerer Menge vorhanden sein sollten.

Bei Anbruch des folgenden Tages hatten wir die Küste von Neufundland bei Cap Broyle in Sicht, die einen nichts weniger als heitern und einladenden Anblick bot.

Die zahlreichen, meist namenlosen Buchten und Baien an den Küsten von Neufundland, Neuschottland und am Cap Breton sind zur Zeit des Fischfanges von Hunderten von kleinen offenen Kähnen belebt, in denen die Engländer und besonders die Colonisten der Insel, — die anfänglich mit den französischen und amerikanischen Stockfischfängern auf offener See concurrirten, — ihr Geschäft im kleineren Maßstabe fortsetzen und am Strand in der Nähe der fischreichsten Plätze entstehen während der Saison provisorische Dörfer und Niederlassungen, wo die meist in Netzen gefangenen Fische für den Markt von St. John's gespalten und eingesalzen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Die Luxusseifen enthalten selten, was ihre Etiketten besagen: die grünen sind durch Chrom, die rosa Seifen durch Quecksilber gefärbt; wohlfeile Seifen enthalten bis 30 Procent unlösliche Stoffe, Kalk, Bimsstein ꝛc.; anderen sind thierische Stoffe beigemischt, die bei ihrer Lösung an der Luft einen verpestenden Geruch verbreiten, wie die Bittermandelseife aus Thierleichnamen gewonnene Blausäure enthält, die Urinseife (Bartseife), welche aus Harnstoff von frischem Urin parfümirt ist, andere Seifen, deren Aprikosen- oder Ananasparfüm aus ranziger Butter und frischem Kuhmist bereitet ist ꝛc.

Sylbenräthsel.

Ich bin ja so selig,
So eins und so frei,
Der Wind spielt mir lustig
In zwei und in drei;
Ich juble und jauchze
Im Ganzen laut auf
Und gäbe mein Glück nicht
Um Kronen zum Kauf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 94. Speyer, Samstag 31. August 1861.

Maria.

Von E. Freiherrn von Sibra.

(Fortsetzung.)

Als sie indessen des Morgens erwacht war, schien sie sich klar bewußt zu sein, was sie thun müsse. Sie gab den wenigen Thieren ihres kleinen Haushalts reichliches, wohl für mehrere Tage hinreichendes Futter. Dann packte sie in die Satteltasche ihres Mannes Nahrungsmittel, so viel sie ohne Beschwerde tragen konnte, fügte noch eine kleine Wolldecke bei und verließ also ausgerüstet das Haus.

So viel ihr bekannt war, ging das, was man die Straße über die Cordillera nannte, südlich von ihrer Wohnung über die Berge.

Sie schlug also diese Richtung ein, sie kletterte durch Schluchten, sie bestieg Bergeshöhen, sie watete durch Gebirgsbäche. Endlich hörten die Bäume auf, ihr dann und wann Schatten zu geben, dafür aber legten sich Flechten und Moose unter ihre Sohlen, um sie gegen das scharfe vulkanische Gestein zu schützen; als auch diese ihr nicht höher folgen konnten, fühlte ihr alter Freund, der Ostwind, ihre erhitzten Wangen.

Sie nahm alles dankbar an und murrte nicht über das Aufhören dieser Liebesgaben. Aber sie schritt höher und weiter. Sie hatte nur Einen Gedanken: Enrico!

Mittag war längst vorüber und die Sonne stark im Sinken, da jubelte sie plötzlich laut auf. Vor ihr lagen die Fußspuren vieler Männer, Hufstritte dazwischen. Dann sank sie auf die Knie und betete, betete ein deutsches Gebet, das Dankgebet eines Kindes für von Gott empfangene Wohlthaten.

Ihre Mutter, die längst in heimatlicher Erde schlief, hatte ihr dasselbe gelehrt. Wer denkt nicht bisweilen an Gebete, die uns die Mutter lehrte! Aber sie hatte nicht lange Zeit. Eine halbe Stunde gönnte sie sich Rast und nahm wenige Speise zu sich. Dann flog sie auf dem Pfade vorwärts, den ihr die Spuren des Kriegszugs bezeichneten.

Bisweilen fürchtete sie diese Spuren verloren zu haben. Eine breite Fläche verengte sich plötzlich zu einem schmalen Pfade, auf dem höchstens nur ein einzelner Mann gehen konnte, aber bald überzeugte sie sich, daß dennoch die Soldaten über diese Wege gezogen sein mußten, und sie überschritt dieselben ebenfalls furchtlos und eilend, obgleich ein einziger Fehltritt ihr den sichern Tod gebracht haben würde.

Endlich kam sie an die Stelle, an welcher Don Manuel seine Leute angesprochen hatte, aber die Sonne war gesunken, ein eisiger Wind strich über das Gebirge und sie fühlte jetzt, daß sie zum Tode ermüdet sei. Sie war den ganzen Tag auf hartem Wege mehr gelaufen als gegangen.

Die junge Frau suchte hinter einem Felsblock eine Stelle, wo sie nothdürftig gegen den schneidenden Wind geschützt war, wickelte sich in ihre Decke und entschlief. Als sie erwachte, stand der Mond hoch am Himmel und sie machte sich Vorwürfe, vielleicht zu lange geschlafen zu haben. Aber sie fühlte sich wunderbar gestärkt und flog auf die Schlucht zu, welche sie schon vorher als den richtigen Weg erkannt hatte.

Die Schlucht war dunkel und anfänglich sah sie kaum, wohin sie ihren Fuß setzte, aber zum Glück war kein Abgrund vorhanden, in den sie hätte stürzen können und bald gewöhnte sich ihr Auge an die Dunkelheit. Als sie das Ende erreicht hatte, glaubte sie sich fast in der Helle des Tages zu finden und schritt rüstig weiter, jetzt fast un-

Digitized by Google

abläßig steil bergan kletternd. Der Wind hatte nachgelassen, ja er war kaum mehr zu fühlen, dennoch war es empfindlich kalt. Sie mußte mithin bereits eine beträchtliche Höhe erreicht haben.

Soeben hatte die junge Frau mit einer Beharrlichkeit, welche ihr die Treue, und mit einem Instinkt, den ihr die Liebe eingegeben hatte, eine steile Felswand überstiegen und stieß einen lauten Ausruf freudigen Erschreckens aus, als sie, oben angelangt, eine mit Schnee bedeckte Fläche vor sich fand, welche ganz das Ebenbild der von ihr im Traume der vorigen Nacht gesehenen war. Drohend, gleich dunkeln Gespenstern, durchbrachen schwarze basaltische Massen die glänzende Fläche des Schnees, dunkle unheimliche Schatten über diese hinwerfend, die endlos erschien und nur von jenem dunkelblauen Himmel begrenzt war, wie er allein auf den Schneefeldern des Hochgebirgs gefunden wird.

Alle Beschwerden waren vergessen und das muthige Herz Maria's jubelte lauf auf. Ihr Traum war eine Eingebung Gottes. Jetzt mußte er sich vollkommen erfüllen. Auch Enrico mußte gefunden werden.

Und sie fand ihn.

Mit flüchtigen Sohlen eilte sie über die Ebene, bisweilen blieb sie einen Augenblick stehen und lauschte. Nun rief sie den Namen des Geliebten, wieder horchend und spähend, lief dann abermals eine Strecke vorwärts und wiederholte dasselbe Manöver.

Da däuchte ihr plötzlich, als hörte sie Enrico's Stimme ihren Namen rufen. Sie antwortete. Es war keine Täuschung, jetzt hörte sie es deutlich. Sie flog mehr, als sie lief, nach der Richtung, von wo die Stimme hergekommen; da stand er, als sie um eine Felsecke bog, vor ihr, wie sie ihn in der letzten Nacht erblickt hatte, hager und todtenbleich, aber die Arme ausbreitend gegen sie und ihren Namen rufend.

Sie umschlang ihn mit ihren Armen, aber er hörte nicht mehr die Schmeichelworte, die sie an ihn verschwendete, er fühlte die unzähligen Küsse nicht mehr, mit welchen sie seine blassen Wangen bedeckte. Er war ohnmächtig zusammengesunken.

Jetzt wurde das leidenschaftliche Weib zur sorgsamen Pflegerin. Sie formte aus seinem Poncho ein Kopfkissen und breitete ihre Wolldecke über ihn, hierauf flößte sie ihm einige Tropfen Pisco ein und rieb ihm Schläfe und Stirn mit demselben starken Getränke.

Endlich schlug er die Augen wieder auf. Verwundert, fast erschrocken, blickte er in ihr Antlitz. Vorher hatte er geglaubt, eine Erscheinung zu sehen, jetzt fürchtete er zu träumen. Aber sie schmiegte sich an ihn, um seine erstarrten Glieder zu wärmen und flüsterte ihm kosende Worte zu, wie einem kranken Kinde. Es war doch so, es war seine treue Maria, kein Traum neckte ihn. Jetzt erzählten sie sich ihre Erlebnisse. Er hatte schon in Santiago den Vorboten des rückkehrenden Fiebers gefühlt und auf dem Marsche war dasselbe mit aller Heftigkeit ausgebrochen. Er war, wie wir schon bemerkten, der erste Mann von den Truppen des Generals Manuel, welcher zurückbleiben mußte und das zwar am Morgen nach jener Nacht, in welcher Maria ihn im Traume gesehen hatte. Seine Kameraden hatten ihn mitleidig beiseite geschafft und einer hatte ihm eine Flasche Wein zurückgelassen. Dann zogen sie weiter, singend, wenn der General in ihre Nähe kam, um zu zeigen, daß sie nicht müde seien, denn Don Manuel war ein sehr energischer, eigenthümlicher Anführer und Mitbürger und man befolgte seine Befehle stets so rasch als möglich. Nur einem derselben konnte man nicht nachkommen, man konnte nicht Guitarre spielen. Als Don Manuel mit leichtem Stirnrunzeln nach der Ursache fragte, zeigten ihm die Soldaten ihre erstarrten, blaugefrorenen Finger. Der General verzog keine Miene, aber er fragte auch nicht wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stockfischfang an den Neufundlandsbänken.

Nach dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Es würde schwierig sein, ein Bild von dem Leben zu entwerfen, das während der

Zeit in diesen Niederlassungen herrscht. Jedes Gesetz hört auf, und die zügellosesten Ausschweifungen, bei welchen sich selbst Frauen und Kinder betheiligen, sind erlaubt. Die empörendsten Scenen von Trunkenheit und Rohheit finden statt, und mehrfach haben die Streitigkeiten um die Plätze zum Auswerfen der Netze zu so ernsten Schlägereien und Gefechten geführt, daß das Gouvernement genöthigt war, Schiffe von St. John's nach jenen provisorischen Ansiedelungen zu schicken, um die Ordnung herzustellen.

Während der acht langen Tage, die wir an dieser unfreundlichen Küste auf- und abkreuzend zubrachten, hatten wir kein besseres Glück als früher, und da wir einem Schooner begegneten, der, mit reicher Beute beladen, von der sogenannten „Wallfischtiefe" zurückkam, so gingen wir dorthin unter Segel.

Diese „Wallfischtiefe" ist eine wohlbekannte, 30 Meilen lange und 20 Meilen breite Einsenkung in den sonst ziemlich gleichmäßig hohen Boden der Bank. Rings um diese Einsenkung findet man etwa 45 Faden Wasser, sobald aber der Rand des Beckens — wahrscheinlich der Krater eines ehemaligen Vulkans — passirt ist, zeigt sich plötzlich die doppelte Tiefe, und das Senkblei kommt nicht, wie vom übrigen Grunde der Bank, mit kleinen Muscheln und feinem Sand bedeckt an die Oberfläche zurück, sondern führt das Zeichen bedeutenderer Tiefe, grünen zähen Schlamm, mit sich.

Der gewöhnlichen Erfahrung zum Trotz, daß der Kabeljau sandigen, mit Muscheln bedeckten Grund bevorzugt, ist die Wallfischtiefe nicht nur der Lieblingsaufenthalt jeder Art von Fischen, sondern zu Zeiten auch des Stockfisches.

Die Bewohner der salzigen Fluth scheinen hier zuweilen einen Congreß zu veranstalten, um vielleicht über die alljährige Auswanderung nach tiefen Gewässern oder über andere wichtige Fragen zu berathen. Wir erreichten die Tiefe zur glücklichen Stunde, d. h. im Moment eines solchen großen unterseeischen Meetings. Nachdem wir eine oder zwei Meilen in das Becken hineingefahren waren, warfen wir einige Haken aus, und ein beinahe in demselben Moment erfolgter Ruck an den Schnuren gab Antwort auf unsere Frage. Einen Augenblick später fiel der Anker, die Segel wurden eingezogen, die Haken flogen über Bord, und wir waren in voller Arbeit.

Drei Stunden lang wurde nun kaum ein Wort gesprochen. Nur wenn etwa ein ausnehmend großer Fisch die Schnur zerriß und mit dem Haken davon ging, wurde ein Ausruf des Zornes oder der Ungeduld hörbar, sonst unterbrach nichts die Stille als das Schwirren der ausgeworfenen Schnuren und das Klatschen der gefangenen Fische auf dem Deck, das bald mit Beute bedeckt war. Zuweilen wurde ein sich mächtig sträubender Halibut, der seine 200 Pfund wog und kaum durch die vereinten Kräfte von drei Männern an Bord gezogen werden konnte, gefangen. Im Ganzen erbeuteten wir während der dreistündigen Arbeit abwechselnd Kabeljau, Schollen, Blaufische, Meerhechte und Schellfische, deren schlagende Schwänze sich in nicht ungewöhnlicher Nachbarschaft mit unseren Beinen befanden. Zuweilen erschien auch ein stumpfnasiger Hai mit bösblickenden Augen auf der Oberfläche des Wassers und gab seine Indignation über das summarische Verfahren durch heftiges Umsichschlagen und Schnappen mit den wohlbewehrten Kiefern unzweifelhaft zu erkennen. Gewöhnlich läßt man diese Art von Gefangenen frei, aber nicht immer sind die Fischer, die ihren gefährlichsten Feind an der Leine haben, zu solcher Großmuth geneigt, und nicht selten wird er erst entlassen, nachdem man ihm eine Handspeiche durch den Kiemen gestoßen hat, die an jeder Seite einige Fuß herausticht. Dieses Holz, von dem er sich vergebens zu befreien sucht, hindert ihn mehr als einige Faden tief unter Wasser zu gehen. Er erscheint nach jedem vergeblichen Versuch wieder auf der Oberfläche und peitscht die Wellen zum Schaum, bis er zuletzt, erschöpft, als unbehilfliche Masse auf dem Wasser schwimmt. Der Fischer nennt das: „den Hai mit seiner eigenen Münze bezahlen."

Fische aber sind, wie Frauen, ganz unberechenbar. Wenn man sie am wenigsten erwartet, sind sie da, und wenn man ihrer

Digitized by Google

am sichersten ist, lassen sie einen plötzlich im Stich. Dieß ist wenigstens die Erfahrung, die zu machen ich vielfach Gelegenheit hatte und die sich auch auf dem Ankergrund der Wallfischtiefe bestätigte. Sei es, daß unsere Lockspeise ihnen nicht mehr behagte, sei es, daß das plötzliche Verschwinden so vieler Kameraden sie mit wohlbegründetem Mißtrauen erfüllte — genug, die Fische hörten plötzlich auf zu beißen, und nachdem wir mehrere Tage vergebliche Versuche gemacht hatten, sie aufs Neue zu ködern, beschlossen wir, uns weiter nach Norden zu wenden.

Wir segelten langsam dahin, warfen dann und wann unser Senkblei aus, das regelmäßig kleine Muscheln und Sand mit aus dem Meeresgrunde heraufbrachte, aber wir fanden keine Fische. Wir hatten bis jetzt überhaupt nur wenige glückliche Tage gehabt, und der Capitän fing an zu fürchten, daß der Erfolg unserer Reise eben kein glänzender sein möchte, als wir eines Morgens auf einen Zug Makarelen stießen. Jeder von der Mannschaft begab sich eiligst an seinen Platz an der Brustwehr, und bald waren wir in voller Arbeit. Wir befestigten für diesen Fisch an jeder Leine zwei Haken, die mit einem Stückchen Stockfischbauch als Köder versehen waren und verschlungen wurden, sobald sie das Wasser berührten. Mit dem Herausnehmen des Hakens verliert der Fischer beim Makarelenfang keine Zeit. Sind die Fische bis zur Oberfläche des Wassers gezogen, so werden sie mit einem Schwunge der Schnur über die Brustwehr und so geschickt in ein Faß oder einen Eimer geschleudert, daß sich die Haken von selbst aushängen. Wenn die Fische in reichlicher Menge vorhanden sind, so ist die Scene eine ungemein belebte und der Sport ein so aufregender, daß selbst das Angeln auf Forellen und die Vogeljagd kaum einen Vergleich damit aushalten.

Beißen die Fische, so werden die Mahlzeiten nur sehr eilig eingenommen, manchmal sogar ganz und gar vergessen, ja selbst der Koch verläßt dann zuweilen Kochtopf und Bratpfanne, um an der Arbeit der übrigen theilzunehmen, und der Eifer hat seinen guten Grund, denn der Zug der Fische kann jeden Moment auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Die Ursachen dazu sind verschiedener Art. Gewöhnlich ist es die Furcht vor einem größeren Raubfische, der die kleineren Bewohner des Meeres eiligst von dannen treibt. Hauptsächlich ist dieß der Fall bei den Häringen. Wir begegneten wenige Tage später einem mächtigen Zuge dieser Fische, der sich fast auf der Oberfläche des Wassers hielt, während Tausende auf einmal fußhoch darüber aufschnellten. Der ganze Zug schien sich in wilder Flucht zu befinden, und das Wasser wurde durch die gewaltsamen Anstrengungen der Thiere, vorwärts zu kommen, förmlich zu Schaum gepeitscht. Die Ursache dieses panischen Schreckens blieb uns nicht lange verborgen. Durch die dichteste Masse der Flüchtigen kam der Kopf eines mächtigen Wallfisches zum Vorschein, in dessen weit offenem Maule wie durch Zauberei ganze Fässer lebender Häringe verschwanden. Noch gefräßigere und gefährlichere Feinde des Häarings sind der Schweinfisch und der Hai.

(Schluß folgt.)

Räthsel.

Es gibt ein Hauptgebirg mit Höhlen,
Drein Mancher fremde Waare bringt;
Die Höhlen sind so gut gebogen,
Daß in's Gebirg kein Regen dringt.
Mit Grün bewachsen ist es nimmer;
Man liebt es weder weiß noch roth:
Denn so gefärbt von bösen Geistern
Bringt seinem Herrn es manche Noth.
Ein steter Zug strömt durch die Höhlen,
Führt oft auch süßen Duft hinein;
Doch der Gesang, der draus ertönet,
Wird nicht beliebt bei Kennern sein.

Auflösung des Silbenräthsels in № 93:
Frohlocken.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 95. Speyer, Dienstag 3. September 1861.

Maria.

Von E. Freiherrn von Sidra.

(Fortsetzung.)

Als die Tritte seiner scheidenden Kameraden verhallt waren, ruhte Enrico eine Zeit lang, dann suchte er den Heimweg, aber nach kurzer Zeit warf ihn die Müdigkeit zu Boden, Fieberfrost schüttelte ihn und er ward bewußtlos. Als er erwachte, schleppte er sich wieder weiter, um bald von neuem ohnmächtig zu werden; der Tag verging, die Nacht brach herein und er hatte seiner Berechnung nach höchstens vier Wegstunden von dem Orte an zurückgelegt, an welchem er die Truppen verlassen. Seinen Mantel hatte er verloren, aber instinktartig sein Gewehr mit sich genommen. Hingegen hatte er die Feldflasche mit Wein zerbrochen, welche ihm einer seiner Kameraden gegeben. Der brennende Fieberdurst zwang ihn, Schnee zu nehmen und wahrscheinlich wurde sein Uebel hierdurch noch verschlimmert. Seine Sinne begannen sich zu verwirren, da hörte er sich rufen und bald stand sein rettender Engel vor ihm.

Die Speisen, welche Maria mit sich gebracht hatte, wohl am meisten aber der Pisco, eine Art gebranntes Wasser, welches, mit Schnee vermischt, ein erträgliches Getränk abgibt, hatten indessen Enrico merklich gebessert. Man beschloß zu ruhen, bis der Morgen anbrechen würde, und dann, so gut es eben ginge, den Heimweg anzutreten.

Wie ein paar im Walde verirrte Kinder schmiegten sich die jungen Gatten zusammen, und nachdem Enrico entschlummert war, begann die Müdigkeit auch Marien zu überwältigen, trotzdem daß sie beschlossen hatte, seine Ruhe zu bewachen. Sie kämpfte mit allen Kräften gegen den Schlaf, dann überredete sie sich selbst, es sei nichts zu fürchten auf dieser Höhe, so weit entfernt von allem Lebenden. Mittlerweile war es ziemlich dunkel geworden, da Wolken begonnen hatten, den Mond zu verhüllen. „Niemand wird uns hier an dem dunkeln Felsen finden, käme auch ein Feind", murmelte sie, und wollte eben die müden Augen schließen, da sah sie plötzlich zwei glühende Punkte, ähnlich feurigen Kohlen, durch die Dunkelheit leuchten.

Es waren zwei Augen, die sie anstarrten, die Augen eines Puma. Ein Feind hatte sie gefunden.

Instinktartig streckte die Frau ihren Arm aus, um Enrico zu wecken; aber sie hielt an, denn ihr fiel ein, daß sie ihn beschützen müsse. Wie konnte er, der Fieberkranke, bis zum Tode Ermattete ein wildes Thier bekämpfen! Sie mußte den Kampf aufnehmen.

Leise, aber rasch machte sie sich von dem rechten Arme ihres Mannes frei und griff nach dessen Gewehr; dann richtete sie sich auf. Deutlich sah sie jetzt das Thier auf etwa zwölf Schritte vor sich stehen.

„Geh'!" rief sie halblaut, „geh'!" Vielleicht um das Raubthier durch ihre Stimme zu verscheuchen, vielleicht, weil auch die beste Frau nicht immer zu rechter Zeit schweigt.

Eine kräftige Mannesstimme hätte ohne Zweifel den Puma verjagt, als er aber die Stimme eines Weibes hörte, kam er rasch einige Schritte näher. Jetzt sprach Maria nicht mehr, sie senkte ihr Gewehr, zielte so gut sie konnte und drückte ab.

Aber es erfolgte kein Schuß. Das Pulver war auf der Pfanne abgeblitzt. Gleichzeitig sprang das Thier, ohne Zweifel erschreckt durch das Aufblitzen des Zündpulvers, einige Schritte zurück, stürzte sich aber im nächsten Augenblick mit einem gewaltigen Satze auf das junge Weib.

Digitized by Google

Maria sah nicht mehr die glühenden Augen des beutelustigen Thieres, aber sie sah, wie die dunkle Masse sich einen Moment vom Boden zu lösen schien und auf sie zuflog. Sie hielt ihr Gewehr vor sich. Jetzt wurde sie mit Heftigkeit zu Boden geworfen.

Unwillkürlich stieß sie einen Schrei aus, denn sie erwartete jetzt unfehlbar von dem Thiere zerrissen zu werden. Statt dessen aber sah sie, wie sich dasselbe rasch zurückzog und in der Ferne einige knurrende Laute von sich gab.

Dann verschwand es.

Durch Maria's unwillkürlich ausgestoßenen Hilferuf war Enrico erwacht und hatte sich aufgerichtet. Auch sie hatte sich rasch erhoben. Als sie ihm mittheilte, was geschehen, rief er aus: „Der Löwe! Und ich vergaß in meiner Schwäche, dich aufmerksam zu machen! Aber er wird nicht wiederkehren, du hast ihn verwundet.“ In der That war das Bajonnet an Enrico's Flinte mit Blut bedeckt. Der Puma hatte sich ohne Zweifel bei seinem Ansprunge in dasselbe gestürzt.

Enrico hatte das Thier mehrmals im Laufe des Tags bemerkt, aber dann war es ihm aus den Augen gekommen und er hatte, krank und elend wie er war, versäumt, Maria auf die wahrscheinliche Gefahr aufmerksam zu machen. Er wußte aber, daß jetzt nichts mehr zu fürchten, selbst wenn der Puma nicht, wie es den Anschein hatte, gefährlich verwundet war.

Die Natur forderte aber dennoch endlich ihre Rechte und die beiden Gatten entschliefen nach einiger Zeit, trotz des vergeblichen Versuchs, sich wach zu erhalten.

Als Enrico wieder erwachte, war der Tag bereits angebrochen, aber die Sonne leuchtete nicht, wie sonst gewöhnlich auf jenen Höhen, hell und klar, sondern sie war hinter einem dichten Wolkenschleier verborgen, welcher einen neuen und höchst gefährlichen Feind gebracht hatte, frischen Schnee nämlich.

Die Basaltfelsen, welche noch vor einigen Stunden schwarz und scharf abgegrenzt über die bereits mit Schnee bedeckte Ebene hervorragten, waren jetzt fast durchgängig weiß wie der Boden, dessen Schneedecke aber ziemlich einen Schuh Stärke hatte.

Maria lächelte anfangs, aber bald sah auch sie die Größe der Gefahr ein, welche noch zu wachsen schien, denn eben begann es aufs Neue zu schneien.

Als indessen Enrico fast verzweifelnd sagte: „Wer wird uns die Wege durch diese Schneewüste führen und wie sollen wir über jene schmalen Abhänge hinwegkommen, wo jeder Fehltritt den sichern Tod bringt?“ erwiederte Maria ruhig: „Gott, Gott, der uns bisher beschützt hat, wird uns auch ferner führen!“

Hierauf brachen sie auf und traten ihre beschwerliche Wanderschaft an; Enrico, den zwar das Fieber verlassen hatte, der aber bei weitem nicht im Besitz seiner vollen Kraft war, häufig auf Marien gestützt, und diese, ihn ermunternd, tröstend.

(Schluß folgt.)

Der Stockfischfang an den Neufundlandsbänken.

Nach dem Englischen.

(Schluß)

Die gefangenen Makarelen wurden in gewöhnlicher Weise gespalten und eingesalzen, aber damit schien auch unser Glück an dieser Stelle erschöpft. Wir kreuzten noch eine Woche in der Gegend, ohne auch nur den Schwanz eines Fisches zu erblicken. Endlich brachen wir nach der östlichen Spitze der Bank auf. Der Nebel war gewöhnlich Nachts so dick, daß, wie einer der „Hände“ sich ausdrückte, „ein Blinder ihn mit dem Stock fühlen konnte.“ Als sich eines Morgens der graue Schleier lüftete, bemerkten wir, daß mehrere unserer alten Bekannten, die Eisberge, uns Gesellschaft leisteten. Ihre Gegenwart war uns schon während der Nacht durch das ihnen eigenthümliche Strahlen, „ice blink“ genannt, angekündigt, das oft in der dunkelsten Nacht und in bedeutender Entfernung sichtbar wird. Da wir nach Osten hielten, segelten wir direct auf einen der mächtigsten Eiscolosse zu, der in

Digitized by Google

unserem Wege lag, und kaum hatten wir uns bis auf eine sichere Entfernung genähert, als Ben Ellis, mein „Chum", der scharf nach dem Eisberge hingeschaut hatte, ausrief: „Beim Himmel, leewärts vom Eisberge schwimmt ein Zug Fische! Hinaus mit den Haken, Burschen."

Alle Hände sprangen bei diesen Worten hinzu, aber Seth Davis, einer der ältesten unter uns, wußte es besser.

„Ruhig, Kameraden", sagte er, nachdem er das Wasser in der angegebenen Richtung durch sein Glas sorgfältig beobachtet hatte. „Es sind keine Fische, der Berg treibt auf dem Grunde."

Wir waren inzwischen dem Coloß bis auf eine halbe Meile nahe gekommen und überzeugten uns, daß das, was wir für aufspringende Fische gehalten hatten, ein Wirbeln und Aufspritzen von Eisstücken war, die durch die ruckweise und schwerfällige Bewegung der Eismasse auf dem Grund abgestoßen wurden. Das Senkblei, das wir aus Neugier auswarfen, ergab eine Tiefe von vierzig Faden. Der Eisberg ging also 250 Fuß unter Wasser, und in großem Umkreise waren die Wellen von dem aufgerührten Schlamme dunkel gefärbt.

Es würde unnütz und ermüdend sein, wollte ich alle Details unserer Reise, die den mitgetheilten mehr oder weniger gleichen, weiter ausführen. Ich begnüge mich, das Factum zu constatiren, daß wir zur rechten Zeit volle Ladung hatten und zur Heimreise bereit waren. In der Nacht vorher erleuchteten wir unsere kleine Cajüte festlich, holten die Karten hervor, und waren bald tief in den Zauber des „Old Sledge" versunken. Die Nacht war stockfinster, und wir befanden uns im Fahrwasser der europäischen Post- und Dampfschiffe; dennoch dachten wir, auf unsere ausgehängten Lichter und die Zuverlässigkeit Nye's, unseres Wachtmannes, vertrauend, nicht an Gefahr, als wir plötzlich durch den lauten Ruf: „Segel ho!" aufgeschreckt wurden, dem sogleich das Getrampel dicker Stiefel über unsern Köpfen folgte. Im nächsten Augenblick waren alle Hände auf Deck.

Da wir aus der erleuchteten Cajüte in die finstere Nacht hinaus kamen, so waren wir einige Momente geblendet, bald aber wurden uns die Umrisse eines englischen Paketbootes dicht vor uns sichtbar. Unser Wachtmann stieß ins Lärmhorn, und einen Augenblick später zeigte die Antwort der Glocke auf dem Vordercastell des nahenden Schiffes an, daß wir bemerkt wurden. Es war die höchste Zeit, denn pfeilschnell schoß der Coloß, an dessen dunklem Rumpfe jetzt einige matte Lichter sichtbar wurden, an uns heran, und seine Pyramide von Segeln thürmte sich hoch über den Masten unseres kleinen Fahrzeuges auf. Bald tauchte sein Bug in den sprühenden Schaum der Wellen, um sich im nächsten Augenblicke, tropfend wie Neptun, wenn er der salzigen Fluth entsteigt, wieder aufzubäumen und sein mächtiges, mit blankem Kupfer beschlagenes Brusthol zu zeigen. Es war ein fürchterlicher Moment. Das Schiff segelte mit voller Kraft vor dem Wind und wir erwarteten bei jedem neuen Niedertauchen den tödtlichen Stoß, der unser Quarterdeck zertrümmern mußte. Indessen ging die Gefahr glücklich vorüber. Das Schiff wendete dicht vor uns mit einem geschickten Manöver, und im nächsten Augenblicke schoß es so nahe an uns vorüber, daß wir deutlich die verwitterten Seemannsgesichter zu erkennen vermochten, die vom Deck und aus den Luken auf uns herabsahen. Selbst aus den Passagier-Cajüten schauten neugierige Gesichter, darunter mehrere Damen, auf unser nasses Deck herab, und deutlich hörte ich eine mitleidige Frauenstimme sagen: „Die armen Burschen, sie mögen sich in ihrem kleinen Fahrzeug schlecht genug befinden."

Ein Moment später wurden wir von der Quarter-Galleeri des Postschiffes angerufen.

„Was für ein Schooner ist das?"

„Rhody-Carter von Marblehead. Was für ein Schiff ist das?"

„Man-oop-oop-pool", tönte es unverständlich herüber, und ehe wir noch einmal fragen konnten, hatten wir das Schiff mit seinen schattenhaften Segeln bereits aus den Augen verloren. Ich dachte an Washington Irvings schreckliche Erzählung, von deren Schauplatz wir nicht allzufern waren, that einen tiefen Athemzug, und nahm mir vor,

Digitized by Google

diese Nacht wenigstens nicht mehr Karten zu spielen.

Es war ein schöner Spätsommertag, als wir endlich, von der Kielschwinne bis zum Deck mit Fischen beladen, die Anker zum letztenmal lichteten und den Bug unseres Fahrzeugs nach der Heimath wendeten. Eine frische Brise blähte unsere Segel, — Mühe und Beschwerde unserer Reise waren so gut als vorüber, und wir konnten jetzt daran denken, unsern wahrscheinlichen Gewinn zu berechnen. Unsere Ladung bestand fast zu gleichen Theilen aus Kabeljau und Makrelen, und aus einer kleinen Parthie Schollen, Meerhechten und Schellfischen. Selbst Capitän Clapp's verwittertes Gesicht erheiterte sich bei dem Gedanken an die Zahl der gefüllten Fässer, die wir an Bord hatten.

Am 2. September Mittags 12 Uhr lag die Küste von Massachusetts im hellen Sonnenschein vor uns, und bald nach Einbruch der Dämmerung liefen wir in die Bai ein. Die meisten der „Hände" des Rhody-Carter waren in Marblehead zu Haus und machten sich nach kurzem Aufenthalt auf den Heimweg. Wir hatten die vier Monate auf der großen Bank nicht nur die Taschen gefüllt, sondern auch eine mir noch unbekannte Seite des Seemannslebens erschlossen und meine in den Tropen erschlafften Nerven aufs Neue gestählt.

Miscelle.

Ueber die Ordnung der deutschen Angelegenheiten braucht man sich den Kopf nicht mehr zu zerbrechen. Im Verlag der „Königlichen geheimen Oberhofbuchdruckerei" zu Berlin erschienen „Lieder für preußische Soldaten"; in einem derselben, das den Titel: „Deutsches Lied" trägt, sagen uns die wackeren Kasernbewohner, wie die Sache eigentlich aufzufassen ist. Man höre:

Acht Stämme sind schon treu verbunden,
Sie theilen Glück, sie theilen Wunden,
Acht Herzen treibt ein ein'ger Schlag.
Wie dieser Bund wohl heißen mag?
's muß preußisch sein,
Der schwarze Adler kann's allein!

Zu aller Heil muß Preußen wachsen;
Kommt Mecklenburg, Hannover, Sachsen!
Die freien Städt' und Oldenburg
Gehören auch zur festen Burg.
's muß preußisch sein,
Der schwarze Adler kann's allein!

Thüringen, Braunschweig und die Hessen,
Die Kleinsten soll man nicht vergessen,
Auch Schwab' und Bayer ist dabei,
Und Baden war uns immer treu.
's muß preußisch sein,
Der schwarze Adler kann's allein!

Da haben wir ein Deutschland, wie es sein soll und muß: schwarz auf weiß. Das Lied geht hervor aus der „Königlichen geheimen Oberhofbuchdruckerei", enthält also so zu sagen geheime Oberhof-Empfindungen. — Noch erwähnen wir eine andere Strophe, deren grausame Selbstironie der begeisterte Verfasser gar nicht zu merken scheint:

Preußen vor! Es blitzt von ferne,
Deutschlands Gau umhüllt ein Flor,
Alles blickt nach deinem Sterne,
Alle rufen: Preußen vor!

Hat es im Jahre 1859 nicht „von ferne geblitzt"? Waren Deutschlands Gauen von keinem „Flor umhüllt"? Wir meinen, er hätte sich noch nicht verzogen! — Blickte nicht alles nach dem „Stern" der Berliner Weisheit, rief nicht alles: „Preußen vor"!? — Merkt man nicht, daß man seitdem wirklich hinten geblieben ist? (Punsch.)

* Charade.

(Dreisylbig.)

Fest von der Letzten umschlungen
Strebt das vollendete Ganze
Frei zu den Ersten empor.

Auflösung des Räthsels in № 94:

Nase.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 96. Speyer, Donnerstag 5. September 1861.

Maria.

Von E. Freiherrn von Gibra.

(Schluß.)

Sie bedurften eines ganzen Tages, um den Weg zurückzulegen, welchen Maria vorher, aufwärts steigend, in wenigen Stunden zurückgelegt hatte. Die Nacht brachten sie, wie die vorige unter einem überhängenden Felsen zu, abwechselnd wachend, aber durch nichts Feindseliges gestört; als sie aber am andern Morgen eine Zeit lang durch den Schnee gewandert waren, mußten sie sich gestehen, daß sie gänzlich von dem Wege abgekommen waren, welchen sie verfolgen wollten. Auch ihre Nahrungsmittel waren sehr geschmolzen.

Hundertmale strauchelte Enrico und eben so oft stützte und hielt ihn die junge Frau. Sie führte ihn über Felswände, von denen die Sonne den Schnee zum Theil wieder entfernt hatte. Dann lief sie voraus, den besten Pfad zu ergründen und um ihm einen Theil des Wegs zu sparen; wieder an andern Stellen mußte er, abwärts steigend, den Fuß auf ihre Schulter setzen.

Aber immer war noch, so weit das Auge reichte, alles mit Schnee bedeckt, und obgleich sie stets abwärts gestiegen waren, schien dennoch an manchen Stellen der Schnee fast noch tiefer zu liegen als auf dem obern Theile des Gebirgs.

In der That fällt in der Cordillera bisweilen der Schnee bis weit über die Grenzen des Pflanzenwuchses herab und schmilzt er auch dort schon während der Mittagszeit rasch wieder, so bleibt er doch in höhern Gegenden, in welchen sonst oft mehrere Jahre hindurch kein Schnee angetroffen wird, und in einzelnen Schluchten nicht selten monatelang liegen. Neun Zehntheile der Unglücksfälle, welche das Gebirge überschreitende Reisende getroffen haben, sind vielleicht auf Rechnung dieser Schneedecke zu setzen, welche die ohnedieß schon gefährlichen Pfade entweder vollkommen unzugänglich macht, oder Abgründe trügerisch verbirgt, so daß der Hungertod oder ein Sturz in die Tiefe die unausbleiblichen Folgen sind.

Maria fürchtete im Stillen den Mangel an Nahrungsmitteln, denn obgleich sie sich selbst kaum das Nöthigste gönnte, so konnte ihr Vorrath doch höchstens noch einen Tag reichen und zudem war Enrico noch immer so schwach, daß sie ihre gefährliche Wanderschaft nur höchst langsam fortsetzen konnten.

Oft schon hatte er ihr gesagt, sie solle ihn zurücklassen und allein hinab zu gelangen suchen; habe sie dann Menschen gefunden, so sei es vereinten Kräften leicht möglich, ihn zu holen. Sie lächelte dann nur oder sie sagte: „Hast du mich auch allein gelassen, als ich da unten unter den fremden Menschen die Wahl zwischen Hunger und Schande hatte? Bist du fortgelaufen und hast fremde Hilfe geholt, um mich zu retten? Dann suchte sie ihn aufzuheitern, scherzte und stellte sich muthiger, hoffnungsvoller, als sie im Herzen war.

Eben hatte sich Enrico an einem Felsen niedergelassen, um einige Augenblicke zu rasten, während sie vorausgeeilt war, um den sichersten Pfad zu erkunden, da hörte er sie einen Jubelschrei ausstoßen und sah sie, einem flüchtigen Rehe gleich, zu ihm zurückfliegen.

„Gerettet!“ rief sie frohlockend, „gerettet! Komm' und sieh'!“ Und als sich der junge Mann erhoben hatte und an die von ihr bezeichnete Stelle gekommen war, blickte auch er mit freudigem Antlitz abwärts und sprach: „Ja, wir sind gerettet!“

Etwa fünfzig Schritte tief unter ihnen

Digitized by Google

lag ein dunkler Bergsee, inmitten üppigen, grünen Grauwuchses, obgleich höhere Felsen, die sich aus dem kleinen Thale erhoben, auf ihrem Scheitel noch Schnee trugen. Der größte Theil des kleinen Sees lag ruhig, dunkel, fast schwarz da, während ein kleiner Antheil seiner Oberfläche wie flüssiges Gold glänzte und in der abendlichen Sonne erglühte. Eine Gruppe Nadelholz erstreckte sich in eine zu Thal führende, ziemlich breite Schlucht, in welcher Vieh weidete. In einer andern Schlucht aber, welche aufwärts führte, waren die dunkelgrünen Aeste der Bäume noch zum Theil mit Schnee bedeckt und auch der Boden zeigte noch mächtige Streifen sich berg anziehenden Schnees.

Es war klar, sie waren gerade an die Erweiterung einer jener Schluchten gekommen, welche zu Tausenden die hohe Cordillera durchfurchen, und zugleich an die Grenze des letzten Schneefalles, denn auch unterhalb des Thals waren entweder nackte Felsen, oder Baumwuchs und grüne Wiesenstreifen. Vor ihnen lag der Frühling, ja der Sommer und das Leben. Hinter ihnen Winter und Tod.

Die junge Frau umarmte weinend ihren Gatten. Sie hatte in der höchsten Noth gelächelt, um sich stark zu zeigen, jetzt preßte ihr das Glück Thränen aus.

Dann küßte sie ihn schmeichelnd. „Sieh'", sagte sie, „das ist ein Gebirgsthal meiner Heimath, meiner süßen Heimath, meines Deutschland! So war es in den Bergen, in welchen ich meine Jugend verlebte!" Und nach allem dem Kummer und der Noth der letzten Tage überkam sie jetzt mächtig das Heimweh, das Heimweh, jener bittere Herzensschmerz, den wohl jeder, der überhaupt ein Herz hat, in der Fremde empfunden.

Er sah sie fast ängstlich an, aber sie errieth seine Gedanken. „Nein", rief sie, „nein, meine Heimath ist die deinige! Meine Heimath ist dein Herz!" Dann zeigte sie nach einer Stelle des Thals, wo ein dünner Rauch emporstieg, und begann zu rufen.

Man hatte sie bereits bemerkt. Es waren Hirten, welche, vom Schnee zurückgedrängt, ihre Heerden hier weideten. Der Cpilene ist von Natur gutmüthig und fast alle Gebirgsbewohner leisten freudig Verunglückten Hilfe; so kamen die Männer den beiden entgegen und zeigten ihnen den besten Weg ins Thal hinab. Dort labten sie sich mit Speise und Trank und brachten die Nacht und den folgenden Tag in der Hütte der gastfreien Hirten zu; dann geleitete sie einer derselben so weit, bis sie ihr eigenes Haus nicht mehr verfehlen konnten. Dort genas Enrico bald unter der Pflege des Weibes, welches ihn so heldenmüthig vom sichern Tode errettet hatte.

Noch heute lebt im Munde des Volks und namentlich unter den Landleuten, welche die Vorberge der Cordillera bewohnen, das Andenken an die deutsche treue Maria.

Lola Montez' letzte Schicksale in den Vereinigten Staaten.

Vor einem Jahre schrieb ich Ihnen einen kurzen Bericht über Lola Montez' Aufenthalt in Californien und ihre Vorlesungen in New-York; ich schloß damals mit der Vermuthung, daß aus der gefeierten Tänzerin eine Betschwester werden würde. Dieses Prognosticum hat sich nicht nur erfüllt, sondern Undank und Habgier haben sie seitdem getödtet; sie, die gewohnt war mit offenen Händen zu geben, deren leidenschaftliches Temperament für jeden Eindruck empfänglich war, der trotz der Bekanntschaft mit Tausenden von Menschen doch alle Menschenschenkenntniß abging, sie ruht jetzt verwaist auf dem Kirchhof von New-York, ohne daß ein befreundetes Wesen sie auf diesem letzten Wege begleitet, ohne daß einer der Tausende, denen sie Gutes gethan, sie während ihrer letzten Krankheit gepflegt hätte.

Ohne ihre Biographie geben zu wollen, will ich nur einiger Episoden ihres Lebens erwähnen, welche in Deutschland nicht bekannt sein dürften, und hoffentlich dazu beitragen werden, einzelne Vorurtheile hinwegzuräumen.

Ihr excentrisches Wesen ist nicht nur durch ihre Abstammung von spanischem und irländischem Blut zu erklären, sondern auch dadurch, daß sie ihre ersten Jugendeindrücke

Digitized by Google

in Ostindien empfing, wo nichts ihren Capricen Schranken setzte. Ihre eigenthümliche Aussprache des Französischen, Spanischen und Englischen — obgleich der drei Sprachen gleich mächtig — versperrte ihr die Bühne, für welche sie den größten Beruf zu haben glaubte, während gerade diese Eigenthümlichkeit und ihr lebhafter Geist ihre Unterhaltung besonders pikant machte. Im Ehestande, wie in ihren verschiedenen Liebesverhältnissen war sie gewiß häufiger die Betrogene als die Betrügende. Der plötzliche Tod eines jungen Schauspielers Namens August Follin, mit dem sie von hier nach Australien reiste, welcher auf der Rückreise in Honolulo ertrank, machte einen sehr schmerzlichen Eindruck auf Lola Montez, indem sie sich als die Ursache seines frühen Hinscheidens anklagte; sie suchte daher für dessen kleine Kinder zu sorgen, indem sie nach dem Verlust ihres Vermögens in Großvallei (zum Theil durch Feuer, zum Theil durch mißbrauchtes Vertrauen) für etwa 10,000 Doll. und ihre Diamanten hier verkaufen ließ und das Erträgniß in einem Testament den genannten Kindern Noel und Caroline Follin vermachte, um denselben im respectiven Alter von 25 und 21 Jahren ausgezahlt zu werden, die Zinsen aber inzwischen zu ihrer Erziehung zu verwenden.

Dieses Testament schloß mit den Worten: „Damit sie erzogen werden in der Liebe zu Gott und der Kenntniß seines Charakters und seiner Attribute, wie sie uns in seinen Worten offenbart und in seinen Werken augenfällig gemacht werden; es ist daher mein Wille, daß sie aufs gründlichste in den Principien und in den Schulen unterrichtet werden, welche man als spiritualistisch bezeichnet." Ich gebe diesen Auszug, um zu zeigen, daß Lola Montez schon damals den Einflüsterungen dieser Geisterklopfer Gehör schenkte.

Als sie darauf nach New-York zurückkehrte, lernte sie dort eine Schwester Follins kennen, welche sie adoptirte und als Minnie Montez auf die Bühne brachte, wofür ihr aber das nöthige Talent zu fehlen schien; sie ist es, welche, später verheirathet, ihre Wohlthäterin verläugnete, als sie von derselben in Broadway angeredet wurde.

Als sie einmal mit Kossuth auf demselben Dampfer in New-York eintraf, sagte sie: „Wir sind beide Humbugs, nur mit dem Unterschied, daß ich es gestehe und er nicht", eine Aeußerung, welche nicht ohne Scharfsinn ist.

Ihre Kräfte schwanden mehr und mehr; sie miethete sich bei einem schottischen Blumenhändler Namens Buchanan ein, dessen Frau sie in früheren Jahren in Schottland kennen gelernt hatte, und welcher einen hübschen Landsitz in Astoria auf Long-Island bei New-York besaß. Europäische Zeitungen verbreiteten die Fabel, daß Lola dort von der Frau des Präsidenten Buchanan (welcher, wie bekannt, Junggeselle ist) während ihrer letzten Krankheit gepflegt wurde, während es jene Schottin war, welche durch erheuchelte Freundschaft sich von Lola Montez alles verschreiben ließ, was sie besaß, unter dem Versprechen, bis an ihr Ende aufs liebevollste verpflegt zu werden, unter anderem auch die von ihrem früheren Manne ausgesetzte Pension von einigen tausend Thalern.

Aber wie schmählich erfüllte diese Person ihr Versprechen! Als Lola's Zustand bedenklicher ward, ließ Mrs. Buchanan sie im vorigen Herbste zur Stadt bringen und miethete eine schlecht möblirte Wohnung, in deren Hinterzimmer sie eine arme irländische Familie einquartirte, um Lola zu pflegen.

Der Redacteur einer Zeitung und früher mit Lola bekannt, besuchte sie in diesem miserabeln Quartier und war so empört über die Art, wie die arme Invalide gebettet und gepflegt war, daß er sich an die „Ladies Christian Association" wandte, um ihr eine bessere Wohnung und Aufwärterin zu verschaffen; allein von der Vorsteherin dieses „christlichen" Instituts ward er abgewiesen, weil sie nur „gute Christen" annehmen könnten. So lag die Aermste fast völlig gelähmt mehrere Wintermonate im ungeheizten Zimmer, und wenn sie dasselbe mit Mühe verließ, um irgend eine Erfrischung zu erbitten, so ward sie von dem elenden Weibe, welches ihr zur Pflege angestellt war, auf die roheste Weise und wie es heißt bei den Haaren zurückgezogen. Ein Geistlicher, Herr Francis L. Hawks, welcher ihr die letzten Tröstungen der Religion brachte, und wel-

Digitized by Google

cher sie als eine reuige Christin bezeichnet, fand sie auf einer schmutzigen Matrazze ruhend, ohne Bettstelle, eine alte Fußdecke gegen die Fenster genagelt statt der Gardinen, die Möbel des Zimmers aus einem gemalten Tisch und zwei Stühlen bestehend. Er beschreibt die Todtenscene als das Schrecklichste, was ihm je begegnet, da die Sterbende sich von Dämonen umgeben und bedroht glaubte, welches sie während der letzten beiden Tage in den fürchterlichsten Lauten nach Hilfe schreien machte.

So endete die Gräfin Landsfeld; sie, welche den raffinirtesten Luxus gewohnt gewesen, und der von allen Classen der Gesellschaft gehuldigt worden, fiel ein Opfer der Undankbarkeit, der Habgier und der Brutalität.

Auf ihrem Grabstein stehen die wenigen Worte: Elisa Gilbert.

San Francisco, Mai 1861.

Miscelle.

Amberg, 28. Aug. (Schwurgericht.) Die monotone Einförmigkeit unseres öffentlichen Lebens wurde gestern durch eine Schwurgerichts-Verhandlung unterbrochen, zu welcher ein Gattenmord die traurige Veranlassung war. Auf der Anklagebank saß ein Weib in dem jugendlichen Alter von 20 Jahren — an ihrem Geburtstage! — angeklagt des qualifizirten Mordes, begangen an ihrem schlafenden Gatten und ausgeführt durch Abfeuerung einer Pistole gegen den Kopf desselben, welche mit einer Spitzkugel geladen war. Die Kugel drang in der Gegend des Backenknochens in den Kopf bis zum Gehirn hinauf und blieb in dem obersten Theil des Schädels stecken. Diese Verwundung, obgleich ihrer Natur nach absolut tödtlich, hatte erst nach 48 Stunden den Tod des Mannes, Namens Mundigl, zur Folge, welcher nach den gerichtsärztlichen Deductionen während dieser Zeit außerordentlich gelitten haben muß, was nicht geeignet war, die Entrüstung über die jugendliche Verbrecherin abzuschwächen. Therese Mundigl, welche in einen Hut mit Rosen garnirt und einen modern gearbeiteten Burnus gekleidet war, saß während der Verhandlung ohne besonders sichtliche innere Bewegung mit untergeschlagenen Augen auf ihrem Sessel. Sie gab ihre Antwort mit leiser Stimme und hat gegen die Aussagen keines der geladenen Zeugen eine Einwendung. Sie gestand die That und suchte dieselbe durch unbegrenzte Abneigung, ja Verachtung gegen ihren Gatten, Mißhandlung von seiner Seite, die jedoch keineswegs erwiesen wurde, u. dgl. zu modifiziren, und hiedurch ihre verbrecherische Handlung zu beschönigen. Sie sei gegen ihre Neigung und Gefühle von ihrem Stiefvater zu dieser Heirath gezwungen worden und hätte sich aus einem Verhältniß zu erlösen gesucht, welches ihr nachgerade unerträglich geworden sei. Schon bei ihrer Verheirathung habe sie gewußt, daß ihr Mann ein gemeiner Dieb gewesen, der als Hausknecht seinen Prinzipal, einen Regensburger Kaufmann, nach und nach um 300 fl. bestohlen habe (was von diesem auch eidlich bestätigt wird), welche Summe theilweise aus ihrem Vermögen hätte gedeckt werden müssen. Dieß und Anderes hätte nach und nach in ihr den verzweifelten Entschluß zur Reife gebracht, sich ihres Mannes auf irgend eine Weise zu entledigen, was sie durch eine Verletzung zu erreichen gedacht habe; die Absicht, ihn zu morden, habe sie nicht gehabt u. dgl. m. Therese Mundigl macht keinen guten Eindruck. Ihr ziemlich regelmäßiges Gesicht trägt ebenso den Stempel derber Gesundheit, wie den innerer Gemeinheit und Sinnlichkeit. Ihre Erziehung war nach der Aussage ihres Vertheidigers (der den Moment zu ihren Gunsten angeführt hatte) die allerschlechteste. Grundsatzlos und ohne wahre Religion scheint sie von der Nothwendigkeit, sich zu beherrschen, gar keinen Begriff gehabt zu haben. Sie beging die That offenbar unter dem momentanen Eindruck der Leidenschaft und eines unnatürlichen Hasses, und scheint weder das Scheußliche derselben, noch ihre Folgen überlegt zu haben. Nach Bestätigung der ersten der den Geschworenen vorgelegten drei Fragen verurtheilte der Gerichtshof die Therese Mundigl zum Tode durch Enthauptung, ohne hiebei Veranlassung zu finden, sie der Gnade Sr. Majestät des Königs zu empfehlen. Therese Mundigl hörte das Urtheil gebrochen und theilnahmslos an. (Fr. Kur.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 97. Speyer, Samstag 7. September 1861.

Das Spinnrad im Schloß.

Ich habe ein Spinnrad gesehen, wie es wohl wenige gesehen haben. Das Holz, aus dem der Radmacher es verfertigt hatte, war fernher über das große Weltmeer gekommen. Dort hatten die weißen Männer aus England den kostbaren Mahagonybaum gefällt und ihn an langen Seilen durch die Brandung ans Schiff gezogen und unter brennenden Sonnenstrahlen im Raum verpackt. Und als das Schiff voll des kostbaren Holzes und anderer Schätze jenes Landes war, fuhr es heimwärts.

Als aber eines Morgens nach dreimonatlicher Fahrt der Mann im Mastkorbe die Felsen Englands, die wie eine feine Linie am Himmel sich hinzogen, sah und voll Freuden „Land, Land“ rief, wurde das Antlitz des Capitäns finster wie die Wetternacht auf der See. Denn er sah einen Wolkenstreif im Westen aufsteigen, der nichts Gutes verkündete, — und ehe noch die Möve, die über dem Schiffe der Küste Englands zuflog, ihren Fuß auf die Uferfelsen setzen konnte, brach der Sturm los und begann sein Spiel mit den Wellen, und dem Schiff. Und als der Wächter im Leuchtthurm von Eddystone die Treppenstufen hinaufstieg, um das Licht anzuzünden, das in der Sturmnacht den armen Schiffen den Weg zeigen sollte, lag das Fahrzeug schon zerschellt in den Klippen und die Wellen holten die Männer und begruben sie in der Tiefe. Am andern Tage kamen die Uferbewohner und bargen, was noch zu retten war, und der Mahagonyblock wurde verkauft und nach Bremen und von hier tiefer ins Land, in eine kleine Stadt geschickt.

Es wohnte nahe dieser Stadt ein reicher adeliger Herr, dessen Tochter Hochzeit machte. Viele und kostbare Hochzeitsgeschenke lagen auf den Tischen: Porzellan aus Berlin und Dresden, Seide aus Lyon, Stickereien aus Paris; aber ihre besondere Freude hatte die Braut über ein Geschenk, das der Vater ihr gemacht hatte. Das war ein Spinnrad, das aus dem Holze jenes Mahagonyblocks verfertigt war. Sie nahm es mit in den Ehestand, und wie sie als Mädchen fleißig gesponnen hatte, so ließ sie auch als Edelfrau das Rädchen nicht müßig stehen. Denn das Spinnen ist von Alters her auch eine vornehme und adelige Beschäftigung gewesen. Und wenn nun das Rad dieser Edelfrau erzählen könnte, so würde es viel zu sagen wissen von Freud und Leid.

Wie das kleine Rad der Spinnerin sich drehte, so drehte sich auch das große Rad der Zeit, — und die, welche einst als junge Frau mit rothen Wangen und schwarzem Haar den Faden gesponnen hatte, die saß jetzt mit grauem Haare und mit Furchen im Antlitz am Rade. Oftmals in der Zeit ihres Lebens hatte sie den Faden nicht sehen können, weil ihre Augen dunkel von Thränen waren; denn sie mußte ihren Mann und zwei liebe Kinder begraben, auch anderes Herzeleid erfahren. Die heißesten Thränen aber fielen auf das dunkle Mahagonyholz an jenem Tage, von dem ich erzählen will.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen. Die Vögel sangen fröhlich in den Gebüschen, die das Haus umgaben, und die Sonne schien hell in das große Wohnzimmer. Dort saß die betagte Edelfrau und in ihrem Gesicht konnte man eine große Bekümmerniß lesen. Das Rad stand still vor ihr, denn die Hände, welche sonst so fleißig den Faden spannen, waren gefaltet. Nicht lange hatte sie so dagesessen, so hörte man Sporen klir-

Digitized by Google

ren und herein trat ein hochgewachsener, schöner Jüngling in glänzender Reiterkleidung. Er näherte sich dem Sessel, neigte sich und küßte der edeln Frau die Hand, und eine Thräne fiel aus dem Auge der Mutter auf den Sohn.

„Mutter", sagte der Jüngling, „liebe Mutter, jetzt muß ich fort, sei getrost!" Sie sagte: „Ja!" und drückte ihre Hand auf des Sohnes Haupt. Der verstand das Zeichen, ließ sich vor ihr nieder und sie segnete ihn mit fester Stimme, küßte seine Stirn und seine Lippen, worauf er sich erhob und aus dem Saale ging. An der Thür blieb er stehen, kehrte nochmals um, die Mutter zu küssen; dann ging er eilend die Treppe hinab und ritt davon. Als aber der Sohn die Thür hinter sich geschlossen hatte, da weinte die Edelfrau laut, und als sie nachher am Rade saß, konnte sie mit ihren Thränen den Faden netzen. Denn dieser Jüngling war ihr jüngster Sohn und der einzige, den sie noch um sich hatte. Er mußte in den Krieg ziehen. — —

Woran die Mutter von nun an am meisten dachte, wenn sie am Rade saß, das braucht nicht gesagt zu werden; und daß sie den abgerissenen Faden nicht sogleich wieder suchte, wenn der Diener hereintrat und einen Brief von ihrem Sohne brachte, das braucht auch nicht gesagt zu werden. Denn die Mutterliebe ist die größeste Liebe auf Erden.

Es war Herbst geworden. Die Edelfrau saß an ihrem gewohnten Platz, und vor ihr stand das Rad. Das Fenster war geöffnet, und als sie einen Augenblick mit Spinnen inne hielt, hörte sie das Geschrei der Kraniche, die hoch durch die Luft ihrer Heimath zuflogen. „Wirst Du auch wieder heimkehren, mein Sohn?" sprach sie zu sich selbst; dann schnurrte das Rädchen weiter. Da trat der alte Diener herein. „Ein Brief!" und er hatte noch nicht den letzten Buchstaben gesagt, da stand das Rad schon still und mit leuchtenden Augen griff sie darnach; aber als sie die Aufschrift angesehen hatte, wurde sie sehr blaß und ihre Hand fing an zu zittern. „Geh jetzt hinaus", sagte sie zu dem Diener, der an der Thür stehen geblieben war; dann brach sie den Brief, der nicht von ihres Sohnes Hand geschrieben war, auf. Er lautete also:

Edle Frau! Gott wolle Ihnen Kraft geben, das mit Fassung zu ertragen, was ich ihnen jetzt schreiben muß. Leichter ist es mir geworden, heute vier Mal meine Reiter ins Feuer zu jagen, als diesen Brief abzufassen. Denn ich muß Ihnen schreiben, daß Sie Ihren herrlichen Sohn und ich meinen besten Offizier verloren habe. Ich hatte Befehl vom Könige, am heutigen Tage den Rückzug zu decken und da der Feind uns sehr heftig drängte, ließ ich zu wiederholten Malen einen allgemeinen Reiterangriff machen; den letzten am Abend um 6 Uhr, bei welchem Ihr Sohn den schönen Tod für König und Vaterland starb. Er war einer der Ersten am Feind, und nur wenige Schritte vor dem feindlichen Bataillon traf ihn eine tödtliche Kugel in die Brust. Der Feind wurde zurückgeschlagen und wir konnten den vielgeliebten Jüngling mit uns nehmen. Er lebte nur noch eine halbe Stunde, und ich bin bis auf die wenigen Augenblicke, wo ich nöthige Befehle zu geben hatte, nicht von ihm gewichen. Er war sehr schwach und konnte nur wenig und kaum verständlich sprechen. Was ich gehört habe, war dieß. Zuerst sagte er: Mutter, Mutter, meine Mutter. Dann: Sagt meiner Mutter, daß ich sie viel lieber gehabt habe, als ich ihr jemals habe sagen können. Sie solle nicht so traurig sein und wissen, daß wir uns wiedersehen sollen. Zwei Mal sagte er dann noch: Mutter, Mutter, meine Mutter. Der König hat in ihm einen treuen Diener, ich meinen besten Offizier verloren, den ich zugleich wie meinen Sohn liebte, darum ich in Wahrheit sagen kann, daß meine Thränen, die Thränen eines alten grauen Kriegers, der viele Todte gesehen hat, auf diesen Jüngling gefallen sind. Sie aber, edle tiefgebeugte Frau, haben das Meiste verloren, einen frommen edlen Sohn, die Stütze und Freude Ihres Alters, der Ihnen durch nichts ersetzt werden kann. Gott gebe Ihnen Kraft, daß dieser schwere Schlag Sie nicht ganz niederwerfen möge. Ich aber bleibe mehr noch als früher

Ihr ergebener v. B., Oberst.

So lautete der Brief. Was soll ich nun

Digitized by Google

noch hinzuſetzen? Das Rad ſtand da wie am Hochzeitstage, nur die Farbe war dunkler geworden. Der Diener kam und ſetzte es an den gewöhnlichen Platz; aber es mußte länger als jemals warten, bis es wieder hervorgeholt wurde. Das Angeſicht derer aber, die nun an ihm ſaß, war weißer als der Flachs auf dem Rocken geworden, und die wenigen Fäden, die nun noch geſponnen wurden, waren mit heißen Thränen genetzt. Dann iſt die edle Spinnerin ihrem Sohne nachgefolgt, und auf dem Rade hat Niemand mehr geſponnen. Aber aufbewahrt wird es bis auf dieſe Stunde.

Miscelle.

Ein wildgewordener Wilder. Ein bekannter Hamburger reist ſeit einiger Zeit mit einigen „Naturmerkwürdigkeiten“, einer Kakerlakin, einem Chineſen ꝛc. und auch mit einem „Wilden“, der in der letzten Weihnachtszeit hier auf dem Gänſemarkte zu ſehen war, in Holſtein umher und macht daſelbſt brillante Einnahme. Vor Kurzem langte die reiſende Geſellſchaft auf einem Dorfe an und P. erbat ſich vom Ortsvorſtande die Erlaubniß zu Vorſtellungen, die bereitwilligſt ertheilt ward, worauf ihm auch eine große Scheune zum Schauplatz angewieſen wurde. Abends verſammelte ſich daſelbſt faſt das ganze Dorf, groß und klein, reich und arm, ſämmtliche Honoratioren, die Gelehrten und Ungelehrten und die Vorſtellung nahm ihren Anfang. Der „Wilde“, in Folge ſeiner Trunkſucht ſchon früher hierorts mit unſerer Polizei in Conflict gekommen, hatte wiederum des Guten etwas zu viel gethan, und als er mit ſeiner Keule auf dem Schauplatze erſchien und, dieſelbe ſchwingend, den Schlachtruf heulte, brach das ganze Auditorium in lauten Beifallsſturm aus. Dieß ſchmeichelte dem trunkenen „Wilden“, der immer fürchterlicher heulte, immer kampfbegieriger ſeine Keule ſchwang und, immer ſtärker applaudirt, ſich zuletzt in ſolche Exaltation hineinarbeitete, daß er Alles um ſich her vergaß und alle Rückſichten ſchwinden ließ. Wüthend zertrümmerte er mit der Keule die armen unſchuldigen Oellampen des Schauplatzes und dann heulend mitten in das entſetzte Publikum hineinſpringend, fing er an erbarmungslos auf die ihm Nächſten einzuhauen, ſo daß nun die Anweſenden unter noch weit ärgerem Geheul die Flucht ergriffen. Entſetzliche Scene der Verwirrung! Wer könnte ſie würdig beſchreiben? — Die Dorfbewohner flüchteten nach allen Seiten, verfolgt durch die Gaſſen von dem keuleſchwingenden „Wilden“, der erſt nach längerem Wüthen durch ſeinen Prinzipal und deſſen Sohn beſänftigt und zurückgeführt werden konnte. Am nächſten Morgen ganz früh machte die Geſellſchaft, daß ſie in aller Stille fortkam.

* Der Mutter Fluch.

(Sage von Lautereden.)

Winter herrſchet auf der Erde
Und der Schnee erhellt die Nacht,
Lichter als der Sterne Heerde,
Die vom reinen Himmel lacht.
Und der Mond auf ſeinem Gange
Blickt herab ſo kalt und blaß
Auf des Grafenſohnes Wange,
Kalt und blaß und thränennaß.

Gern trägt er des Vaters Ketten
Für der Jugend wilde Luſt,
Gern mag er auf Stroh ſich betten,
Da er Schweres ſich bewußt.
Ach der Reue Schmerzergüſſe
Bleichten ihm das Angeſicht,
Keiner Liebe ſüße Grüße
Brachten Hoffnung, Troſt und Licht.

Alſo Monde, Jahre flohen,
Zu ihm drang kein Troſteswort,
Und die muntern, liederfrohen
Sänger kamen, zogen fort.
Doch des Frühlings muntre Boten
Nehmen nicht den tiefen Schmerz,
Wie im dunkeln Reich der Todten
Weinte ſtill ſein reuig Herz.

„Vater, ſchrecklich läßt du büßen
Mich im ſchwarzen Kerkergrab!
Soll kein Troſt den Gram verſüßen?
Dringt kein Hoffen hier hreab?
Mutter, die mit Engelszügen
Mich im Traum umſchwebet oft,
Kann mich meine Liebe trügen,
Die auf Muttertreue hofft?“

Horch! da dröhnen dumpfe Tritte
Draußen in dem hohen Gang,

Digitized by Google

Näher kommen Männerschritte,
Riegel knarr'n mit hohlem Klang.
Und herein zum engen Loche
Kriecht des Schlosses Vogt — es sprüht
Wilde Gluth im Blick — als koche
Ihm die Hölle im Gemüth.

Und ihm folget, Tod im Blicke,
Eine drohende Gestalt,
Gleich dem finsteren Geschicke,
Schwarz das Haupt von Haar umwallt.
Und der Graf blickt bang hinüber
Nach dem Vogt, der lächelnd spricht:
„Machet Euch bereit, mein Lieber,
Zu der Freiheit Tageslicht!"

Und der Graf voll banger Ahnung:
„Höhne nicht, du tück'scher Sclav',
Des Verderbens schwarze Mahnung
Ist's, die in dem Hohn mich traf!"
„„Ja, durch Henkers Hand soll sterben,
Wer sich freventlich empört —
Bub', daß ich dich soll verderben,
O wie gern hab' ich's gehört!

Deine Mutter ringt die Hände
Noch um Gnade, eh's gelingt,
Henker, schnell dein Werk vollende!"" —
Wild der Prinz die Kette schwingt —
Doch sie sprüht in rothen Funken,
Von des Mörders Dolch berührt,
Der ihm tief in's Herz gesunken
Und des Lebens Strom entführt.

Horch, da klirren Rosseshufen
Unten durch des Schlosses Thor,
Und herauf dringt lautes Rufen
Aus der Mutter Brust hervor.
Und die Gräfin in der Mitte
Ihrer Knechte, eilet bang:
Gnade! schallt es in der Schritte
Eilig hohlen Geisterklang.

Auf die Leiche wie Gespenster
Deutet stumm das Mörderpaar,
Und der Mond schaut durch das Fenster
Auf den Jüngling geisterklar.
Und die Gräfin fährt zurücke,
Auf die Mörder blitzt ihr Blick,
Die geeilt mit Hohn und Tücke,
Zu vernichten all' ihr Glück.

Weinend sinkt die Mutter nieder,
Näßt mit Thränen ihren Sohn,
Und erhebt sich schwankend wieder,
Ruft mit dumpfem Schmerzenston:
„Ihr der Hölle finstre Sclaven!
Freut euch ob der Mutter Qual!
Gottes Rache wird nicht schlafen,
Eure Stunde schlägt einmal!

Hört den Glau ihr drunten rauschen?
Er mahn' an die Stunde euch!
Seht ihr kalt den Mond dort lauschen?
Heinrichs Antlitz mal' er euch!
Und das Blut hier an den Wänden —
Nie soll seine Spur vergehn,
Eu'r Gedächtniß soll es schänden,
So lang diese Mauern stehn!"

Und der Mutter Fluch — erfüllet
Hat ihn Gottes Strafgericht,
Gram hat ihre Seel' umhüllet,
Todesangst ihr Augenlicht.
In des Thurmes alter Kammer
Siehst du noch des Blutes Strahl
Von des Mutterherzens Jammer,
Von der grausen That das Mal!

Ch. Böhmer.

* Charade.

(Zweisylbig.)

Das Erste ist das beste Gut,
Du suchst's umsonst in Höh'n und Gründen,
Der findet's, der am Herzen ruht
Dem, der geübt die Schuld der Sünden.

Das Zweite fehlt fast keinem Haus,
Da gibt's oft schaurige Concerte;
Doch drückt's der Erde Höchstes aus,
Wo oft Geburt gilt vor dem Werthe.

Das Erste auf dem Ganzen blüht,
Doch wird's wohl Manchem einst genommen;
Hierher mit weinendem Gemüth
Pflegt treue Liebe gern zu kommen.

r.

Auflösung der Charade in № 95:

Galgenstrick.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 98. Speyer, Donnerstag 5. September 1861.

Die rechte Marie*).

Von

Emma Niendorf.

Wir schaudern oft über Greuel, die man aus dem Strudel der Weltstädte erzählt, und die wir leicht für Geburten einer ausschweifenden Phantasie erklären, ohne zu ahnen, daß bei uns in der trauten Nähe, mitten in aller harmlosen Gemüthlichkeit, auch Frevel geschehen, so grell, wie man sie nur immer in Romanen eines Sue u. dgl. m. antreffen kann. Das sind culturhistorische Momente, über die man sich nicht täuschen darf.

„Es ist doch ein herziges Ding, die Marie!" dachte ich, so oft ich ihr begegnete. Sie war Stubenmädchen bei der Räthin D., wo ich wohne, bis ich in das neue Haus ziehen kann, das mein Schwager sich gebaut hat. Es war ein seelengutes Geschöpf von nicht über 20 Jahren, unverdorben und bildschön, so fein geformt, daß man sich wohl darüber wundern mußte; dazu die lieblichsten Züge, blendend weiß, Grübchen in den Wangen, die nur ein zarter Hauch überflog, tiefhimmelblaue Augen mit den längsten schwarzen Wimpern, die ich noch gesehen habe, und ebenso dunkeln Brauen; dabei blonde, seidene Haare, Zöpfe so voll und lang, daß sie sich vielmal um den Kopf winden ließen und aufgeflochten fast bis auf die Sohlen herab reichten; die Gestalt endlich groß, schlank und doch voll, wie gedreht. Es wurde mir ordentlich bang um sie, wenn ich sie anschaute; sie hätte Aufsehen machen müssen, wenn sie nicht so eingezogen gewesen wäre. Sie war das Kind schlichter Leute vom Lande, die aber etwas auf sie gewendet, sie alles Thunliche hatten lernen lassen. Sie war flink beim Geschäft und hatte zu Allem Geschick; alles was sie that, hatte eine Art; und je mehr es zu arbeiten gab, desto freundlicher war sie. Obschon sie nichts scheute anzugreifen, waren ihre kleinen Hände doch stets so appetitlich und rein, wie die eines Fräuleins. Man hätte die Räthin um ihr Stubenmädchen beneiden können!

Letzten Sommer ging die Herrschaft in das Gebirg, ihre Leute blieben hier in der Stadt. Es gab viel zu nähen, weil die Tochter Braut geworden war mit dem jungen Gutsbesitzer, den sie auf den Casino-Bällen hatte kennen lernen. Die Aussteuer sollte zur rechten Zeit fertig sein und Marie saß von Sonnenaufgang bis in die Nacht über die Hemden, die Jäckchen, die Hauben des Fräuleins gebückt. Sie zeichnete zierlich den Namen in die Tisch- und Betttücher, sie hatte ja in der Nähschule ein Prämium von der Lehrerin erhalten, deren Liebling sie war. Nur bisweilen schaute sie hinter ihrem Resedastock auf dem Fensterbrett auf ein Stück Berggrün vor, daß sich zwischen den Häusermauern entdecken ließ, nur ein kleines Endchen, auf dem einsam zwei Bäume standen. Mit der Sehnsucht einer Gefangenen schaute sie hinüber und dachte an ihre Wälder und Wiesen daheim, an den Bach, auf den sich die Erlen neigen, an das Mühlrad, von dem Silber tropft, und an jedes einzelne Feldblümchen, die blauen Glöcklein, die kleinen Blutnelken. Die haben's gut, dachte sie, die sind daheim! — An die sich drängende Lämmerschaar auf der sammtenen Au, an das Brüllen der braunen Kühe, an die Tauben auf dem Dache, und an der Dohlen Flug um den Kirchthurm, an die arme Mutter, an alles und alles. Nur

*) Hausblätter.

Digitized by Google

einmal hätte sie wieder auf dem Moos sitzen mögen im Tannenwald, wo man das Weihnachtsbäumchen holt! Sie sparte schon lang zusammen, um ein neues Tuch zu kaufen für die Mutter. Und dann mußte es auch noch reichen zu einem Strickkörbchen für die kleine Lene und zu einem Messerlein für das Brüderchen! Nein, kein Messer — das schneidet ja die Lieb' ab! — Der Gevattersmann konnte alles mitnehmen, wenn Marie dies Jahr nicht mehr selbst hinüber kam. Je glühender die Sonnenstrahlen auf die Stadt brannten, so daß auch nicht Ein Lüftchen mehr wehte, desto lieber wäre freilich das Mädchen draußen gewesen in ihrem frischen Thale.

Aber es konnte ja nicht sein. Denn man hatte alle Hände voll zu schaffen, und doppelt, je näher die Zeit rückte, daß die Herrschaft wieder kommen wollte. Zuerst mußte eine Wäsche gehalten und dann das Quartier noch einmal recht durchputzt werden, von oben bis unten. Alles sollte sich überaus schmuck und blank zeigen, um die Frau Räthin zu überraschen und ihr ein Lächeln der Zufriedenheit zu entlocken, besonders aber auch wegen der Hochzeit, die nicht mehr sehr entfernt sein konnte. Man dachte auch schon daran, in den letzten Tagen Gewinde von Laub und Blumen zu machen, um damit zum Empfang die Thüren zu bekränzen. Die Mädchen wollten es selbst im Walde holen, und Marie freute sich schon lange wie ein Kind darauf, wenn es auch nicht der ihrer Heimath war. Die Luft da drüben, meinte sie, würde ihr wohl thun; sie klagte seit mehreren Wochen schon zuweilen über Kopfweh.

Während sie heute zusammen die Tapeten abrieben und das Getäfel fegten, fuhr sie ein paarmal mit der Hand an die Schläfe, um sich die Stirne zu halten. „Ich sterbe gewiß bald, ihr werdet's sehen", sagte sie zu der Köchin. „Ich wünsch' mir nur eins: daß mir jemand einen Myrthenkranz aufsetzt im Sarg. Es ist mein höchster Wunsch!" — „Das sind wieder die alten Sterbgedanken — wie oft muß ich die noch hören? Aber seien Sie nur ruhig, Marie, ich versprech' es Ihnen — wenn ich Sie überlebe, — gebe ich Ihnen einen Myrthenkranz mit in das Grab!" lachte die Köchin. Doch gleich lachte sie nicht mehr. Es glitt ein herber Zug über ihr bleiches, noch immer hübsches Gesicht mit den großen dunkeln Augen, und sie schwieg plötzlich. Ihr mochte eingefallen sein, daß sie auf keinen Myrthenkranz warten durfte, weder im Leben, noch im Tode. Der Georg, mit dem sie fast acht Jahre gegangen, hatte seinen goldnen Ring von ihr zurückfordern lassen, weil seine Eltern nicht ruhten, und die reiche Wirthstochter gefreit in seinem Ort. Mit der war er jetzt drüben in Amerika, denn es war kein Segen auf dem vielen Geld und Gut. Davon wußte aber Marie keine Sylbe, sonst hätte sie der andern noch mehr alles zu Gefallen gethan, was jedoch nicht wohl möglich war, denn sie that ohnehin einem jeden, was sie ihm nur an den Augen absehen konnte. Die Köchin wollte aber nicht bemitleidet sein.

Nach zwei Tagen ward es schlimmer mit der Marie. Ihr schwindelte, sie vermochte sich kaum mehr auf den Füßen zu halten. Trotz allen Anstrengungen, die sie machte, mußte sie doch zuletzt dem Zureden der Köchin nachgeben, und sich gegen Abend auszuziehen und zu Bette gehen. Ihre Glieder flogen nur so vor Kälte, trotz der Augustsonne, und die Zähne klapperten ihr aneinander; dabei fühlte sie brennenden Durst. Am Morgen lag sie da mit zwei glühenden Rosen auf den Wangen und ihre Augen strahlten übernatürlich schön. Gegen ihren Willen war die Köchin zum Hausarzt gelaufen. Der noch junge, erst seit kurzem verheirathete Doctor machte ein seltsam unfreundliches Gesicht, wie man sonst nicht an ihm gewohnt war. Nachdem er den Puls zweimal, dreimal gefühlt hatte, sprach er: „Das darf man nicht so leicht nehmen. Die Geschichte kann ernsthaft werden." — Nach einigem Besinnen, bereits wieder mit dem Hut und Stock in der Hand, erklärte er dem Stubenmädchen, das er schon von Krankheiten und Unpäßlichkeiten der Frau Räthin her kannte, wo sich Marie stets als treue Wärterin Lob erwarb, sie müsse in das Krankenhaus. Schon darum, setzte er hinzu, weil in Abwesenheit der Herrschaft die Pflege unmöglich genügend sein könne.

Digitized by Google

Die Marie hatte aber eine entschiedene Abneigung gegen das Spital. Sie wolle lieber nach Haus zu ihrer Mutter, sagte sie. Obschon sonst in allem so nachgiebig, äußerte sie sich doch diesmal sehr bestimmt. Ich mag nicht da hinaus, weil man da, wenn man stirbt, zerschnitten wird", sagte sie schaudernd. Sie wußte nämlich bereits von andern Gefährtinnen, daß, wer sein Begräbniß nicht zahlen konnte, in das Klinikum der Universität kam, und das war ihr die entsetzlichste Vorstellung. Sie ließ sich aber doch endlich bereden. Man brachte sie in der Sänfte hinaus zu dem schloßähnlichen Gebäude, in das so viele hinein und wieder hinaus getragen werden. Wie erbarmungsvoll und kalt zugleich sind solche Wohlthätigkeitskasernen! Wie viele rührende und empörende Züge neben einander, von aufopfernder, nimmermüder Liebe, und gieriger, handwerksmäßiger Rohheit! —

Die Marie wurde sogleich in den Saal der gefährlich Kranken gebettet. Das Nervenfieber brach bei ihr aus. Sie sah freilich nichts von den nackten Wänden, die nur ein Crucifix schmückte zwischen der Reihe der Betten, nichts von den fremden Gesichtern, die vor ihr standen, von den fremden Händen, die sie berührten, noch von den blassen, hagern Zügen, den hohlen Augen, die rings um sie aus den Kissen starrten. Sie sah nichts von ihrer Nachbarin, dem geisterbleichen, zum Skelette abgezehrten Weibe, an dem man kein Alter mehr erkannte, und das sich aufrichtete, die Genossin im letzten Kampfe zu begrüßen, und alsbald wieder todesmatt zurücksank; noch von der auf der andern Seite, die nicht mehr zu ihr hinaufschaute, weil ihre Augen soeben gebrochen waren. Sie hörte nichts von dem Seufzen, dem Stöhnen, den Gebeten da, dem Röcheln dort, spürte nichts von all' dem Elend, nicht die unbekannten Stimmen der Wärterinnen, der Aerzte, der Chirurgen, nicht die Schritte derer, welche die Leiche hinaustrugen. Auf dem Gange draußen in der Ecke über einander, vor der Thüre, durch welche man die Kranken brachte, standen schon schwarze Bahren bereit für diese Fabrik des Todes. Sie vernahm nichts von dem hellen Glöcklein, das denen läutete — zum Scheiden oder Willkomm — die in den letzten Zügen lagen; nichts von dem Picken der Uhr, die schon so manchen Herzschlag gezählt und überdauert hatte. Sie athmete nichts von dem Essigduft, von den verbrannten Wachholderbeeren beim Flackern des Nachtlichts.

Sie wandelte schon auf Auen des Friedens im Abendroth, unter weidenden Lämmern; und der gute Hirt, das goldgelockte barfüßige Knäblein mit dem leuchtenden Blick, mit dem seligen Lächeln wird auch jetzt gleich hinter jenen Fichten hervortreten zu ihr auf den maigrünen Rasen und winken mit der Hand. Sie hat von wunderschönen, von fremden Wiesenblumen, die sie noch niemals zuvor gepflückt, einen Kranz geflochten, den sie dem Kinde reicht, daß es ihn an seinen Stab hänge. Sie schaut empor, dahin, wohin der Stab deutet, in den blauen Himmel hinauf, durch den Rosenwölkchen ziehen. Sie athmet Balsam, wie von Rosen und Lilien zusammen. Ist es der Hauch jener Wiesenblumen am Hirtenstab? Sie hört die Nachtigall schlagen — horch! Und auch die Lerche wirbelt bereits! Da spannt sich ein Regenbogen, wie ein Thor vom Himmel herab in das Thal, über die waldige Höhe. Sie will doch den Knaben fragen, wo das Regenbogenschüsselchen steht, von lauterem Gold, daß sie es der Mutter und den Geschwistern bringen kann. Sagt man nicht, wo Schätze liegen, da stellt der Regenbogen seinen Fuß auf? — Jetzt erkennt sie die Berge. Sie vernimmt ferues Abendläuten — das sind die Glocken ihres Dorfes! Neben ihr rauscht es wie mit einer alten trauten Melodie — es ist ihr Bach, an dem die Vergißmeinnicht so dicht geschaart blühen; an dem sie so oft den Wasserjungfern nachjagte, den dunkelblauen Libellen, wenn sie tanzend voranshüpften, bald erschienen, bald verschwanden. Sie will doch den Knaben fragen, wohin die Wellen so eilend wandern.

„Da läuft ja auch schon mein liebes Weglein hin durch die Weiden am Rain. Jetzt sind wir am Waldsaum bei den Birken. Kein welkes Blättlein ist noch heruntergefallen! Neben mir springt ein Reh her, das Reh, das ich mir oft gewünscht habe! Da schreit der Kukuk! Kukuk, wie lang' leb' ich? —

Digitized by Google

So antworte doch, du fauler Kukuk! — Was die Mädchen alle gewachsen sind am Brunnen! Keine kennt mich mehr. Sie nicken so scheu mit dem Kopf. Keine wundert sich, daß ich auch da bin! Die Tauben fliegen gar vor mir davon. Bläst nicht das Posthorn? Ja, Scheiden und Meiden thut weh! — An unserem Hause sind noch die Schwalbennester über der angelehnten Thür. Wo nur der Knabe bleibt? Die Mutter freut sich gewiß auf ihn. Ich will noch nicht hineingehen. Ich will erst durch das Fenster lugen. — Da sitzt meine Mutter und spinnt. Die Lene und das Brüderchen schlafen schon. Laß dir nur den Faden nicht reißen, Mutter!" —

(Fortsetzung folgt.)

* Musikalisches.

Die im Verlage von J. J. Tascher in Kaiserslautern herausgekommene Sammlung: „Geistliche und weltliche Chöre von J. H. Lützel" bietet des Trefflichen und Schönen in einem Maße, wie wir solches in ähnlichen Erscheinungen nicht wieder finden dürften. Sängerchöre, die sich und ihre Zuhörer an ächten Kunstgebilden erfreuen wollen, finden hier den edelsten und mannigfaltigsten Stoff. Besonders dürfte dieses Werk den Lehrergesangvereinen und Schullehrerseminarien warm empfohlen sein, da dasselbe in seinen beiden Abtheilungen nur classische und zugleich nicht schwer ausführbare Tonschöpfungen enthält. Die geistlichen Chöre berühren die verschiedenen Kirchenzeiten in je mehreren Nummern von den besten Meistern alter und neuer Zeit. Unter den weltlichen Liedern begegnen wir in 30 Nummern den hervorragendsten Componisten, wie Mozart, Mendelssohn, Nägeli, C. Kreuzer, Silcher ꝛc. ꝛc. Besondere Aufmerksamkeit hat der Hr. Verfasser in der zweiten Abtheilung dem Volksliede gewidmet. Die äußere Ausstattung verdient alles Lob, besonders der correcte und schöne Druck des Partiturſatzes, der das Abschreiben der einzelnen Stimmen gänzlich überflüssig macht. Es steht zu erwarten, daß das Büchlein eine ehrenvolle Runde in Deutschlands ernsten Sängerkreisen machen wird.

* Steinalb*).

Ich wandle hier wie in der Welt der Dichtung,
Umringt von Bildern wechselnder Gedanken:
Der Bach durcheilet hell die Felsenschranken,
Verborgnen Quells, in tiefgewundner Richtung.

Die Felsen ob dem Pfade drohn Vernichtung,
Doch sie umschlingen immergrüne Ranken;
Bald goldne Strahlen und bald Schatten schwanken
Durch windbewegter Bäume Laub und Lichtung.

Fern rauscht der Mühle ruhelos Getriebe,
Dort gähnt die Grott', umflüstert von der Sage
Am stillen Hang, das Haus verrathner Liebe,

Rings Jubel — und der Nachtigallen Klage —
O Räthselbild voll antwortloser Frage!
Voll Graun — wenn nicht der Blick zum Himmel bliebe!

Ch. Böhmer.

* Homonyme.

Wir sind's gewiß in vielen Dingen,
Im Tode aber sind wir's nicht.
Die sind's, die wir zu Grabe bringen,
Und eben diese sind es nicht.
Dieweil wir leben, sind wir's eben
Von Geist und Angesicht;
Dieweil wir leben sind wir's eben
Zur Zeit noch nicht! —

Auflösung der Charade in № 97:
Friedhof.

*) Die sogenannte Steinalb ist eine wildromantische Gebirgs- und Felsenparthie in der Winterhauch, 1½ Stunden von Kusel entfernt, ein interessantes Duodezbild der fränkischen Schweiz oder Muggendorfer Gegend zwischen Baireuth und Erlangen. Jeden Freund von Naturschönheiten, der in die daran so reiche Gegend Kusels kommt, wird eine Excursion in die stille Steinalb nicht gereuen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 99. Speyer, Samstag 14. September 1861.

Die rechte Marie.

Von

Emma Niendorf.

(Fortsetzung.)

So, in allen ihren Phantasieen, lebte sie stets in der Heimath, in einem holden Wahnsinn des Fiebers, bis an das Ende, lebte und starb in der Heimath — um in die ewige zu gehen, aus einer in die andere! Am sechsten Tage verschied sie um die Abendzeit, sie war nicht mehr zu sich gekommen. In den letzten Tagen war ihre Mutter noch bei ihr, die man vom Lande kommen ließ, eine noch immer schöne Frau, trotz dem Schnee im Haar, trotz den Sorgen, die sich eingegraben in den feinen Zügen. Sie schlug die Hände stumm zusammen, als sie ihr Kind sah. Marie erkannte die Mutter nicht mehr. Das Mädchen sang laut mit einer vollen prächtigen Stimme, über die sich alles wunderte, ein Liedlein, mit welchem das Weib die Kleinen einst in den Schlaf gewiegt. Marie wiederholte es oft, nur immer schwächer, wie ein verschwebendes Echo, endlich nur mit ein paar leise verklingenden Tönen, wie ein Seufzen, bis sie ganz in den letzten Schlaf eingelullt war, in den tiefen, festen. Allmählig kamen der Mutter Thränen in die armen, von Arbeit und Nachtwachen müden Augen, wie sie ihr Kind, ihre Hoffnung, so auslöschen sah. Sie weinte zum Herzbrechen. In Schmerzen geboren, in Schmerzen verloren! —

Ein ehrliches Begräbniß sollte sie aber haben, die Frau wollte es schon auftreiben. Sie verkaufte ein Schaf, und wenn das nicht langte, so mußten auch die Pathengelder der zwei jüngern Kinder noch herhalten. Nein, keine Hand sollte an die Marie hin, kein Messer sollte ihre Haut auch nur ritzen, und wenn das Weib hungern und frieren mußte mit der Lene und dem Buben, den ganzen Winter! — In den zwei letzten Tagen war auch die Herrschaft heimgekommen vom Gebirg in die Stadt. Es war keine fröhliche Rückkehr — die Köchin in Thränen, die Marie fort. Die Räthin konnte sich gar nicht darein finden, das Mädchen zu missen. Sie wollte ihr den Leichenanzug schenken. Jetzt nähten Andere für die Marie! Auch Fräulein Laura half mit, bis der Bräutigam es ihr wehrte, weil es sie angreifen könne, und auch weil er es für ein böses Omen hielt. Man schickte das Leichenkleid hinaus — auch ein Brautkleid! Die Köchin brachte richtig einen schönen Myrthenkranz und setzte ihn der Entschlummerten selbst auf, als Krone über ihre reine Stirne, in das reiche blonde Haar, das hinten ein Häubchen nur halb bedeckte. Wie ein Engelbild lag Marie da, die Köchin konnte nicht Wunder genug davon sagen. Voll und rund, wie Marmor, streckten sich ihre Glieder hin, die gar nicht abgezehrt waren, weil die Krankheit ja so raschen Verlauf nahm.

Gleich nach dem Hinscheiden hatte man, kraft der herrschenden Disciplin, die Mutter weggeschickt mit der Weisung, sie dürfe nach den Regeln des Krankenhauses erst eine Stunde vor der Bestattung sich wieder einstellen und ihre Tochter sehen. Viele Leute kannten die Marie, die ganze Nachbarschaft, alles hatte sie lieb gehabt. Alle ginzen nun hinaus zu ihrer Leiche, alle wollten sie noch einmal sehen. Das Volk faßt den Tod noch in seinen großen einfachen Zügen auf, ihm ist er ein Feiertag, ernst, aber verklärt, eine Apotheose der Arbeit und des Duldens — der Sieg des Armen und Niedrigen, — darum ziehen sie auch muthiger als wir die

Digitized by Google

letzte Straße. Sie sind in schwerer Lehrzeit, überhaupt gestählter gegen die Nothwendigkeit, bei aller noch mehr ursprünglichen Innigkeit des Mitleids, die im gemeinschaftlichen Leiden wurzelt. — Alle wollten sie noch einmal sehen, sämmtliche Mädchen bei uns, durch alle Stockwerke, ja in der halben Straße, ungerechnet die Dienerschaft sonstiger, mit der Räthin befreundeten Familien, dazu dann auch noch einige Landsmänninnen und Schulkamerädinnen; die eine hatte mit ihr Kochen, die andere Kleidermachen gelernt. Die war neben ihr im Religionsunterricht, die in der Strickstunde gesessen. Die Milcherin, die Waschfrau, auch der Polizeidiener, der Mariens Gevattermann worden — alle begleiteten die Mutter, eine ganze Procession von dunkeln Gestalten und anhänglichen Gemüthern. Im Krankenhause angelangt, warteten sie im Gange, bis man den Sarg herausträge, denn sie durften nicht hinein.

Mit klopfenden Herzen horchten sie, und manche wischten sich schon jetzt die Augen. Endlich, nach langem Harren, polterte es, man vernahm schwere, hallende Tritte, die sich näherten. Männer, schwarz wie die Raben, trugen den geringen Sarg. Bei seinem Anblick hörte man schon da und dort Schluchzen. Um Halt zu machen, stellten sie ihn im Gange hin. Die Mutter sagte, sie wolle ihr Kind noch einmal sehen. — Da hoben die schwarzen Männer, welche den Sarg trugen, ihr den Deckel nur ein klein wenig, bloß einen kleinen Spalt, daß die Frau nur so hineinlugen konnte. Mit gefalteten Händen sagte sie weinend: „O du arme Marie, so siehst du aus, so hat der Tod dich zugerichtet!" — Sie erkannte ihr Kind nicht wieder. Die übrigen drängten sich auch herzu: Eines schaute dem andern über die Achseln, ein Kopf streckte sich vor dem andern vor, die letzten stellten sich auf die Zehen, alle wollten sie noch einmal sehen. — „Das kann ja die Marie gar nicht sein, wie die aussieht!" äußerten viele. Einige der Mädchen wünschten noch Haare von ihr und schickten sich an, sie ihr abzuschneiden. Sie hatte ein Häubchen auf und darüber den Myrthenkranz von der Köchin. Indem sie dasselbe so zurückschoben, sagten sie, zuerst leise, dann lauter: „Die hat ja schwarze Haare, und die Marie hatte blonde! Das sind ja nicht der Marie ihre Haare!" — Und auch andere traten hinzu und bestätigten es. „Das ist ja nicht die rechte Marie!" hieß es, und bald ging es von Mund zu Mund: „Es ist nicht die rechte Marie!" —

(Schluß folgt.)

Aus Amerika.

† **Speyer**, 11. Sept. Der Redaction d. Bl. wurde ein Auszug aus einem Briefe, den ein Pfälzer aus Amerika in seine Heimath sandte, von dem Vater desselben mit dem Ersuchen übergeben, denselben in dieses Blatt aufzunehmen, da er einiges Interessante und Belehrende bezüglich der amerikanischen Verhältnisse enthalten dürfte. Diesem Wunsche können wir um so bereitwilliger nachkommen, da dieser Brief, ohne Absicht einer Tendenz, das Gepräge offener Wahrheit trägt.

New-York, 21. Aug. „... Nachdem sich die Feindseligkeiten zwischen Süden und Norden ernstlicher gestalteten und beide Seiten eine starke Truppenmacht ins Feld stellten, mußten alle Miliz-Regimenter sich fertig machen und auf 3 Monate in Unitet Staats Services schwören. Der Mann, bei dem ich zuletzt arbeitete, gehörte auch zu dem hiesigen 5., ganz deutschen Regiment und mußte in Folge dessen fort. Er übergab das Geschäft seinem Bruder und ich war dadurch ohne Stelle. Eine Stelle zu bekommen in diesem Augenblicke war beinahe unmöglich und auf Anrathen meines Principals ließ ich mich in seinem Regimente aufnehmen. Ich konnte mich hiezu auch entschließen, indem erstens alle Militia-Regimenter nur auf 3 Monate Verträge eingingen und diese zweitens auch mehr Vortheil als freiwillige Regimenter hatten, indem letztere auf 2 Jahre oder auf Kriegsdauer schwören mußten.

Wir gingen am 28. April von hier weg, und unsere erste Position bekamen wir nach einer viertägigen Seereise in dem östlichen Virginien, nämlich in Fort Monroe. Wir gingen jedoch, da wir nur 2000 Mann

Digitized by Google

waren, bald weiter nördlich die Bai hinauf nach Anapolis (Maryland). An diesem Platze begann nun der im amerikanischen Felde sehr harte Dienst. Da die Rail road (Eisenbahn), nach Washington führend, die nach dieser Hauptstadt Truppen zufuhr, immer von den Secessionisten aufgerissen wurde, so mußten wir solche mit 800 Mann 50 Meilen weit bewachen und campirten unter freiem Himmel. Nach 14 Tagen wurden wir dann durch ein anderes Regiment abgelöst und gingen vorwärts nach Washington und waren da in dem Capitol, das durch seine Größe, seinen großartigen Styl, seine Eleganz und Schönheit nicht leicht von etwas Aehnlichem übertroffen wird. Nach 16 Tagen gingen wir, 10,000 Mann stark, wovon natürlich deutsche Regimenter die Avantgarde bildeten, nach Feindesland Virginia; die nächste Position war bei Fairfax Courthouse — 15 Meilen von Washington. Wir hatten da einigemal Scharmützel mit dem Feinde, doch keine ernstliche Schlacht, da sich die Secessionisten immer weiter zurückzogen. Wir hatten einen schweren Felddienst, wie er in Deutschland nie vorkömmt; unsere Kost bestand meistens nur aus gesalzenem Fleische und Zwieback. Die Tage waren da sengend heiß und die Nächte erbärmlich kalt. Ich war Nachts oft auf Vorposten oder unter freiem Himmel ohne Zelt gewesen; der Thau stand des Morgens fingerdick auf den Kleidern.

Nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte wurde unsere Division, 20,000 Mann stark, unter General Patterson nach einer andern Position gebracht. Wir reisten ungefähr 400 Meilen mit der Eisenbahn durch Maryland und South-Pennsylvanien, gingen bei Williamsport-Happerstown über den Potomac — einen Fluß, etwas breiter wie der Rhein, aber nicht immer so tief. Dort sollten wir Leeburgh und Winchester belagern, die von 20,000 Mann feindlichen Truppen besetzt waren. Hier wiederholte sich nun wieder der schwere und hemmige Felddienst. Nachdem wir die ganze Zeit den feindlichen General Johnston mit seinen 20,000 Mann im Schach hielten, wurde den Südtruppen unter ihrem Präsidenten Jefferson Davis und General Beauregard von Süd-Carolina von unsern Truppen, die uns inzwischen ablösten, bei Fairfax eine Schlacht angeboten. Diese dauerte von früh Morgens bis 11 Uhr Mittags, und die Südländer, 24,000 Mann, waren gegen die Unseren, 18,000 Mann, schon im Weichen, als gerade zu dieser Zeit durch ein unerwartetes Ankommen des General Johnston, mit seiner beinahe ganzen Macht verstärkt, die Schlacht zum Nachtheil unserer Leute ausfiel und verloren ging. Diese zogen sich dann gegen Washington zurück. — Ich muß nun erklären, wie Johnston von Winchester, wo wir ihn belagerten, weg konnte. Unter falschen Vorspiegelungen wurde uns vorgemacht, den Feind von einer andern Seite anzugreifen und unser Obergeneral Patterson führte die Armee eine andere Richtung und gab sohin dem feindlichen General Johnston Gelegenheit, den Seinigen bei Fairfax zu helfen. Diese Blöße wurde schon einige Tage vor der Schlacht am 21. Juli d. J. gegeben. Unser Verlust betrug an dieser Stelle ungefähr 500 Todte, 800 Gefangene und Verwundete; den Verlust des Feindes schätzt man jedoch höher. Patterson, der solches zum ungeheuren Nachtheil der Nordstaaten entweder aus Verrath oder Dummheit gethan hat, wurde von uns selbst, durch Beschluß der Offiziere, verhaftet und als Verräther nach Washington gebracht, wo er seinem Urtheile vor dem Court martial entgegensieht. — Alle Miliz-Regimenter wurden nun, da ihre Zeit aus war, nach Hause geschickt und einige Tage hernach aus dem Dienste entlassen. Wir erhielten per Monat 21 Dollars 68 C.; ich war Unteroffizier und bekam 2 Dollar mehr.

Die Kriegführung in Amerika ist für den Soldaten eine sehr schlimme. Sache Die Leute werden meist von ihren oft sehr unwissenden Offizieren schlecht behandelt, nicht selten betrogen; dann sind im innern Lande öfters keine Verbindungen weder zu Lande noch zu Wasser, weder Eisenbahnen noch fahrbare Wege und man muß sich durch die Wildniß so gut, wie möglich, durchhauen; alle 2—3—6 Meilen steht dann und wann ein Farmerhaus.

Viele unserer Leute konnten das Klima mit seinen heißen Tagen und kalten Nächten

Digitized by Google

nicht ertragen und erlagen daran. — Die Zustände nehmen dermalen einen immer ernstern Charakter an. Der Süden ist stark gerüstet und beinahe alle früheren amerikanischen Offiziere sind in seiner Armee, da sie fast alle Südländer waren. Auch soll der Süden, wie man vermuthet, von England unterstützt werden. Die Gesetzgebung hat für den Norden 500 Millionen Dollars zur energischen Kriegführung gegen den Süden bewilligt, damit dieser gezwungen werde, in der Union zu bleiben, um den großartigen Bau der Republik zu erhalten. Der Norden hat jetzt eine Armee von 250,000 Mann, will sie aber, wenn erforderlich, auf 400,000 bringen, was dem Süden in dieser Hinsicht nie möglich wird.

Unter solchen Verhältnissen existiren die Geschäfte nur noch dem Namen nach und die politischen Parteien liegen sich in den Haaren. Die Demokraten geben den Republikanern Schuld an diesem Bürgerkrieg. Die Republikaner, die jetzt am Ruder sind, haben die verdammte unheilvolle Sclavenfrage hervorgerufen und Männer an die Spitze gestellt, die ihr Amt gleich einem Handelsgeschäfte betrachten und nur darauf ausgehen, für ihre Person aus jeder Sache Geld zu machen, was überhaupt dem Amerikaner angeboren zu sein scheint. Für Geld thut ein Amerikaner Alles und scheut keine Mittel, wenn sie auch noch so ehrlos wären. Dieser verderbliche unheilvolle Bürgerkrieg ist das Werk einiger ehrlosen Wichte, die, wenn das Geld, das für die armen Soldaten gemünzt ist, sich in ihren Säcken befindet, mit dem Süden alsdann Verträge abschließen.

Der jetzige Präsident Lincoln — zwar ein ehrlicher, aber schwacher Mann — läßt sich von den Drahtziehern seiner Partei führen und drehen, wie es diesen nützt. Mit wenigen Ausnahmen sind die wichtigsten Verwaltungsposten in den Händen solcher politischen Drahtzieher, die sich das Vertrauen des Volkes zu erschleichen gewußt haben. Lincoln ist seinem Zeitalter nicht gewachsen und das schöne Land Amerika muß unter dem Drucke solcher schändlichen Geldmenschen und ehrlosen Wichte seufzen und leiden.

Tüchtige Anführer hat Amerika sehr wenige. Unsere Landsleute, die Deutschen, müssen auch da wieder den Ausschlag geben. Ohne diese Deutschen — Gute Nacht, nördlicher Staatenbund! —

General Siegel, ein Karlsruher, ist eben der gefeierte Held, sowohl im Norden als im Süden. Obgleich ihn der letztere in den Himmel wünscht, achtet er ihn doch hoch, und durch diesen bekommen die Amerikaner einen ganz andern Begriff von dem bis jetzt nur gering geschätzten Dutchman. Siegel ist derjenige, der in Missouri mit einer im Verhältnisse zum Feinde sehr geringen Zahl einmal um das andermal als Sieger hervorgeht.

Wie man in hiesigen Kreisen spricht, will die republikanische Partei im Süden eine Negerinsurrection hervorrufen, eine Emancipation der Sclaven; — doch ich will für meinen Theil noch nicht daran glauben. Wenn die Menschen noch ein wenig Ehre im Leibe haben, so werden sie zu solchen Mitteln nicht greifen. Würde dieses geschehen, so wäre der Süden nicht nur unterdrückt, sondern er wäre ruinirt. Was würde es dann geben? Meuterei und Parteikrieg. Da New-York größtentheils vom Handel mit den südlichen Staaten lebt, so sagt man, daß diese Stadt mit dem Süden sympathisirt. Doch ich will dieß eben so wenig glauben.

Für die nächste Zeit ist Amerika so gut wie ruinirt — mag es auch gehen, wie es will. Einstweilen genug ꝛc."

* Charade.

(Dreisylbig.)

Wenn dich auf rauhem Pfad die Erste schreckt,
Wenn Stürme dir die beiden Letzten rauben,
Dann denke noch mit hoffnungsvollem Glauben
Der Zeit, da dich das stille Ganze deckt.

Auflösung der Homonyme in № 98:

Verschieden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Eduard Grib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 100. Speyer, Donnerstag 19. September 1861.

Die rechte Marie.

Von

Emma Niendorf.

(Schluß.)

Immer lauter schallen die Stimmen. Die Träger dürfen sich nicht länger weigern, den Sarg ganz zu öffnen — wie zögernd sie es auch thun. — Da liegt eine andre weibliche Leiche, langgestreckt, mit über der Brust gekreuzten Händen, noch einmal so alt, gelb und verschrumpft wie eine Mumie, die sie statt der Marie begraben wollten, in deren bräutlichem Schmuck! — Stumm vor Entsetzen schlagen die Weiber die Hände über den Kopf zusammen, die Mutter verbirgt den ihren vor dem Anblicke an der Brust einer theilnehmenden Nachbarin. Der Gevatter Polizeidiener bricht Angesichts der Bahre und des hülflosen Leichnams beinahe in Flüche aus. Er pocht mit seinem Stocke auf die Steinplatten, er fordert Untersuchung, Strafe des Betrugs, Gerechtigkeit. Es sammelt sich um diese Gruppen noch ein zweites, gleichgültiges Publikum. Auch diese Zuschauer ergreifen Partei, zeigen unverholen ihre Entrüstung über dieses Attentat auf die Heiligkeit des Todes. Es entsteht ein Ab- und Zulaufen, eine Verwirrung. Der Wortwechsel steigert sich fast zum heftigen Streit gegenüber dem kalten Frieden des Sargs.

Bestürzt rennen die Angestellten, die Aufseher, die Diener hin und her. Der Eine schreit dies, der Andere stammelt das. Keiner kann, keiner will Rechenschaft geben. Niemand weiß etwas davon, niemand hat es gethan. Beinahe käme das Ganze auf einen Spuck heraus, auf eine Hexerei. Das sei eine Verwechslung, heißt es zuletzt von dieser Seite; die Marie müsse noch oben liegen in der Todtenkammer. Man entschuldigt sich damit, die Todtenfrau habe die Unrechte genommen und in den Sarg gelegt. Man habe ihr gesagt, es sei nur noch die Eine oben im Saale und die solle sie nehmen. Und nun habe sie die, statt der in der Kammer, in den Sarg gethan, weil sie von der Andern nichts wußte. Auf solche Weise suchen die Betheiligten den Vorgang zu vertuschen. Die Leidtragenden schweigen kopfschütteind und beklommen, aber keineswegs überzeugt.

Man entschließt sich nun endlich, in der Todtenkammer die rechte Marie zu holen, die beinahe um ihren ersehnten Myrthenkranz und um ihr ehrliches Begräbniß, auf welches doch die Leute im Volke das höchste Gewicht legen, bestohlen worden wäre. Die alte Frau freut sich über ihre Marie, als wenn sie ihr von neuem wieder geschenkt worden wäre, herzt und küßt den starren Leichnam. Mit Hülfe von einigen ihrer Begleiterinnen hüllt sie, nach Beseitigung der falschen Marie, im kühlen dunklen Kämmerlein den unschuldigen schönen Leib abermals in das entwendete Todtenkleid, in das von der Herrschaft gestiftete schneeweiße Grabgewand, und setzt der Jungfrau den entweihten Schmuck, den Myrthenkranz, die Liebesspende der treuen Köchin, wieder auf die Stirne; und all' die betrübten Herzen laben sich an dem sanften Bilde. Sie tragen es davon, es der grünen Erde zu vertrauen — wie man Blumen einsäet. Der langverzögerte Leichenzug setzt sich nun in Bewegung — und bald liegt Marie an einem andern Mutterherzen, in einem andern Mutterschooße. Wir dürfen annehmen, daß auch die neue Egyptierin zu einem Sarge und zu ihrer Ruhe gelangt sei.

Digitized by Google

Obgleich man, wie schon erwähnt, das gegebene Aergerniß möglichst zu dämpfen trachtete, verbreitete sich die Kunde davon, durch so viele Augenzeugen bekräftigt, doch gar bald in der ganzen Stadt. Natürlich mußte es Aufsehen erregen, daß in einer sonst als trefflich bezeichneten Wohlthätigkeitsanstalt ein solcher Skandal sich einschleichen konnte; denn niemand zweifelte unter diesen Umständen mehr, daß Industrie dabei im Spiele sei, und daß man die Marie, das herrliche Geschöpf mit dem jugendlichen, tadellos geformten Körper in die Anatomie verkaufen wollte, statt des zerrütteten und entstellten der Andern, deren Begräbniß niemand zahlte, und für welche im Klinikum, dem sie sonach verfiel, nur ein weit geringerer Preis gelöst werden konnte.

Etwas Seltsames darf ich nicht vergessen: die Marie hat auf ihr Grab ein schönes Kreuz bekommen, edel gezeichnet, mit Messing reich verziert, so daß es in der Sonne weithin blitzt, ohne daß man weiß, von wem und woher, ohne daß man nur im mindesten darauf rathen könnte, und die theilnehmende Neugierde, und dazu die weibliche, hat es doch recht darauf angelegt. Aber trotz aller Nachforschungen bleibt es ein Räthsel. Das Kreuz stand eben einmal da wie aus der Erde gewachsen. Auch ist das Kreuz immerdar mit frischen Blumen, mit vielen Blumen, geschmückt. Nie wird der Hügel von duftenden Blüthen leer, welche überdies stets sinnig und geschmackvoll geordnet sind. Die Mädchen im Hause, die oft hinausgehen auf den Kirchhof, um ihre Gefährtin zu besuchen, und denen das ein lieber Sonntagsspaziergang geworden ist, der ihre Seelen erbaut und rührt, so daß man sagen kann, noch von Mariens Grab geht der Segen aus, — brachten diese Neuigkeiten immer mit zurück. Da hieß es einmal: „Die Marie hat jetzt ein prächtiges Kreuz bekommen!" — Und dann abermals: „Jetzt sind wieder so wundervolle Blumen da!" — Oder: „Heute haben wir Rosen und Stiefmütterchen und Reseda unter dem Kreuz gefunden." — Im Herbste waren Dahlien und Astern wie zu einem Sternenkranze verschlungen. So wechseln die Blumen immer, und es ist oft, als wenn sie ihre eigne Sprache hätten. Jedermann freut sich über diese Ehre noch im Tode, denn alles war dem Mädchen gut, sie war der Augapfel von allen. Ihre Freundinnen, und selbst die fremdesten Mägde in der Stadt, welche Marie im Leben nie sprachen, oder ihr wohl gar kaum begegnet, sondern nur nach ihrem Hintritte von ihr gehört haben, nehmen es hoch auf, als wenn es ihnen selbst geschehe, und finden sich in ihr ausgezeichnet. Es spornt sie zum Guten an, und die Marie ist bald in aller Mund, nah und fern, als wie ein Vorbild. Man wird schon den Kindern von ihr erzählen.

Sie hat nun doch ihren „höchsten Wunsch auf dieser Welt" erreicht. Und noch darüber — das funkelnde Kreuz und die immer neu duftenden Blumen, unter die sich oft eine Myrthe stiehlt — wer weiß, von welcher Hand gebrochen! Ungerechnet alle Liebe, welche die Genossinnen hinaustragen auf das Grab, so daß Liebe, wie Kreuz und Blumen, nicht aufhören zu sagen, auch im andern Sinne, es sei:

„die rechte Marie!" —

Georg Neumayer.

* **Neustadt**, 15. Sept. Jedes Land hat ein Recht, in einem gewissen Sinne stolz zu sein auf die Männer der Wissenschaft, die es die Seinigen nennt. Deutschland hat dieses Recht unter allen Ländern Europas in erster Linie. Seine Gelehrten ragen wie durch ihre Zahl, so durch die Gründlichkeit und Tiefe ihrer Forschungen auf allen Gebieten der Wissenschaft hervor und erhalten den deutschen Namen bei allen Nationen hoch in Ehren; insbesondere sind es die Forscher im weiten Reiche der Natur, von den Engländern natural philosophers genannt, die bei der Allgemeinheit ihrer Wissenschaft auch eine allgemeine Bekanntschaft genießen und der Nation, der sie angehören, überall auf der Erde, wo Wissenschaft geschätzt und gepflegt wird, zu hoher Ehre gereichen. Darum wird den Männern, die jetzt in unserer Kreishauptstadt zu wissenschaftlicher Berathung tagen, den deutschen

Digitized by Google

Naturforschern, mit der freudigsten Bereitwilligkeit von Gemeinden und Corporationen, wie von jedem Einzelnen alle Ehre erwiesen, die der Würde derselben entspricht und in den Kräften derer steht, welche sich ihres Besuches erfreuen. Die Pfalz ist nicht reich an Naturforschern, doch hat auch sie Männer, auf die sie mit Recht stolz sein kann. Es sei hier unter den alten Gelehrten nur unser als Mensch, als Gelehrter und als Lehrer hochverehrter Schwerd, unter den jüngeren Georg Neumayer, ein Sohn des vor wenigen Jahren zu Frankenthal verstorbenen wackeren Notärs Neumayer, genannt. Ueber den letzteren, da er und sein Wirken in seinem Vaterlande weniger als in der weiten Ferne bekannt ist, mögen hier einige Notizen, die ich seiner 1859 zu Melbourne in Australien erschienenen Schrift entnehme, eine kleine Stelle finden. Die Schrift ist in englischer Sprache geschrieben und enthält die Resultate der magnetischen, nautischen und meteorologischen Beobachtungen, die bei dem „Flagstaff" Observatorium zu Melbourne und auf verschiedenen andern Stationen der englischen Colonie Victoria in Australien, welche Observatorien sämmtlich unter Neumayer's Direction stehen, gemacht und gesammelt wurden. — Tief durchdrungen von der großen Wichtigkeit von Beobachtungen, die für die Förderung der Kenntniß des Erdmagnetismus berechnet sind, und überzeugt, daß der rasche und erleuchtete Aufschwung der Colonie Victoria der Naturwissenschaft eine mächtige Stütze in der südlichen Halbkugel sichern würde, entschloß sich Herr Neumayer schon bei dem Besuche, den er während der Jahre 1852 und 1853 dem australischen Festland gemacht hatte, dahin zurückzukehren, nachdem er in Europa nur so lange geblieben als erfordlich wäre, die nöthigen Vorbereitungen für die Einrichtung eines Observatoriums zu Melbourne zu machen.

„Bei meiner Ankunft in Europa," sagt er, „war ich glücklich genug, überall Sympathien für meine Plane anzutreffen; und es war die erleuchtete Liberalität Sr. Majestät Maximilian's II. von Bayern vor Allen, die dem Unternehmen eine rasche Ausführung sicherte. Versehen mit der vortrefflichsten Sammlung magnetischer, nautischer und meteorologischer Instrumente, verließ ich Europa, nachdem ich noch eine herzliche und sehr werthvolle Unterstützung von dem Senate und dem Handelscollegium der freien Stadt Hamburg empfangen hatte, und landete in der Colonie den 27. Januar 1857." — Die freundliche Aufnahme, die er bei seiner Ankunft in der Colonie fand, die warme Unterstützung, die er von der Handelskammer zu Melbourne und in der Presse erhielt, bestärkten ihn in der früher gewonnenen Ueberzeugung, daß die Wissenschaft, die er zur Aufgabe seines Lebens gemacht, an jenen Küsten eine Heimath und einen günstigen Boden zu ihrem Wachsthum und für ihre Pflege finden werde. Und in der That fand er bei seinen deutschen Landsleuten der Colonie eine so entgegenkommende Unterstützung seiner Plane, daß sie durch eigene Subscription für die Errichtung und Einrichtung des Observatoriums die Summe von 500 Pf. St. oder 6000 fl. zusammenbrachten. Die Colonial-Regierung ließ dann von der Gesetzgebung die weiteren Geldmittel bewilligen, so daß bald an's Werk gegangen werden konnte.

Die Wahl des Platzes bot bedeutende Schwierigkeit, und da besondere Aufmerksamkeit den Anforderungen der Wissenschaft vom Erdmagnetismus zu widmen war, so verwendete er drei volle Monate auf die Untersuchungen, welche über die Verhältnisse der verschiedenen Oertlichkeiten rings um Melbourne bezüglich ihrer Bequemlichkeit für Beobachtungen der magnetischen Elemente Licht verbreiten sollten. Zufolge dieser Untersuchungen empfahl er dem Gouvernement, daß ein Stück Land auf der Südseite des Flusses Yarra in der Nähe des botanischen Gartens für das Observatorium bewilligt werden möge, da es der einzige Platz wäre, den er in jeder Beziehung für sein Vorhaben geeignet fand. Und gleichwohl schien es nicht rathsam, zu jener Zeit den vorgeschlagenen Platz zu bewilligen, und so traf es sich, daß vorübergehende Anordnungen an dem „Flagstaff"-Hügel gemacht wurden, indem man die vorhandenen Gebäude benützte,

Digitized by Google

Systematische Beobachtungen konnten erst am 1. März 1858 begonnen werden, aber bloß in dem meteorologischen Zweig und in der Schifffahrt. Die Beobachtungen über Erdmagnetismus begannen erst seit dem 1. Mai und ungeachtet der kleinen, für das Observatorium bewilligten Summe während des Jahres 1858 wurde doch der Arbeitsplan in seiner ganzen Ausdehnung aufgenommen und durchgeführt, was ohne große Selbstverleugnung von Seiten des „Staff" nicht ausführbar war, da derselbe nur aus Herrn Neumayer und zwei Assistenten, der Herren J. Bauer (aus Frankenthal) und F. W. Osborne bestand. Zu Anfang des Jahres 1859 wurde die Stellung des Observatoriums beträchtlich verbessert, indem die Gesetzgebung eine den Anforderungen des Instituts mehr entsprechende Summe Geldes bewilligt hatte, und am 1. März 1859, dem Jahrestage der Eröffnung, wurde seine Wirksamkeit wieder erweitert durch die meteorologischen Stationen des Landes, die man unter Neumayers Oberleitung stellte.

Das Observatorium liegt unter 37° 48′ 45″ südlicher Breite und 9° 39′ 53″ östlich von Greenwich.

Die Resultate der Beobachtungen, welche Neumayer den beiden Häusern des Parlaments vorgelegt, umfassen einen Folioband von 262 Seiten nebst 18 graphischen Darstellungen und zeigen von rastlosem Fleiß, gründlicher Beobachtung und wissenschaftlicher Begabung. Dieselben haben ohne Zweifel einen großen Werth für die Männer von Fach; auch Nicht-Fachmänner von wissenschaftlicher Bildung werden mit Interesse einen Blick in dieselben werfen und die Mannigfaltigkeit des Beobachteten bewundern. Sie werden in den Wunsch einstimmen, daß Herr Neumayer das Glück haben möge, eine feste dauerhafte Gesundheit recht lange zu genießen und zur Förderung der Naturwissenschaften, welche so tief in die Lebensverhältnisse eingreifen, mit glücklichem Erfolge fortzuwirken, daß ihn die deutsche Nation zu denen rechnen könne, die den deutschen Namen in fernen Himmelsstrichen unter fremden Völkern nur mit Ehre nennen lassen.

Gesangsschule für Männerstimmen von M. H. Schletterer, Kapellmeister an den protestantischen Kirchen in Augsburg. Op. 20. Verlag von J. J. Tascher in Kaiserslautern. 1861. Preis 54 kr.

* Der lebhafte Aufschwung des deutschen Männergesangs, die täglich bis in das kleinste Dörfchen sich auftuenden Gesangvereine einerseits, die leider sich immer häufiger sich geltendmachende Verflachung der Gesangsstoffe und die lautgewordene Klage über Stimmenmangel anderseits, haben ein Schriftchen geschaffen, das unter obigem Titel sich die Aufgabe gestellt hat, den Volksgesang zu heben und zu tragen. Die Direktoren finden in demselben den sichersten Rathgeber zu allen Fällen ihrer Wirksamkeit, als Gesanglehrer in Ausbildung der Stimme, der Athems und des deklamatorischen Vortrags und als Dirigent zu sicherer Kenntniß der Auffassung und Ausführung der Chöre, sowie über die Tondichter und deren wichtigste Werke. Gesangvereine können ihre Bibliotheken nicht würdiger schmücken und ihrem Direktor nichts wichtigeres in die Hand geben, als dieses Werk.

---

* Homonyme.

Was es bedeutet, sei dein Herz,
Dann wirst du immer Frieden haben,
Dann wird dich Trost in jedem Schmerz,
Und Ruhe noch im Tode laben.
Und wie zwei Flüßchen unsrer Pfalz,
Die es benennet ebenfalls,
Durch grüne Auen sich ergießen,
Wird dann dein Leben heiter fließen!

r.

Auflösung der Charade in № 99:

Nachtmütze.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 101. Speyer, Samstag 21. September 1861.

Mißglückt!*)

Von

Fr. Friedrich.

Am Abend des 25. September 1808 saßen in dem niedrigen Gastzimmer eines einfachen Wirthshauses unmittelbar vor dem Thore Jena's zwei Männer; große, ernste Gestalten. In ihrer Haltung lag etwas Militärisches, welches durch den starken Schnauzbart, den beide trugen, noch mehr hervorgehoben wurde. Vor ihnen standen einige Gläser mit Wein, sie schienen indeß wenig Lust zum Trinken zu haben, nur dann und wann thaten sie, ungeduldig auf etwas harrend, einen raschen Zug aus den Gläsern und richteten dann wieder ihren Blick auf das nahe Thor der Stadt.

Der eine hatte bereits greises Haar und konnte ein Sechziger sein, während der andere vielleicht kaum vierzig Jahre zählte.

„Er läßt verdammt lange auf sich warten!" rief der ältere endlich, indem er aufsprang und mit raschen Schritten das Zimmer einige Male durchmaß. „Der Bursch hat nichts zu thun," fuhr er fort, „schon vor einer Stunde könnte er hier gewesen sein, aber in den Jungens steckt keine militärische Zucht und kein Gehorsam!"

„Ich bin auch jetzt noch der Ueberzeugung, daß wir besser gethan hätten, unser Vorhaben allein auszuführen," erwiederte sein Begleiter. „Daß wir ein gefahrvolles Werk vorhaben, welches vielleicht uns Beiden das Leben kosten wird, darauf bin ich vollständig vorbereitet; aber ich habe wenig Lust, durch die Unvorsichtigkeit oder den Verrath eines dritten zu Grunde zu gehen!"

„Verrath!" wiederholte der Aeltere, indem er seinen Begleiter starr anblickte; „Verrath! Der Bursch verräth uns nimmermehr, ich kenne ihn. Und wir haben ihn nöthig. Nach Erfurth dürfen wir uns nicht wagen und würden dort auch kaum Gelegenheit haben — Halt — dort kommt er!" rief er lebhaft, indem er durch das Fenster auf einen jungen Burschen, augenscheinlich einen Studenten, zeigte, der sich mit raschen Schritten dem Wirthshause nahte. „Das ist er, und wahrhaftig, der sieht nicht aus wie ein Verräther."

Sein Begleiter schwieg.

Wenige Augenblicke darauf trat der junge Mann in's Zimmer und eilte überrascht auf den älteren der beiden Männer zu.

„Ah, Herr Major, Sie sind es!" rief er und streckte ihm die Hand entgegen.

„Still, still!" wehrte dieser zurück. „Hier bin ich nicht Major und heiße auch nicht Hers, sondern bin Gutsbesitzer und heiße Röver, und dieser hier, mein Freund, der Lieutenant von Goette, ist hier gleichfalls Gutsbesitzer und heißt Darve."

Der junge Bursch, ein Student Namens Wilhelm Demmer, blickte den Major erstaunt an, denn er begriff nicht, was dies Alles bedeuten sollte.

„Wir haben Grund, unsere Namen und Persönlichkeiten geheim zu halten," klärte ihn der Major auf. „Es darf Niemand ahnen, wer wir sind, und noch weniger, was wir vorhaben. Und hierzu solltest Du uns behilflich sein."

„Ich? — Wozu?" fragte Wilhelm.

„Du weißt, daß Napoleon zu einer großen Conferenz mit dem Kaiser von Rußland in Erfurt zusammenkommen wird?" fragte der Major.

„Ja, Alexander wird heute oder morgen schon in Weimar erwartet. Der Großfürst

*) Westermann's Monatshefte.

Constantin ist bereits gestern dort eingetroffen," entgegnete Wilhelm.

„Wir wissen es," warf der Major ein. „Wie Du wissen wirst, wird auch Dein Vater als Secretär des preußischen Gesandten nach Erfurt kommen, wirst Du ihn dort besuchen? Du hast dort Gelegenheit, Napoleon zu sehen und wenn ich nicht irre, bist Du einer seiner Verehrer und Bewunderer."

„Ich — nein! Ich weiß nicht, ob ich nach Erfurt reisen werde," entgegnete Wilhelm nicht ohne Verlegenheit.

„Du weißt es," fiel ihm der Major in die Rede, „zum Wenigsten sagt es dieser Brief bestimmt. Er zog einen Brief aus der Tasche und hielt ihn Wilhelm entgegen. Dieser vermochte seine Unruhe nicht zu verbergen, als er ihn erblickte.

„Woher haben Sie den Brief?" fragte er hastig.

„Die Frage will ich Dir später beantworten. Freue Dich, daß der Zufall ihn mir in die Hände geworfen hat, sonst würde ihn die französische Polizei sicher erhalten haben und Du säßest in diesem Augenblicke vielleicht schon im Gefängnisse. Wie kannst Du solchen Brief zu schreiben und durch die Post zu versenden wagen! Jugendleichtsinn!"

„Ich hatte keine Ahnung, daß selbst hier die Briefe erbrochen werden," stotterte Wilhelm.

„Hier, — überall, — so weit eine Hand der französischen Macht reicht," rief Hers „Der Brief sagt, daß Du nach Erfurt zu reisen gedenkst und hofft, dort werde irgend eine entschlossene Hand den Unterdrücker und Feind Deutschlands für immer unschädlich machen. Weißt Du ob Jemand die Absicht hat?"

„Nein! Es war nur mein Wunsch und ist es noch. In mir und in der Brust meines Freundes, an welchen der Brief gerichtet ist, ist wohl die Idee aufgetaucht, es selbst zu thun, wir haben sie indeß aufgegeben."

„Ihr habt wohl daran gethan," unterbrach ihn der Major. „Eine solche That erfordert, wenn sie gelingen soll, den ruhigen und besonnenen Sinn eines Mannes. Ihr wäret verloren gewesen, ehe Ihr Euer Vorhaben ausgeführt. Aber es hat Jemand die Absicht, all der Qual, welche Napoleon über Deutschland gebracht hat, mit einem Male ein Ende zu machen, sein Tod ist beschlossen und Du — Du sollst dabei behilflich sein."

Wilhelm trat unwillkürlich einen Schritt zurück, denn dieses Ansinnen machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn.

Der Major bemerkte es und lachte laut auf. „Wie hättest Du die That ausführen wollen, wenn Du schon jetzt bange zurückbebst! Beruhige Dich — Du läufst wenig Gefahr, nur mittelbar sollst Du mitwirken, sollst nur einfach nach Erfurt reisen, um uns von dort genau Nachricht über Alles zugehen zu lassen. Die Stellung Deines Vaters wird Deine Anwesenheit von jedem Verdacht befreien — wir dürfen es nicht wagen, Erfurt zu betreten. Wilhelm schwieg.

„Oder glaubst Du ein Unrecht zu begehen, wenn Du an dem Untergange eines Menschen Theil nimmst, auf dem der Fluch von Millionen ruht?" fuhr Hers fort. „Du bist noch jung, hast noch nicht erfahren, wie weh die Schmach thut, sich solchem Tyrannen beugen zu müssen, wie es schmerzt, das Vaterland, das man liebt, durch ihn mit Absicht zu Grunde gerichtet zu sehen. Ich hasse diesen Menschen. Ich kenne ihn. Ich habe ihn gesehen und seinen frechen Hochmuth gehört, mit dem er meinen König und meine Königin behandelt, und doch ist er nicht werth, den Kleidessaum dieser hohen Frau zu küssen. Ich würde ihm vergeben, daß er Preußen fast vernichtet hat, das Glück ist ihm günstig gewesen und hat ihn unersättlich gemacht, aber daß er die Besiegten, die vom Unglück Verfolgten mit Hohn behandelt, daß er sie in ihren heiligsten Gefühlen zu verletzen sucht, daß er mit höhnender Schadenfreude den Fuß auf den Nacken der Unterjochten setzt, sieh, — das soll er mit dem Tode büßen und zwar bald, in Erfurt, wohin er nur kommt, um seinem Ehrgeize und schadenfrohen Herzen einen neuen Triumph zu bereiten. In Erfurt will er sich auf dem Gipfel seiner Allmacht zeigen, er will sich an dem Anblicke weiden, wie Fürsten und

Digitized by Google

Könige ihren Nacken vor ihm beugen. Sieh, — sieh her, Pariser Schauspieler läßt er nach Erfurt kommen, in diesem Briefe aus Paris steht es und es steht auch darin, daß er zu einem französischen Schauspieler spöttisch gesagt hat, er möge sich zusammennehmen, denn hier werde er vor einem Paterre von Königen spielen! Er mag sie kommen lassen, aber aus der Komödie soll ein Trauerspiel werden, in welchem er selbst die wichtigste Rolle übernimmt — von unserer Hand soll er sterben!"

„Herr Major!" rief Wilhelm unwillkürlich.

„Still! Nenn' mich nicht mit diesem Namen. — Unser Entschluß steht fest. Wir wissen, daß wir einen Mord begehen. Man wird uns verurtheilen, wir werden unsere That wahrscheinlich mit unserm Leben bezahlen — wir sind darauf gefaßt — aber sprich — sprich, wiegt das Unglück von Millionen, wiegt die Schmach, welche ganz Deutschland widerfahren, nicht schwerer als dieser Mord? Mein Gewissen wird keine Minute lang Reue empfinden und Hunderttausende werden im Herzen meine That segnen. — Sprich, willst Du uns beistehen!"

Er hatte mit Begeisterung gesprochen, seine Stimme hatte leise gebebt und Wilhelm war mächtig dadurch erregt. Entschlossen streckte er ihm die Rechte entgegen.

„Ich will es," sprach er fest entschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

* Die Pfälzer Stipendien in Utrecht.

Für die zahlreichen Pfälzer Theologen, welche ihre Studien ganz oder theilweise in Utrecht gemacht haben, sowie auch für andere Leser der Palatina wird es von Interesse sein, wenn wir hier nach einem rheinpreußischen Kirchenblättchen den Abschnitt aus dem vielgenannten Testamente Daniel Bernard's mittheilen, wodurch die Utrechter Stipendien gegründet wurden. Dasselbe ist vom 18. August 1761, also gerade vor 100 Jahren, datirt und die darin geschenkte Summe beläuft sich auf 9000 Pfund Sterling oder 108,000 fl.

Daniel Bernard war bekanntlich zu Frankenthal in der alten Kurpfalz geboren. Ueber seine Jugendzeit sind ebenso wie über seine späteren Lebensverhältnisse nur sehr dürftige Nachrichten auf uns gekommen. Nicht einmal sein Geburtsjahr ist bekannt. Sein Vater hieß Wilhelm Bernard. Wahrscheinlich hat er die lateinische Schule seiner kleinen Vaterstadt besucht. Er studirte in Heidelberg Theologie, wurde auch daselbst nach bestandenem Examen Candidat des — reformirten — Predigtamts. Ob er jemals dies Amt bekleidet habe, ist ungewiß; gewiß aber, daß er sich später in Holland, und zwar in Amsterdam, der Kaufmannschaft widmete. Im Auftrage seines Amsterdamer Hauses besorgte er dann Handelsgeschäfte zu Batavia in Niederländisch-Indien. Hier wurde er selbstständig und heirathete eine reiche Wittwe, welche er bei ihrem, nach wenigen Jahren schon erfolgten Tode beerbte. Um diese Zeit scheint er auch als Gouverneur der Niederlassungen auf der Küste Koromandel in Vorderindien thätig gewesen zu sein. Nach Holland zurückgekehrt, und nach kurzer zweiter Ehe zum zweiten Mal Wittwer, führte er in Amsterdam ein „einsames und stilles" Leben. Er heißt Herr von Neu-Hellevoet und von Ouak — offenbar nach seinen Besitzungen in Indien. Der holländische Name Guilsamj, welchen er seinem ehrlichen Pfälzernamen Bernard hinzufügte, scheint der Familienname seiner ersten Frau zu sein.

Außerordentliche Reichthümer machten ihm die Freude möglich, mehrere bedeutende Stiftungen zu errichten, die freilich alle bis auf die Utrechter Stipendien zu Grunde gegangen sind. Warum er gerade den Studirenden der Theologie seines Vaterlandes so besonders behilflich sein wollte, kann nicht zweifelhaft scheinen, da damals die Reformirten in ganz Deutschland, namentlich aber in der Kurpfalz, von Katholiken und Lutheranern schwer gedrückt waren. Die Stipendien sind nach dem Willen des Donators in erster Linie für seine Landsleute, danach für die Ungarn gegründet. Aber nicht alle Pfälzer sind nach dem Wortlaut der Urkunde gleichberechtigt, sondern nur diejenigen werden genannt, welche aus der „untern Pfalz,

Digitized by Google

worin dermalen (1761) Mannheim die Hauptstadt ist", also aus dem Gebiete der ehemaligen Kurpfalz herstammen. — Der Umstand, daß 1762 die ersten Stipendien (an zwölf Pfälzer 3900 fl.) vergeben wurden, macht es gewiß, daß der Stifter schon bald, nachdem er seine eben so fromme als patriotische Schenkung gemacht hatte, gestorben ist. Die Verwaltung der Stiftung liegt offenbar in sehr guten Händen, was dankend anerkannt werden muß. Die Professoren der Theologie zu Utrecht haben von Anfang an den Senior ihrer Fakultät mit Aufstellung der Jahresrechnung betraut; und wird dieselbe, nachdem sie von der Fakultät als richtig anerkannt ist, dem Willen des Stifters gemäß von Bürgermeister und Rath der Stadt (den wehtouders) in ordentlicher Versammlung auf dem Rathhause geprüft und festgestellt. Da das Testament fordert, daß für die Verwaltung keinerlei Vergütung gezahlt werden soll, so hat sich das Grundkapital (indem nicht immer die hinreichende Zahl von Benefiziaten da ist) außerordentlich und fortwährend vermehren müssen. Die jetzigen Einkünfte betragen über 9000 Gulden. Jeder Stipendiat erhält jährlich 350 fl, der fleißige außerdem 50 fl., und für jedes akademische Jahr, welches er ununterbrochen in Utrecht zubringt nochmals 50 fl. Auch seine Collegiengelder werden an die Professoren, welche er hört, aus der Stiftung bezahlt. Daß er die nöthigen Bücher erhalte, bestimmt das Testament ausdrücklich.

Letzteres aber lautet, soweit es hierher in deutscher Uebersetzung: Im Namen des dreieinigen Gottes, Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, Amen.

Auf heute den 18. August siebenzehnhundertneunundsechzig erschien vor mir Adrianus Hoevenaar, Notarius des Hofes von Utrecht, in Utrecht residirend und admittirt von dem Ed. Großachtbaren Herrn Bürgermeister und Rath derselben Stadt und vor den nachbenannten Zeugen:

Der Wohl. Ed. Gestr. Herr Daniel Bernard Guiljamz, Herr von Nieuw Hellevoet und Quack, zugleich Alt-Gouverneur und Direkteur auf der Küste Coromandel in Ostindien ꝛc.

Herr Comparent, dem Notarius und den Zeugen bekannt, gesund am Leibe, mit uns gesund und stehend, seines Verstandes und Urtheils vollkommen mächtig und gebrauchend wie es uns Notarius und Zeugen ganz und gar schien, erklärte geneigt zu sein, über seine nachzulassenden Güter zu disponiren, bereits vor dem zu erkennen gebend, daß er Herr Comparent ꝛc.

Indem nun Herr Comparent, Testator, hiermit in Kraft von ꝛc. auf's Neue disponirte, erklärte derselbe, sein Wille sei:

Fürs Erste: Daß die L. 9000 Capitalfond, sage Neuntausend Pfund Capitalfonds englische Bankactien, in der Hauptstadt London in England, im Comptoir der Bank auf des Comparenten Daniel Bernard-Guiljamz zu Utrecht Namen lautend und stehend und für seine Rechnung fortlaufend, nach Inhalt des empfangenen Notarialcertificats vom 15. August 1758 (zu finden in dem Bündel, worin die quittirten Rechnungen und Quittungen gepackt sind, und zwar in dem Faciekel bezeichnet G. betr. das Jahr 1758) immer und immer unaufhörlich und auf ewige Tage auf des Comparenten Namen verschrieben bleiben und fortlaufen sollen.

(Schluß folgt.)

Räthsel.

Ich mache bitt're Thränen fließen,
Wenn das gepreßte Herz sich fühlt;
Doch kann ich auch den Schmerz versüßen,
Und dieses wird so leicht erzielt,
Wenn sich ein Zeichen nur verdreht,
Das Zweite nach dem Dritten steht.

Auflösung der Homonyme in № 100:

Lauter.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Gelb.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 102. Speyer, Mittwoch 25. September 1861.

Mißglückt!

Von

Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Hers erfaßte seine Hand und blickte ihm einen Augenblick schweigend in's Auge.

„Gut," sprach er dann. „Tausende werden Dir einst für diesen Entschluß danken. Ich will Dich nicht durch einen Eid binden, wer ein Verräther an seinem Vaterlande werden will, läßt sich auch durch zehn Eide nicht abschrecken, bei Dir ist er nicht nöthig. Nur eins laß mich Dir an's Herz legen, um des Gelingens unseres Vorhabens und um Deines eigenen willen, sprich gegen Niemand von dem, was Du so eben erfahren und was ich Dir noch mittheilen werde. Laß Niemand ahnen, daß ein solcher Anschlag auf des Tyrannen Leben besteht, denn dies würde schon hinreichen, um ihn zur Unmöglichkeit zu machen. Du selbst hast noch keine Ahnung, wie fast in jedem Hause ein Ohr französischer Spione horcht. Wer in jetzigen Zeiten sicher sein will, darf selbst seinem besten Freunde nicht trauen. Hier — in der Brust ruht jedes Geheimniß am sichersten."

Wilhelm versprach, daß er auf das Vorsichtigste zu Werke gehen wolle. Auch der Jüngere der beiden Männer reichte ihm nun die Hand. „Mag unser Vorhaben ablaufen wie es will," sprach er, „von mir wird Niemand erfahren, daß Sie darum gewußt und es unterstützt haben. Die Gewalt kann mir den Mund öffnen, aber keine Macht ist groß genug, meine Zunge gegen meinen Willen zum Sprechen zu bringen!"

Hers theilte Wilhelm nun mit, daß er schon am folgenden Tage nach Erfurt gehen und dort von Napoleon und seinem Vorhaben so viel als möglich in Erfahrung zu bringen suchen solle. Namentlich sei ihnen daran gelegen zu wissen, wann und unter welcher Begleitung Napoleon, der sicherlich eine Jagd oder dergleichen veranstalten werde, Erfurt verlassen werde. Sie dürften ihr Vorhaben dem Zufall nicht anheimgeben. Scheitere es, so würde Napoleon, der schon jetzt sehr für sein Leben besorgt sei, in Zukunft Niemand mehr in seine Nähe gelangen lassen. Seien doch schon jetzt eine Menge geheimer Polizeikommissäre von Paris nach Erfurt und dessen Umgegend gekommen, um ganz im Stillen zu erforschen, ob der Boden für den Kaiser auch sicher sei, ob sich auch nirgend eine Verschwörung oder dergleichen, das ihm Gefahr bringen könne, rege. Er selbst wisse dies von einer zuverlässigen und vertrauten Freundin, welche Gesellschafterin bei der ersten Schauspielerin, der Bourgoin, in Paris sei. Beide würden nach Erfurt kommen, da die Bourgoin dort „vor einem Parterre von Königen!" spielen solle.

„Ich werde Dir einen Empfehlungsbrief an meine Freundin geben, der Dir ihr unbedingtes Vertrauen erwerben wird;" fügte er hinzu. „Du wirst auch die Bourgoin kennen lernen, und Alle, die sie gesehen haben, können ihr Talent und ihre liebenswürdigen Reize nicht genug loben. Napoleon ist sehr intim mit ihr und es passirt am Hofe nichts, wovon sie nicht Kunde erhält. Benutze diese Verbindung vorsichtig, sie kann uns vielleicht viel nützen. — Und nur noch Eins — hier hast Du die Zeichen einer Geheimschrift, wenn Du uns schreiben mußt; da wir indeß in Erfurts Nähe uns aufhalten werden, kannst Du uns mündlich mittheilen, wenn Du irgend etwas Wichtiges erfahren hast.

Digitized by Google

Wilhelm sah in diesem Auftrage, sobald er mit Vorsicht verfuhr, wenig Gefahr und willigte um so freudiger darein, da für ihn ein abenteuerlicher Reiz darin lag, an solch einem bedeutungsvollen Unternehmen mitzuwirken und in Erfurt das großartige Treiben welches dort vorbereitet wurde, in der Nähe kennen zu lernen.

Einige Gäste traten in's Zimmer und nöthigten sie, dies Gespräch abzubrechen. Hers begleitete Wilhelm nach der Stadt, um ihm noch einmal die größte Vorsicht einzuprägen und noch einige Mittheilungen zu machen. Noch in derselben Nacht sollte Wilhelm abreisen.

Aufgeregt kam er in seinem Zimmer an. Die verschiedenartigsten Gedanken durchstürmten ihn, er hatte indeß nicht Zeit, einen derselben zu verfolgen, da die nahe Abreise einige Vorbereitungen erforderte. Hers' Festigkeit und Zuversicht ließ den Gedanken, daß Alles fehlschlagen könne, in ihm nicht aufkeimen, nicht Furcht für sein Leben bewegte ihn und doch beschlich ihn unwillkürlich ein Bangen vor den gewaltigen unabsehbaren Folgen, welche aus dieser That hervorgehen mußten. Auf dem Gipfel seiner Macht sollte Napoleon fallen; er haßte ihn als übermüthigen Tyrannen, dessen ganzes Streben darauf gerichtet war, jeden freien Geisteshauch in Deutschland zu vernichten, und doch war er noch zu jung und in des Lebens Stürmen zu wenig abgehärtet, als daß er ein menschliches Mitgefühl, das in ihm erwachte, hätte zurückweisen können. Sein Hers gegebenes Wort band ihn und doch durfte er diesem Gefühle keinen weitern Raum gestatten, um in seinem Entschlusse nicht wankend zu werden

Nach Mitternacht verließ er Jena. Als er in Frankfurt eintraf, überraschte und berauschte ihn fast die gänzliche Umgestaltung der Stadt. Sonst ziemlich öde und unter der französischen Herrschaft äußerst schwer heimgesucht, bot sie einen Anblick dar, als ob sie die reichste Stadt von ganz Europa sei.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pfälzer Stipendien in Utrecht.

(Schluß.)

Weiter ist des Comparenten, Testators, Wille und Begehren: daß alle von Zeit zu Zeit von der vorgenannten Hauptsumme der Bankactien einkommenden und zu empfangenden Zinszahlungen unaufhörlich sollen ausgegeben werden in folgender Weise nemlich:

an einige von den reformirten sowohl pfälzischen (nemlich von der untern Pfalz, worin dermalen Mannheim die Hauptstadt ist) als ungarischen Studenten, welche sich von Zeit zu Zeit aus der vorbenannten Pfalz und Ungarn in diese Stadt Utrecht begeben möchten, um in Utrecht auf der Universität ihre Studien in der Theologie der reformirten Religion fortzusetzen, daß dann (an diejenigen, welchen die nachbenannten Unterstützungen bewilligt werden möchten) an jeden von diesen Studenten gegen erforderliche Quittung (zu welchem Ende ein Buch angelegt werden soll, worin solche Quittungen nacheinander geschrieben werden können) soll ausbezahlt und zu Händen gestellt werden ein Betrag von 300 fl. holländischen Geldes, sage dreihundert Gulden, für den Zeitraum eines Jahres, und daß weder mehr noch minder; und daß solches dauern soll, so lange Zeit als es für nöthig und erforderlich geachtet wird, um ihre gemeldeten Studien fortzusetzen; doch mit der ausdrücklichen und wesentlichen Bestimmung, daß, wofern unter denselben einer oder einige sich finden sollten, welche ihren Studien nicht nach Gebühr obliegen, diese der vorgemeldeten Gunst für immer vollkommen entsetzt und verlustig sein sollen.

Sollte es mit der Zeit zufällig sich ereignen, daß von den vorgenannten pfälzischen und ungarischen Studenten zu einer und derselben Zeit Ansuchen gestellt würden, welche alle zur Erlangung der Gunst nicht angenommen werden könnten, so ist für diesen Fall des Testators Wille und Begehren, daß die pfälzischen Studenten den Vorzug haben sollen, und dies lediglich aus dem

Digitized by Google

Grunde, weil der Testator in genanntem Churfürstenthum und zwar in der Stadt Frankenthal geboren ist. So ist auch des Herrn Testators Wille und Begehren, daß, wofern es sich mit der Zeit zutragen sollte, daß Jemand oder einige von des Comparenten Nachkommen, es sei in männlicher oder weiblicher Linie, aus ehelichem Bette entsprossen, Geneigtheit haben sollten, ihre Studien in der Theologie der reformirten Religion auf der Universität dieser Stadt Utrecht fortzusetzen, und daß sie ersuchten, zu diesem Ende unterstützt zu werden, daß alsdann solchen soll zu Händen gestellt und ausbezahlt werden gegen Abgabe der erforderlichen Quittungen in besagter Weise, namentlich an einen jeden von diesen Nachkommen der Comparenten eine Summe von 450 fl., sage vierhundertfünfzig Gulden holländisch Courant Geld auf den Bereich eines vollen Jahres, weder mehr noch minder, und daß solches soll fortdauern, so lange bis die Empfänger ihre Studien vollendet und hierauf einen Beruf als Prediger erlangt haben. Diese gemeldete Gunst soll in einer und derselben Zeit nur drei Personen von obengenannten Abkömmlingen zu Theil werden können, weßhalb zu gleicher Zeit keine größere Zahl solcher Abkömmlinge besagte Gunst zu beanspruchen haben wird; doch gleichfalls unter dieser ausdrücklichen Bedingung, daß alle diejenigen der besagten Personen, die sich nicht gehörig betragen, oder auch ihre Studien nicht nach Pflicht betreiben sollten, vollkommen von der bemerkten Gunst ausgeschlossen sein und immer bleiben sollen, indem die nächsten Abkömmlinge vor den entfernteren den Vorzug zu genießen haben, wobei jedoch die Nachkömmlinge von der männlichen wie die von der weiblichen Seite ohne Unterschied zu berücksichtigen sind.

All dasjenige, was von Zeit zu Zeit in jedem Jahre bei aufgestellter jährlicher Rechnung, (wegen aller der hiervor gemeldeten jährlich eingekommenen Zahlungen oder Zinsen von der vorgenannten und belegten Hauptsumme) möchte als Ueberschuß in Kasse verblieben sein, soll verwendet werden zum Einkaufe all' derjenigen Bücher, welche nöthig erachtet werden möchten, den vorgenannten Studenten zur Fortsetzung ihrer Studien angeschafft zu werden.

Zur Nachachtung und Ausführung all' des hievor Geschriebenen will der Herr Testator hiemit freundlich ersucht und autorisirt haben (wie denn der Herr Testator hiermit auf das allerkräftigste ersucht, autorisirt und anstellt) die sämmtlichen Edlen Herrn Professoren der Theologie der reformirten Religion, welche jetzt und in Zukunft an der Universität in der Stadt Utrecht sich befinden werden.

Und auf daß des Herrn Comparenten Intention in keiner Weise verändert und damit sie beständig ausgeführt werde, so ist sein Wille und Begehren, daß die sämmtlichen Herren Professoren der Theologie auf der Universität dahier, sobald an dieselben durch die vom Testator über sein in England sich befindendes Vermögen, angestellten Executoren die vorgenannte Summe von neuntausend Pfund Kapitalsond in Bankactien zur Administration wird übergeben sein, daß sie sämmtlich ein Englisches Testament oder Executorschafsacte machen und ausfertigen sollen, zu dem Ende, daß beim Absterben eines von ihnen der Längstlebende derselben die vorbemeldete Summe administriren, und daß die Längstlebenden der bemeldeten Herrn Professoren auch dadurch in den Stand gestellt werden, durch die Erhebung von Administrationsbriefen und Ausfertigung gehöriger Procuration die Verwaltung des Capitalfonds in englischen Bankactien conferiren und übergeben zu können an diejenigen, welche an die Stelle der Abgeschiedenen treten werden, und welches Englische Testament oder Executorschaftsakte so oft soll erneuert werden, als eine Vacatur, es sei durch Absterben oder sonst, unter den Herren Professoren dieser Akademie entstehen wird.

Und werden dieselben von dem Herrn Testator hiermit ganz freundlichst ersucht, daß die in jedem Jahre durch die besagten Ed. Herren Professoren über ihre Administration der vorgenannten und zu empfangenden Revenüen aufzustellende Rechnung und Verantwortung an einem bestimmten Tage, der von Ihre Edeln am füglichsten dazu angesetzt werden mag, abgelegt werde,

Digitized by Google

und daß von gemeldeten Edeln Herren Professoren auf Grund dieser testamentarischen Disposition freundlichst ersucht werden sollen, der Rechnungslage beiwohnen zu wollen, Einer oder bis drei Herren aus dem Schooß der Wohl Edel Großachtbaren Herren Bürgermeister und des Raths der Stadt Utrecht.

Es ist ferner des Herrn Comparenten Testators freundliches Ansuchen, daß niemals andere Kosten in die vorgenannte Rechnung gebracht werden sollen als solche, die als unvermeidlich anerkannt und angesehen werden.

Der Herr Comparent Testator will vornemlich hiemit unter geziemender Ehrerbietung und Hochachtung Ihro Edeln Großachtbaren, die Herren des Raths der Stadt Utrecht ersucht und gebeten haben, es möchten Ihro Ed. Großachtb. jetzt und zu ewigen Zeiten zu allem hievor Angegebenen ihre starke Hand bieten, damit des Testators vorgemeldete gute Meinung und Gutherzigkeit kein Hinderniß finde; mit der Bitte, zu diesem Behufe eine günstige und förmliche Resolution ergehen und dann einen authentischen Extract daraus abgeben zu lassen an die Executoren seiner Verlassenschaft, auf daß demnächst durch diese Executoren eine notarielle Abschrift des Testaments an die Herren Professoren der Theologie der reformirten Religion eingehändigt werden könne.

Endlich: was alle hievor angerezte Sachen betrifft, so ist des Herrn Comparenten und Testators Wille und Begehren, daß durch die genannten Executoren seines Nachlasses binnen vier Wochen nach seinem Absterben zwei wörtlich gleichlautende notarielle Extracte aus diesem seinem Testamente, betreffend all' dasjenige, was hievon niedergeschrieben ist, in Bezug auf des Comparenten und Testators Verfügungen über die hievor gemeldeten neuntausend Pfund Capitalfonds englischer Bankactien und die daraus von Zeit zu Zeit zu empfangenden Zinsen oder Interessen ꝛc. angefertigt und durch die Executoren erforderlichen Orts ausgehändigt werden sollen; und zwar der eine Extrac Ed. Großachtb. Herrn Bi Rath der Stadt Utrecht a an die Ed. Herren Profess logie der reformirten Religi Utrecht.

Weiter zu fernerer Disp erklärte der Herr Testator :

Alles das, was in sei hievor benannt und beschrieb Er, der Herr Testator, als stament und äußersten Wille Er, Testator, begehrt, daß Wirkung haben soll, es sei oder als Codizill oder als L Lebenden oder von Todes n selbe nach gutem Recht a bestehen können, wenn au rechtlich erforderliche Förml lassen oder nicht gehörig sollten; indem der Herr C Akt oder Instrument in F erbittet und constatirt; nacht daran erinnert hatte, daß d deten Verpflichtungen gemäß der ordonnance dec. zu gel Ort müssen angebracht werd

Also geschehen und ausgef im Hause des Herrn Testat wart von Thomas Dionysiu und Jan van Rhee als hiezu hafte und das erforderliche Zeugen, die die Akte zu Prot Herrn Testator und mir Not zeichnet haben auf dato w Vormittags 9 Uhr ꝛc.

Nach geschehener Collatio viel das Extrahirte betrifft, i ginal übereinstimmend befun in Utrecht residirenden Not September 1761. W. J. Notarius.

Auflösung der Homonyme

Lieb. Leid

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 104. Speyer, Dienstag 1. October 1861.

Mißglückt!

Von

Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Ah, dann möchte ich Sie in Ungewißheit lassen, bis Sie mich vielleicht schon in wenigen Tagen an einem andern Orte wiedersehen! Doch nein — ich verdanke Ihnen zu viel — Sie sollen es wissen. Mein Kaiser hat mich hierher befohlen, um ihn und all die Könige und Fürsten, welche hierher kommen, zu unterhalten; ich soll spielen vor ihnen, denn ich bin Schauspielerin und mein Name ist Claire Bourgoin."

„Bourgoin?" rief Wilhelm überrascht. Bourgoin!"

„Sie kennen mich, fragte Claire.

„Und Sie sind Marie Gärtner?" wandte sich Wilhelm, ohne diese Frage zu beantworten, an ihre Begleiterin. Diese bejahte es.

„Dann hat mir das Glück heute einen doppelt großen Dienst erwiesen," fuhr er fort, „denn an Sie habe ich ein Empfehlungsschreiben, um durch Sie die Künstlerin kennen zu lernen, welche von allen verehrt wird, die sie nur einmal gesehen, welche selbst ihre Feinde lieben müssen!"

Der Major Hers hatte ihm diese Weise, sich einzuführen angerathen, um die Bourgoin über den eigentlichen Zweck des Empfehlungsbriefes zu täuschen, und er sprach diese Worte um so überzeugender, da er es wirklich für ein Glück hielt, die Schauspielerin kennen gelernt zu haben. Er überreichte Marie den Brief des Majors.

„Sie bedürfen keiner Empfehlung mehr," erwiederte Claire, durch seine Worte geschmeichelt, lächelnd, „oder glauben Sie, daß ich gegen den von einem mir Fremden Empfohlenen freundlicher sein würde, als gegen den Retter meines Lebens? Und auch ich bin ja mit dem Geschick zufrieden, das grade Sie zu meinem Retter bestimmt hat."

Mit verführerischem Lächeln reichte sie ihm ihre kleine, schöngeformte Hand, und er erfaßte sie mit einer Innigkeit, vor der er selbst fast erschrack. Um den vollen Sinn ihrer Worte zu fassen, war er zu aufgeregt, und erst am Abend, als er allein in dem engen Zimmer eines Wirthshauses auf das Bett ausgestreckt lag und das Erlebniß des heutigen Tages, sein Zusammentreffen mit Claire, als er jedes ihrer Worte sich in's Gedächtniß zurückrief und im Geiste noch einmal durchlebte, ward ihm der Sinn dieser Worte klar und er hätte laut aufjubeln mögen.

Konnte er nicht aus diesen Worten entnehmen, daß auch er ihr nicht gleichgiltig geblieben sei? Er wagte dies nicht zu glauben und doch! — wie freundlich hatte sie ihm beim Abschiede die Hand gereicht, und hatte sie ihm nicht gestattet, sie am folgenden Morgen wieder besuchen zu dürfen, hatte sie ihn nicht gebeten, sie während ihrer Anwesenheit in Erfurt öfter auf ihren Spaziergängen zu begleiten, da sie es liebte, sich zu Fuß in das volle Leben und Treiben der Menschen zu mischen! Er fühlte, daß dies Mädchen eine Gewalt auf ihn ausübte, wie noch nie ein weibliches Wesen, und es schmeichelte ihm, daß es so war. Halb träumend schon suchte er ihr Bild vor sein geistiges Auge zu zaubern. Selbst die Bewunderung und fast maßlose Verehrung, mit der sie von Napoleon sprach, war ihm nicht unangenehm gewesen; in ihrer Nähe hatte er vergessen, daß er diesen Menschen haßte, daß er hierher gekommen war, um zu seinem Untergange die Hand zu reichen.

Digitized by Google

Ehe er seinen Vater aufsuchte, ging er am andern Morgen wieder zur Bourgoin. Sie empfing ihn mit derselben Freundlichkeit. In leicht scherzender, halb übermüthiger und trotzdem reizender Weise schilderte sie ihm das Zusammentreffen Napoleon's mit dem Kaiser von Rußland am Tage zuvor unter einem Birnbaum zwischen den Dörfern Ottstedt und Nohra. Lachend fügte sie hinzu: „Beide Kaiser sind sich in der zärtlichsten Weise in die Arme gesunken, mein Kaiser hat für den Russen ein Pferd bereit halten lassen, welches ganz so aufgeschirrt gewesen ist, wie das, welches er in Petersberg zu reiten pflegt. Um ihm diese Aufmerksamkeit erweisen zu können, ist Jemand von Paris nach Petersburg gesandt, nur zum Zweck, eine genaue Zeichnung des Sattelzeugs sich zu verschaffen. Ha ha! Und Napoleon liebt den Russen nicht! Er hat ihn umarmt, aber ich weiß, daß er ihn eher haßt; ja er haßt ihn, weil er der einzige Fürst ist, der nicht glaubt nöthig zu haben, sich vor ihm zu beugen.— Sie kennen Napoleon nicht. Er kann furchtbar sein, aber er ist der liebenswürdigste Mann, den ich kenne, wenn es in seiner Absicht liegt, liebenswürdig sein zu wollen. Seine Aufmerksamkeiten sind zart und sinnig."

Wilhelm erinnerte sich in diesem Augenblicke an Hers Worte: „Napoleon ist sehr intim mit ihr," — ein Argwohn, ein eifersüchtiger Verdacht stieg in ihm auf — doch nein — es konnte nicht sein. Dies Mädchen war zu unbefangen in ihren Aeußerungen, sie mußte unschuldig sein! Er konnte diesem Gedanken nicht länger nachhängen, da Claire die Unterhaltung bald auf einen andern Gegenstand führte und seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Am Abende dieses Tages sollte die erste Vorstellung im Theater stattfinden, Claire trat darin auf. Das Publikum für die Vorstellungen war ein sorgfältig ausgewähltes und zum großen Theil vom Kaiser selbst bestimmtes. Er hatte die Rangordnung festgesetzt und sie mußte auf's Strengste innegehalten werden, da er den kleinsten Verstoß dagegen bemerkt und auf die strengste, schonungsloseste Art geahndet haben würde. Die Plätze für die Könige und souveränen Fürsten waren in angemessener Entfernung von den Sesseln der beiden Kaiser und auch einfacher. Der Kaiser selbst hatte es so angeordnet, und es lag eine absichtliche Geringschätzung und Demüthigung darin. Nur für den Kaiser von Rußland hatte er Aufmerksamkeiten, weil er ihn für seine Pläne zu stimmen hoffte, alle übrigen Fürsten würdigte er kaum der Beachtung; er sah sie als seine Untergebenen an.

Ging die Geringschätzung der deutschen Fürsten doch sogar so weit, daß beim Vorfahren ihrer Wagen vor dem Theater nur einmal getrommelt wurde, während ein dreimaliger Trommelwirbel die Ankunft jedes der beiden Kaiser verkündete, und daß ein französischer Offizier, als die Wache, durch das Aeußere des Wagens des Königs von Württemberg getäuscht, bei dessen Ankunft dreimal die Trommeln rührte, übermüthig Einhalt gebot und laut rief: „taisez vous, ce n'est qu'un roi!"

Claire hatte Wilhelm mit diesen Anordnungen zum Theil bekannt gemacht und versprach ihm, da er keinen Platz in dem Theater bekommen würde, einen solchen zu verschaffen.

„Mir darf er nicht abgeschlagen werden," sprach sie, „ich würde mich beim Kaiser selbst darüber beschweren. Sie müssen mich heute Abend sehen, und heute Nachmittag sende ich Ihnen ein Billet. Erst übermorgen kann ich Sie indeß wiedersehen, kommen Sie nicht eher" — und Sie betonte dies Wort besonders stark — „denn mögen Sie mir sagen, wie ich Ihnen gefallen habe."

Zum Abschiede reichte sie ihm wieder mit ihrem bezaubernden Lächeln die Hand. Ihre Gesellschafterin geleitete Wilhelm zum Zimmer hinaus und winkte ihm, ihr in ein anderes Gemach zu folgen. Er folgte, aber mit einer übervollen, ungeduldigen Brust, denn ihn verlangte, in's Freie zu treten, allein zu sein, um der Freude, welche sein Herz erfüllte, ungestört Raum zu schaffen.

Marie Gärtner mochte ungefähr dreißig Jahre zählen. Ihr Gesicht war durchaus

Digitized by Google

nicht hübsch, dennoch interessirte sie durch ihr äußerst lebhaftes, scharf fixirendes Auge und durch die Sicherheit und Selbstständigkeit ihres Benehmens. Ueber die meisten Menschen, mit denen sie zusammenkam, machte sie sofort ein gewisses geistiges Uebergewicht geltend und vorzugsweise durch den beherrschenden Blick ihrer Augen. Auch bei Wilhelm schien sie dies in diesem Augenblicke zu versuchen, denn sie richtete einen so forschenden durchbohrenden Blick auf ihn, als ob sie bis in das Innerste seines Herzens hätte dringen wollen. Wilhelm bemerkte es kaum, seine Gedanken weilten noch bei Claire.

„Ist der Major Hers hier in der Nähe?" fragte Marie endlich kurz und bestimmt.

Wilhelm antwortete ausweichend.

„In seinem Empfehlungsbrief schreibt er mir," fuhr sie fort, „daß ich Ihnen vollständig vertrauen könne — theilen Sie mir zuvor mit, zu welchem Zwecke er Sie hierher gesandt hat!"

„Hierhergesandt," wiederholte Wilhelm fast verletzt. „Aus freiem Entschlusse bin ich nach Erfurt gekommen."

„Und die Empfehlung hätte nur den Zweck gehabt, Ihnen den Weg zu Claire Bourgoin zu bahnen? Ich kenne Hers zu gut, als daß er sich zu solchem Zwecke für Sie verwenden würde."

Wilhelm schwieg.

„Sie wollen mir nicht vertrauen," fuhr Marie fort, indem sie an ihn herantrat und ihre Stimme fast bis zum Flüstern mäßigte. „Gut, so will ich den ersten Schritt thun: Hers hat einen Anschlag auf Napoleon's Leben im Sinn und Sie sollen ihm dazu behülflich sein!"

Wilhelm erschrack. Hatte sie das Geheimniß errathen, oder war sie von Hers selbst davon in Kenntniß gesetzt? Das Erstere war kaum möglich, da er sich noch nicht die geringste Blöße gegeben hatte, welche einen solchen Verdacht hätte hervorrufen können. Er leugnete es nicht.

„Der Major geht schon lange mit einem solchen Plane um," sprach Marie. „Hier kann er vielleicht gelingen, lassen Sie ihn indeß wissen, daß er auf das Vorsichtigste zu Werke geht. Der Kaiser ist vor einem solchen Anschlage auf sein Leben gewarnt, er weiß nicht, von wem er ausgehen soll, aber diese Warnung ist hinreichend gewesen, um alle Kräfte zu seiner Sicherheit aufzubieten. Ich weiß, daß Hunderte geheimer Polizeiagenten und Spione unter den verschiedensten Masken, selbst unter der der vornehmsten Leute, hier in Erfurt und in der Nähe ringsum verbreitet sind, und es kann kaum ein unvorsichtiges Wort gesprochen werden, welches nicht zu den Ohren der Polizei und des Kaisers kommt. Hers ist doch nicht etwa in Erfurt selbst?"

Wilhelm verneinte dies und fügte hinzu, daß er nicht hierherkommen werde, weil er hier für seine Sicherheit fürchte. Noch einmal empfahl sie ihm die größte Vorsicht. „Die Bourgoin ist sehr für Sie eingenommen," sprach sie. „Sie ist ein eigenthümliches Mädchen, zu verwöhnt, um sich irgend einen Wunsch versagen zu können. Hat sie zu Jemand eine Neigung gefaßt, so zeigt sie dieselbe unverhohlen. Bei jedem andern Mädchen würde das verletzend, ja abstoßend auffallen, sie fesselt doppelt dadurch. Benutzen Sie diese Neigung, Sie dient Ihnen zugleich für Ihre eigene Sicherheit, seien Sie aber namentlich gegen sie vorsichtig, lassen Sie auch nicht die leiseste Aeußerung über den Kaiser fallen, die Ihre Ansicht über ihn verrathen könnte. Stellen Sie sich, als ob Sie seinem Genie huldigten!"

Kaum befand sich Wilhelm allein auf der Straße, als er an diese Warnungen bereits nicht mehr dachte. Die Liebe zu der Schauspielerin hatte sich bei ihm zur wirklichen Leidenschaft gesteigert, und ihm klangen nur die Worte im Ohre wieder: „Die Bourgoin ist für Sie eingenommen." Sie berauschten ihn. Er träumte von einem Glück, an welches er bis dahin kaum zu denken gewagt hatte. Im Stillen wünschte er sogar, nie seine Unterstützung zu einem so gefahrvollen Unternehmen zugesagt zu haben. Er wußte, wie verhaßt die französische Herrschaft in ganz Deutschland war. Der Tod des Kaisers konnte nur das Signal zur allgemeinen Erhebung des Volkes sein, um dies Joch abzuwerfen und die übermüthigen Eroberer aus den deutschen Landen zu vertreiben. Welche schwere Fol-

Digitized by Google

gen, welche Gefahren mußten auch für Claire daraus hervorgehen! Wurde er durch jene That nicht zugleich von ihr getrennt, um sie vielleicht nie wiederzusehen? Hatte doch sogar das geliebte Mädchen durch seine Bewunderung und Verehrung des Kaisers ihn selbst gegen denselben mild er gestimmt.

Er faßte den Entschluß, vor der Hand weder an Hers zu schreiben, noch ihn aufzusuchen. Konnte er die That vielleicht auch nicht hindern, denn ein Gedanke an Verrath lag ihm fern, so wollte er sie doch zum wenigsten hinausschieben, so lange als dies möglich war. Vielleicht ging die günstigste Gelegenheit zur Ausführung dadurch unbenützt vorüber.

Wie Claire versprochen, erhielt er am Nachmittage ein Billet zu der Vorstellung am Abend. Mit Ungeduld sah er die wenigen Stunden bis zum Abend schwinden. Fast der Erste in dem Zuschauerraum sah er dem Beginn der Vorstellung entgegen. Die Zeit bis dahin wurde ihm nicht lang, denn mehr und mehr füllte sich das Haus mit den Königen, Fürsten, Ministern und Generälen, welche in Erfurt anwesend waren. Der Glanz der vielen kostbaren Uniformen blendete ihn fast. Vielleicht sind nie so viele glänzende Trachten in einem Raum vereint gewesen. Alle zu der Vorstellung Eingeladenen waren schon gegenwärtig, selbst der Kaiser Alexander hatte bereits seinen Sitz eingenommen und noch nicht ein Zeichen zum Beginn der Vorstellung war zu bemerken. Selbst das Orchester schwieg noch.

Er wandte sich an einen der reichbetreßten Diener, welche die gewöhnlichen Theaterdiener vertraten, und fragte, wann die Vorstellung beginne.

„Sobald der Kaiser erscheint," lautete die Antwort.

Noch vor wenigen Tagen würde ihn diese Antwort erbittert und er einen absichtlichen Uebermuth darin erblickt haben, daß Napoleon all die hohen Personen warten ließ, gleichsam als wären sie seine Diener. (Forts. folgt.)

Miscelle.

Die B. B. Z. meldet: Wie man hört, hat die Berliner Hutmacherinnung beschlossen, bei der Einholung des Königs, nach der Rückkehr desselben von der Krönung einen großen Hut mit einem Durchmesser von 25 Fuß und darunter kleine Hüte in der Zahl der deutschen Staaten und in den verschiedenen Landesfarben derselben auf der Spitze einer Stange zu tragen. So wird man Deutschland endlich einmal — wenigstens symbolisch — unter einen Hut gebracht sehen.

* Ahnung.

Hoch auf dem Berge stand ich
Und sah ins Land so weit:
Im Herzen tief empfand ich
Des Heimwehs banges Leid.

Mir war's, wie in den Tagen,
Da du mir fern geweilt,
Da ich vom Traum getragen
Im Geist zu dir geeilt;

Als wärst du weggezogen
In weite Welt von mir,
Als trennten Berg' und Wogen
Auf ewig mich von dir.

Erfüllt ist nun mein Ahnen;
Du liegst im Grabesschooß:
Auf einsam stillen Bahnen
Ist Heimweh jetzt mein Loos.

Doch wird die Lieb' heimweh?
Der Keim drängt sich zum Licht —
Würd' Liebe Heimweh haben,
Blüht' ihr die Heimath nicht?

Ch. Böhmer.

* Räthsel.

Ein Wort, einsilbig, doch leicht erklärlich:
Mit einem a den Kriegern gefährlich,
Mit einem e nach Bösem begehrlich,
Mit einem i ganz offen und ehrlich,
Mit einem u dem Waller beschwerlich.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 105. Speyer, Samstag 5. October 1861.

Mißglückt!

Von

Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Endlich trat der Kaiser ein. Rasch schritt er an den Königen und Fürsten vorüber, nur mit einer leichten Beugung des Kopfes sie begrüßend. Dem Kaiser von Rußland allein reichte er die Hand zum Gruße dar und in der Unterhaltung mit ihm nahmen die sonst strengen, kalten Züge seines Gesichtes einen freundlichen, gewinnenden Ausdruck an.

Bei des Kaisers Eintreten hatte das Orchester mit der Musik begonnen — jetzt wurde der Vorhang aufgezogen. „Oedip" wurde gegeben. Wilhelm hatte dies Stück noch nicht gesehen, es interessirte ihn wenig, weil er all seine Aufmerksamkeit auf Claire Bourzoin wandte, welche ihm auf der Bühne doppelt reizend erschien. Selbst Talma, unstreitig der erste Schauspieler seiner Zeit, vermochte ihm wenig Interesse einzuflößen. Er wurde fast eifersüchtig auf den Beifall, welchen Claire im vollsten Maße erntete, und zugleich that er ihm wieder wohl bei dem Gedanken, daß er der Glückliche sei, dem die Gefeierte ihre Neigung geschenkt. Sein Selbstbewußtsein wuchs um ein Bedeutendes. Die höchsten Personen würden sich durch ihre Gunst beglückt gefühlt haben, sie hätte unter ihnen wählen können und es erschien ihm wie ein Räthsel, wie ein Traum, daß er der Bevorzugte war.

Nur Eins ging ihm durch den Sinn, weshalb sollte er am folgenden Tage nicht zu ihr kommen? Nach diesem Abende sehnte er sich doppelt stark nach ihr. Unmöglich konnte sie sich nach dieser Vorstellung so angegriffen fühlen, da ihr Spiel ein so leichtes und gleichsam flüssiges gewesen.

In Unruhe brachte er den folgenden Tag hin. Er sprach seinen Vater, der sich in bitterster Weise über den Hochmuth der Franzosen und namentlich des Kaisers aussprach, über seine Rücksichtslosigkeit gegen alle anwesenden deutschen Fürsten, gegen die er selbst verletzend wurde.

„Es liegt ihm daran, sie zu demüthigen," sprach er, „es ist seine Absicht, ihnen zu zeigen, wie gering sie gegen ihn sind, wie ihre alten angestammten Rechte und Begriffe veraltet sind, wie er es ist, der sie über den Haufen geworfen, er, ein Parvenu, der ihnen jetzt Gesetze vorschreibt. Er ahnt indeß nicht, wie dies sein Benehmen in ihrer Brust einen Stachel zurückläßt, dessen Spitze sich einst gegen ihn richten und ihn vernichten wird. Er weiß, wie peinlich es mehreren Fürsten ist, daß sie ihn — als Parvenu, als einen Emporkömmling aus der Revolution — als sich gleichberechtigt und durch Macht über ihnen stehend anerkennen müssen, und hierauf hat er heute bei der Tafel eine neue beleidigende Demüthigung berechnet, welche jetzt schon im Munde aller hier anwesenden Franzosen ist und in wenigen Tagen im Moniteur stehen wird, damit ganz Frankreich über die deutschen Fürsten lächelt und den Verstand und die Geistesfreiheit seines Kaisers preist. Es ist heute bei der Tafel die Rede auf die goldene Bulle gekommen und Mehrere haben sich an den Fürst Primas mit der Frage, in welchem Jahre sie gegeben sei, gewandt. Dieser hat das Jahr 1409 als das Entstehungsjahr derselben bezeichnet. Keiner der anwesenden Fürsten hat ihn berichtigt, da sicher keiner das richtige Jahr gewußt hat. Nur Napoleon hat spöttisch gelächelt

und gerufen: „Entschuldigen Sie, die goldene Bulle ist im Jahre 1356 gegeben.“ Beschämung hat sich auf den Gesichtern der meisten Deutschen ausgeprägt, und als einige Franzosen den Kaiser erstaunt gefragt haben, woher er diese genaue Kenntniß der deutschen Geschichte habe, hat er fortgefahren: „Als ich noch Sousleutenant der Artillerie war“ — unwillkürlich hat sich ein verletztes Gefühl auf den Gesichtern der meisten deutschen Fürsten ausgeprägt. Der Kaiser hat es mit genugthuender Freude bemerkt und noch lauter und schärfer wiederholt: „Als ich noch Sousleutenant der Artillerie war, stand ich drei Jahre in Valence und hatte das Glück, das Dachstübchen eines Gelehrten zu bewohnen, in dessen Bibliothek ich dieses und noch manches andere Nützliche lernte. Die Natur gab mir ein außerordentlich gutes Zahlengedächtniß.“

Auf Wilhelm machte diese Erzählung nicht den Eindruck, den sein Vater erwartet hatte. Sie stimmte zum Theil sogar mit dem Bilde überein, welches Claire ihm von dem umfangreichen Wissen des Kaisers entworfen hatte, denn auf sie kehrten seine Gedanken immer und immer wieder zurück.

Als der Abend hereingebrochen war, verlangte ihn zu wissen, ob Claire in ihrer Wohnung war, die erhellten Fenster derselben mußten es ihm verrathen. Langsam schritt er durch die Straße, in der sie wohnte. Ihre Zimmer waren erhellt, sie war also zu Haus und schon der Gedanke, daß er ihr nahe war, that ihm wohl. Mehrfach schritt er vor dem Hause auf und ab, ohne zu bemerken, daß eine große in einen Mantel gehüllte Gestalt ihm folgte. Endlich blieb er dem Hause gegenüber in Träumen versunken stehen. Eine Hand legte sich auf seine Schulter. Erschreckt trat er einen Schritt zurück. Sein erster Gedanke war, daß Hers' Vorhaben entdeckt, und der vor ihm Stehende ein Beamter der Polizei sei. Vergebens bemühte er sich, das Gesicht desselben zu erkennen.

„Folgen Sie mir,“ sprach der Fremde, und schritt, ohne noch ein Wort hinzuzufügen die Straße hinab und bog in eine stillere Gasse ein. Nicht ohne Besorgniß folgte ihm Wilhelm. Das Ganze war ihm zu plötzlich, zu überraschend in seinen süßesten Träumen gekommen, als daß er im Stande gewesen wäre, irgend einen Entschluß zu fassen. Er folgte willenlos, selbst der Gedanken, sich durch die Flucht dem Fremden zu entziehen, fiel ihm nicht ein.

Der Fremde blieb stehen und trat dicht an ihn heran. Auch jetzt erkannte er ihn noch nicht.

„Major Hers läßt fragen, weshalb Sie ihm noch keine Nachricht gesandt?“ sprach er mit gedämpfter leiser Stimme.

Wilhelm athmete frei auf und dennoch setzte ihn diese Frage in Verlegenheit, weil sie einen Gegenstand berührte, an den er nur ungern dachte und in Betreff dessen er sich nicht von jedem Vorwurfe freisprechen konnte.

„Wer sind Sie?“ warf er fragend ein, weniger aus Neugierde, als um Zeit zur Fassung zu gewinnen.

„Ein Bote des Majors. Mein Name kann Ihnen gleichgiltig sein,“ erwiderte der Fremde. „Was soll ich dem Major mittheilen?“

Wilhelm zögerte mit der Antwort. „Ich habe noch nichts erfahren,“ sprach er endlich. „Sonst — sonst . . .“ er stockte.

„Sie sind wiederholt mit der Bourgoin zusammengekommen,“ warf der Fremde ein, „und sie erhält von Allem, was in des Kaisers Nähe vorgeht, die genaueste Kunde. Ich weiß, daß Sie selbst von ihr ein Billet für die Vorstellung gestern Abend erhalten haben. Und weshalb haben Sie dem Major die Warnung nicht mitgetheilt, welche Ihnen die Gesellschafterin der Bourgoin aufgetragen?“

Wilhelm's Verlegenheit steigert sich. Wer war dieser Mann, der jeden seiner Schritte belauscht hatte, der selbst um das wußte, was ihm ganz im Geheimen mitgetheilt war? Vergebens suchte er sein Gesicht zu erkennen.

Halb stotternd brachte er einige Entschuldigungen hervor. Der Fremde schien darauf kaum zu hören. „Sie scheinen schon ganz in den Netzen der Schauspielerin zu sein und die Bourgoin ist eine Spionin des französischen Herrschers,“ erwiderte er. Lassen Sie sich warnen und vergessen Sie

Digitized by Google

den Auftrag des Majors nicht. Ich werde Sie aufmerksam im Auge behalten."

Ohne ein Wort noch hinzuzufügen, wandte sich der Fremde ab und schritt rasch, mit kaum hörbaren Schritten die Straße herab.

Einen Augenblick blieb Wilhelm noch überrascht stehen. Die Worte des Fremden hatten einen mächtigen Eindruck in ihm hervorgerufen. Dann stieg Unwillen in ihm auf. Wer war der Mann, der um Alles wußte, was er that, der wie eine unsichtbare Gestalt jedem seiner Schritte zu folgen schien? Er wollte ihm nacheilen, wollte ihn mit Gewalt zwingen, sein Gesicht zu zeigen und seinen Namen zu nennen — er hatte indeß seine Gestalt bereits aus den Augen verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Kriminal- und Skandal-Geschichte aus Turin.

Vor den Turiner Assisen wurde jüngst ein Kriminalprozeß verhandelt, welcher wegen der dabei vorgekommenen Enthüllungen ein ungewöhnliches Aufsehen erregt. Da die Sache eine vorherrschend politische Bedeutung hat, so will ich versuchen, den Thatbestand in möglichster Kürze darzulegen.

In den Jahren 1856, 1857 und 1858 war die Stadt Turin der Schauplatz einer Reihe der abscheulichsten und verwegensten Verbrechen. Raubanfälle, Mordthaten, Diebstähle und Gewaltthätigkeiten gegen das weibliche Geschlecht häuften sich so sehr, daß Niemand nach Eintritt der Dunkelheit eine Nebenstraße zu betreten wagte. So fand man unter Anderem im Januar 1857 auf der Straße den verstümmelten Leichnam einer gewissen Angela Alleria, eines Kindes von 9 Jahren, welches geschändet und erdrosselt worden war. Schon damals mußte es jedermann auffallen, daß so zahlreiche und mit solcher Frechheit verübte Verbrechen unentdeckt bleiben konnten. Endlich im Jahr 1858 wurde ein gewisser Ciboll a wegen eines Diebstahls durch einen gewissen Tanino, einen geheimen Agenten der Polizei, eingezogen. Bei der Verhaftung rief er dem letztern die Worte zu: „Tanino, das sollst du mir büßen!" In der Untersuchung gestand Ciboll a 29 Verbrechen ein, nämlich eine Schändung mit Mord, 8 Raubanfälle, 20 Diebstähle, Betrügereien ꝛc. Er gab 12 Mitschuldige und Tanino als das Haupt und den Urheber dieser Verbrechen an. Das Turiner Appellationsgericht verurtheilte daraufhin im vorigen Jahre Tanino zu lebenslänglicher, Ciboll a (wegen seiner Jugend) zu zwanzigjähriger und fünf andere Mitschuldige zu mehrjähriger Galeerenstrafe. Die übrigen Angeschuldigten waren theils nicht aufzufinden, theils gestorben.

Auf dieses Urtheil hin gestand Ciboll a zwei neue Mordthaten mit Raub ein und gab 12 weitere Personen als seine Mitschuldigen an. Es befinden sich darunter wieder Tanino, der mittlerweile im Kerker gestorben ist, und mehrere Polizeiagenten. Diese beiden Verbrechen bilden den Gegenstand der jüngsten am 12. September geschlossenen Assisenverhandlungen. Während derselben fand aber unerwarteterweise ein neuer Zwischenfall statt. Ciboll a und mehrere der andern Angeklagten traten nämlich mit der Anschuldigung hervor, daß der Generalinspektor der Polizei, Filippo Curletti, das Haupt der Urheber und Beförderer der verübten Mordthaten und Diebstähle, und außerdem Personen, die noch höher gestellt, bei denselben betheiligt gewesen seien. Curletti soll als Antheil an der Beute Geld und Schmucksachen erhalten haben. Wenn auch diese Aussagen anfangs Zweifel erregten, so traten doch im Laufe des Verhörs allerlei Indicien zu Tage, durch welche Curletti in den Augen aller Unbefangenen stark gravirt wurde. Hiezu kam auch, daß der Untersuchungsrichter aussagte, Curletti habe ihm in der Untersuchung gegen Tinano allerlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt*). Curletti selbst war in der Sitzung anwesend. Man hatte ihn als Zeugen von Neapel, wo er an der Spitze der Polizei stand, hierher kommen lassen. Seine eignen widersprechenden Aussagen waren

*) Es wird allgemein behauptet, Tanino sei auf Anstiften Curletti's im Gefängniß vergiftet und an Ciboll a durch ihn ein Vergiftungsversuch gemacht worden.

Digitized by Google

nicht geeignet, den gegen ihn gerichteten Verdacht zu beseitigen. Auch soll man in der Wohnung seiner Geliebten von den geraubten Pretiosen gefunden haben. Jedermann hatte erwartet, daß man ihn sofort in Verhaft nehmen werde. Allein zum größten Erstaunen des Publikums ließ man ihn ungehindert abziehen, und gab ihm hinlänglich Zeit, seine Person in Sicherheit zu bringen. Man stellte ihn nur, wie man zur Beschwichtigung des Publikums mittheilte, unter polizeiliche Aufsicht. Als man ihn aber nach Ablauf einer Woche verhaften wollte, hatte er das Weite gesucht. Er hat sich, wie man sagt, in die Schweiz geflüchtet. Die Entrüstung des Publikums über diese offenbare Täuschung ist grenzenlos.

Die schwersten Beschuldigungen werden gegen die Regierung vorgebracht. Man behauptet offen, sie habe dem Verbrecher durchgeholfen, weil sie seine Enthüllungen zu fürchten habe. Wie ein Gespenst schleicht der Verdacht umher. Man nennt allerlei Namen und darunter sehr einflußreiche als Mitschuldige Curletti's. Diese unheilvollen Gerüchte können nur durch eine offene, bis in die Tiefe des Geheimnisses eindringende Untersuchung zerstreut werden. Die öffentliche Meinung verlangt eine solche, und die Regierung ist sie um so mehr der eigenen Ehre schuldig, als Curletti in den politischen Vorgängen der letzten Jahre eine ziemlich hervorragende Rolle gespielt hat. Er war nacheinander hier, in Florenz, in Bologna, in Perrugia an der Spitze der Polizei gestanden. Auch ist gewiß, daß er in der Emilia und in Umbrien die allgemeine Abstimmung organisirt hat. Er genoß das besondere Vertrauen Ricasoli's, Pepoli's, Farini's, Cialdini's ꝛc. Aus diesen Thatsachen allein geht schon hervor, daß hier die Justizfrage in enger Verbindung mit der politischen steht. Welche Enthüllungen könnte der Mann machen, wenn er dazu gedrängt würde?

Ich habe noch zu erwähnen, daß in diesem zweiten Prozeß einer der Angeschuldigten zum Tode, einer zu lebenslänglicher, einer zu 21, zwei zu 20 (darunter Cibolla) einer zu 12 und einer zu 10 Jahren Zwangsarbeit von den Assisen verurtheilt wurde. Curletti soll nach einem hier verbreiteten Gerüchte in Bern verhaftet worden sein. Ein hiesiges Blatt glaubt nicht daran, weil, wenn man ihn wirklich hätte festhalten wollen, man hier Gelegenheit genug dazu gehabt hätte. (F. P.)

* Die Blumen.

Viel Blumen blühn in der Natur,
Doch blühen sie nicht allzumal:
Zu ihrer Zeit weckt auf der Flur
Sie nach und nach der Sonne Strahl.

Sind deines Frühlings Blumen fort,
O sei getrost und hoffe doch;
Schien Alles um dich her verdorrt,
Es können andre blühen noch.

Manch Blümchen blüht am Felsenpfad,
Wo's doppelt Wandrer's Aug' entzückt:
So gibt im Leide Gottes Gnad'
Uns Freud', die doppelt uns beglückt.

Und bricht der Winter einmal ein,
So kennst Du ja das Frühlingsland,
Wo frisch im ew'gen Sonnenschein
Der Liebe blüht, was hier entschwand.

Ch. Böhmer.

* Räthsellied.

Drei Engel ziehn durch diese Welt,
Die Gott uns gnädig beigesellt.

Der erste zeigt den rechten Weg,
Macht lieblich auch den öden Steg.

Der zweite zieht auf ihm so treu
Mit dir, daß er dich tröst', erfreu'.

Der Dritte zeigt des Weges Ziel,
Wenn Gram des Pilgers Herz beseel;

Heil dem, der froh die Engel nennt,
Wie arm der Mensch, der sie nicht kennt!

Ch. B.

Auflösung des Räthsels in № 104: Schlacht, schlecht, schlicht, Schlucht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 106. Speyer, Donnerstag 10. October 1861.

Mißglückt!

Von

Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Erbittert stampfte er mit dem Fuße auf die Erde. Er erschien sich wie ein willenloses Werkzeug in anderer Hand und das wollte er nicht sein. Er ärgerte sich über des Fremden Worte, daß Claire eine Spionin des Kaisers sei — sie, das reizendste Wesen, welches er je gesehen. „Und wenn er mir auch jetzt wieder folgt," sprach er unwillig, trotzig zu sich selbst, „ich werde dennoch zu ihr zurückkehren," und schnell schritt er die Straße hinab und stand bald wieder dem Hause der Schauspielerin gegenüber. Er blickte zu den Fenstern auf, indeß aufgeregt wie er war, wollten seine früheren Träume nicht zurückkehren.

Da bemerkte er hinter den erhellten Fenstern die Schatten mehrerer Personen. In dem einen derselben glaubte er die Umrisse einer männlichen Gestalt zu erkennen. Eifersucht und Verdacht schärften seine Aufmerksamkeit und seinen Blick — er hatte sich nicht geirrt. Wie ein Stich fuhr diese Entdeckung durch sein Herz. Wer war der Mann, der bei dem Mädchen weilte, das er so leidenschaftlich, glühend liebte? Hatte sie deshalb ihn gebeten, sie an diesem Tage nicht zu besuchen? Fürchtete sie, daß seine Gegenwart sie stören werde? Wollte sie diesen Besuch vor ihm verbergen? Fragen auf Fragen legte er sich selbst vor und auf keine einzige hatte er eine Antwort. Sie peinigten ihn, wie nur ein Verdacht ein eifersüchtiges Herz zu peinigen vermag. Wenn sie ihn täuschte, wenn sie nur ein eitles Spiel mit ihm trieb. — Er eilte auf das Haus zu, wollte eintreten, die Treppe hinaufstürzen, mit Gewalt in das Zimmer treten, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, wer bei der Geliebten war. Zaudernd stand er vor der Hausthüre still. Hatte er ein Recht dazu? Gehörte dies Mädchen ihm? Hatte sie ihm ihr Herz versprochen? Er glaubte es zu besitzen, aber er hatte keine Gewißheit darüber. Claire war ihm nicht verpflichtet, seine Eifersucht stand ohne jede Berechtigung da.

Mit erbitterten Gefühlen ging er heim, aber er fand keine Ruhe. Am folgenden Morgen ging er zu der Bourgoin — sie war nicht zu Haus. Er wiederholte diesen Besuch mehrmals an diesem Tage immer mit demselben Erfolge und am Abend spielte sie. Selbst ihre Gesellschafterin traf er nicht. Wieder bestürmte ihn ein ganzes Heer wilder, zweifelnder Gedanken. Sollte sie seinem Besuche ausgewichen sein? Sollte sie sich sogar zu Hause befunden und ihn nicht angenommen haben? In der liebenswürdigsten Weise hatte sie ihn bei seinem letzten Besuche entlassen und er war zu fremd in dieser Stadt, als daß ihn Jemand ihrem Herzen zu entfremden vermocht hätte. Aber ein anderer Mann konnte ihre Neigung gewonnen haben? Nein — es war nicht möglich! Zu rein stand sie vor seinen Augen da. Ihr Herz konnte nicht mit Neigungen spielen. Sie konnte nicht an dem einem Tage wegwerfen, was sie am Tage zuvor werth gehalten — geliebt hatte.

Am folgenden Nachmittage traf er Claire endlich zu Haus. Sie kam ihm mit einem so unbefangenen, reizenden Lächeln entgegen, daß alle Vorwürfe gegen sie in dem Augenblicke schwanden „Ich weiß, daß Sie mich mehrmals vergeblich besucht haben," sprach sie lachend, „seien Sie mir deshalb nicht böse, ich kann und darf meinen kleinen Nei-

Digitized by Google

gungen nicht nach Belieben folgen. Ich muß sogar vorsichtig sein, denn auch der Kaiser ist eifersüchtig."

Wilhelm verstand diese Worte nicht. Er hatte auch nicht Zeit, darüber nachzusinnen, denn Claire's reizende, durch eine prachtvolle Toilette noch gehobene Gestalt fesselte seine ganze Aufmerksamkeit.

„Einen kostbaren Spaß muß ich Ihnen noch erzählen," rief sie in fast übermüthiger Heiterkeit. „Der Kaiser hat ihn mir selbst gleich gestern Abend mitgetheilt. Hören Sie. Ich habe auf Alexander, ich meine den russischen Kaiser, Eindruck gemacht, er liebt mich und hat gestern Abend während der Vorstellung Napoleon gefragt, ob es unschicklich sein würde, meine persönliche Bekanntschaft zu machen und mich zu besuchen. Haha! Napoleon hat diese Frage etwas überrascht, er hat einen solchen Nebenbuhler nicht gewünscht und hat sich wollen doch keine Blöße geben. Er hat eine prachtvolle List angewandt, um den Russen abzuschrecken. „Unschicklich finde ich es durchaus nicht," hat er erwidert, „nur wäre es ein sicheres Mittel, Sie in ganz Paris bekannt zu machen. Uebermorgen würden mit der Post die ausführlichsten Details Ihrer Besuche bei ihr nach Paris abgehen und bald würde in Paris kein Bildhauer zu finden sein, der Ihre Person nicht von Kopf bis zu den Füßen modelliren könnte!" Ist dies nicht eine gelungene List des Kaisers? Alexander hat jeden Wunsch, mich zu besuchen, unterdrückt. Haha! Der Kaiser hat selbst herzlich darüber gelacht, daß der Russe sich so leicht anführen läßt. Er hat nicht Lust, meinen Besitz zu theilen."

„Ihren Besitz zu theilen?" wiederholte Wilhelm überrascht. Eine finstere Ahnung stieg in ihm auf. Hatte nicht schon Hers ihm gesagt, daß Napoleon die Bourgoin liebe, hatte nicht der Fremde dasselbe wiederholt — hatte sie es so eben nicht selbst ausgesprochen?

„Gewiß," erwiderte die Schauspielerin. „Der Kaiser liebt mich! Ich bin seine kleine Claire, wie er mich nennt, ich allein genieße die Auszeichnung, daß er mich öfter besucht. O, er ist sehr vertraut mit mir und ich kann ihm Alles sagen! Sehen Sie diesen kostbaren Brilliantschmuck hat er mir heute Morgen übersandt! Haha! Ich werde ihn necken und seine Eifersucht erregen durch die Drohung, daß ich die Besuche des Russen annehmen werde!"

Sie hatte dies Alles mit der unbefangensten Miene gesprochen, sie schien nicht das geringste Unrecht darin zu finden, die Geliebte des Kaisers zu sein, aber Wilhelm hatten diese Worte so verwirrt, daß er nichts zu erwidern vermochte. Starr blickte er sie an. Ihr Lachen erschien ihm frivol, ihre Unbefangenheit war nichts weiter als die Gewöhnung an den Gedanken, daß sie die Geliebte eines Anderen sei. Und sie — sie, die er bis zu dieser Stunde für so engelrein gehalten — sie erzählte ihm dies Alles! Sie — deren Herz er gewonnen zu haben glaubte. Immer noch ruhte sein Blick auf ihr. Sie war an diesem Tage schöner, reizender als er sie je zuvor gesehen. Ihm schwindelte. Gewaltsam mußte er sich zusammennehmen.

Die Schauspielerin wiederholte ihm ihre früheren Lobpreisungen des Kaisers und sprach aus, wie sie es unbegreiflich finde, daß er nicht auch von allen Deutschen geliebt werde. „Er hat die besten Absichten mit Ihrem Lande im Sinne," fuhr sie fort. „Sobald er sich ganz Deutschland unterworfen und seine Macht in diesem Lande befestigt hat, wird er sich damit beschäftigen, ihm alle die Wohlthaten der Civilisation und Bildung angedeihen zu lassen, die Frankreich schon zum großen Theile genießt. So wird es kommen, und dann werden auch Sie zu seinen Bewunderern zählen!"

„Nie — Nie!" rief Wilhelm unwillkürlich und unüberlegt aus. Die Schauspielerin lächelte. „Zweifeln Sie daran, daß er Deutschland in kürzester Zeit sich ganz unterworfen hat?"

„Dies wird nie geschehen!" entgegnete Wilhelm, jede Vorsicht vergessend. „Mein Vaterland ist bis jetzt unglücklich gewesen, aber es wird die Zeit kommen — — —" er stockte.

„Welche Zeit?" fragte Claire mit der unbefangensten Miene.

„Die Zeit, in der das Joch, welches auf einem großen Theile der deutschen Lande

Digitized by Google

lastet, abgeworfen wird," entgegnete Wilhelm unerschrocken. Es that ihm wohl, seinem durch die Eifersucht auf's Neue angeregten Hasse gegen Napoleon mit diesen Worten Luft zu schaffen.

„Und Sie wünschen dies?"

„Gewiß!" versicherte Wilhelm.

„Und Sie denken nicht allein so?"

„Jeder Deutsche wünscht, was ich ausgesprochen habe. Dieser Wunsch und Gedanke lebt in jeder deutschen Brust, wenn jetzt ihn auch nur Wenige auszusprechen wagen; kommt einst der rechte Augenblick, so wird er aus der Brust von Millionen zu gleicher Zeit erschallen!"

„So hat der Kaiser doch recht; so blickt er doch schärfer," sprach Claire, indeß mehr für sich als für Wilhelm. „Und was nennen Sie den rechten Augenblick?" fuhr sie scheinbar ganz unbefangen fort.

Ihr scharf beobachtender Blick fiel Wilhelm auf und er zögerte deshalb mit der Antwort. Sie bemerkte es und rief mit der heitersten Miene: „Doch wohin kommen wir! Ich bin eine Dame, was gehen mich die politischen Verhältnisse, Stimmen und Wünsche an! Ich kenne den Kaiser und liebe ihn!"

Wilhelm war ruhiger und besonnener geworden. Er erkannte, daß er bereits zu viel gesagt hatte. Die Warnung des Fremden fiel ihm ein. Und doch konnte er sich nicht denken, daß es die Absicht der Schauspielerin gewesen sei, ihn auszuforschen. Ihr Gesicht erschien wieder so rein und sonnenklar, sie lachte so heiter. War es möglich, daß dies Alles nur eine Maske, eine Lüge war!

Zweifel und die Gefühle seines Herzens stritten in ihm und keine von ihnen erlangten die Oberhand. Er blieb bis zum Abend dort und schied dann um nichts beruhigter, obschon Claire ihm in freundlichster Weise beim Abschied die Hand gereicht hatte. Er hatte diese Hand einen Augenblick in der Seinigen gehalten, hatte ihr Auge gesucht, um dort zu lesen, was er zu hoffen oder zu fürchten habe, sie hatte sie ihm lachend entzogen und war in's Zimmer zurückgeeilt. „Sie könnte nicht so heiter sein, wenn sie Dich täuschen wollte," suchte er sich zu beruhigen.

Er ging heim, weil das Treiben innerhalb der Stadt auf den Straßen ihn in seinen Gedanken und Betrachtungen störte. Ruhig wollte er Alles noch einmal in seine Erinnerungen zurückrufen, wollte Alles auf's Genaueste abwägen, um sich Gewißheit zu verschaffen, ob Claire unschuldig sei, er wollte sich selbst über das täuschen, was er sich nicht verhehlen konnte, was sie selbst gestanden hatte, da wurde ihm ein Brief gebracht. Die Handschrift war ihm fremd. Hastig öffnete er ihn und las nur die wenigen Worte: „Seien Sie vor der Bourgoin auf Ihrer Hut! — Der Fremde."

Unwillig warf er den Brief zur Erde, Alles schien sich zu vereinen, um seine so fest genährten Hoffnungen zu vernichten. Er faßte den Entschluß, Claire nie wieder zu sehen, sie zu hassen, wie er Napoleon haßte. denn er war es, den sie liebte, und im nächsten Augenblicke sann er bereits wieder darüber nach, wann er sie besuchen wolle.

Aus dieser ganz unzugewissen Lage sollten ihn am folgenden Morgen wenige ganz unbefangen hingeworfene Worte seines Vaters reißen. Er besuchte denselben und ohne um das Geheimniß seines Sohnes zu wissen, sprach er arglos: „Es sind mehrere Studenten aus Jena hier. Kennst Du sie? Einer von ihnen hat mit der Bourgoin ein kleines Verhältniß angeknüpft und hat sehr unvorsichtige Aeußerungen bei ihr fallen lassen, die Polizei weiß bereits darum und hat ihn scharf im Auge. Durch Zufall habe ich dies erfahren. Die Aeußerungen können ihm vielleicht sehr theuer zu stehen kommen, man wird wenig Umstände mit ihm machen und ihn heimlich auf die Seite zu schaffen suchen, denn Napoleon haßt die deutschen Studenten. Er thut mir leid; die Bourgoin wird ihn absichtlich an sich gelockt haben, sie hat mit dem Kaiser ein Verhältniß und ist eine Spionin in seinem Interesse. Kennst Du den Studenten, so gib ihm zu verstehen, daß er Erfurt sobald als möglich verlassen möge, aber sei vorsichtig, gehe hier nicht mit ihm um, damit nicht auch auf dich Verdacht fällt, denn für die französische geheime Polizei reicht schon Verdacht hin — und aus den Kerkern in Frankreich ist schwer zu entkommen."

Digitized by Google

Wilhelm war vor Schreck außer Stande, ein Wort hervorzubringen. Gewaltsam suchte er sich zu fassen. Sein Vater bemerkte es nicht, weil er sehr beschäftigt war. Ihm schwindelte und er suchte nach einem Vorwande, um sich so bald als möglich zu entfernen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Elberfelder Zeitung schreibt: Am 1. October traf der als Quellensucher bekannte Abbé Richard auf Ansuchen der Herren H. J. Rheinen und Heinr. Scherer hier (in Elberfeld) ein, um den Engelnberg und eine Baustelle am Drügen-Pütt zu untersuchen. Herr Richard ist ein Mann lebhaften Temperaments, in der Mitte der Dreißiger Jahre, angethan mit der Tracht der französischen Geistlichkeit seines Ordens. Er begab sich, ausgerüstet mit einem einfachen Stock, in dessen Kopf sich eine Kapsel mit Quecksilber befindet, auf den Weg. In der Nähe des Exercirplatzes, nachdem er den Platz und die Umgebung untersucht, blieb er plötzlich stehen und verkündete hier eine mächtige Quelle. Nachdem er auf die gefundene Stelle seinen Stock aufgesetzt und das Quecksilber beobachtet, erklärte er, dieselbe liege bloß 16 Fuß tief und sei hinreichend, um den ganzen Platz, wenn er mit Häusern bebaut sei, mit Wasser zu versehen. Auf dem Wege nach Uellendahl zu fand er abermals eine 70 bis 80 Fuß tiefe Quelle, kopfschüttelnd fügte er indeß hinzu, dieselbe sei abgeschnitten. Bald darauf gesellte sich Herr Best zu diesen Herren und gab die überraschende Auskunft, daß er selbst diese Quelle abgeleitet habe und sie zu seiner Ziegelei verwende, die beste Bestätigung für die Behauptung des Herrn Richard. Weiterhin entdeckte auf dem Wege nach Uellendahl derselbe noch zwei Quellen. Auf den Wunsch des Herrn Scherer begab man sich nun nach dem Drügen-Pütt und dort deutete Herr Richard in der Tiefe von 94 Fuß ebenfalls 4 mächtige Quellen an, deren Strahl selbst bei der anhaltendsten Trockenheit nicht versiegen würde. Herr Abbé Richard, der am 2. Morgens nach Berlin weitergereist ist, hat sich für seine Bemühungen von jedem der genannten Herren 13 Thlr. 10 Sgr. bezahlen lassen.

Der Papst über Louis Napoleon. Die Köln. Ztg. veröffentlicht eine Reihe Briefe über die Geschichte der neuesten Zeit, angeblich nach ungedruckten Urkunden. Darin heißt es: „Im Jahre 1858 wurde ein Sohn aus vornehmem französischen Hause majorenn. Der Vater, ein eifriger Katholik, der Pius IX. persönlich kannte, wollte seinem Sohne bei dieser Gelegenheit den apostolischen Segen geben lassen und reiste mit ihm deßhalb nach Rom. Der heilige Vater empfing ihn, und nachdem er den Segen ertheilt hatte, begann er ein politisches Gespräch über Frankreich und seinen Kaiser. „Was halten Sie," fragte er unter Anderem seinen Gast, „von den christlichen Gefühlen des Kaisers Napoleon?" Der verlegene Mann suchte sich, so gut er konnte, herauszuwinden, indem er antwortete: es käme einem Christen nicht zu, an den religiösen Gefühlen eines anderen Christen zu zweifeln. „Ganz gut," erwiderte der Papst, „aber aufrichtig gestanden, was ist Ihre Meinung?" Auf diese Weise in die Enge getrieben, äußerte der französische Edelmann, er wisse selbst nicht, was er in diesem Punkte denken solle; Alles, was er Seiner Heiligkeit sagen könne, sei, daß der Kaiser neben einem Crucifix auch ein türkisches Amulet um den Hals trägt. „Welch ein abscheulicher Aberglaube!" rief der Papst aus, und das Gespräch schließend, sagte er: „Dieser Mensch ist das Thier der Apokalypse." Beiläufig bemerkt, soll der Talisman, von welchem hier die Rede ist, derselbe sein, der im Grabe Karl's des Großen aufgefunden wurde, und den, wenn ich nicht irre, die Stadt Aachen Napoleon I. zum Geschenk gemacht hat. Dieser gab ihn der Königin Hortense, von welcher Napoleon III. ihn geerbt hat.

Auflösung des Räthselliedes in № 105.

Glaube. Liebe. Hoffnung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 107. Speyer, Samstag 12. October 1861.

Mißglückt!

Von

Fr. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Also hatte der Freude mit seiner wiederholten Warnung doch Recht gehabt. Er bebte vor innerer Erbitterung. Also sie — sie hatte ihn verrathen, sie war die Geliebte des Kaisers, ihre Unschuld war Schein, ihre Unbefangenheit, ihr Lächeln Maske! Und doch konnte er ihr schönes Bild nicht aus seinem Herzen reißen. Noch einmal wollte er zu ihr gehen, um ihr in bittern Worten ihre Treulosigkeit, ihre Heuchelei vorzuwerfen, um ihr zu sagen, wie sehr er den Kaiser hasse, und um — sie noch einmal zu sehen. Er gab diesen Entschluß wieder auf, weil er fühlte, daß er schwach sein werde, sobald er ihr wieder in's Auge schaue und sie sollte ihn nicht schwach sehen.

Die Gedanken an seine bedrohte Freiheit wurden immer dringender und ehe noch einige Stunden verflossen waren, hatte er Erfurt verlassen. Jetzt vermochte er sich nicht mehr zu verhehlen, wie schlecht er Hers' Vorhaben unterstützt, er konnte sich nicht von Vorwürfen frei sprechen, er wollte deßhalb zum wenigsten gut machen, so viel noch gut zu machen war. Offen wollte er des Majors Vorhaben beitreten, der Tod des Tyrannen sollte von nun an sein Losungswort sein.

Er erreichte den nur wenige Stunden von Erfurt entfernten Ort, in welchem der Major Hers und sein Gefährte sich verborgen hielten. Nicht ohne Zagen trat er bei Hers ein. Auch dessen Begleiter fand er dort. Hers war erstaunt, ihn zu erblicken, er stand auf und reichte ihm schweigend die Hand. Kein Vorwurf kam über seine Lippen.

„Ich bin besorgt um Dich gewesen, aber ich hatte geglaubt, Du würdest vorsichtiger sein." Dies war Alles, was er sagte.

Wilhelm errieth aus diesen Worten und aus seinem Blicke, daß er Alles wußte. Ein beschämendes Gefühl überkam ihn. „Ich hatte nicht geglaubt, daß sie — die Bourgoin so falsch sein könne! Sie ist so schön!" erwiderte er. „Sie nahm mich so zuvorkommend auf!"

„Weßhalb haben Sie die Warnung, daß Napoleon um den Anschlag wisse, uns nicht mitgetheilt?" fragte des Majors Gefährte, der Lieutenant von Goette, finster.

„Laß das," unterbrach ihn Hers. „Die Schauspielerin hat ihre Netze um ihn gezogen, sie soll so schön sein und er ist jung. Ich nehme einen Theil seiner Schuld auf mich, denn dies Alles hätte ich vorher mehr bedenken sollen."

Wilhelm erzählte offen, wie Alles gekommen war, und fügte hinzu, daß er sich jetzt auf Tod oder Leben mit ihnen verbinden wolle, um dem Tyrannen den Untergang zu bereiten. „Ich hasse ihn mehr als zuvor," rief er. „Meine Freiheit und mein Leben will ich daran setzen, er soll sterben, und viel würde ich darum geben, könnte es durch meine Hand geschehen!"

„Wir werden unser Vorhaben allein ausführen," warf der Lieutenant finster ein. „Bis jetzt haben Sie uns nur geschadet!"

„Ich werde es wieder gut machen!" rief Wilhelm.

„Nein," sprach Hers, „es geht nicht, auch ich muß Dein Anerbieten ablehnen. Ich mißtraue Deinem Willen nicht, aber zu unserm Vorhaben gehört die Ruhe und Besonnenheit eines Mannes. Du könntest in dem rechten Augenblicke vielleicht Alles verderben. Hast Du schon dem Tode nahe, ganz nahe in's Auge geblickt, hast Du schon

Digitized by Google

eine Waffe auf das Leben eines Menschen gerichtet? Du würdest zittern in dem Augenblicke, Deine Hand würde unsicher sein, und sowohl Du, wie unser ganzer Anschlag würde verloren sein. Sieh, wenn ich dem Tyrannen gegenüberstehe, wenn ich den Lauf der Büchse einmal auf seine Brust gerichtet habe, dann weiß ich, daß meine Hand nicht zittert, daß mein Auge nicht zuckt, und wären fünfzig Läufe auf mich gerichtet — ruhig würde ich losdrücken. Du darfst auch nicht bei uns bleiben. Durch Deine unbesonnenen Aeußerungen bei der Schauspielerin hast Du den Verdacht der Polizei auf Dich gelenkt, sie wird Dich nicht aus den Augen verlieren und sie darf nicht erfahren, daß Du uns kennst. Aber in anderer Weise kannst Du uns nützen, wenn Du jetzt nach Jena zurückkehrst. Dorthin lenke die Aufmerksamkeit der Polizei, aber Demes eigenen Wohles wegen hüte Dich, ihr noch eine weitere Ursache zum Verdacht zu geben."

Wilhelm versprach es. „Wer ist der geheimnißvolle Fremde, der mich mehrere Male in Erfurt gewarnt hat?" fragte er noch. „Ich begreife nicht, woher er die Kenntniß von jedem meiner Schritte, selbst von jedem Worte, welches ich gesprochen, gehabt hat."

Hers lächelte. „Ich darf Dir seinen Namen nicht nennen. Es geschieht nicht aus Mißtrauen gegen Dich, sondern weil ich mein Wort gegeben habe. Dies Eine kann ich Dir indeß sagen: Es ist ein Agent der geheimen französischen Polizei!"

„Der französischen Polizei?" wiederholte Wilhelm überrascht. — „Er steht in ihrem Dienste," entgegnete Hers, „er hat indeß genug Ursache gehabt, sowohl die Polizei wie Napoleon zu hassen und er haßt sie vielleicht mehr als wir alle. Nur um uns zu dienen, ist er in ihren Diensten geblieben und von der Polizei weiß er Alles. Du siehst, wie genau dieselbe von Allem unterrichtet ist. Von der Bourgoin hat die Polizei Deine Aeußerungen erfahren. Ein zufälliger Umstand hat uns diesen Mann zugeführt — er leistet uns große Dienste."

Wilhelm kehrte nach Jena zurück und hatte bald Gelegenheit, sich zu überzeugen, wie richtig die Vermuthungen des Majors waren. Er wollte die Schauspielerin hassen und verachten, er wollte sie sogar vergessen, aber immer und immer trat ihr reizendes Bild vor seine Augen und dann vergaß er, daß sie die Geliebte und Spionin des Kaisers war, daß sie ihn nur als Werkzeug benutzt hatte und vielleicht ohne Erbarmen aufgeopfert haben würde. Es war ihm das Liebste, wenn er sich in Träumen einer Zukunft, die jetzt freilich für ihn unerreichbar war, hingeben konnte, und er mied deßhalb die Gesellschaften seiner Freunde. Trotzdem entging es ihm nicht, daß zwei ihm fremde Männer jedem seiner Schritte folgten und ihn nicht eine Minute lang aus den Augen zu verlieren schienen. Er errieth leicht, daß es französische Polizeiagenten waren, und war deßhalb äußerst vorsichtig mit seinen Aeußerungen, er wußte, daß ein unbedachtes Wort ihn in's Unglück stürzen konnte.

Ohne sein Zuthun leistete er hierdurch Hers und dessen Gefährten einen größeren Dienst, als er in Erfurt durch die eifrigsten Bemühungen vermocht hätte. Sie erfuhren durch den Fremden, daß die Polizei vorzugsweise ihren Blick auf Jena und die Studenten gerichtet habe, von deren jugendlichem Blute am leichtesten ein kühner Anschlag auf des Kaisers Leben zu erwarten war.

In Erfurt nahm der Congreß seinen ungehinderten Fortgang. Napoleon bot Alles auf, um seinen Gast, den Kaiser Alexander, auf das Angenehmste zu unterhalten und zu zerstreuen. Er erwies ihm eine Aufmerksamkeit, welche selbst seine nächste Umgebung, die mit seinem Wesen vertraut war, in Erstaunen setzte, und manche Erzählungen der ausgesuchtesten Artigkeiten liefen in der Stadt um.

Der Czar bemerkte eines Tages, als er in den Speisesaal treten wollte, daß er seinen Degen vergessen habe. Napoleon machte sogleich seinen eigenen los und bot ihm denselben mit zuvorkommender Artigkeit an. „Ich nehme ihn als ein Zeichen Ihrer Freundschaft an," sprach Alexander, „Euer Majestät mögen versichert sein, daß ich ihn nie gegen Sie ziehen werde!" Napoleon

Digitized by Google

verbeugte sich und ergriff seine Hand, um sie warm zu drücken.

Um so rücksichtsloser benahm sich der französische Herrscher gegen die anwesenden deutschen Fürsten. Er sah sie als sein Gefolge an und suchte sie zu demüthigen und zu kränken dadurch, daß er seine Generale mit größerer Aufmerksamkeit behandelte, als sie.

Den Herzog von Weimar hatte er aufgefordert, ihm ein Treibjagen zu geben, da er gute Jagden besitze, und als der Herzog um die Bestimmung des Tages gebeten, hatte er kurz geantwortet: „Ich muß mir erst meine Gewehre von Paris kommen lassen; Duroc wird Ihnen anzeigen, wann sie eingetroffen sind."

In Weimar wurden nun die großartigsten Vorbereitungen zur Jagd, zum darauf folgenden Diner daselbst, zu Concert, Theater und Ball getroffen. Napoleon bestimmte, daß seine französischen Schauspieler in Weimar spielen sollten und schickte eine Brigade französischer Gensdarmen und zahllose geheime Polizeiagenten und Spione dorthin, um für seine Sicherheit Sorge zu tragen.

Der Herzog hatte in umfassendster Weise auf die Neigungen und den Widerwillen des stolzen Herrschers gegen einzelne Personen Rücksicht genommen, denn er war in Weimar sein Gast; um so mehr überraschte es ihn, als ihm Napoleon eine vollständige namentliche Liste für die Ceremonientafel und eine Zeichnung des Eßtisches zustellte, auf der die Form der Tafel, — halbrund und nur auf der äußeren Seite des Bogens besetzt und die Namen sämmtlicher Eingeladenen bezeichnet waren. Zugleich war die Bemerkung hinzugefügt, daß der Herzog die bezeichneten Personen einzuladen habe.

Durch diese grenzenlose Arroganz und Beiseitesetzung jeder Artigkeit gegen ihn als Wirth mußte sich der Herzog auf das Tiefste verletzt fühlen. Außerdem war die Herzogin von Württemberg, eine Verwandte des Kaisers Alexander, welche zum Besuche seiner Gemahlin im Schlosse zu Weimar wohnte, wie auch der Herzog von Oldenburg, welcher dem russischen Herrscher noch näher verwandt war, nicht unter die Zahl der Einzuladenden aufgenommen. Eine absichtliche Kränkung lag zu deutlich hierin ausgesprochen. Sowohl die Herzogin von Württemberg wie der Herzog von Oldenburg waren Gäste am Hofe zu Weimar und der Herzog durfte sie nicht in so auffallender Weise zurücksetzen lassen.

Durch Duroc ließ er Napoleon dies vorstellen. Dieser wies unwillig dem Herzog von Oldenburg einen Platz auf dem linken Flügel der Tafel an, die Einladung der Herzogin von Württemberg wies er entschieden zurück, weil sie nicht den Rang besitze, um an der Tafel mitspeisen zu können. Alle Vorstellungen hierzegen blieben fruchtlos, er beharrte auf seinem eigensinnigen Willen und die Herzogin mußte sich für mehrere Tage krank melden lassen, um die Zurücksetzung vor den Augen der Welt zu verbergen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine deutsch-amerikanische Geschichte.

Die „Westlichen Blätter" melden: Von New-Orleans herauf kommt mit dem Dampfboot ein frisch eingewandertes deutsches Mädchen, um zu ihrem Vater zu gelangen, der bereits bei Belleville eine Brauerei hat. Sie ist trotz ihres halb bäurischen Anzuges allerliebst und findet während ihrer Fahrt zwei lebhafte Bewunderer.

Der Eine, ein junger Deutscher, der, wie so manche Zugvögel seiner Art, im Winter in New-Orleans, im Sommer in St. Louis ein hübsches Geld verdient, dabei indessen keine zu hohe Meinung von den amerikanischen Frauen gewonnen hat, und sich jetzt entschließt, die Gelegenheit zu benutzen, ein noch unverdorbenes Mädchen für sich zu gewinnen. Und daß der Vater, dessen einzige Tochter sie ist, eine hübsche Brauerei besitzt, wie es ein Brief des Alten selbst aussagt, ist nur im Stande, das Feuer des Heirathslustigen Candidaten zu schüren. Er hat Erfolg in seiner Bewerbung; der zweite Bewunderer, ebenfalls ein Deutscher, muß zurücktreten und die förmliche Verlobung des jungen Paares findet während der Reise statt.

Digitized by Google

In St. Louis angekommen, hat derselbe nichts Eifrigeres zu thun, als die Verlobte in eine vollständige Lady umzuwandeln. Kleider, Mantille, Hut und Schmuck werden angeschafft und glücklich treten Beide die Reise nach der väterlichen Behausung an, deren Lage, nahe der Eisenbahn, auf das Genaueste beschrieben ist. Bald gelangen sie auch zu der bezeichneten Einzäunung, hinter welcher sich ein ziemlich liederliches Blockhaus erhebt, und erhalten dort den tröstlichen Bescheid, daß der Alte zwar nicht zu Hause sei, daß diesem die Brauerei auch nicht gehörte, sondern er sich nur hier eine Schlafstelle gemiethet habe, daß sie ihn aber treffen könnten, wenn sie die Eisenbahn 2 Meilen weiter verfolgten, wo er Steine klopfe.

Weder eine Ohnmacht von Seiten des weiblichen, noch ein Ausbruch der Täuschung Seitens des männlichen Theils erfolgte — der junge Mann durchblickte schnell, daß das Mädchen durch eine Lüge ihres Vaters nach Amerika gelockt worden war, und bringt nun auf sofortige Rückkehr nach St. Louis und baldigste Trauung.

In St Louis werden die nöthigen Einkäufe zu einer kleinen Hauseinrichtung gemacht; bei einem Ausgange des Bräutigams No. 1 aber erscheint plötzlich der frühere Bewerber No. 2 vor dem zurückgebliebenen Mädchen und theilt dieser mit, daß sie in die Schlinge eines der schändlichsten Menschen gefallen sei, der, wie sich soeben herausstellt, bereits drei Frauen habe, eine in New-Orleans, die beiden Andern in Vicksburg und Memphis. Er beschwöre sie stehenden Fußes, mit ihm nach Belleville zu gehen, wo er durch andere Leute die Beweise liefern werde, und das erschrockene Bauernkind folgte ihm.

Dort wurde sie durch ihren Begleiter so getäuscht, daß sie ihrem früheren Bräutigam einen Absagebrief in bester Form zukommen ließ und zugleich eine Verlobungsanzeige mit ihrem jetzigen Bealeiter.

Der Brief ist fort, mit dem nächsten Zuge geht das neu formirte Liebespaar nach St. Louis zurück und der glückliche Brautwerber schließt bei seiner Ankunft eben seine Auseinandersetzung, daß sie mit einander in ein Boardinghaus gehen würden, bis sein Geld angelangt sei und sodann die Hochzeit erfolgen könne, als sie in das Gewühl der Passagiere, welche einem so eben angelangten Dampfboote entströmten, gerathen. Plötzlich wirft sich eine Frau an des Mannes Hals, fünf große und kleine Kinder umringen ihn schreiend und jubelnd — das Mädchen prallt zurück und hört aus den Rufen der Angekommenen, daß das die Familie ihres neuen Herzliebsten ist, welcher dieser in New-Orleans zu entwischen gemeint. Der Vorhang fällt — das Mädchen ist hier in Dienst gegangen.

Das ist eine von den kleinen Geschichten, wie sie sich alltäglich im Treiben unserer großen Städte ereignen, oft tragischer enden als die obige, aber nur selten zu weiterer Kenntniß gelangen.

Miscell.

Aus der Provinz Posen schreibt man dem „Pr. B.“: In einer Kreisstadt unserer Provinz ist vor einiger Zeit ein origineller Rechtsstreit passirt. Ein unter Vormundschaft stehender Lehrling, Sohn eines Bürgers, sollte Geselle werden und der Vormund ihn dazu standesgemäß equipiren. Als dies nach seinem besten Wissen geschehen war, putschte den jungen Menschen ein Winkel-Consulent auf, daß zur standesgemäßen Equipirung auch ein Schnupftuch gehöre. Da der Vormund sich weigerte, dasselbe anzuschaffen, kam die Sache vor Gericht, welches das Gutachten dreier Bürger der Kreisstadt als Sachverständiger zu Rathe zog. Diese drei Bürger, unter denen sich einer befindet, der Einkommensteuer bezahlt, erklärten, ein Schnupftuch gehöre nicht zur standesgemäßen Equipirung eines Bürgers, sie selbst hätten sich ihr Leben lang eines solchen nicht bedient. Damit war die Sache zum Nachtheile des Injuriosen angehenden Gesellen entschieden, dem aber der Vormund später großmüthiger Weise dennoch ein Schnupftuch gewährte.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 108. Speyer, Mittwoch, 16. October 1861.

Mißglückt!

Von

Fr. Friedrich.

(Schluß.)

Des Kaisers Gewehre waren von Paris angelangt. Die Tage für die Festlichkeiten in Weimar wurden bestimmt. Die Gendarmen und die Polizei waren in größter Thätigkeit und Aufregung, denn Tausende von Fremden strömten herbei, um die versammelten Herrscher zu sehen und den Mann zu schauen, vor dem halb Europa erzitterte.

Napoleon selbst befand sich in einer aufgeregten Stimmung. Jede Stunde liefen Berichte der Polizei aus der Umgegend und aus Weimar ein, daß nicht das geringste Zeichen bemerkt werde, er selbst schien aber den Gedanken, daß ein Anschlag auf sein Leben gerichtet werde, fest gefaßt zu haben. Hätte er nicht befürchtet, sich eine Blöße zu geben, so würde er von dem Besuche in Weimar abgestanden haben.

Am 6. October gegen Mittag wollte er mit seinem glänzenden Hofstaate von Erfurt aufbrechen. Die französischen Schauspieler, unter ihnen die Bourgoin, waren schon am Tage zuvor in Weimar angelangt. Angestrengt von der Reise und den mannigfachen Aufregungen war Claire erst spät zur Ruhe gekommen. Sie schlief am folgenden Morgen länger als ihre Gewohnheit war. Schon früh war ein versiegeltes Billet für sie abgegeben und ihre Gesellschafterin hatte es neben ihrem Bette niedergelegt, um sie nicht im Schlafe zu stören. Arglos öffnete sie es, als sie erwachte; erschreckt fuhr sie empor. Es enthielt nur die wenigen Worte: „Heute wird ein Anschlag auf Napoleons Leben ausgeführt werden“. Ihr Auge blickte starr auf die Schriftzüge — sie kannte sie nicht. Sie zitterte, dann raffte sie sich gewaltsam zusammen, denn sie durfte keinen Augenblick Zeit verlieren, wenn sie den Kaiser retten wollte. Was sollte sie beginnen? Sie dachte daran, der Polizei den Zettel zu übergeben — es ging nicht, denn dadurch konnte eine Verzögerung entstehen, welche den Kaiser vielleicht schon das Leben kostete.

Schnell hatte sie einen andern Entschluß gefaßt. Sie sprang auf, warf nur wenige Worte auf ein Papier, schloß den Zettel ein, versiegelte beides und klingelte heftig —

Schon fünf Minuten darauf jagte ein Reiter aus Weimars Thor auf der Straße nach Erfurt zu. Er schien die große Bedeutung seines Auftrages zu kennen, denn schonungslos stieß er dem Pferde die Sporen in die Seite, um es zu immer größerer Eile anzutreiben. Er erreichte Erfurt und den Kaiser, als dieser eben im Begriff war, in den Wagen einzusteigen, der ihn nach Weimar führen sollte. Fürsten und Generäle umstanden ihn. Ein französischer General sollte nach seiner Bestimmung neben ihm sitzen. Da wurde ihm Claire's Brief überreicht. Unwillig über diese Verzögerung erbrach er ihn, er glaubte, daß er irgend eine Klage enthalten werde. Kaum hatte er indeß einen Blick hineingeworfen, als er bestürzt einen Schritt zurücktrat. Seine farbenlosen Wangen wurden noch bleicher. Bestürzt, rathlos blickte er sich im Kreise um. Schon wollte er aussprechen, daß er nicht nach Weimar fahren werde, da zuckte ein Gedanke durch sein Inneres hin.

Mit hastigen Worten forderte er den Prinzen Wilhelm von Preußen auf, ihn zu begleiten und an seiner Seite im Wagen Platz zu nehmen. Zu Duroc, welcher hinter ihm stand, sprach er einige leise Worte und gab ihm Claire's Brief, dann stieg er rasch

Digitized by Google

in den Wagen, der Prinz nahm neben ihm Platz und schnell rollte der Wagen durch die Stadt, zum Thore hinaus.

Ziemlich um dieselbe Zeit, vielleicht etwas später, befanden sich in einem kleinen Gehölz bei Weimar, dem sogenannten Webicht, drei Männer. Zwei von ihnen waren in lange Mäntel gehüllt und aus den Sporen an ihren Füßen errieth man, daß es Reiter waren. In der Nähe standen in der That zwei an einem Baume befestigte Pferde. Wir kennen beide Männer. Es war der Major Hers und sein Gefährte, der Lieutenant von Goette. Der dritte, einfach gekleidete Mann war jener Fremde, der Wilhelm in Erfurt so räthselhaft erschienen war.

Auf den Gesichtern aller drei Männer lag Ernst und Erwartung ausgeprägt. Sie schwiegen. Der Fremde blickte nach seiner Uhr und sprach dann: „Jetzt muß er schon seit fast einer Stunde von Erfurt abgefahren sein."

„Und Ihr wißt genau, daß er hier am Webicht vorüberkommt?" fragte Hers.

„Ich weiß es genau."

„Im offnen Wagen?" fragte Hers weiter.

„Im offnen. Er ist hinten zurückgeschlagen," antwortete der Fremde. „Das Wetter ist heiter — er wird ihn nicht mit einem geschlossenen vertauschen," und er richtete den Blick forschend gegen den Himmel, der weit und blau war.

„Und einer seiner Generäle sitzt neben ihm?" warf der Lieutenant ein.

„So hat er es bestimmt. Werden Sie auch den Kaiser nicht fehlen und den falschen treffen?"

„Sie sollen beide sterben," erwiderte der Lieutenant dumpf. Wir fehlen nicht. Seht diese beiden Musketons — sie sollen vernichten, wer im Wagen sitzt!"

„Schieß Du zuerst," warf Hers ein. „Meine Hand ist sicherer. Ist der erste Schuß gefallen, so werden die Pferde stutzen, Schreck und Verwirrung werden entstehen und diesen Augenblick werde ich zum zweiten Schusse benutzen. Meine Hand soll nicht zittern, denn von dieser Minute hängt das Schicksal Deutschlands ab."

Der Lieutenant erklärte sich damit einverstanden.

„Wenn aber Napoleon seine Bestimmung ändert und ein Anderer an seiner Seite sitzt?" warf der Fremde ein.

„Er fällt mit ihm," rief der Lieutenant.

„Ja, er muß mit sterben," fügte Hers hinzu. „Es geht nicht anders — mir thut dies Opfer leid — es muß sein!"

Noch einige Verabredungen trafen die Männer mit einander, dann verließ der Fremde heimlich, vorsichtig das Gehölz.

Der Weg, auf welchem der Kaiser kommen sollte, führte ziemlich nahe am Gehölz vorbei. In ihm harrten Hers und Goette in gespannter Erwartung. Mehrere Male hatten sie die Musketons untersucht, sie waren in bester Ordnung. Hers hatte unter dem Mantel noch eine Pistole verborgen, Der Lieutenant einen Degen.

Endlich verkündete ferner Hurrahruf, daß des Kaisers Wagen nahe. Am Rande des Gehölzes bemerkten sie ihn rasch daherrollen. Schnell sprangen sie, die Musketons unter den Mänteln geborgen, auf die Pferde und ritten langsam vor das Gehölz. Der den Wagen umgebende Staub hinderte sie, den zu erkennen, der an des Kaisers Seite in dem offnen Wagen saß.

Der Wagen nahte. Kaum fünfzig Schritte war er noch entfernt. Hers war vom Pferde gestiegen, um sicherer schießen zu können. Der Lieutenant schlug den Mantel bei Seite. Schon hatte er das Musketon auf den Kaiser gerichtet, da führte ein Windstoß den Staub fort und Hers erkannte des Kaisers Begleiter.

„Schieß nicht — schieß nicht!" rief er seinem Gefährten zu, „der Prinz Wilhelm sitzt neben ihm!"

„Er stirbt mit ihm!" erwiderte der Lieutenant finster und hatte schon den Finger an den Drücker gelegt.

Hers sprang schnell hinzu und rief, das Musketon zurückschlagend: „Schieß nicht! Um Gottes Willen nicht — es ist unser Fürst!"

Dies war nur das Werk eines Augenblicks gewesen, aber schon hatten mehrere hinter dem Wagen reitende Gendarmen das erhobene Musketon bemerkt. Auch der Kaiser hatte es erblickt und sich bleich im Wagen zurückgebogen. Die Gendarmen

Digitized by Google

sprengten auf das Gehölz zu — an eine Ausführung des Anschlags war nicht mehr zu denken.

Gewandt schwang Hers sich auf sein Pferd und er wie sein Gefährte sprengten in das Gehölz zurück. Der Kaiser fuhr schnell vorüber und langte wenige Minuten später ungefährdet in Weimar an. Er war verstimmt — erbittert, ohne zu verrathen, weßhalb. Aus Hochmuth hatte er befohlen, daß an dem Abend dieses Tages in Weimar „La mort de César" gegeben werden sollte. Seit seiner Erhebung war dies Stück in Frankreich verboten. In Deutschland hielt Napoleon solche Rücksicht nicht für nöthig und als einer seiner Generäle seine Verwunderung gegen ihn aussprach, erwiderte er: „Die Deutschen sind zufrieden, wenn sie ihre Kohlerute im Keller haben!"

Jetzt fühlte er, daß es auch in Deutschland Männer gab, welche vor einer entschlossenen That nicht zurückbebten. La mort de César — dies Stück erschien ihm seit diesem Tage bedeutungsvoll für sein eignes Geschick und er hat es nie wieder gesehen. —

Vergebens ward das Gehölz von den Gendarmen durchsucht, vergebens hatten sie die ganze Gegend durchforscht. Hers und Goette waren auf schnellen Pferden glücklich entkommen. Vergebens stellte die geheime Polizei in Jena die eifrigsten Nachforschungen an — sie kam nicht auf die richtige Spur, aber ihre Vorsicht und Thätigkeit wurden von diesem Tage an verdoppelt. —

Dieser Anschlag auf Napoleon's Leben war mißglückt, er läßt sich auch mißbilligen, aber er bleibt bedeutungsvoll für den Geist, der sich schon damals in Deutschland regte, er ist gewissermaßen ein Vorläufer jener Unternehmungen von Katte, Dörnberg und Schill, ein Vorläufer von jenem Geiste, der 1813 ganz Deutschland durchzuckte, jenem Geiste des Hasses gegen das französische Joch, mit dem der Wunsch verbunden war, das deutsche Vaterland zu befreien um jeden Preis.

Die Curée in Compiègne.

Ueber das mittelalterliche waidmännische Schauspiel, das der Kaiser Napoleon seinem königlichen Gast am ersten Abend seines Aufenthalts in Compiègne vorführte, berichtet die Köln. Z.: Die Curée fand im großen Schloßhofe nach dem Diner statt. Alle Fenster des Hauptgebäudes und der Seitenflügel waren beleuchtet und von Zuschauern besetzt, wie die Logen eines riesigen Theaters. Den Hintergrund bildete das große Vestibule mit der Haupttreppe, und im ersten Stocke der große Balkon, auf dem der Hof saß. In der Mitte des Hofes lag der todte Hirsch, welcher der Meute preisgegeben werden sollte. Ein weiter Raum war leer; Zuaven der Garde hielten das Volk ab. Dem Balkon gegenüber, ungefähr hundert Schritt vom Hirsche, waren die Jagdhunde versammelt, etwa hundert Thiere, die nur von vier oder fünf Piqueurs in der Tracht Louis XV. zusammen- und in Ordnung gehalten wurden. Etwas abseits standen acht andere Piqueurs mit gewaltigen Waldhörnern. An der Leiche des Hirsches wachten ein einziger Haupt-Piqueur und ein kleiner Hundejunge. Um neun Uhr ungefähr rückte, aus dem Schlosse kommend, eine unendliche Schaar von Lakaien vor, die sich in zwei Reihen theilte und sich rechts und links vor den Zuaven aufstellte. Jeder Lakai trug eine gewaltige Fackel, die sich in vier Flammen theilte. Der Hof war so taghell beleuchtet. Die Piqueurs fingen zu blasen, die Hunde zu heulen an. Der Hundejunge stellte sich mit ausgebreiteten Beinen über den Nacken des Hirsches, faßte sein gewaltiges Geweih und bewegte es leise hin und her, „Leben heuchelnd". Die Hunde, leicht getäuscht, fingen noch gewaltiger zu heulen an; die Piqueurs bliesen aufmunternder. Da es aussah, als ob die Hunde nicht mehr zu halten wären, ließ man sie los. Zähne fletschend und gierig stürzte die Meute auf den Hirsch los, wie ein Sturm, dem Umkehr nicht möglich ist, aber da zeigte sich die Macht der Dressur. Schon mit der Schnauze an der Beute, kehrten sie plötzlich um, als einige ihrer Tyrannen ihnen die Peitsche

Digitized by Google

zeigten und sie zurück commandirten. Einige zwar brummten und murrten, aber nicht ein einziger widerstand dem Befehle von Oben. Und das grausame Spiel ging von Neuem an. Die Hunde waren schon berauscht; sie wußten auch schon, welche Mahlzeit sie erwartete, und mit mehr als verdoppelter Wuth stürzten sie, da man es ihnen erlaubte, auf ihre Opfer los. Sie liefen nicht, sie sprangen nicht, sie flogen nicht: es war, als ob sie eine unsichtbare Macht in einem Nu über den weiten Raum schleuderte. Nur die ältesten Hunde, die schon das Spiel und die Menschen kennen, hatten einige Besonnenheit bewahrt; sie griffen nicht von vorn an, sondern warfen sich listig hinter die Piquets, um hinter ihrem Rücken die Beute zu erfassen. Aber sie, wie die andern, mußten wieder zurück; man befahl, und sie schlichen zurück. Der Triumph der Dressur erreichte hiermit einen Grad, der an's Unheimliche streifte. Wieder erschollen die Fanfaren, wieder ließ man die Hunde los, und diesmal, nachdem sie sich so schauderhaft gehorsam erwiesen, wurde ihnen ihr Lohn. Der Hundejunge floh mit der Decke des Hirsches so schnell er konnte, um von der wüthenden Meute nicht zerrissen zu werden. Sie stürzte sich auf ihr Opfer mit einer Wuth, die nur bei so lange zurück gehaltenen und gebändigten Instinkten möglich ist, wenn man ihnen dann freien Spielraum läßt. Nach zwei Minuten war nichts mehr übrig, als das trockene Gerippe des edlen Sechszehnenders, und noch dieses schleiften die Hunde in Stücken über den Hof. Die Fanfaren verstummten, die Hunde heulten im Nachgenuß, die Lakaien stürzten die Fackeln um, und das Fest war zu Ende.

Miscellen.

Ein neuer Schachheld. Ein junger Deutscher, Namens L. Paulson, der mehrere Jahre in Amerika gelebt hat, macht in London als Schachspieler Aufsehen. Er spielte am 7. im Ries'schen Divan gleichzeitig 10 Partien gegen 10 Gentlemen, de en jeder eine Art Kriegsrath von guten Spielern um sich hatte, auswendig, d. h. ohne ein Brett zu sehen. Der Kampf dauerte von 2 Uhr Nachmittag bis 2 Uhr Mitternacht. Paulson schlug beinahe alle Gegner. Geschlagen wurde er einmal vom russischen Gesandtschaftssekretär Sabaurosf.

Vom Rheine, 9. Oct. Seit einiger Zeit liest man in den Zeitungen von einem Abbé Richard, der die Kunst besitzen soll, Quellen zu entdecken. Es dürfte nicht überflüssig sein, an die Erfahrungen zu erinnern, welche vor etwa 12 Jahren beim Auftreten eines ähnlichen Quellensuchers, namentlich im Regierungsbezirk Trier, gemacht worden sind. Damals war es auch ein französischer Abbé, Namens Paillard, soviel unsno erinnerlich, der dieselbe Kunst zu besitzen behauptete, und darüber viele Zeugnisse, sogar von Behörden vorzeigte. Sein Auftreten als Geistlicher trug viel dazu bei, ihm Zutrauen zu verschaffen, und so erhielt er bald viele Aufträge von wasserbedürftigen Gemeinden und Privaten. Er ließ sich für das Aufsuchen einer Quelle im Voraus eine bestimmte Summe zahlen, wovon er den größten Theil zurückzugeben versprach, wenn gegen Erwarten sich an der von ihm bezeichneten Stelle kein Wasser vorfinden sollte, und stellte darüber einen Revers auf ein renommirtes Banquierhaus in Trier aus. Nach seinen Angaben wurde nun an vielen Orten nachgegraben, allein es wollte sich kein Wasser zeigen, wenn nicht zufällig eine mitleidige Wolke von oben einige Tropfen in die tiefen Gruben sandte. Man präsentirte nun die Reverse, erhielt aber zur Antwort, daß das betreffende Haus keinerlei Verpflichtungen gegen den ꝛc. Paillard übernommen habe. Der letztere hatte sich mit den eingesteckten Geldern außer Landes gemacht. Die betreffenden Gemeinden und anderen Angeführten hatten außer den bedeutenden Geldeinbußen noch den Spott über ihre Leichtgläubigkeit zu tragen. Diese Art von Wassersucht war damit gründlich geheilt. Hinterher erfuhr man noch, daß der dreiste Wassermann kaum des Lateinischen mächtig, auch kein Abbé gewesen sei. (Köln. Ztg.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 109. Speyer, Samstag, 19. October 1861.

Das Soldatenkind. *)

Von

Walderich von Sanct Trutbert.

Hoch im Süden Schwabens liegt eine weite Landschaft, gegen Mittag und Morgen von 3000 Fuß hohen Bergen im Halbkreis umschlungen, gegen Abend und Mitternacht als sanft geneigte Ebene zum Neckar abfallend, auf welcher prangende Kornfelder mit Matten und Waldungen wechseln. Man nennt diese Schwarzwaldgegend die Bertholdsbaar, nach einem Grafen Berthold, dem sie Karl der Große zu Lehen gegeben haben soll. In großen freundlichen Dörfern wohnen die kräftigen Bewohner, vor allen ihren Stammgenossen an der Sitte ihrer alemannischen Voreltern hängend. Kehren wir in einem dieser Dörfer ein.

Unsere Einkehr geschieht zur Zeit des ersten Franzosenkrieges, den die Revolution hervorgerufen. An einem Sommerabend treten wir in eine Wohnung am Ende des Dorfes ein; dort am Tisch sitzt ein achtzigjähriger Greis an seiner Foliobibel und liest vor. Seine einzige Hausgenossin hört ihm zu; sie begruben ihm alle seine Kinder und Kindeskinder, nur Agathe, die zwanzigjährige Enkelin ist ihm geblieben. Andächtig hört sie dem Alten zu; ihre schwarze Kleidung wird durch Scharlachstrümpfe belebt, ein rundes schwarzes Seidenkäppchen senkt sich bis zu den Augenbraunen herab und gibt dem kindlichen Gesicht einen klösterlichen Zug. Während des Lesens dröhnt Wagengerassel und Trommelschall durch's Dorf, das Paar aber horcht nicht auf den schon gewohnten Lärm, bis die Thür aufgeht und ein langer ungarischer Grenadier hereinklirrt. Der bleibt auf der Schwelle stehen und spricht: „wo unser Herrgott einkehrt, da muß ich warten!" und macht sich's erst nach der abgekürzten Hausandacht bequem.

Der Alte denkt: warum schickt mir der Vogt den jungen Bengel und nicht lieber einen alten Brummbart? Der hätt' es allein mit mir zu thun und guckte mir nicht nach dem Mädle! — Dieses aber faßte ein plötzliches Vertrauen zu dem fremden Kriegsgesellen, als er unter dem Vorlesen wie eine Tanne dastand und die großen kecken Augen auf sie heftete. Der Alte schickte sie in den Stall, unterhielt sich etwas mit dem Soldaten, und rieth ihm, noch zu den Kameraden auf die Gasse zu gehen, denn bei ihm sei es langweilig, und das Mädchen fürchte sich vor den Bärenmützen. Ohne Empfindlichkeit bückte sich der Ungar aus der Thüre, gerieth aber von der Gasse in ein Nebengäßchen und von dort hinter das Haus in den Stall. Das Mädchen melkte ihre Kühe und hätte gern dazu gesungen, wenn es draußen nicht von Weißröcken gewimmelt hätte. Aber was half ihr Schweigen? Einer kam doch heran, nahm ihr den vollen Melkkübel aus der Hand, band die Kühe los und trieb sie zum Brunnen. Verlegen blieb sie unter der Stallthüre und wurde noch verlegener, als er mit dem Vieh wieder einfuhr und ihm Klee aufsteckte. Um für morgen frischen zu mähen, nahm sie Grastuch und Sense, bittend trug ihr der Soldat sein Geleite an, sträubend ließ sie ihm ihre Hand, sammt Tuch und Sense. Mit mächtigen Armen mähte er den Klee zu Boden, band ihn in's Tuch fest und lud ihr das auf den Kopf.

Vor Tagesanbruch aber klopfte Agathe an des Großvaters Kammer und lispelte:

*) Hausblätter.

„Großätti, horchet, was ist im Stall? Es thut wie mit dem Besen fegen, das thut kein Dieb, es muß ein Geist sein!“ Der Alte ging hinunter; zugend mit einer Heugabel gewaffnet, folgte ihm die Enkelin — der Geist war der Grenadier, der eben den Stall vollends in Ordnung brachte und mit Lachen ausrief: „Ich falle keinem Quartiermanne zur Last; wo ich bin, da verdien' ich mein Essen. Bin jetzt euer Knecht.“ — „Wir begehren keinen,“ platzte das Mädchen heraus, der Alte aber fiel beschwichtigend ein: „Laß du den Herrn nur machen, er wird bald genug kriegen, und mach', daß du fortkommst.“ — Der Knecht wußte sich aber doch mit der jungen Meisterin auf guten Fuß zu stellen Es gelang ihm bald, mit ihr Zwiegespräches zu pflegen und ihre Theilnahme an seiner Person zu erwecken. „Ihr seid,“ meinte sie, „gewiß eines rechten Bauern Bub', habt eine so große Freud' am Feldgeschäft und wisset alles so geschickt anzugreifen, s' geht Euch auch viel rascher aus der Hand als unsern Manuskerlen, die alles ganz gemach ausrichten, Schaffen und Essen, Schwätzen und Laufen. Pressirt ihnen mit gar nichts und Euch pressirts immer, Ihr möget schaffen oder essen oder schwätzen, 's alles gleich fix und fertig!“ — Der Ungar aber seufzte: „Ihr wisset selber gar nicht, wie gut Ihr's habt in Eurem Schwabenland, sitzet frei und sicher in Eurem Eigenthum, könnt gemächlich und nach Belieben Eure Arbeit thun! Ich hab' nichts Eigenes, selbst mein Leib ist nicht mein; gehört alles, Haus und Feld, Vieh und Mensch meinem Edelmann; sitz' nur zur Miethe, wo ich bin, selbst die Seele sitzt mir nur miethweise in meinem Leib da drin; ich muß Woch' an Woche drei Tage dem Gutsherrn frohnen, bin ein rascher Kerl nur durch die Peitsche worden, die allzeit hinter mir her ist. Nun bin ich, seit sie mich im März ausgehoben, auf vierzehn Jahre dem Kaiser eigen, und wenn das überstanden ist, vollends mein Leben lang dem Edelmann, der mich nach Belieben abnützt, so lange sich meine Glieder regen können und mir das Heirathen nur erlaubt, um ihm Leibeigene nachzuziehen. Weil ich das nicht will, so werde ich ledig bleiben.“ — „Bleibet Ihr? Wäre schad' dafür!“ meinte Agathe und sah mit großem Mitleid den schmucken, gutmüthigen Menschen an, dachte auch dazu, ohne es ihm anzuvertrauen: wärst du ein Baarbub', du solltest mir nicht ledig bleiben!

So lebten sie in traulich werdendem Vernehmen, bis er nach vier Wochen mit einer Hiobspost vom Verlesen zurückkam: „Morgen müssen wir marschiren, es geht durch die Schweiz nach Italien.“ — „O Jerum,“ rief Agathe, griff mit beiden Händen an ihr Herz und verließ die Stube, der Ungar aber sah ihr nach, wischte die Augen und packte den Tornister. Mit Tagesanbruch rief die Trommel zum Aufbruch, der Kriegsmann aber stand in der vollen Armatur neben der Jungfrau unter der Hausthüre. „Vier Wochen lang durft' ich ein Mensch sein,“ redete er. Jetzt muß ich fort!“ — „Mußt du?“ rief sie; „wenn ich du wär', ich müßt' nicht fort, mich brächte die ganze Welt nicht fort!“ — Aber die Kompagnie stellte sich auf der Straße auf, und fort war er. —

Die Einquartierung war man los, alles ging wieder nach der gewohnten Weise, der Großvater zog auf den Acker und die Enkelin ging überall hin, wo sie den Ungar gesehen hatte und war dort in Gedanken neben ihm. An seiner Statt kam ein Anderer, und der gumpte heran, wie ein belasteter Vierfüßler, den Kopf vorgeschoben, die Hände hinter dem langen Rücken gefaltet. Ihm folgte die Schuljugend mit Spott und Hohn: „Der Rechenstumpel ist wieder da! Der Herzog hat ihn wollen studiren lassen und zu einem Herrn machen, aber er ist zu dumm dazu! Haioh, Erchinger, thu' deinen langen Rock wieder aus und schaff'! Thu' den Kopf in die Höh' und sag', was du in Tübingen gelernt hast! Wie hoch kommt 's Knöpfle, wenn der Scheffel Kernen 9 Gulden kostet!“ — „Bis in's Maul,“ antwortete er mit großem Gleichmuth und gumpte zu Agathen hin, mit demselben Gleichmuth, als hätte er sie erst gestern noch gesehen, während er fünf Jahre auf der Landesuniversität gewesen war, wohin ihn der Herzog auf Staatskosten geschickt, weil er in ihm auf einer Durchreise ein monströses mathematisches

Digitized by Google

Genie entdeckt zu haben glaubte, denn der Erchinger hatte einen Rechneninstinkt und hatte dem Landesherren, ohne ein anderes Hülfsmittel als das Gumpen seines Kopfes, in einer Minute herausgerechnet, wie viele Minuten Methusalah alt geworden. — „Agath',“ stotterte er nun, „wo ist der Alt'?“ — „Warum, du Tropf?“ — „Darum! Da kommt er. — Vetter, Ihr seid mein Pfleger, da sind 50 Gulden So viel bekomm' ich sechs Jahre lang alle Jahr, macht täglich $8\frac{16}{73}$ Kreuzer.“ — „Weiter, o Heilloser, hast du's in den fünf langen Jahren nicht gebracht?“ meinte der Alte. „So schickt man dich heim? Hab' es wohl vermuthet. Was fetzt mit dir anfangen? Will Dir die 300 Gulden anlegen und dich füttern, denn du kannst arbeiten wie rechnen, weil Du beides wie ein Esel kannst.“

So hatte der Alte wieder einen Knecht und Agathe Aussicht zu einem neuen Liebhaber. Drei Tage that der Erchinger nichts als graben und rechnen, am vierten wischte er nach dem Mittagessen das Maul mit dem Aermel ab und sprach mit großen Gleichmuth: „Ehni, wisset Ihr, wie alt ich bin?“ — „Ich sollt's wissen, dreißig schon vorbei.“ — „Dann bin ich Euch nicht zu jung. Agath', weißt du, wie alt ich bin?“ — „Der Großätti hat's dir gesagt,“ antwortete sie trübselig. — „Dann bin ich dir nicht zu alt! Loset, ich hab jetzt ein Vermögen, täglich $8\frac{16}{73}$ Kreuzer, und bin studirt. Und Ehni, Ihr seid achtzig vorbei, Ihr sterbet bald, die Agath' wird auch alt, ich will sie heirathen. — Der Ehni kann nicht Nein sagen, denn er ist mein Pfleger und muß mich versorgen, und die Agath' kann nicht Nein sagen, weil der Alt' und ich Ja sagen, denn zweimal Eins macht Zwei.“ — „Und Eins dazu sind sogar Drei,“ sagte Agathe und gab ihm eine Ohrfeige. „Was der Tropf in Tübingen für Grobheiten gelernt hat!“ — Der Alte besänftigte sie und gab dem Erchinger den Rath, vorerst das Schwabenalter aus ganz besondern Gründen abzuwarten. Ganz beruhigt meinte dieser: „Die Ohrfeig' war überflüssig; wenn sie nicht heirathen will, so ist mir's auch eins. Bis zum Schwabenalter aber hab' ich noch 87,600 Stunden. Wenn die Agath' so lange mein Schatz wär' und gäb' mir alle zwei Stund' einen Schmatz, so bekäm' ich 43,800 Stück, und thät mich mein Maul dauern.“ —

Acht Tage waren ihr neben Erchinger in Trübsal vergangen, jede Nacht schaute sie mit den Sternen in die Welt hinaus, ohne zu wissen, nach was. Als sie in der neunten Nacht ihre Schau begann, sah sie auf der Ruhebank neben der Hausthüre eine weiße Gestalt sitzen. „O Herr, mein Gott, er ist's, oder sein Geist!“ Sie schleicht hinab, er ist's leibhaftig. Aber traurig redet er, als sie ihn fröhlich umfaßt: „Ja, da bin ich wieder. Und wenn mir das ganze Bataillon wie einem Hirsch nachsetzte, ich konnte nicht anders und es rent mich nicht. Ich bin Gott erst ein Leben schuldig, seit ich dich gesehen, und nun kann er's wieder haben, wenn er will.“ — „Sei getrost“, spricht ihm Agathe zu, „denk' lieber an mich, als an's Sterben. Ich weiß, was ich mit dir anfang'! Heut' versteck' ich dich in der Scheuer und morgen erfährst du's.“ — Noch vor Tagesanbruch kam sie mit dem vollständigen Anzug eines Bauernburschen, der ihrem verstorbenen Bruder angehört hatte, hieß ihn sich einkleiden und ihr folgen. „Ich hab' dich schon versorgt“, sprach sie; auf dem Waldhof droben suchen sie einen Knecht. Dort verding' ich dich und geb' dir jetzt das Geleit. Den Bauern kenn' ich, der verräth uns nicht. Nur zwei Stunden sind wir von einander und die Nächte sind unser. Wenn's Frieden ist und kein Kaiserlicher mehr kommt, so werden wir Mann und Weib vor der Welt.“ — Der Bauer nahm ihn in Dienst, und ein halbes Jahr wandelten sie zusammen, von niemand erspäht.

Aber während dieser Zeit wurde der Großvater krank und täglich kränker, bis ihm sein Krankenbett zum Sterbebett wurde. Der Enkelin wurde ihr Geheimniß zu schwer beim Anblick des Sterbenden, und seines Segens bedurfte außer ihr noch jemand. Den holte sie herbei und führte ihn vor den Alten. „Großvater,“ sagte sie, „trag kein Leid mehr um mich und meine Zukunft, da ist Einer, der sie mit mir theilen wird. Er hat Alles verlassen um meinetwillen und wagt für mich sein Leben.

Digitized by Google

Werd' nicht ungehalten, Großätti! Wir können mit einander sterben, aber nicht ohne einander leben, und bitten dich um deinen Segen." — Der Alte aber nahm seine letzte Kraft zusammen und redete: „Den Bund eurer Thorheit und Sünde segne ich nicht, nur Mitleid hindert mich, ihm zu fluchen. Agathe, wie machst Du dich so unglücklich und mir den Tod so schwer! Komm' mir bald nach, wenn dich ein schweres Gericht entsündigt hat, denn den richtenden Engel seh' ich vor dir stehen!" — Nach diesen Worten, die er wie ein Weissagender geredet hatte, sprach er nicht mehr bis in seinen gegen Abend erfolgenden Tod. Jammernd warf sie sich über seine Leiche und flehte um Trost und Erbarmung. — Ihrem Flehen schallte ein gräßliches Amen. — Trommelwirbel kam die Landstraße heran, wie rasend fuhr der Deserteur empor. „Das sind meine Trommeln, sie rücken wieder ein!" schrie er. Er floh aus der hintern Hausthür, und sie saß allein und verlassen bei dem Todten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

* **Frankenthal**, 14. Oct. Unter der Direction des Herrn Lehrers Ries besteht in hiesiger Stadt bereits seit einem Jahre ein Verein für katholische Kirchenmusik, welcher sich zur Aufgabe gestellt hat, an Festtagen und bei besondern kirchlichen Feierlichkeiten musikalische Messen, klassische Werke, zur Aufführung zu bringen. Am verflossenen Samstage, als am Namensfeste Sr. Majestät des Königs, kam eine große Messe von J. Schnabel, in E und A dur zur Aufführung, wobei wie gewöhnlich die hiesige gute Musik-Gesellschaft des Herrn Franz Klein und einige Dilettanten mitwirkten. Die eben hier weilende böhmische Musik-Gesellschaft Lebeth betheiligte sich, auf eigenes Anerbieten, dabei ebenfalls. Was die Aufführung des fraglichen Musikstückes betrifft, so war dieselbe, sowohl in vocaler wie in instrumentaler Beziehung, eine sehr gelungene, wozu namentlich die böhmische Musik-Gesellschaft durch ihr kräftiges und correctes Mitspiel vieles beitrug. Möge der hiesige Kirchenmusik-Verein in seinem Eifer fortfahren, die edle und erhabene Kirchenmusik zu pflegen, nicht allein, damit er es dazu bringe, selbst etwas Tüchtiges leisten zu können, sondern auch, damit er andern Orten der Pfalz zum Vorbilde diene und diese ebenfalls zur Bildung ähnlicher Vereine und zur Pflege der Kirchenmusik aneifere.

Aus **Weimar** schreibt man: Der Müller in Westfalen, auf dessen Loos in der Schillerlotterie der Hauptgewinn, das vom Großherzog von Sachsen-Weimar geschenkte Landhaus, gefallen ist, hat noch nicht in den Besitz des Gewinnes gesetzt werden können, weil das von ihm vorgelegte Loos, mit welchem er sich legitimiren wollte, beschädigt ist und es zur Zeit noch nicht gewiß, daß es wirklich das richtige ist. Der Müller hat vom Schillercomite den Bescheid erhalten, vorerst sich bis zu dem bekannt gemachten Schlußtermin zur Abforderung der Gewinne, also den 10. April künftigen Jahres, zu gedulden und abzuwarten, ob bis dahin ein Anderer das Gewinnloos präsentire und den Gewinn beanspruche. Erfolgt eine solche Anmeldung nicht, dann soll das Loos des Müllers als das richtige gelten und die Ueberweisung des Landhauses an denselben erfolgen.

In England ist die Benutzung des Telegraphen schon weit in das Privatleben hereingedrungen. Wie ein Spinnennetz überziehen Tausende von Drähten die Häuser Londons. Die Telegraphengesellschaft vermiethet die Drähte jedem Privatmann für den Preis von 4 Pfd. Sterl. für die engl. Meile jährlich und ermöglicht es daher Kaufleuten, Fabrikherren und sonstigen Geschäftsleuten, ihre Etablissements untereinander in telegraphische Verbindung zu setzen. Jeder Miether des Telegraphen erhält einen eigenen Draht für seinen ausschließlichen Gebrauch; folglich, da das Telegraphiren selbst gar keine Schwierigkeiten bietet, kann man ohne irgendwelche fremde Einmischung von seinem Bette, seinem Frühstückstische, oder seinem Salon aus nach Belieben seine Geschäfte dirigiren.

* Räthsel.

Welches Wort enthält einen Buchstaben einmal, einen Buchstaben zweimal, einen Buchstaben dreimal und einen Buchstaben viermal?

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Orth.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 110. Speyer, Donnerstag 24. October 1861.

Das Soldatenkind.

Von

Walderich von Sanct Trutbert.

(Fortsetzung.)

Am Morgen durchstöberten die an den Rhein zurückkommandirten Soldaten den Ort nach dem Entflohenen, doch Niemand konnte Auskunft geben. Sie blieben wiederum im Standquartier als Reserve, verschonten aber das Leichenhaus. Den Alten hatte man begraben, und seitdem erneute sich im Erchinger der Wunsch nach Agathens Besitz. Sie mied ihn und war selten zu Hause, aber er paßte seine Gelegenheit ab. An einem Spätabend sieht er ihre Kammerthür angelehnt, meint sie drinnen zu finden und stolpert mit einer Liebeserklärung herein. „Sechs Monat von zehn Jahr thut neun und ein halbes, dann bist du runzelig und alterthümlich und mag ich dich nicht mehr. Jetzt möcht' ich dich, wär' dir's recht", stammelt er. Lang' wartet er auf Antwort und merkt endlich, daß die Kammer leer ist. Noch will er aber nicht an ihre Abwesenheit glauben und hofft, sie habe sich versteckt. Nach ihr durchsucht er Kasten und Truhen, bis er tief versteckt des Ungars weiße Montur findet. „Aha Spatz! mit so Einem hast du's? Ich will dir Ohrfeigen austheilen! Jetzt krieg' ich dich!" grunzt er. Er kriecht in die Montur und stellt sich unter die Hausflur, in der Hoffnung, Agathe werde ihn bei ihrer Rückkehr für einen Andern nehmen und ihm schön thun. An ihrer Statt geht der Feldwebel vorbei, dem kommt die Verkleidung verdächtig vor und er transportirt den Rechenstimpel zum Major. Dort gesteht er, wo er die Uniform her hat, und bald steht Agathe neben ihm im Verhör.

Sie leugnet und wird ins Ortsgefängniß abgeführt, still duldet sie, denn sie duldet für ihn. Wiederholt vorgeführt, beharrt sie auf ihrem Leugnen, und nun läßt der Major einen Wagen holen, der sie in's Hauptquartier nach Freiburg bringen soll. Schon sitzt sie droben, da eilt der Deserteur herbei und stellt sich als Arrestanten. Sie führen ihn in's Gefängniß an ihrer Statt. — Der Morgen tagt, die Trommeln tönen dumpf und traurig, ein Zug zieht vor dem Gefängniß auf, innen steht er in der blanken Montur, und sie darf zu ihm. „Ja," spricht er, „jetzt muß ich sterben, aber ich hab' gelebt. Ich sterbe einen Soldatentod, die Kugel fährt in ein eidbrüchiges Herz, aber dir war es treu und dein bleibt's in Ewigkeit." Er umschließt sie heiter, und sie denkt in all' ihrem Schmerz: soll ich's ihm sagen? Nein, es müßt' ihm den Tod verbittern! — Noch wird der Jammervollen ein Trost: der Feldpater nimmt dem Verurtheilten die Beichte ab, umfaßt nach derselben Beider Hände, umwindet sie mit der Stola und gibt ihnen den Segen der Kirche; sie knieen vor ihm und er betet für sie. — Der Fähnbrich tritt mit dem Kommando ein, der Verurtheilte drückt einen heißen Kuß auf seines Weibes Stirne und verschwindet mit dem Pater und der Wache. Agathe liegt auf den Knieen, eine Salve knallt, sie greift an ihr Herz mit dem Jammerruf: „O bitterer Tod! O Gottes Gericht!" — —

Das Schreckliche war erlebt und empfunden, zu der Verlassenen trat Erchinger, lag vor ihr im Staube, wo ihn die erste starke Gemüthsregung seines Lebens zu einiger Vernunft brachte. „Agath'," heulte er, „gieb mir Tritte, ich bin sie werth, aber von dir geh' ich nicht. Zu deinem Mann,

Digitized by Google

bin ich zu schlecht, dein Knecht aber bleib' ich." Er besorgte ihr Hauswesen, trug ihren neugeborenen Sohn, die Frucht ihrer Sünde, zur Taufe und begrub bald darauf ihre Leiche. Nach dem Leichenbegängniß versammelte sich die Ortsobrigkeit, beschloß, dem Rechenstimpel den Soldatenbuben abzunehmen und ihm einen vernünftigen Erzieher zu bestellen. Er wurde einem Verwandten übergeben, der ihm seine 5000 Gulden Vermögen verwalten und ihn gegen angemessenes Kostgeld erziehen sollte.

Dieser Menschenfreund war der sattsam bekannte reiche Hofbauer Nabal, des Mündels legaler, einziger Erbe, falls derselbe vor dem Pfleger mit Tod abginge. Ehren Nabal hatte sich durch Klugheit aus der Armuth zu großem Reichthum emporgeschwungen; in seiner Armuth nämlich war er eines Reichen Knecht gewesen; dieser war gestorben und hatte seinen Mammon der Mistmadel, seinem einzigen Kind, hinterlassen. Madel hatte bis dahin achtunddreißig Jahre gleich einer Ente in dem Element gelebt, dessen Namen sie trug, und in ihrer Blüthezeit alle Freier abgewiesen. Ihre Verwünschungen fielen über sie, sie bekam die Blattern und durch diese ein blindes Auge und ein Gesicht wie ein Reibeisen. So sah sie aus, als ihr Vater starb und der fünfundzwanzigjährige Nabal ihr Knecht war, der handelte als ein getreuer Knecht, und seiner Treue Lohn war die Hand der Gebieterin. Fünf Jahre nach der Hochzeit gebar sie ihm noch ein Töchterchen und seitdem waren zehn Jahre verstrichen. Das Kind, Ottilie genannt, blühte schlank und schön heran, des Vaters Augapfel, der Mutter Herzblatt, und ein kleiner Friedensengel im langen Elternkrieg, denn Nabals Herz war am Geld seines Weibes hängen geblieben, und sie tröstete sich mit dem Branntwein, fuhr auch zuweilen tüchtig gegen ihn aus. Die Vorrede dieser Strafergüsse lautete stets: „wegen deines Geldes hab' ich dich nicht genommen!" und die stetige Gegenrede des Gemahls war: „und ich dich nicht wegen deiner Schönheit." Dann fielen etwa Reden wie: „ich hab' dich aus Barmherzigkeit geheirathet." — „Und ich dich auf den Abbruch." Er aber begehrte von ihr kein Erbarmen, und sie verlangte, obgleich an ihn gebunden, nicht zu sterben, somit war der Zweck ihrer Ehe ein unerreichbarer und kein Frieden möglich.

In diesen freundlichen Kreis wurde Paul, das Soldatenkind, aufgenommen, und em früh erdrücktes Herz wurde hier dem Eigennutz geopfert. Er merkte bald, woran er war; Ottilie suchte ihn aufzuheitern, aber er verschloß sein Herz, das sich hier und überall fremd fühlte; still ging er unter der lärmenden Dorfjugend einher, stand finster bei den Lachenden, sah ohne Theilnahme ihren Spielen zu, nur eine Neigung, die Lernbegierde band ihn an's Leben. So gingen ihm die Jahre unter dem preiswürdigen Erziehungstalent Nabals hin, der ihn in seine abgelegten Kleider steckte, baarfuß gehen ließ, aber alljährlich ein vollständiges neues Gewand dem Pflegschaftsvermögen anrechnete. An ihm zu gewinnen war seine Lust, ihn zu erben seine Hoffnung, und bald schien diese Hoffnung zu erfüllen. Das ging so zu; Nabal hatte wiederum über 400 Malter ausgedroschen und das Gelübde gethan, den Kornhaufen in einen Silberhaufen zu verwandeln. Trotz der anhaltenden Theuerung verkaufte er nichts, seinen um Kornaulehen flehenden Taglöhnern wies er durch den Bullenbeißer die Thür, unerbittlich war er im Eintreiben seiner Schuldposten. Nur einer fand bei ihm Gnade, der Schuhmartin, sein Unterwogt, Orakel und Presser, der ihm die Prädikate für alle lieferte, die als Bettler oder Borger zu ihm kamen. Um diese seinem Gönner im hellsten Lichte zu zeigen, rottete er sich mit einem halben Dutzend zusammen und verabredete einen Einbruch in Nabals Scheune. Um Mitternacht sollten sie sich, mit Säcken wohlversehen, hinter der Behausung aufpflanzen und auf seinen Pfiff warten, der ihnen volle Sicherheit versprach. Schon um elf Uhr hatte er drei volle Säcke zu seinem Privatgebrauch beseitigt, um halb zwölf weckte er den Nabal und verrieth ihm das Complott; in großer Heimlichkeit bewaffnete dieser seine vier Knechte und seine drei Mägde und um zwölf Uhr pfiff der Schuhmartin und brachen die drei verwegensten Diebe ein; aber mit Geschrei wurden sie empfangen, fürchterlich

Digitized by Google

geprügelt und gebunden, während die andern davonliefen. Sie mußten nach langer Untersuchungshaft in's Zuchthaus, der Schuhmartin dagegen log sich hinaus und stieg so hoch in Nabals Gunst, daß er ihn nach Herzenslust bestehlen konnte, während der Bestohlene auf des Diebes Zuflüsterungen hin die halbe Gemeinde verdächtigte. Aber unbelauscht stieg die Rachgier in einer Nacht in Nabals Wohnung und warf einen brennenden Hanfbüschel in's Heu. Nach fünf Minuten schlugen die Flammen aus dem Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krönungsfeierlichkeiten in Königsberg.

Von dem benachbarten Schönbusch aus, der Villa der Stadträthin Hartung, wohin sich eine aus dem Oberbürgermeister von Königsberg, sechs Stadträthen, zwölf Stadtverordneten und vier Mitgliedern der Kaufmannschaft bestehende Deputation begeben hatte, der sich das Schlächtergewerk, eine Reihe stattlicher Männer in reichgeschmückten Klapphüten mit gezogenen Degen und auf trefflichen Pferden angeschlossen hatte, und wo sich auch die Ortsschulzen zu Pferde versammelt hatten, begann am 15. d. der Einzug durch das neue Festungsthor.

Ueber den Festzug selbst berichtet die „Königsberger Zeitung" Folgendes: Die Maschinenarbeiter, mindestens 6—700 Mann, waren gruppirt nach den einzelnen Fabriken, mit besonderer Musik und im verschiedenen Kostüm. Dieses bestand meist in Blousen von hellerem oder dunklerem Blau, schwarzer Wachsleinenmütze und schwarzen Beinkleidern. Die Arbeiter der Annahütte waren in malerischer Bergmannstracht. Unter den auf Stangen getragenen Emblemen zeichneten sich namentlich zwei Locomotiven (eine mit dem Namen „Königsberg"), ein Dampfschiff (mit dem Namen „Augusta"), vielfache landwirthschaftliche Geräthe (Pflüge, Dreschmaschinen ꝛc.) eine riesige Windmühle, eine Figur in Bronceguß ꝛc. aus. Die Reihenfolge der namhaftesten Gewerke, unter Führung des Stadtrathes Appelbaum und unter Vortritt der Schützengilde war etwa folgende: Maurer, voran ein Corps Sappeurs in schwarzen Beinkleidern, weißen Hemden, Schurzfellen, gestickten Tragbändern und Maurerpicken, darunter zwei Fahnenschwenker und zwei Reiseburschen mit Ränzel, Stiefeln auf dem Rücken ꝛc.; Zimmerleute mit schön gearbeiteten Dachstühlen (von Haus und Kirche) als Emblemen, mit schwarz und weiß geschmückten Winkeleisen nebst Citrone, voran wieder ein Corps Sappeurs und zwei Fahnenschwenker; Klempner mit einer schön gearbeiteten großen Laterne als Fortschritts-Embleme, Hufschmiede mit goldenen Hufeisen auf Stangen, Schlosser, Maler, Lackirer, Glaser, Töpfer, Schornsteinfeger; voran etwa 20 Burschen in echtem Schornsteinfegercostüm von schwarzer Leinwand mit blumenbekränzten kleinen Leitern. Das originelle, obschon wohlbekannte Habit wurde mit ganz besonderem Beifall vom Publikum aufgenommen. Gürtler und Nadler, Tischler mit zwei überaus zierlich aus Hobelspänen geflochtenen Flaggen, und mit unzähligen Möbeln auf Stangen, darunter auch solche der unentbehrlichsten, die sich besser sehen als beschreiben lassen, den Schluß bildeten vier kleine Särge und zwei Embleme, die ihrer Sinnlichkeit wegen allgemein gefielen, nämlich Wiege, Bett, Sarg auf einer Stange unter einander. Buchbinder, Kupferschmiede mit einem kunstvoll gearbeiteten Destillationsapparat, Kürschner, Gerber in weißen Hemden mit ledernen broncefarbigen Käppchen und Schurzfellen von den verschiedensten schönsten reinen Farben, Hutmacher mit einem goldenen Hut als Emblem, Schuhmacher mit der Fahne des Hans von Sagan von 1730, Müller mit einer kunstvoll gearbeiteten Windmühle, Böttcher, Reifschläger, Wagenbauer mit vielen Emblemen von Wagen, Schlitten und einzelnen Bestandtheilen derselben, Seifensieder, Bäcker, auf einer Stange einen goldenen Kringel und goldene „Kniefte" (ein echtes Königsberger Gebäck), Schneider; den Schluß bildeten die schon oben erwähnten Fabrikarbeiter.

In ihren Talaren hatten sich die Geistlichen wie die Professoren der Universität auf der zum Schloß führenden Haupttreppe

Digitized by Google

postirt, während parterre das gesammte Offiziercorps in den glänzendsten Staatsuniformen zur Treppe rechts, die Spitzen sämmtlicher Civilbehörden zur Treppe links sich aufgestellt hatten, ringsum die k. Dienerschaft in höchster Gala. Neben dem Offiziercorps war die verstärkte Schloß-Haupt- und Ehrenwache des 1. Infanterieregiments mit ihrem Musikkorps ins Gewehr getreten. Nachdem der Polizeipräsident Maurach die Ankunft gemeldet, verkündigte ein Hurrah das Herrannahen Ihrer Majestäten. Nachdem das reitende Fleischergewerk wie die Kürassiere unter Trompetengeschmetter und Paukenwirbel vorübergezogen, sprengte der König mit dem Kronprinzen und seiner Suite an, ritt unter Musik, Gewehrpräsentiren und Hurrah grüßend die Militärlinie entlang und stieg sodann, unter dem dreimaligen Vivatruf der ganzen das Schloß umwogenden Menge, sowohl des Offiziercorps, der Civilbeamten, Geistlichen wie des Volks, vom Pferde, die Grüße der Versammelten auf das freundlichste erwiedernd. Als unter denselben Hurrah- und Vivatrufen die Königin den Wagen verließ, empfing die hohe Frau der König und führte sie die Königstreppe hinauf in die Gemächer des k. Schlosses.

In den Sälen des Schlosses erwartete der König die Militär- und Civilbehörden, die Geistlichkeiten beider Confessionen, die Vertreter der Kunst und Wissenschaft, sowie Rittergutsbesitzer aus der Provinz. Er wendete sich an jede Körperschaft und hob zunächst die ernsten Empfindungen hervor, welche sein Herz bei dieser Veranlassung erfüllten, und wies dann auf die hohe bedeutungsvolle Feier der bevorstehenden Krönung hin, für welche er der allgemeinen theilnehmenden Gesinnung des ganzen Landes gewiß sei. Andeutend, welche schwere Zeiten einst sein hochseliger Vater und Bruder hier in dieser Provinz und in dieser Stadt verlebte, sprach der König die zuversichtliche Hoffnung aus, daß so auch jetzt in guten wie in bösen Tagen Jeder in seinem Stande die alte bewährte Opferwilligkeit aufs neue bethätigen werde; der König sei überzeugt, daß, wenn man in dieser bedeutungsvollen Zeit ihm folge und seiner Führung vertraue, das wahre Wohl des Vaterlandes gewahrt werde, welches der gegenwärtige von Gott so reich gesegnete Frieden sichtbar fördere.

Zu dem Offiziercorps sprach der König etwa Folgendes: „Ich freue mich, meine Herren, Sie hier wohlauf zu treffen. Wir gehen zusammen einem wichtigen Tage entgegen, zu welchem der Himmel seinen Segen geben möge. Ich weiß, daß ich mich auf Sie zu allen Zeiten verlassen kann. Leben wir auch im Frieden, so nöthigen uns doch die Verhältnisse, daß wir stets bereit sein müssen; ich hoffe, Sie bewährt zu finden."

Während die Fenster und Tribünen ringsum mit erwartungsvollen Zuschauern Kopf an Kopf besetzt waren, entfaltete sich die größte Pracht vor dem Schlosse. Der Schloßplatz trug ein festliches Gewand, insbesondere die Nische an dem Standbild des ersten Königs.

Nachdem die Wagen der Deputirten und des Gefolges vorübergefahren waren, marschirte der große Festzug der Schützen und sämmtlicher Gewerke in Parade vor dem Schlosse vorbei, mit fliegenden Fahnen, Gewerksemblemen und klingender Musik.

Logogryph.

Ein silbernes Dach hat das ganze Wort,
Nimm einen Buchstaben weg von vorn,
So zeigt sich Dir ein silbernes Korn.
Noch einen Buchstaben streiche fort,
Sogleich ein silberner Boden erscheint.
Ich geb's nicht schwer Dir, rathe Freund!

Auflösung des Räthsels in № 109:

Missisippi.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Heib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 111. Speyer, Mittwoch 30. October 1861.

Das Soldatenkind.

Von

Walderich von Sanct Trutbert.

(Fortsetzung.)

Mit höhnischem Grimm sah Nabal der Zerstörung zu, denn er hatte alles vollständig assekurirt; plötzlich aber fuhr es ihm wie ein Feuerbrand durch Mark und Bein. „Mein Geld!" brüllte er, „mein Geld ist nicht versichert, baare 2000 Gulden sind hin!" Aber ebensoschnell fuhr es ihn wie ein löschender Wasserstrahl durch und durch; alle Hausbewohner waren gerettet, nur den Paul vermißte man. „Verbrenn' du," murmelte er, „ich bin dein Erbe! — Gerechter Gott, hilf mir dazu und ich will nicht über den Schaden murren, den du mir anthust; es ist ja doch nur ein Waisenkind und ein Bankert obendrein, was thät' der mit dem Geld?" — Ottilie nur hörte dies erbauliche Gebet und erfuhr erst dadurch, daß der Knabe im Hause geblieben. Sie springt hinein, noch hält die Treppe, durch Feuersäulen dringt sie auf den oberen Boden, auf dem Pauls Schlafstätte ist, und ruft ihm. An einem offenen Giebelfenster sieht sie ihn wie in Verzückung stehen und in die brausenden Flammen starren. Sie rennt auf ihn los und umschlingt ihn, er blickt steif und unbeweglich; mit Riesenkraft trägt ihn das vierzehnjährige Mädchen die obere Treppe hinunter, der Luftzug treibt Rauch und Flammen aufwärts, glücklich dringt sie durch; aber vor ihrem eilenden Fuß bricht das untere Treppenhaus polternd zusammen, ein schwarzer Rauch, von Millionen Funken besät, qualmt aus dem Abgrund; sie flieht mit ihrer Bürde an ein Fenster, der Rauch, dort einen Ausgang suchend, braust ihr dunkel und erstickend nach. Sie wirft den starren Knaben hinab, drunten in der schreienden Menge steht der Erchinger und faßt mit starken Armen das Kind auf und stürzt mit ihm zu Boden, von dem sich beide jedoch unversehrt erheben. Droben bedeckt das Mädchen den Kopf mit beiden Händen und wagt den Sprung, faßt den Ast einer Pappel und stürzt nach diesem Aufenthalt in ein ihr von vier Männern untergehaltenes Tuch, das sie unbeschädigt auf den Boden niederläßt.

Weinend eilt die Mutter auf sie los, fluchend wendet sich der Vater von ihr weg, streckt knirschend die Fäuste gegen den Knaben aus und murrt dazu: „Auch einmal wieder umsonst gebetet! Wär' kein Wunder, wenn man's ganz bleiben ließe!" Beide Kinder weichen der Bewillkommnung aus und fliehen von der Stätte des Schreckens; sie verstecken sich in dem offenstehenden Kirchthurm und betrachten den Brand zu ihren Füßen. „Das ist schön — das Feuer, wie goldene Thurmdächer, und der rothe Rauch so glänzend in dem schwarzen, stillen Himmel droben!" So ruft das Mädchen und lehnt ihr lachendes Gesicht an des Knaben Haupt Dieser redet endlich, warum hast Du mich geholt und wieder unter die Leute geworfen? Wärst du nicht gekommen, so wär' ich auf dem goldenen Feuer hinaufgestiegen und mit den rothen Wolken in den Himmel gefahren. Dort gehör' ich hin, bei euch mag ich nicht mehr sein." — „Du Balg," eiferte das Mädchen, „ich hab' dich herausgeholt, weil ich dich gern' hab'! Bleib' du nur auch gern bei mir Wenn du groß genug dazu bist, heirath' ich dich."

Seitdem war Paul ein frohes Menschenkind und für Nabal wenig Hoffnung mehr zu seiner Beerbung; aber der Geiz ist

Digitized by Google

zäh und klammert fest; darum ließ er den Mündel nach vier Jahren eine gefährliche Hantierung lernen, nämlich das Zimmerhandwerk, und gab ihn dem verwegenen leichtsinnigen Meister Martin in die Lehre, der wie ein Kater auf den Firstbalken lief und den Knaben bald mit hinaufnahm. Drei Jahre lang führte der Junge die Axt und schwebte oft lachend zwischen Himmel und Erde. Hoch auf den Balken sehnte er sich ein Vogel zu werden und Ottilien an's Herz zu fliegen, weil er aber mit den Vögeln nicht fliegen konnte, so suchte er mit ihnen zu singen und wählte, wie sie, den Wald dazu. Ottilie, die eine Freundin des Gesanges war, folgte ihm heimlich, um ihn zu belauschen, und mehr als einmal stand sie hinter den hundertjährigen Tannen, an denen er vorübersang. Nicht lange währte es, und sie wandelte so träumerisch im Waldesschatten wie er. — Eines Abends steht er vor einer Tanne und pfeift sich das Präludium zu einem Gesang vor, sie steht hinter dem Baum und gähnt, denn das Pfeifen währt ihr zu lang; erschrocken horcht er auf und pfeift sich die Angst weg; es gähnt wieder, forschend tappt er mit beiden Händen um den Stamm her und fest werden seine Hände umschlungen; zwar schreit er mörderlich, aber es läßt hinter dem Baum seine Hände doch nicht los. Im Angstzorn greift er jetzt auch nach dem, das ihn greift, und jetzt schreit es auch hinter dem Baum. Es schreit vorn, es schreit hinten, bis vier Hände einander loslassen und Ottilie davonspringt, aber mit Absicht in die Hecken fällt. — Paul faßt seinen Feind, und der Feind faßt ihn, aber sie gähnen und schreien nicht mehr, sondern stehen Hand in Hand und Aug' in Auge. — Von diesem Augenblick an beging das einundzwanzigjährige Mädchen die Thorheit, den siebzehnjährigen Knaben leidenschaftlich zu lieben, und die Klugheit, sich ihrer Liebe zu schämen.

Nabals Erbschaftshoffnungen traten um diese Zeit in eine neue Entwicklung. Die schmucke Tochter und ihr schmuckes Vermögen hatten ihr die Gunst eines Aktuarius in der Amtsstadt erworben, eines vierzigjährigen Jünglings, der bisher vergebens nach dem Erdenglück gejagelt. Nabal hatte durchaus nicht Lust, ihm die Tochter zu geben, denn „Geld muß nach Geld schnappen," war sein Gedanke gegen alle Werber seiner Tochter, von welchen ihm keiner reich genug war. Und doch mochte er sich mit einem Herrn nicht verfeinden, ein so abgesagter Feind des Herrenstandes er auch immer war. Er suchte dem Werber die Besuche durch folgendes Manöver zu verleiden: Beim ersten Besuch setzte er ihm elfer Markgräfler vor, beim zweiten Apfelwein, beim dritten Kirschengeist, beim vierten Kartoffelschnapps und sprach zu sich: „Wenn ihn der Fusel nicht forttreibt, muß ich ihm leider selber den Marsch machen!" — Ottilie saß während dieser vier Besuche maulfaul auf der Ofenbank und ließ die Spindel schnurren zu des Vater Verdruß, der ihr befohlen hatte, nach der Begrüßung fortzulaufen, wogegen sie einwendete: „Ich möcht' doch den kennen, der mich aus meinem Eigenthum vertreibt! Wenn Ihr den Schreiber nicht dahaben wollt, so heißet Ihr ihn gehn, nicht mich." — Der Actuar dagegen dachte: „Das Kind ist eine Gans, aber eine goldene, mit der man ihre Sprache reden muß!" Bei seinem vierten Besuch wollte er endlich etwas Besseres, als was ihm Nabal vorsetzte, und schlang, sich neben Ottilie auf die Ofenbank setzend, seinen Arm um ihren Hals. Zornig sprang sie auf und lief davon. Nabal ging rauchend auf und ab und begab sich fleißig in die Stubenkammer, wo er seinem besten Weine ungesehen zusprach. Ottilie ließ sich nicht mehr sehen, es wurde Nacht, der Aktuar empfahl sich, vom Bauern bis an die Hausthüre begleitet. — Kaum war die von Nabal zugeworfen, so wurde auf der Straße des Freiers zankende und drohende Stimme laut, denn dort ward ihm der Hut in den Kopf getrieben und er an beiden Frackflügeln im wirbelnden Kreis umhergetrieben, bis er zu Boden fiel. Er wendete zürnend die Augen aufwärts, statt seines Angreifers aber sah er Ottilie droben unter dem Fenster stehen, die mit der Ampel hinausleuchtete und dazu rief: „Wenn sich der Herr Aktuar mit den Buben balgen will, so wähl' er eine andere Gass'!"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Kunst und Literatur.

Endlich ist jetzt das Buch erschienen, das aus den berühmt gewordenen April-Vorträgen des Stiftsprobstes v. Döllinger hervorgegangen ist, unter dem Titel: „Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat, historisch-politische Betrachtungen von Joh. Jos. Ign. v. Döllinger." Das zu bedeutendem Umfang angewachsene Buch behandelt in gesonderten Abschnitten: Die Kirche und die Völker, das Papstthum, die Kirchen und die bürgerliche Freiheit, die Kirchen ohne Papstthum (die griechische, russische, englische, schottische, die Kirchen in Holland, die protestantischen Kirchen in Frankreich und in der Schweiz, die Sekten in Nordamerika, die lutherische Kirche in Skandinavien, die protestantische Kirche in Deutschland); dann insbesondere die Päpste und den Kirchenstaat bis zur französischen Revolution, die inneren Zustände des Kirchenstaates von 1789, dann von 1814—46, endlich Pius IX. und seine Zeit. Die beiden ersten der April-Vorträge erscheinen als Beilage. Nachdem der Verfasser von der Entstehung jener Vorträge und von den zahlreichen Stimmen gesprochen, die eben damals mit dem bevorstehenden Zerfall des Kirchenstaats die Auflösung der katholischen Kirche in verschiedenem Sinne in Verbindung brachten, fährt er fort:

„Ich selber glaubte bereits im April zu erkennen, was nun im October noch deutlicher sich zeigt: daß die Gegner der weltlichen Papstherrschaft entschlossen, einig, übermächtig seien, und daß nirgends eine Schutzmacht vorhanden sei, welche mit dem Willen auch die Kraft besäße, die Katastrophe abzuwehren. Ich hielt es demnach für wahrscheinlich, daß eine Unterbrechung des weltlichen Besitzstandes in Bälde eintreten werde — eine Unterbrechung, welche, gleich andern vorausgegangenen, auch wieder aufhören, und eine Wiedereinsetzung zur Folge haben werde. Ich beschloß also, die durch die Vorträge gebotene Gelegenheit zu benützen, das Publikum auf die kommenden Dinge, die bereits ihren Schatten in die Gegenwart hereinwarfen, vorzubereiten, und so dem Aergernisse, den Zweifeln und Anstößen zu wehren, welche unvermeidlich sich ergeben mußten, wenn der Kirchenstaat in andere Hände übergienge, obgleich die bischöflichen Erlasse eben erst so energisch versichert hatten, daß er zur Integrität der Kirche gehöre. Ich wollte also sagen: An und für sich kann die Kirche bestehen, und hat 7 Jahrhunderte bestanden ohne den Länderbesitz der Päpste; später aber ist dieser Besitz durch die Weltlage nothwendig geworden und hat, ungeachtet großer Veränderungen und Wechselfälle, seine Bestimmung, der Unabhängigkeit und Freiheit der Päpste zur Grundlage zu dienen, in den meisten Fällen erfüllt. So lange die jetzige Lage und Gestaltung von Europa bleibt, können wir kein anderes Mittel, dem päpstlichen Stuhle seine Freiheit, und damit das allgemeine Vertrauen zu sichern, entdecken. Aber Gottes Einsicht und Macht reicht weiter als die unsrige und wir dürfen uns nicht herausnehmen, der göttlichen Weisheit und Allmacht Grenzpfähle stecken zu wollen, ihr zuzurufen: So und nicht anders! Wenn dennoch das drohende Ereigniß eintritt, der Papst seines Länderbesitzes beraubt wird, so wird von drei Eventualitäten sicher eine sich verwirklichen: entweder der Verlust des Kirchenstaates ist bloß ein zeitweiliger, und das Land kehrt ganz oder zum Theil nach einigen Zwischenfällen zu seinem rechtmäßigen Souverän zurück. Oder die Vorsehung führt auf uns unbekannten Wegen und durch nicht errathbare Combinationen eine Stellung des päpstlichen Stuhles herbei, durch welche der Zweck, nämlich die Selbstständigkeit und ungehinderte Bewegung dieses Stuhles, ohne das bisherige Mittel erreicht wird. Oder endlich: Wir gehen in Europa großen Katastrophen, einem Zusammenbrechen des ganzen Gebäudes der gegenwärtigen gesellschaftlichen Ordnung entgegen, Ereignissen, von denen der Untergang des Kirchenstaates dann nur der Vorläufer, so zu sagen, die erste Hiobsbotschaft ist. Die Gründe, warum ich von diesen drei Möglichkeiten die erste für die wahrscheinlichere halte, habe ich in diesem Buche ausgeführt." (Südd. Ztg.)

Digitized by Google

Miscellen.

London, 26. Oct. Gestern kam hier ein Prozeß zur Entscheidung, der schon seit mehreren Wochen viel von sich reden macht. Der Verklagte war ein italienischer Maler, Vincent Colucci, der in London angesiedelt ist, wo es ihm recht gut ging. Vor einigen Jahren wurde er einer Miß Johnstone vorgestellt, die vermögend und aus gutem Hause ist. Er macht ihr den Hof, es entspann sich ein zartes Verhältniß zwischen Beiden, und er kam allmählig in den Besitz einer Menge Briefe von ihr, die allerdings zärtlich gehalten sind, in denen sogar einmal von einem möglichen Ehebündnisse die Rede ist, die aber nicht den leisesten Verdacht auf den Charakter und die Tugend des Fräuleins aufkommen lassen. Colucci war ein gemeiner Mensch. Erst borgte er von dem Fräulein 250 Pfd. St., um angeblich seine kranke Mutter in Italien zu besuchen, dann kam er wieder und wieder um Geld, bis die Summe auf mehrere tausend Pfund angewachsen war. Das Fräulein hatte mittlerweile alle Liebes- und Heirathsgedanken aufgegeben, sie schrieb ihm dies zu verschiedenen Malen, bat ihn, ihr fernerhin Freund zu bleiben und ersuchte ihn um Zurückgabe ihrer Briefe. Deß weigerte sich der Italiener, er ließ die Maske fallen und forderte Geld in der brutalsten Weise, wo nicht, werde er von den Briefen Gebrauch machen. Das war zu Anfang dieses Jahres. Miß Johnstone war durch seine Drohungen eingeschüchtert, den Verwandten alles zu entdecken, schämte sie sich, und so entschloß sie sich, ihren früheren Geliebten zu fragen, um welche Summe er ihr wohl die Briefe zurückerstatten würde. Er forderte 2000 Pfund und verpflichtete sich hoch und theuer, um diesen Preis alle in seinem Besitze befindlichen Briefe auszuliefern. Gepeinigt von der Angst, daß er Skandal mache, willigte sie ein, und es wurde Ort und Tag bestimmt, an dem die Ratification des Vertrages erfolgen sollte. Beide kamen pünktlich zum Rendezvous und sie empfing gegen 2000 Pfund in Banknoten aus seiner Hand das Paket ihrer Briefe. Doch nein — der Schuft war so ehrlos, daß er ihr nicht einmal die Briefe gab, statt ihrer fand sie, als sie nach Hause kam, im Pakete des Umschlags nichts als alte Zeitungen. Nun erst entschloß sie sich, die ganze Sache ihrem Bruder zu entdecken. Der übergab sie den Gerichten. Die Vertheidigung des Angeklagten war schlecht und albern. Die Geschworenen sprachen nach kurzer Berathung ihr Schuldig und der Richter, der die Geschichte mit dem Zeitungspaket als gemeinen Diebstahl darstellte, verurtheilte ihn zu drei Jahren Zuchthaus.

* Blümlein Männertreue.

Das Blümlein Männertreue
Es blüht in jedem Garten,
Kaum braucht man sein zu warten;
Es blüht so los und freie,
In trüb' und heitern Tagen,
Blüht jedes Jahr aufs neue. —
Das Blümlein Weibertreue
Konnt' ich noch nicht erfragen.

— r. —

Homonyme

Ich bin dem Feuer eng vereinet,
Wenn ich der Küche dienen muß,
Und schaffe, wie der Kenner meinet,
Dir oft den köstlichsten Genuß.

Ich falle auf die Felder nieder
Und — würden sie auch streng bewacht, —
Zerstör' der Erde Segen wieder,
Die Ernte oft in einer Nacht.

Ich werd' erzeugt vom Feuchten, Nassen
Und werde von der Zeit genährt,
Vernichte selbst die festen Massen,
Den spitzen Dolch, das scharfe Schwert.

Auflösung des Räthsels in № 110:

Greis. Reis. Eis.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 112. Speyer, Samstag, 2. November 1861.

Das Soldatenkind.

Von

Walderich von Sanct Trutbert.

(Schluß)

Der Aktuar zog ab. Nabal erfuhr folgenden Tages durch seiner Tochter Aufrichtigkeit den ganzen Hergang, aber statt zu zanken, rieb er vergnüglich die Hände, stieg zum Meister Martin, ließ den Jungen in die Werkstatt aus dem Zimmerhof rufen und begann mit kläglicher Stimme: „Mach' dem Schlingel den Tornister zurecht und gib ihm das Geleite der Schweiz zu, wenn du nicht willst, daß er im Zuchthaus verfault! Er hat den Aktuar auf die Steine geworfen und schwer beschädigt. Er liegt todtkrank und zwei Landjäger sind da, den Paul abzuführen, waren eben in meinem Haus und sind nächstens in dem deinen. Ja, jetzt hilft's Heulen nichts, fort oder fünf Jahre in's Zuchthaus, daß Gott erbarm! Aber der Apfel fällt nicht weit vom Stamm! Da hast du vier Kronenthaler Reisegeld, und nun fort, so weit fort, daß dich kein Steckbrief erreicht!" — Verzweifelnd floh Paul Schaffhausen zu, Nabal aber dachte: das Erben rückt näher, vom Hergeben ist keine Rede mehr. —

Der Aktuar hatte gar nicht geklagt, befand sich ganz wohl und lachte über den Spaß, denn er hatte während des Gewirbeltwerdens mit seinem Meerrohr tüchtig um sich geschlagen und dem Angreifer derbe Streiche versetzt.

Acht Jahre verzingen, Paul blieb verschollen, die Erbschaftshoffnungen stiegen. Zu Nabals Tochter kamen Freier über Freier, keiner wurde erhört. Da ging die Mistmadel mit rechtzeitigem Tode ab. Der Wittwer aber war ein stattlicher Fünfziger, rothglänzenden Antlitzes, herrlichen Bauchs und stattlicher Waden; als der dickste Mann galt er für den schönsten. Weil nun seine Tochter durchaus eine alte Jungfer werden wollte und er seinen Stamm nicht untergehn, seinen Reichthum nicht lachenden Erben lassen mochte, so entschloß er sich zu einem zweiten Ehebündniß und verlobte sich mit einer wohlgestalteten, kinderlosen Wittwe. Der Tochter gab er einen Theil ihres Muttergutes und verschaffte ihr ein eigenes Häuschen. Mit Glanz feierte er seine Hochzeit. Nach dem Kirchgang begab sich der Zug mit Musikbegleitung in's Wirthshaus, vor demselben hielt der Schulmeister auf der Miste eine rührende Rede, darauf Tanz, Schmaus, Geschrei bis nach Mitternacht, dann mehrstündige Erholung und neue Herrlichkeit. Am zweiten Hochzeittage machte sich der Bauer vom Waldhofe besonders bemerkbar; er verschmähte es, von seinem Rothschimmel abzusteigen, ritt trutziglich unter die offene Thür der Wirthsstube, die zu ebener Erde war, und warf den Spielleuten einen Frankenthaler mit dem Befehl hin: „Meinem Schimmel jetzt Eins aufgespielt!" Während der Symphonie tätschelte er den Gaul zärtlich auf den Hals mit den Worten: „Hörst's auch, hörst's auch? Das gilt dir!" Während dieses Vorganges schob der Hochzeiter eben eine derbe Wurstpartie in den Mund und es überkam ihn das Lachen so sehr, daß ihm der Wurstheil in den unrechten Hals fuhr. Er wurde röther als er schon war, dann dunkelblau, und während alles lachte und der Schimmelmarsch in vollen Tönen klang, fiel Ehren Nabal vom Stuhl herab und war erstickt. So fand er ein seines Lebens würdiges Ende. Der Hochzeit machte das den Garaus, die Spielleute

Digitized by Google

trugen ihre Baßgeige heim und die Bauern ihren Nabal.

Ottilie bezog wieder das elterliche Haus und hoffte im dreißigsten Lebensjahr noch auf Pauls Heimkehr. Ihre Treue wurde belohnt; vier Wochen nach des Vaters Ende klopfte es in später Stunde an ihrer Thüre. Unter dem Geleit der neugierigen Schuljugend bat ein fremder Kriegsmann in rother Montur um Einlaß.

Langsam geht die Thüre auf, schnell klappt sie zu, denn der Rothe ist drinnen und Ottilie liegt in seinen Armen. Er hatte sich in Frauenfeld in ein neapolitanisches Schweizerregiment anwerben lassen und als Sergeant seinen Abschied genommen. Ottilie zog ihn wieder in die Heimath und ließ ihn der Gefahr trotzen, die ihm durch den Aktuar drohen konnte und doch nicht drohte. Nach einem Monat trat er mit ihr an den Altar und sühnte die Schuld seiner Eltern und die Schmach seiner Geburt mit einem Leben von Redlichkeit und Treue. Der alte Erchinger aber war noch ledig, seit seinem einundvierzigsten Jahr zum vollen Gebrauch seiner langsam aufwachenden Vernunft gekommen und figurirte als ehrwürdiger Brautführer bei Pauls Hochzeit, der ihn in Kindesliebe in sein Haus aufnahm.

Die Pfalz und die Pfälzer; ein psychologisches Problem für Reisende und Denkende.

Unter dieser Aufschrift enthält die Augsb. Postztg. einen Artikel, dem wir Folgendes entnehmen: „... In Kaiserslautern bist du nicht mehr in der Pfalz, sondern „im Westrich." Man muß zwar gestehen, daß da viele schöne Thäler und Waldpartien, manches romantisch schöne Landschaftsbild in diesem grünen Westen sich findet. Allein das ist wieder Vorurtheil, das den Nichtpfälzer vom Pfälzer augenblicks unterscheidet. Für den Pfälzer ist nur die Pfalz schön. Man muß auf der Haardt stehen oder in Hambach oder auf der Villa bei Edenkoben, um die schöne Pfalz zu sehen. Alles Andere ist Schofel gegen die grünen Weingelände von Deidesheim und Dürkheim. Dort allein ist Alles Schöne beisammen. Jeder echte Pfälzer wird unbedingt glauben, daß der Teufel Christus dem Herrn die Gegend von der Maxburg hinab bis an den Rhein gezeigt, um ihn ja die allerschwerste Versuchung bestehen zu lassen. In der That, wenn man so des Morgens von Ludwigshafen herüberfährt nach Neustadt zu und die Sonne beginnt allmälig die Häuserreihe der Haardt zu beleuchten, daß sie wie Schwämme auf grünen Wogen über das noch dunkelgrüne Rebengelände sich erheben, während der Schatten des Gebirges hinter ihnen zur treffen Folie dient und der blaue Himmel nur um so freundlicher lächelnd sich darüber spannt, da leuchtet das ganze Gebiet am Gebirge hin wie ein heller Diamant uns entgegen, so daß man überwältigt von der Macht des Gefühls ausruft: Wahrlich, hier muß es herrlich wohnen sein, hier möchte ich mein Hüttchen gebaut haben. Ebenso zauberhaft malt die träumerische Abendbeleuchtung das Land, wenn du von der Höhe hinabschaust über die Weingelände hin, die grünen Wiesen unterhalb und die einzelnen Auen und Waldgruppen, die aus der Ebene auftauchen, um dem dahin ziehenden Blicke zum Wegweiser zu dienen, immer tiefer in das Blau der Ferne tauchend, bis sich das ganze Bild vom Silberband des Rheines durchzogen in der sanften Wölbung der feinen Formen des Odenwaldes duftig abschließt. Es liegt ein unaussprechlicher Reiz des Lichtes auf dieser schön begrenzten Ebene. Der Lichtstrom wallt in milden Farbenwellen über die Erde hin und löset das Ganze in weiche Melodien auf. Hier muß Claude seine zarten Formen und den Zauber seines Lichtes studirt haben.

Wenn du dir aber Rechenschaft gibst, worin die Schönheit dieser Gegend besteht, so wirst du bald finden, daß nicht die Schönheit der Landschaft selbst die Quelle dieses Zaubers ist, sondern eben der Mangel alles Landschaftlichschönen, der Mangel aller Mannigfaltigkeiten, aller Linien und Formen, der eben darum das Licht seine volle Wirkung ungehemmt üben läßt. Die Farben-

Digitized by Google

und Lichtwellen sind es, die dich in ihrem Zaubergarten führen, und die Landschaft unter dir bietet eben nur die nothwendigen Anhaltspunkte für die Uebergänge der Lichter und Farbentöne. Sie selbst dient nur als einfache Folie, um so mehr, je weniger an ihr selbst zu sehen ist. Einförmig sind die Bergformen an sich, einförmig die dürren Waldungen, die kein anderes Grün, als das düstere Blaugrün der Föhrennadeln zulassen und keinem Baum vergönnen, in Größe oder Gestaltung von dem großen Einerlei abzuweichen (?), einförmig sind diese unabsehbaren Weingelände in die Ebene hinab und die wenigen Gruppen von Bäumen verschwinden in der unermeßlichen Breite und Ferne der Ebene selbst. Aber gerade die Einförmigkeit der einzelnen großen Massen stört die Phantasie des Lichtes und Lichtprospectes, das träumerische Walten der Farbentöne über dem Ganzen am wenigsten; gibt ihm vielmehr nur große Fläche und Breite und einfach wirkende Massen zur Unterlage. Daher der unaussprechliche, wie übernatürliche Zauber des Ganzen, der aber nicht in der Gegend, nicht in der Landschaft an sich, sondern positiv nur in der Beleuchtung gesucht werden muß.

Ebensowenig geben die barocken Felsenpartien von Dahn eigentlich schöne Landschaftsbilder. Dazu sind die Linien viel zu scharf und abenteuerlich; alles ist so zu sagen blos staccato und pizzicato zusammengestoßen. Sie erregen die Phantasie aber befriedigen sie nicht. Sie sind das pure Gegentheil der einförmigen Landschaftsmassen um Gleisweiler und Dürkheim.

Hier fehlen die Massen, die versöhnenden Mittelglieder, die grünen Weiten und blauen Höhen, die zu solchen grotesken Vordergründen die rechte Tiefe geben.

Aber auch hier muß man sagen, daß bei der rechten Beleuchtung dieser Formen alle wieder einen hochpoetischen Halt gewinnen. Alle diese scharf gezackten Steingeschiebe, denen eine muthwillige Geisterhand die allerseltsamsten Gesichter eingegraben, die da zwei Felsen schief gegeneinander stellen und eine breite Platte als Tisch darüber legen, dort einem langen Felsenklotz einen breitkrämpigen Hut aufsetzen, anderswo dem einsam emporragenden Kopf ein Paar riesige Augenhöhlen durchbrechen oder ihm eine entschiedene Nase ansetzen, alle diese wunderlichen Gestalten verlieren in stiller Abendbeleuchtung ihre schroffen Ecken und tauchen ihre Launen in die warme Gluth eines alles erfüllenden Gefühles, worin die Sonderbarkeit des Einzelnen verklärt und vergeistigt erscheint. Nun liebt es die zuvor erschreckte Einbildungskraft, auf diese besänftigten Felsen sich stille hinzusetzen, um in die allversengende Gluth des Abendrothes gemüthlich hinauszublicken.

Versöhnt aber finden wir beide scharfe Gegensätze an wenigen einzelnen Punkten, wo der Osten und der Westen sich unmittelbar berühren, wie z. B. am Trifels. Schon gemildert und mit rundern Bergformen gemischt, erscheinen die kecken Felsenspitzen von Dahn in den Bergreihen gegen Annweiler, dazwischen hin ziehen sich freundlich grüne Thäler und die kecken Gestalten sind durch freundliche Nachbarschaften gemildert und erscheinen in dieser Umgegend, die sie liebend necken, erst interessant und sogar liebenswürdig, wie kleine Launen, die das Familienleben nicht stören, weil sie von dem guten und weichen Herzen wieder gut gemacht, Abwechslung in Eintönigkeit des beschränkten Kreises bringen. Gegen Osten aber siehst du zwischen den nahe bewaldeten Bergkuppen hindurch die weiten Ebenen, aber nicht in ihrer unbegränzten Weite, sondern gleichsam durch Rahmen eingeschlossen, zur Einheit eines schönen Bildes umgestaltet. Dabei hat der Trifels noch die eigene romantische kühne Felsengestaltung, daß er selbst wie ein kleiner Gnom spottend über die Ebene blickt und neben daran das lieblichste Thälchen, so grün, so freundlich, so nahe, daß man den Laut der Menschenstimme und das Zirpen der Feldgrille bis in die Höhe vernimmt, so daß gleichsam wieder ein freundlicher weiblicher Hauch des traulichsten Lebens dich anweht in deiner kecken Höhe, wie eine liebliche Fee, die des Gnomen schroffe Gewalt mit freundlichem Zauber mildert und versöhnt.

Wahrlich, hier wäre es fein und lieblich zu wohnen. Nicht die weltbeherr-

Digitized by Google

schende Größe der Urgebirge erscheint uns hier, aber Stärke und Milde verbinden sich hier, um das Leben menschlich schön zu machen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Passau. Vor Kurzem starb zu Minihof, der Pfarrei Heining, im 88. Lebensjahre der leb. Bauerssohn M. Sattler, dessen außerordentliche Talente in technischer Beziehung gewiß Bewunderung erregen. Ohne jemals bei irgend einem Meister in der Lehre gestanden zu sein, verfertigte derselbe mit der nämlichen Hand, mit welcher er als derber Bauernknecht den Pflug führte, die feinsten und künstlichsten Sachen, sowie auch alle Geräthe, deren der Landmann für Haus und Feld bedarf. Als ein junger Bursche von 22 Jahren verfertigte er eine große Uhr, ganz von Holz, welche er an seinem Hause aufstellte, die noch bis auf den gegenwärtigen Tag ganz gut geht, und auf gläsernen Schellen, deren Klang weit über die Donau hinüber hörbar ist, den Arbeitern auf dem Felde die Stunden verkündet. Als Gewicht an dieser Uhr dienen zwei Kartätschenkugeln, welche er zur Kriegszeit bei niederem Wasserstand aus der Donau holte. Später verfertigte er sich auch eine kleine Hänguhr, welche ebenfalls noch ganz gut geht. Nach einigen Jahren baute er sich eine vollständige Hausschmiede, in welcher er alle jene Schlosser- und Schmiedearbeiten verfertigte, wie sie der Bauer braucht, selbst Pflüge Eggen, Ketten u. dergl. Fast sämmtliche Tische und Kästen im Hause sind sein Werk, sowie nicht minder die zur Oekonomie nöthigen Wägen, Schlitten, Spinnräder, auch alle Korbmacher- und Bindergeschirre. Diese Arbeiten sind sehr sauber gemacht, wie von einem Meister. Er brauchte auch nie einen Schuster oder Schneider, indem er sich die Schuhe, Stiefel und sämmtliche Kleidungsstücke selbst machte. Hiebei hielt er sich strenge, unbekümmert um den Wechsel der Mode, an die alte stattliche Bauerntracht, wie sie zu Ende des vorigen Jahrhunderts in dieser Gegend üblich war. Nur den breiten Filzhut konnte er zu seinem Bedauern nicht selbst machen. — Um sich und andern in den Freistunden eine Erheiterung zu verschaffen, machte er sich zwei sehr gute Baßzithern, welche er ziemlich gut zu spielen verstand. Als ein Greis von 84 Jahren baute er sich, noch rüstig und frisch wie ein Mann in den besten Jahren, eigenhändig eine Zille (Nachen), womit er über die Donau nach Heining, seiner Pfarrkirche, zum Gottesdienste zu fahren pflegte und deren man sich bis zur gegenwärtigen Stunde bedient. Endlich meldete der Tod sich bei ihm an. Als er sein letztes Stündlein herannahen fühlte, trug er sich noch Holz in's Haus, heizte sich tüchtig ein, um beim Sterben eine warme Stube zu haben, und ließ auch sogleich seinen Sarg, welchen er sich selbst schon vor mehreren Jahren, aus Eichenholz verfertigt hatte, in Bereitschaft stellen; und in diesem selbst gezimmerten Sarge wurde dieser originelle Greis auch begraben. (Don. Z.)

Aus Württemberg, 27. Octbr. Den Freunden und Feinden des Lotto's folgende historische Notiz. Nach der Aufhebung des Lotto's für Würzburg und Bamberg durch den ebenso erleuchteten als thatkräftigen Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal wurde daselbst folgender Leichenzettel verbreitet: „Im Jahre 1786 den 27. Dezember verschied zu Würzburg Madame Lotto im zwanzigsten Jahre ihres Alters. Sie gebar 340 Mal und jedesmal 90 Kinder, wovon die 5 ersten (die Gewinne) glücklich, die Uebrigen 85 aber unglücklich zur Welt kamen. Der Zustand ihrer Krankheit bestand darin: sie hatte, da übrigens Alles frisch und gesund bei Oeffnung ihres Leichnams gefunden wurde, einen hitzigen Magen, denn sie verzehrte Aecker, Wiesen, Weinberge, Häuser, Uhren, Betten, Vieh und alle möglichen Kleidungen; daher kam, daß sie in ihrer letzten Kindbette erstickte. Bamberg wünscht ihr ewige Ruhe, Würzburg leuchtet ihr; ihre Exequien werden in Holland gehalten."

Auflösung der Homonyme in № 111:

Rost.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 113. Speyer, Dienstag 5. November 1861.

* Nachruf

an den in München verstorbenen k. Landcommissär

Karl Ottmann.

Mit Flor umschlungen, trauert meine Leier,
Mit Wehmuth greif' ich in die Saiten ein
Und sing' ein schlichtes Lied zur Todtenfeier,
Du Bied'rer, dir, entschlafen fern vom Rhein!
Bist du auch früh' geschieden
Zum ungetrübten Frieden,
Du warst ein deutscher Mann, in That und Wort:
Dein Angedenken lebt am Rheine fort!

Ruh' aus, du Biedermann, von deinen Mühen
In kühler Erde, fern vom schönen Rhein:
Ein reicher Flor von Blumen soll erblühen
Auf deinem Grab in Münchens Todtenhain.
Bist du auch früh' geschieden
Zum ungetrübten Frieden,
Du warst ein deutscher Mann, in That und Wort:
Dein Angedenken lebt am Rheine fort!

Wer für die Andern, ohne sich zu schonen,
So streng gewissenhaft gewirkt, wie du,
Träumt, wenn es Nacht wird, von des Himmels Kronen.
Nacht ist es nun ... Gott segne dir die Ruh! ...
Bist du auch früh' geschieden:
Erwache unter Blüthen!
Du warst ein Biedermann, in That und Wort:
Dein Angedenken lebt am Rheine fort! ...

Speyer, den 4. November 1861. e.

Ein Wechselgeschäft. *)

(Aus dem Nachlasse eines englischen Polizeiagenten.)

Wenn auch noch nicht formell, so doch factisch hatte ich den Dienst bei der geheimen Polizei bereits verlassen, als eines Tages ein junger Mensch von vornehmem Aeußeren, sehr bleich und aufgeregt, in meiner Wohnung erschien und mir ein Schreiben eines höheren Polizeibeamten überreichte. Der Inhalt des Briefes stellte die Anforderung an mich, den Ueberbringer, Mr Edmund Swibbs, so viel in meinen Kräften stand, zu unterstützen, im Falle ich mich nach genauer Untersuchung seiner Sache dazu veranlaßt fühlen und Vertrauen in die Aussagen des jungen Mannes gewinnen würde.

„Mr. Edmund Swibbs", sagte ich, nachdem ich den Brief flüchtig durchgelesen hatte, „Sie sind also die Person, welche beschuldigt wurde, den Kaufmann Bixwell bestohlen zu haben, und welche dieser Herr nicht auf dem Rechtswege verfolgen will?"

„Dieselbe, Mr. Waters", erwiederte der junge Mann. „Obgleich nun diese schmähliche Anklage, was die gerichtliche Verfolgung betrifft, eingestellt zu sein scheint, so bin dadurch nicht nur ich selbst, sondern ist auch meine ganze Familie beleidigt und ruinirt, wenn meine vollkommene Unschuld nicht ans Tageslicht kommt. Man hat uns den Rath gegeben, Ihre Hilfe nachzusuchen, und ich kann Ihnen im Auftrage meines Vaters sagen, daß er keine Kosten sparen wird, die zu Ihren Nachforschungen erforderlich sind."

„Das ist mir angenehm, Mr. Swibbs; der Wunsch des Commissärs war übrigens schon die dringendste Empfehlung für mich, obwohl ich glaubte, mit derlei Dingen bereits verschont zu bleiben. Nehmen Sie Platz, setzen Sie mir Ihre Ansichten über die Angelegenheit deutlich und genau auseinander, und verschweigen Sie nicht den geringsten Nebenumstand, wie unbedeutend und alltäglich er Ihnen auch vorkommen mag. So viel ich mich erinnere (und dabei nahm ich ein Notizenbuch zur Hand), trug Ihre Vertheidigung vor dem Richter keine Spur von

*) Donau-Zeitung.

Digitized by Google

Erdichtung an sich, und Mr. Bizwell dürfte diese Meinung theilen, deßhalb will er die Sache auch nicht weiter verfolgen. — Und nun, mein Herr, beginnen Sie zu erzählen."

„Mein Vater", begann Mr. Swibbs, „der, wie Sie wissen, in Regentspark wohnt, trat vor fünf Jahren aus dem Geschäft in Mark Lane, welches seitdem durch seinen vormaligen jüngeren Compagnon, Mr. Bizwell, geführt wird. Ich selbst glaubte noch vor sechs Monaten dem Militärstande angehören zu sollen, da die Kaufjumme für eine Fähnrichstelle schon beim Kriegsministerium eingezahlt war. Mein Vater änderte jedoch plötzlich seinen Entschluß und bestand darauf, daß ich mich dem Handelsstande widmen und mit Bizwell associiren sollte. Ich kann mir noch heute die Ursache dieser Sinnesänderung nicht erklären; ich hielt es für eine bloße Laune. Was mein Vater aber als Grund angab, war meine Verschwendung und mein Hang zum Müßiggange, ein Vorwurf, von dem ich nicht freizusprechen war, obwohl ich nicht glaube, daß das Comptoir eine Besserungsanstalt für mich geworden wäre, wie mein Vater annahm. Eine andere wichtigere Ursache war aber vielleicht die, daß ich einen Liebeshandel mit der Tochter des Capitän Bramston von der ostindischen Armee angefangen hatte, der jetzt auf Halbsold in Hampstead lebt. Mein Vater war gegen diese Verbindung, weil er, wie alle reich gewordenen Kaufleute der City, die Armuth in Uniform noch mehr verachtet, als jene in Lumpen. Er rechnete also wohl auf die Vereitelung meines Planes, wenn ich gezwungen würde, mein Heldenschwert mit dem Gänsekiel zu vertauschen. Capitän Bramston ist aber eben so stolz als arm, und hat rund heraus erklärt, daß seine Tochter keinen Kornjuden heirathen solle."

„Keinen Kornjuden?" rief ich aus.

„Ja, das war sein höflicher Ausdruck, als ich ihm die Sinnesänderung meines Vaters mittheilte. — Die Association war mir eben so verhaßt, wie dem Capitän, aber mein Vater blieb unerbittlich. Ich hatte also nur die Wahl, Miß Bramston oder das elterliche Haus sammt der einstigen Erbschaft fahren zu lassen. Nach langem Ueberlegen faßte ich einen Plan, der wohl eine gute Dosis List und Heuchelei erforderte, aber endlich doch, wie ich hoffte, meine Interessen mit meinen Herzensangelegenheiten vereinbaren werde, ohne mit dem Vater zu brechen."

„Und dieser List und Heuchelei haben Sie es wohl zu danken, daß eine schwere Anklage auf Ihnen lastet?" frug ich.

„Sie errathen es. Mr. Bizwell hatte, das muß ich noch beifügen, gar keine Lust, mich zum Compagnon zu nehmen, obwohl er sich aus Gründen nicht öffentlich dagegen erklären mochte. Sein Sohn, John Bizwell, war ebenfalls dagegen."

„Sein Sohn John? Den Alten kenne ich so ziemlich, aber den Sohn nicht; was ist das für ein Mensch?"

„Je nun, er lebt und treibt es so wie ich beiläufig, ist sonst aber nicht übel. Vorige Woche ist er nach Riga gesegelt in Geschäften."

„Vor Ihrer Arretirung?"

„Am Morgen desselben Tages. Ich beredete den alten Herrn, bei meinem Vater dahin zu wirken, daß ich vorher drei Monate im Comptoir arbeite, bis die Sache zum Abschlusse käme. Ich hoffte unter der Hand, daß sich meines Vaters Börse wieder öffnen werde, die in letzterer Zeit hartnäckig für mich geschlossen blieb. Ich hatte einige sogenannte Ehrenschulden, die bezahlt werden mußten, und überdies hing das Gelingen meines Heirathsplanes ganz allein von einer gewissen Summe Geldes ab."

„Ein Heirathsplan?"

„Ja; ich hatte mit Miß Bramston eine geheime Trauung und gleich darauf eine Reise nach dem Festlande verabredet. Dort wollten wir so lange bleiben, bis meines Vaters Zorn sich abgekühlt habe. Ueber das Endresultat war ich außer Sorgen. Um mir also Geld zu verschaffen, suchte ich meinen Vater in gute Laune zu bringen, indem ich mich scheinbar seinen Wünschen fügte. Ich will hier gelegentlich noch bemerken, daß ich den Diebstahl, dessen man mich beschuldigt, im Bureau des Hrn. Bizwell von Anfang an zu jeder Zeit hätte begehen können; denn ich war oft allein, als die Schlüssel in der eisernen Kiste steckten, in der sich bisweilen ansehnliche Summen auch in Geld befanden, dessen Spur nicht so leicht zu verfolgen gewesen wäre."

Digitized by Google

„Das ist ein seltsamer Mangel an Vorsicht bei einem so exacten und mißtrauischen Mann, wie Hr. Bixwell", bemerkte ich halblaut.

„Ganz und gar nicht", erwiederte Edmund Swibbs rasch, „es beweist nur, daß man mir bei allen meinen Fehlern und dummen Streichen einen Angriff auf fremdes Eigenthum nicht zutraute."

„Entschuldigen Sie, Mr. Swibbs, ich wollte Sie nicht beleidigen. Meine Bemerkung war die unwillkührliche Aeußerung einer plötzlich auftauchenden Idee."

„Ich habe jetzt wenig mehr zu sagen", fuhr Swibbs fort. „Gegen meine Erwartung wurde mein Vater nicht milder gestimmt, im Gegentheile schien er die Schrauben fester andrehen zu wollen, bis die Verwirklichung des verhaßten Compagniegeschäf.s ein unüberstreigliches Hinderniß zwischen mir und Miß Bramston aufgeworfen haben werde. Mit Hrn. Bixwell sprach ich einigemal offenherzig über meine Angelegenheit, so wie ich es jetzt thue, und ich muß bekennen, daß er, obwohl den Schein von Opposition gegen meinen Vater vermeidend, doch stets warme Theilnahme für meine Pläne an den Tag legte, so daß ich es zuletzt wagte, ihn um ein Darleben von 500 Pfund zu bitten. Da kam ich jedoch an den Unrechten, er schlug es unter dem Vorwande einfach ab, daß dies mein Vater früher oder später erfahren werde."

„Und gab Ihnen Mr. Bixwell nach dieser Weigerung noch fortwährend Gelegenheit, sich selbst zu helfen, wenn Sie sich dazu hätten entschließen können?"

„Gewiß that er Das! Doch wozu diese Frage?"

„Ich meinte nur; erzählen Sie weiter, ich bin ganz Ohr."

(Fortsetzung folgt.)

Die Pfalz und die Pfälzer; ein psychologisches Problem für Reisende und Denkende.

(Schluß.)

Was mich aber noch besonders anzieht, das ist die Nähe jener stillen Waldungen, an denen die Pfalz so reich ist, obwohl sie Niemand hier sucht und die die Pfälzer selbst kaum zu ihrem Lande rechnen. Von Annweiler bis zum Donnersberg breitet sich ein unabsehbares Hügelland aus, von nur zwei Thalzügen durchzogen, die von Neustadt nach Hochspeyer und von Dürkheim nach Frankenthal hinlaufen. Sonst überall schweigend ernster heimlichstiller Wald mit einzelnen grotesken Bergformen, wie der Drachenfels und viele kleine grüne, ungekannte Thälchen dazwischen. Nur auf den höchsten Punkten bietet sich eine weitere Aussicht dar. Aber auch diese hebt die herrliche Stille und Einsamkeit des Waldes nicht auf, sondern steigert sie nur durch ihre Ausdehnung und gänzliche Abgeschiedenheit. Kuppe an Kuppe taucht aus dem Waldergewoge empor und jede ist in das dunkle Blau des in der Ferne verschwindenden Waldes getaucht. Hier ließe es sich so recht einsiedlerisch phantasiren und träumen, wie es mancher Altbayer so gerne thut. Um sich hinzusetzen und ganz in das stille Sehnen des Gemüthes zu versenken, dazu wäre hier der rechte Ort.

Aber das liebt der Pfälzer nicht. Er will wirken und schaffen, erringen und speculiren, aber nicht phantasiren und träumen. Von Kopf zur Hand geht bei ihm der Weg nicht erst durch die einsame Stille der träumenden Seele, sondern unmittelbar und rasch. Der Altbayer kann sich hinsetzen vor sein Krüglein Bier und stundenlang sinnen, ohne sich recht seines Zustandes bewußt zu sein, aber es ist ihm behaglich, in diesem Halbbewußtsein so hinzubrüten, und er meidet daher die Gesellschaft, sucht sich im Gasthaus stets den Platz, auf dem er die wenigste Gesellschaft vermuthet, um nur ungestört zu sein, ja man kann einen ganz besetzten Tisch vor sich haben und doch den ganzen Abend kein lautes Gespräch vernehmen. Dagegen der Pfälzer muß reden, er muß Gesellschaft haben, er muß die Leute mit seiner Thätigkeit bekannt machen, er muß wissen, was überall vorgeht; denn sein Leben gehört der Gegenwart. Für unnütze Träumereien hat er keine Zeit. Der Wasserfall, der schäumend vom Gebirge stürzt, gefällt ihm nur, wenn er zu Triebwerken und Fabriken be-

Digitized by Google

nützt wird. Er will Nichts umsonst verrinnen sehen. Alles muß thätig sein und einen nützlichen Zweck haben. Die Poesie trägt Nichts ein und hilft Niemand zum Leben. Daher hat er keinen Garten, um dort ein Ruhebänklein zu haben, keinen Grasfleck, um sich ruhig hinzusetzen und die Gegend zu betrachten; sondern Bäume, die Nutzen geben und den Garten, um Gewinn daraus zu ziehen. Sein geistiges Leben ist unmittelbar auf die Zeit und Gegenwart, auf das Sicherste und Nächste gewendet. Darum ist er auch in dem, was er übt und treibt, in der Regel ganz zu Hause; klar und bestimmt im Geschäft und immer bereit, den Augenblick, die Gelegenheit zu benützen. Er arbeitet und lebt sich in das Einzelne hinein und lebt ganz darin. Dafür kennt er sich aus in dem, was er treibt, ist verständig bis zum Eigensinn, immer rechthaberisch, immer seiner Geschicklichkeit und seiner Kenntniß gewiß, weil er eben nur das Eine weiß und dieses bestimmt. Dafür aber kümmert ihn das Allgemeine wenig. Für speculatives Wissen und poetische Schwärmerei hat er keinen Sinn. Man kann mit einem Pfälzer in der Regel nur über seine bestimmte Thätigkeit reden. In allem Andern ist er nicht zu Hause. So verständig er das nimmt, was ihn interessirt, so ganz unvernünftig spricht er manchmal über das, was hart daneben liegt, weil es ihn eben nicht interessirt. Daher kommt es, daß Manche den Pfälzer für weit klüger halten, als er vielleicht ist, und ein andersmal wieder Geschichten von beispiellosser Verblendung des Volkes herumgetragen werden, die den Pfälzer wieder viel unvernünftiger erscheinen lassen, als er in Wirklichkeit ist. Beides kann richtig sein. Eben weil er das Auge nur auf Einiges richtet, kann es ihm begegnen, in manchen Dingen thöricht zu handeln, die ein allgemein verständlicher Sinn leicht begriffen hätte, und in andern Dingen eine Klugheit zu entwickeln, welche in Erstaunen setzt. Er ist durch seine eigenthümliche Lebendigkeit und Strebsamkeit zu beiden Extremen, zur Ueberverständigkeit und Unverständigkeit, von Natur aus gleich aufgelegt. Hat die Regsamkeit seines Geistes eine große Idee hinter sich, so wird sie von derselben getragen und erleuchtet, eine weithin sichtbare Schönheit und Herrlichkeit des geistigen Wirkens entfaltend; fehlt ihr dieses verklärende Licht, so wird sie ebenso leicht in kleinlicher Selbstgefälligkeit und sich selbst überschätzender Eitelkeit sich verlieren. Sie sind in dieser Eigenthümlichkeit so recht ein ergänzendes Seitenstück zu dem unbeweglichern, aber ausdauernden Altbayer. Beide haben Ursache, sich gegenseitig zu suchen und zu lieben, woran sie es hoffentlich um so weniger fehlen lassen werden, je nöthiger und leichter es für beide Theile ist.

Miscellen.

Die Equipirung der Postillone der californischen Staffettenpost ist Folgende: Jeder Reiter ist mit einem vollständigen Anzuge von Bockfell mit dem vollen Haar versehen; die haarige Seite ist nach außen gekehrt, so daß im Falle eines Sturmes der Schnee und Regen nicht eindringen kann, die Kleider schwerer macht und dadurch das Pferd aufhält, sondern von der mehr oder minder öligen Substanz in den Haaren abläuft. Die Brieftaschen, vier an der Zahl, sind dicht unter dem Sattelknopf nächst dem Pferd. Vier achtzöllige Colts Revolver, jeder zu sechs Schuß, vollständig geladen, sind so arrangirt, daß sie halbaufgezogen fertig zum Dienst sind. Sodann ein Messer von ungefähr 18 Zoll Länge, dessen Rücken eine Höhlung bildet, welche mit Quecksilber gefüllt ist, so daß beim Stoß das Quecksilber nach vorn schießt und den Stoß kräftiger macht. Ungefähr 100 englische Meilen ist die Distanz, welche ein jeder Reiter zurücklegen hat, wozu ihm 11 Stunden erlaubt sind.

Charade.

(Dreisylbig.)

Die Ersten sind dazu bestimmt,
Daß man sie nur zu Opfern nimmt,
Das Dritte bietet jedes Jahr
Jedwedes Blümchen frisch dir dar.
Das Ganz', ein Kunstgebild, das man
Bei'm Ersten häufig treffen kann.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 114. Speyer, Samstag, 9. November 1861.

Ein Wechselgeschäft.

(Aus dem Nachlasse eines englischen Polizeiagenten.)

(Fortsetzung.)

„Nun, ich klopfte bei einigen Wucherern an, aber mit schlechtem Erfolge, bis endlich letzten Montag, als ich für Mr. Bixwell auf der Kornbörse war, ein Mann auf mich zutrat mit der Frage, ob ich Mr. Swibbs sei, der vor ein paar Tagen einen Brief bei Curtis in Bishopgatesstreet abgegeben habe mit dem Ansuchen, 500 Pfund auf sechs Monate darzuleihen. Ich beeilte mich Ja zu antworten, worauf Mr. Brown, wie sich der Mann nannte, fragte, ob ich schon einen Wechsel auf 500 Pfund geschrieben habe, dann könne er mir das Geld alsogleich einhändigen. Ich erwiederte in freudiger Ueberraschung, daß ich den Wechsel zwar nicht geschrieben habe, aber wenn er ein paar Minuten warten könne, ihn gleich besorgen werde. Er versprach darauf, im Kaffeehause zum Lorbeerbaum auf mich zu warten, mit dem Bedeuten, das Papier auf den Namen Brown auszustellen. Ich lief nun in die nächste Papierhandlung, kaufte einen Wechselstempel, füllte die Rubrik aus und ging damit in den Lorbeerbaum. Mr. Brown saß in einer einsamen Ecke und nachdem er den Wechsel geprüft und schnell eingesteckt hatte, drückte er mir eine Rolle Banknoten in die Hand. Lassen Sie das Geld nicht sehen, sagte er, es sind so viele Menschen hier, Sie können es unter dem Tische zählen.

Das that ich, es waren zehn Stück à 50 Pfund. Ich bestellte eine Flasche Wein, aber Mr. Brown sagte, daß er noch viel zu thun habe, empfahl sich und eilte davon, in der Zerstreuung meinen Hut statt des seinigen mitnehmend. In Folge der großen Freude und des genossenen Weines befand ich mich, als ich das Haus verließ, in einem sehr aufgeregten Zustande und eilte nach Mark Lane, um Mr. Bixwell von meinem Glücke in Kenntniß zu setzen. Er war nicht zu Hause. Darauf rannte ich nach Hampstead, sprach Miß Bramston, und da mit Ausnahme des Geldes schon lange Alles in Bereitschaft war, so beschlossen wir, am nächsten Morgen nach Schottland zu flüchten und von da nach Frankreich überzustechen. Um 8 Uhr Abends nahm ich einen Fiaker nach Haymarket, um einen Postwagen zu miethen und einige Ehrenschulden daselbst zu bezahlen. Den Wagen mußte ich bis St. Albans vorausbezahlen, wozu ich dem Postmeister eine der Fünfzig-Pfundnoten überreichte. Er ersuchte mich, Namen und Adresse hinten aufzuschreiben, was ich aus übertriebener Vorsorge mit einem falschen Namen that. Der Postmeister ging darauf selbst, um die Note umzuwechseln; er blieb ziemlich lange aus und kam zuletzt zu meinem Schrecken und Erstaunen mit einem Polizeiagenten zurück. Dieser zeigte mir eine Nummer des Globe, in welcher zu lesen war, daß Mr. Bixwell Demjenigen eine Belohnung versprach, der den Dieb, welcher ihm heute zehn Banknoten à 50 Pfund aus seinem Bureau gestohlen habe, zu Stande bringe. Datum und Nummern waren angegeben. Ich wäre beinahe in Ohnmacht gesunken.

Die Sache wird sich wohl aufklären, meinte der Polizeiagent, ich werde Sie deßhalb in Ihre Wohnung begleiten...

Natürlich mußte ich jetzt bekennen, einen falschen Namen angegeben zu haben, und wurde nun ohne Umstände verhaftet. Das Uebrige ist Ihnen bekannt. Mr. Bixwell erschien trotz aller Vorladungen nicht beim

Digitized by Google

Gerichte, deßhalb wurde ich freigelassen, bei welcher Gelegenheit der Richter noch die Bemerkung machte, es sei ihm noch kein Fall vorgekommen, der die Nothwendigkeit des Erscheinens eines öffentlichen Anklägers deutlicher bewiese. Die Schuld blieb gleichwohl auf mir lasten, da Mr. Curtis aus Bishopgatestreet standhaft leugnete, einen Mr. Brown zu kennen, und überhaupt Jemanden mit dem in Rede stehenden Geschäft beauftragt zu haben. Die nächste Folge war, daß mein Vater ernstlich erkrankte, Capitän Bramston's Thür für mich geschlossen blieb, und die Verlobung meiner Schwester mit einem jungen Manne wegen der vermeintlichen Missethat ihres Bruders rückgängig gemacht wurde."

„Das ist in der That eine seltsame, geheimnißvolle Geschichte, Mr. Swibbs", bemerkte ich, als der junge Mann seine Mittheilung beendet hatte. „Sagen Sie mir, wußte Mr. Bixwell oder dessen Sohn, daß Sie sich an Mr. Curtis um Geld gewendet hatten?"

„Ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen, obwohl es mehr als wahrscheinlich ist, daß ich davon Erwähnung that."

„Es ist von hoher Wichtigkeit, Mr. Swibbs, daß ich mit Ihrem Vater spreche, bevor ich in dieser Angelegenheit weitere Schritte thue."

„Er verlangt es selbst, je eher je lieber." Wir verabredeten uns, daß ich um drei Uhr den alten Hrn. Swibbs besuchen und mich unter dem Namen Thompson anmelden lassen werde. Zur bestimmten Stunde erschien ich und wurde durch eine der Töchter in das Zimmer des alten Herrn geleitet. Er war noch nicht so weit hergestellt, um das Bett zu verlassen. Kaum hatte ich einige Worte mit ihm gewechselt, als dieselbe junge Dame hastig eintrat und me dete, Hr. Bixwell sei unten und ersuche um ein Gespräch unter vier Augen. Dieser Umstand kam mir sehr gelegen; ich sagte daher, daß es mir angenehm sein werde, mit eigenen Ohren zu hören, was Hr. Bixwell vorbringe, ohne von ihm gesehen zu werden.

„Dagegen habe ich Nichts, aber wo wollen Sie sich verstecken?" erwiderte Hr. Swibbs.

„Ich krieche einfach unter das Bett", und die That zum Worte fügend, war ich in einem Augenblicke verschwunden. Fräulein Swibbs entfernte sich darauf, und wenige Minuten später trat der würdige Mann ein.

„Ich komme, Herr Swibbs", sagte er mit barscher Stimme, „um Ihnen mitzutheilen, daß ich mich nicht länger hinhalten lasse. Sie geben mir die Schuldverschreibungen für das mir geliehene Geld zurück..."

„Mehr als 11,000 Pfund", stöhnte der Kranke.

„Ja, so viel wird es mit Hinzufügung der Interessen betragen. Sie wissen, daß ich zur Tilgung dieser Schuld ein Drittel meines Geschäfts an Ihren bewundernswerthen Sohn abtreten sollte. Sie geben mir nun die Schuldverschreibungen zurück, oder ich trete jetzt als Ankläger gegen Ihren Sohn auf, der, so wahr ich hier stehe, schuldig gesprochen und zur Deportation verurtheilt werden wird."

„Ich wiederhole Ihnen", entgegnete der Kranke, „daß ich das Zurückhalten Ihrer Anklage nicht mit einem Schilling erkaufen mag. Die Anklage bliebe deßhalb doch stets über dem Haupte meines Sohnes schweben, und die Schande wäre damit nicht ausgelöscht."

„Das habe ich ebenfalls überlegt", sagte Bixwell, „und ich verspreche in dieser Beziehung Ihren Wünschen nachzukommen. Löschen Sie meine Schuld und ich gehe morgen mit einem Briefe von meinem Sohne zum Gerichte, in welchem dieser erklärt, daß er die Banknoten aus meinem Schreibtische genommen habe, um sie einem gewissen Brown zu dem Zwecke zu übergeben, sie gegen einen Wechsel Ihres Sohnes umzutauschen, weil es im Interesse des Geschäftes wäre, daß Hr Edmund Swibbs nicht der Handelsgesellschafter seines Vaters sei, was in dem Falle verhindert werde, wenn Hr. Edmund Swibbs Geld genug habe, zu heirathen und sein Vaterland zu verlassen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus Spohr's Leben.*)

(Louis Spohr's Selbstbiographie. Cassel und Göttingen. Georg H. Wigand.)

Wer die imposante Gestalt des großen Meisters der Tonkunst, Ludwig Spohr, einmal im Leben sah, der wird sich dieselbe hundertmal im Geiste zurückrufen, wenn er die Biographie liest, welche theils von dem mächtigen Meister selbst geschrieben, theils aus seinen Briefen und nachgelassenen Aufzeichnungen zusammengestellt worden ist. Das Bild des energischen, immer regsamen, dabei von streng sittlichen Grundsätzen geleiteten Mannes tritt daraus so klar vor den Leser hin, daß man nur wünschen kann, eine spätere Zeit möge dieses Bild schärfer von den subjectiven Auslassungen und persönlichen Ansichten absondern, um ihm dann erst die rechte charakteristische Abrundung zu verleihen.

Nicht nur als der große Componist und berühmte Virtuose zeigt sich Spohr in dieser Autobiographie; man erkennt auch überall den tüchtig gesinnten, consequent handelnden Mann, der schon in frühester Jugend der Oeffentlichkeit mit einem Muthe gegenübertrat, der bei ihm aus dem Bewußtsein des innern Werthes entsprang.

Als er vierzehn Jahre alt, bereits zu einem ausgezeichneten Solospieler ausgebildet war, und es dem Vater beim Heranwachsen der übrigen Kinder nicht mehr möglich schien, die Kosten für den theuren Aufenthalt in Braunschweig zu erschwingen, hielt dieser den Sohn für weit genug fortgeschritten, um nun als reisender Künstler sein Glück in der Welt versuchen zu können. Er beschloß daher, ihn zuerst nach Hamburg zu schicken, wohin er ihm Empfehlungen an frühere Bekannte mitgeben konnte.

Gewohnt, dem Vater in Allem zu gehorchen und gern geneigt, sich bereits für ein großes Licht zu halten, hatte Ludwig dagegen nichts einzuwenden. Erscheint es nun höchst abenteuerlich, einen Knaben von vierzehn Jahren, sich selbst überlassen, auf gut Glück in die Welt zu schicken, so findet dies seine Erklärung in dem Charakter und den Schicksalen des Vaters. Dieser, im höchsten Grade kühn und unternehmend, hatte sich im sechzehnten Jahre auch schon emancipirt. Um einer Schulstrafe zu entgehen, war er von der Schule zu Hildesheim entflohen, hatte sich auf höchst kümmerliche Weise in Hamburg, anfangs als Sprachlehrer, später durch Unterrichtertheilen an der Büsching'schen Handelsschule, ernährt, dann mehrere Universitäten besucht, sich immer ohne alle Unterstützung von Haus, bei großen Entbehrungen durch Unternehmungsgeist und angestrengte Thätigkeit durchgeschlagen, und endlich nach einer höchst abenteuerlichen Jugend zum praktischen Arzte in Braunschweig emporgeschwungen. Er fand es nun sehr natürlich, daß sich der Sohn auf gleiche Weise versuchen müsse, obgleich die Mutter bedenklich den Kopf schüttelte. Dürftig mit Reisegeld, aber mit vielen guten Lehren versehen, wurde Ludwig auf der Post nach Hamburg spedirt. Noch ganz voll von dem lebhaften Eindruck, den die wogende Handelsstadt und die zum ersten Male gesehenen Seeschiffe auf ihn gemacht hatten, ging der Knabe wohlgemuth und voller Hoffnungen zum Professor Büsching, an den ihn der Vater adressirt hatte. Aber wie bald sollten seine Hoffnungen vernichtet werden! Der Professor, nachdem er den Brief mit wachsendem Erstaunen gelesen hatte, rief aus: „Ihr Vater ist doch immer noch der Alte! Welche Tollheit! einen Knaben so auf gut Glück in die Welt zu senden!“ Dann setzte er ihm auseinander, daß, um ein Concert in Hamburg zu Stande zu bringen, man bereits einen berühmten Namen oder wenigstens die Mittel besitzen müsse, die bedeutenden Concertunkosten tragen zu können; daß aber im Sommer, wo alle reichen Leute auf ihren Landsitzen wohnten, ein solches Unternehmen vollends ganz unausführbar sei. Durch diese Erklärung wie vernichtet, wußte der junge Künstler keine Silbe zu erwidern und konnte kaum die Thränen zurückhalten. Er empfahl sich stumm und rannte, ohne an die Abgabe der andern Empfehlungsbriefe zu denken, voller Verzweiflung nach Hause. Hier seine Lage überdenkend, erschreckte ihn die Gewißheit, daß seine Baarschaft kaum noch für ein paar Tage ausreichen werde, dermaßen,

*) Westermann's Monatshefte.

Digitized by Google

daß er sich in Gedanken schon in den Händen der Seelenverkäufer sah, von denen ihm der Vater ein warnendes Bild entworfen hatte. Er entschloß sich daher kurz, packte seine Geige und seine Sachen wieder in den Koffer, schickte diesen, mit einer Adresse nach Braunschweig versehen, auf die Post, bezahlte seine Rechnung und wanderte mit dem kleinen Rest seiner Baarschaft in der Tasche, der allenfalls für die Zehrung ausreichen konnte, zu Fuß nach Braunschweig zurück.

Einige Meilen von der Stadt kam mit ruhigerer Ueberlegung zwar bald die Reue dieser Uebereilung, doch nun zu spät; sonst wäre er wohl umgekehrt. Er sagte sich, daß es thöricht gewesen sei, nicht wenigstens erst die übrigen Briefe abzugeben. Sie konnten ihm ja vielleicht die Bekanntschaft eines Musikkennners verschaffen, der sein Talent zu würdigen und doch noch Rath zu einem Concert zu schaffen gewußt hätte. Dazu kam der beschämende Gedanke, daß der Vater, der selbst so unternehmend gewesen, ihn kindisch, muthlos, unüberlegt schelten würde. So in tiefster Seele betrübt, wanderte der junge Mensch weiter und sann unaufhörlich nach, wie er sich die Beschämung ersparen könnte, so ganz unverrichteter Sache in das elterliche Haus zurückzukehren.

Endlich kam dem Knaben der Einfall, sich an den Herzog von Braunschweig zu wenden und diesen um die Mittel zu weiterer Ausbildung anzugehen. Er wußte, daß der Herzog früher selbst Violine gespielt hatte und hoffte daher, daß dieser sein Talent erkennen würde. Hat er Dich nur erst eines Deiner Concerte spielen hören, dachte er, so ist Dein Glück gemacht. Mit neubelebtem Muth schritt er nun weiter und legte in heiterer Stimmung den Rest des Weges zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Wie aus einem Briefe des Präsidenten der geographischen Gesellschaft, Sir R. Murchison, in der Times zu ersehen, ist das Tagebuch des auf seiner asiatischen Entdeckungsreise auf dem Wege nach Kokand enthaupteten Adolph Schlagintweit aufgefunden worden. Sir R. Murchison hat diese Mittheilung von Lord Gifford erhalten, dem sie hinwiederum durch seinen Bruder, Lord William Hay, Civilcommissär in Kaschmir, zugegangen ist. Lord Hay schreibt unterm 8. Sept.: „Du wirst mit Freuden hören und es Freunden, so wie überhaupt denen, welche sich für die Sache interessiren, mittheilen, daß es mir geglückt ist, in den Besitz des 135 Seiten enggeschriebener Notizen enthaltenden Tagebuchs Adolph Schlagintweit's zu gelangen, so wie in den Besitz eines Schädels, von welchem zuversichtlich behauptet wird, er sei der des unglücklichen Reisenden. Die letzte in das Tagebuch eingetragene Notiz ist vom 11. August 1856 (ein paar Tage vor seiner Enthauptung).“ Sir R. Murchison bemerkt dazu: „Den noch am Leben befindlichen Brüdern Schlagintweit wird es auf diese Weise möglich, ihr in der Veröffentlichung begriffenes Werk durch Beschreibung einer Gegend zu bereichern, welche in neuerer Zeit noch nie der Fuß eines andern reisenden Gelehrten betreten hat.“

Homonyme.

Es kannten einst mich die Hellenen
In ihren Prachtgebäuden nicht;
Doch kam ich ohne Haar und Sehnen
Schon bei den Römern zu Gesicht.
Jetzt bin ich freilich wohl versehen
Mit Sehnen von besond'rer Art,
Ich werd' geführet, kann nicht gehen,
Hab' Haare, aber keinen Bart.
Ich bin zu holden Melodien
Ein allbekanntes Werkzeug jetzt.
So hab' den Tod ich nie verliehen,
Doch hab' ich schon so oft verletzt.

Auflösung der Charade in № 113:

Altarbild.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 115. Speyer, Dienstag 12. November 1861.

Ein Wechselgeschäft.

(Aus dem Nachlasse eines englischen Polizeiagenten.)

(Fortsetzung.)

Auf diesen kühnen Vorschlag folgte minutenlanges Schweigen; darauf sagte Hr. Swibbs langsam: „Daß mein Sohn unschuldig ist, davon bin ich überzeugt."

„Unschuldig!" rief Bizwell höhnend aus. „Sind Sie von Sinnen, Herr Swibbs?"

„Gleichviel", fuhr der Kranke fort, „aber bei alledem ist es vielleicht doch unmöglich, seine Unschuld zu beweisen. Ihr Vorschlag ist jedenfalls derart, daß ich mir die Sache überlegen muß."

„Natürlich, ich gebe Ihnen acht Tage Zeit dazu. Sie können, dürfen meinen Antrag nicht abweisen, sonst befindet sich Ihr Sohn, so wahr ich hier stehe, am nächsten Tage auf dem Wege zum Transportschiffe."

Mit diesen Worten entfernte sich Mr. Bizwell, und ich kroch aus meinem nicht sehr beneidenswerthen Versteck hervor.

„Ich fange an, deutlicher zu sehen", sagte ich, als der alte Herr mich fragend anblickte, „und hoffe den Dolch gegen den ehrenwerthen Mann umzukehren, der uns so eben verlassen hat und seiner Sache so gewiß zu sein scheint. Ich wünschte jetzt", sagte ich zu Fräulein Swibbs, die wieder eingetreten war, „noch ein paar Worte mit Ihrem Bruder zu sprechen."

Sie geleitete mich in das Speisezimmer, wo ich ihn traf.

„Haben Sie die Güte, mir den Hut zu zeigen, den Hr. Brown statt des Ihrigen stehen ließ, und zu sagen, welcher Fabriksname in dem Ihrigen stand."

„Lewis in Bondstreet, dort kaufe ich meine Hüte immer", erwiederte Mr. Swibbs, indem er mir zugleich den umgetauschten zeigte.

„Gut, und wie sah Hr. Brown aus?"

„Es war ein ziemlich untersetzter Mann von mittleren Jahren, mit sehr blonden Haaren, einer langen Nase, und einem sehr bleichen und blatternarbigen Gesicht."

„Das wäre vor der Hand genügend; nun ersuche ich Sie noch, vor meiner Rückkehr mit Niemand davon zu sprechen, daß wir in dieser Angelegenheit Etwas unternommen haben."

Darauf verließ ich das Haus. Der Hut hatte mich auf eine gute Spur geführt, denn auf der gedruckten Etikette im Innern desselben stand: Perkins, Guilford Surrey. Schon am nächsten Tage stieg im Kaffeehause „Rose und Krone" in Guilford Surrey ab, in der Hoffnung, hier oder in der nächsten Straße einen untersetzten Mann zu finden, der sich durch blondes Haar, lange Nase, bleiches und blatternarbiges Antlitz auszeichne. Vom Anbruche des Tages bis Sonnenuntergang studierte ich jedes Gesicht, das mir begegnete und das sich in den Kaffeehäusern aufhielt. Eine entfernte Haarähnlichkeit verleitete mich zu mancher vergeblichen Jagd, und besonders ein Kerl mit semmelfarbigen Haaren und ein Paar der allerlängsten Beine hielt mich auf dem Wege nach Chertsey zwei volle Stunden im Trabe, bis ich ihn einholte und ein Paar fette, rothe Wangen und die platteste aller Nasen erblickte. Aber meine Geduld sollte dennoch belohnt werden. Ich erkannte meinen Mann, als er eben im Begriffe stand, ein Stück Fleisch zu kaufen. Er glich vollkommen der gemachten Beschreibung und trug einen sehr neumodischen Hut, der stark an Bondstreet erinnerte. Nach einiger Zeit entfernte er sich von seiner Gattin, die bei ihm war und

Digitized by Google

trat in ein Kaffeehaus, wohin ich ihm folgte. Er schien ein ganz anständiger Mann zu sein, aber bisweilen zog sich ein ängstlicher Blick von ihm über seine Umgebung, als fürchte er auf einen Gläubiger zu stoßen. Der Blick eines bösen Gewissens war es nicht. Der Marqueur nannte ihn Hr. Skinner. Als ich aufstand, um das Zimmer zu verlassen, ergriff ich wie im Irrthum seinen Hut statt des meinigen und erblickte in demselben die Adresse: „Lewis Bondstreet London."

Es galt nun, die Spur weiter zu verfolgen, und während ich noch überlegte, fiel mein Blick auf eine Ankündigung nachstehenden Inhaltes: „Dieses Grundstück ist zu verkaufen. Näheres beim Architekten Skinner." Mein Entschluß war gefaßt. Am nächsten Morgen ließ ich mich bei Hrn. Skinner anmelden, der eine Viertelstunde außerhalb Guilford wohnte. Ich erkundigte mich nach den Bedingungen, unter denen er seine Grundstücke feil bot, ging mit ihm zu dem Bauplatze, berechnete mit ihm, was der Bau eines kleinen Landhauses kosten werde, und lud ihn dann zur „Rose und Krone" ein, um das Weitere in Ordnung zu bringen.

(Schluß folgt.)

* Zum Thurmbau in Germersheim.

Die im Jahre 1645 erschienene Topographie der Pfalz von Merian enthält eine Abbildung der Stadt und Festung Germersheim, bei deren Anblick man mit Bedauern an die gänzliche Umwandlung denkt, welche diese Stadt im Laufe der Zeit erfahren hat. Da steht noch das Schloß, in dem einst die deutschen Könige und die pfälzischen Kurfürsten zuweilen rasteten, in dem Rudolph von Habsburg, der eigentliche Gründer der Stadt, im Juli des Jahres 1291 sein Ende herannahen fühlte und Kurfürst Philipp 1508 sein Leben schloß. Daneben sehen wir die gothische Schloßkirche, inmitten des Bildes eine hohe Thorwarte, an den Mauern hin mehr und minder hohe Thürme in beträchtlicher Zahl, darunter am westlichen Ende den starken viereckigen Hexenthurm und auf sanfter Anhöhe die St. Jacobskirche mit ihrem vierseitigen, hochbehelmten Glockenthurm. Von allem dem, was dem mittelalterlichen Germersheim schon von fern ein stattliches Gepräge verlieh, ist leider kaum eine Spur mehr übrig, ja kein Stein auf dem andern geblieben. Die Kriegsstürme haben alles weg gefegt.

Aus dem Kampfe Ludwigs des Bayern mit Friedrich von Oesterreich ist Germersheim ungeschädigt hervorgegangen, obwohl, oder vielleicht eben weil Georg I. von Veldenz, als von Ludwig bestellter Landvogt des Speiergaus, seinen Sitz in der Stadt hatte, während der von Friedrich mit demselben Amte belehnte Otto von Ochsenstein in Landau saß. Selbst im dreißigjährigen Kriege ist ihr kein sonderliches Leid geschehen, wenn auch ihre Bewohner die Wechselfälle des Krieges öfters hart empfinden mußten. Der tapfere Ernst von Mansfeld vertheidigte im Jahre 1621 von Germersheim aus das Gebiet seines Kriegsherren, des flüchtigen Kurfürsten Friedrich V. (des böhmischen Winterkönigs) gegen die Ansprüche der Erzherzoge von Oesterreich, denen der Kaiser diese pfälzischen Lande überwiesen hatte, und Germersheim war es, wohin der Kurfürst am 12. April 1622 von seiner Flucht zurückkehrte. Aber schon am 14. August desselben Jahres eroberte und plünderte Erzherzog Leopold die Stadt. Sie scheint bei dieser Gelegenheit nicht wesentlich beschädigt worden zu sein, ja der österreichische Statthalter, Obrist Ascanius, der nach 1624 hier erscheint, mag sie noch mehr befestigt haben. Indeß ging sie von da an noch in verschiedene Hände über, bis sie im Frühjahre 1644 durch die Franzosen unter Marquis d'Aumont nach viertägiger Belagerung genommen wurde. Ob bei diesem Anlasse, oder schon etwas früher das vom Kurfürsten Friedrich II. erbaute schöne Jagdschloß Friedrichsbühl (Neuhaus) im Bellheimer Walde zerstört worden, darüber steht mir keine sichere Nachricht zu Gebot. Daß es aber im Laufe des dreißigjährigen Krieges geschehen, ist gewiß. Die Stadt selbst ging nach dem westphälischen Friedensschluß im wesentlichen unbeschädigt wieder an Kurpfalz zurück (1650).

Digitized by Google

Aber nicht ein Vierteljahrhundert sollte vergehen, ehe sie wieder in die Hände der Franzosen fiel und das härteste Loos über sich geworfen sah. Kaum war das Pestjahr 1666 vorüber, so stand schon wieder der Krieg vor der Thüre, der im Jahre 1673 zwischen Kaiser Leopold I. und König Ludwig XIV. von Frankreich ausbrach. Kurfürst Karl Ludwig, der bereits seine einzige Tochter Elisabeth Charlotte an den Herzog von Orleans verheirathet hatte, wollte anfangs neutral bleiben, um sein Land zu schonen, aber gerade darum verschonten die französischen Truppen unter Turenne das pfälzische Gebiet um so weniger. Als nun gar der Kurfürst sich an den Kaiser anschloß, waren vom Elsaß her flugs 5000 Mann unter Rochefort und Vaubrun in der Pfalz, nahmen schon am 21. Februar 1674 (nach andern am 3. März) Germersheim, dessen Besatzung freilich nur 30 Mann betrug, und in wenigen Tagen sah man das ganze Oberamt in eine rauchende Brandstätte, die Bewohner, an deren Wohlstand Karl Ludwig seit zwanzig Jahren mühsam gearbeitet, in Bettler umgewandelt.

Anfangs schienen nur die Befestigungswerke der Stadt der Zerstörung geweiht zu sein. Am 1. April begann das Graben der Minen zu deren Sprengung, und zwar zunächst am Schlosse und dem Hexenthurme. Als man aber diese ohne Erfolg angezündet, warf man auch die unter der Schloßkirche wieder zu und riß dann die Mauern um Schloß und Stadt bis etwa auf Mannshöhe nieder, nachdem man vorher die Thürme ausgebrannt hatte. Aber noch nicht genug! Im Juli brannten Turennes Truppen die ganze Stadt vollends nieder, und es ist aus jener Zerstörung nichts übrig geblieben, als das Chor der spätgothischen, aus dem 16. Jahrhundert stammenden Jakobskirche, das heute noch steht.

Seit diesem verhängnißvollen Jahre 1674 ist also aller äußere Schmuck Germersheims dahin. Es sah von dort an nur noch wie ein ärmliches Dorf von seinem Hochufer über den Rhein hin. In dem bald darauf folgenden orleanischen oder Germersheimer Erbfolgekriege (1688), der die Pfalz zur Wüste machte, ist zwar Germersheim verschont geblieben, weil es als schon zu Frankreich gehörig betrachtet und in Besitz genommen wurde, was wäre aber auch zu zerstören gewesen an einem Orte, auf dessen Trümmern sich kaum wieder die Hütten der Bewohner erhoben hatten?

Der Friede von Ryswick (1697) gab wohl Stadt und Oberamt an das pfälzische Kurhaus zurück, aber schon 1715 erneuerte Frankreich seine Ansprüche, nahm Germersheim weg und ließ es befestigen. Die nachdrücklichste Einsprache der Reichsversammlung zu Regensburg war nothwendig, um die Franzosen zum Abzuge zu bewegen und Kurpfalz wieder in den bis zur französischen Revolution nicht mehr gestörten Besitz der Stadt und des Oberamts zu setzen.

Nun erst wurden die alten Wunden möglichst geheilt, aber die schmucke, mittelalterliche Außenseite konnte der Stadt nicht mehr gegeben werden. Das zerstörte Langhaus der Jakobskirche hatte zwar Ludwig XIV. schon in geschmackloser Weise wieder herstellen lassen, aber von der Firste dieser Kirche schauen bis zum heutigen Tage nur zwei elende Holzthürmchen ins Land hinaus. Die Franziskaner, denen Kurfürst Johann Wilhelm im Jahre 1699 diese Kirche übertragen hatte, konnten nichts für sie thun. Sie waren froh, als sie im Jahre 1703 den Bau ihres Klösterchens vollendet sahen.

Auch die kleinen Gemeinden der Reformirten und Lutheraner konnten mit ihren Kirchenbauten das äußere Ansehen der Stadt nicht heben. Die 1713 erbaute Kirche der Reformirten war sicherlich sehr unbedeutend, da schon 1782 eine neue sie ersetzen mußte, die zwar heute noch steht, aber mit ihrem hölzernen Thürmchen keine Zier der Stadt abgibt und von jeder halbweg stattlichen Dorfkirche überboten wird. Das kleine lutherische Kirchlein ist ganz verschwunden, ebenso das 1774 erbaute südliche Stadtthor, das eine stolze Inschrift trug,*) aber

*) Die Inschrift dieses beim Bau des neuen Stadttheils beseitigten Thores mit seinen Gefängnißzellen lautet:

Sum porta et carcer, decus uni terror et altri.
Urbs tibi sum splendor, sum tibi, praedo timor.
Si sis securus, pia sum tibi porta, viator,
Si fur seu latro, tunc tibi carcer ero.

Digitized by Google

weder schön war, noch hoch über die niedrigen Häuser der Stadt emporragte.

Die gründlichste Umgestaltung hat Germersheim durch den Neubau der Festung erfahren, zu dem am 18. October 1834 der Grundstein gelegt worden. Die Stadt ist an Ausdehnung bedeutend gewachsen und hat sich im Innern wesentlich verschönert; große und starke Bauten haben sich in ihr erhoben und um ihre Mauern und Wälle her hat sich ein Gürtel von gewaltigen Vorwerken gelegt, aber da die Befestigungswerke unserer Tage nicht mehr den hochragenden Burgen und den thurmgekrönten Städten der Vorzeit gleichen, so hat die äußere Ansicht der Stadt, zumal aus der Ferne gesehen, bis auf den heutigen Tag nur wenig gewonnen und der dörfliche Charakter ist ihr geblieben. Das soll jetzt anders werden und das Bild wenigstens wieder einiges Relief bekommen.

In kluger Berücksichtigung ihrer Bedürfnisse und Kräfte, hat die Gemeinde seit einer Reihe von Jahren zunächst für das Nothwendige gesorgt. Dafür geben stattliche Gemeindebauten, Schulhäuser, ein neues Hospital und nicht minder die wesentlichen Verbesserungen städtischer Feld- und Wiesengründe rühmliches Zeugniß. Jetzt findet es die Verwaltung an der Zeit, auch dem Schönen nach Kräften sein Recht widerfahren zu lassen. Die ärmlichen Holzthürme der beiden Kirchen sollen verschwinden und statt ihrer feste und schöne Bauten von Stein die Wälle überragen und freundlich grüßend in die Ferne schauen. Der Anfang dazu ist gemacht. Am 5. November ist, wie die Pfälzer Zeitung bereits gemeldet hat, der Grundstein zu dem neuen gothischen Thurme an der Westfronte der katholischen Kirche feierlich gelegt worden und die ganze Gemeinde, ohne Unterschied der Confession, hat sich an dieser Feier freudig betheiligt. Wills Gott, so steht schon in Jahresfrist der schöne Bau, zu dem Herr Bauinspector Tanera den Plan entworfen, als Zeichen anerkennenswerthen Gemeinsinnes und als Zierde der Stadt vollendet da. Fährt dann kein Kriegssturm dazwischen, so wird sich bald darauf auch an der protestantischen Kirche ein neuer Thurm erheben und so Germersheim wieder einigen Ersatz für jenen äußeren Schmuck haben, den es einst in reicherem Maße besessen, aber schon vor zwei Jahrhunderten verloren und von dort bis heute trauernd vermißt hat. Aber Friede gehört zur Ausführung solcher Friedenswerke — und den erhalte uns der allmächtige Gott! F. B.

* Auf ein betendes Mädchen.

Wenn du, das Auge fromm gehoben,
Knieſt vor Mariens Gnadenbild,
Scheinſt du wie ſie ſo hehr und mild,
Wie ſie von heil'gem Glanz umwoben.

O bete weiter, glaube weiter.
Einſt kommt auch ich in Andacht knie'n,
Und ſah entzückt die Engel zieh'n
Hinab, hinauf an goldner Leiter.

Es brauſet die Orgel ihre Lieder —
Und trauernd blick' ich, wie im Traum,
Ein welker blätterloſer Baum,
Auf dich, du junge Roſe nieder.

— r. —

Räthſel.

Zwei Brüder, bekannt in der ganzen Welt,
Schon Manchem haben ſie 's Leben vergällt,
Und um zu beſänft'gen das wilde Paar,
Bringt man Hekatomben ihm täglich dar.
Doch werden ſie heut nur dem Opferer gut,
Denn täglich erneuert ſich ihre Wuth.

Der erſte, behauptet man, pflege zu ſchrei'n,
Der andere leidet nur ſtille Pein;
Wenn Futter der erſte nur an ſich rafft,
Befriedigt den andern oft Wiſſenſchaft;
Und wen die Gebrüder noch nie geplagt,
Dem iſt ein großer Genuß verſagt.

Auflöſung der Homonyme in № 114:

B o g e n.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 116. Speyer, Samstag, 16. November 1861.

Ein Wechselgeschäft.

(Aus dem Nachlasse eines englischen Polizeiagenten.)

(Schluß.)

Skinner war, wie ich bald bemerkte, eine aufrichtige Seele; es dauerte nicht lange, als er mir bei einer Flasche Wein erzählte, daß er vor Kurzem in London gewesen war, daß er daselbst einen reichen Schwager habe, der Bixwell heiße, und einige minder erhebliche Dinge. Diese freundschaftliche Offenherzigkeit verlangte, wie er zu glauben schien, eine gegenseitige Vertraulichkeit, und nachdem er ein halbes Dutzend Seitenfragen versucht hatte, kam ich ihm auf halbem Wege entgegen mit den Worten:

„Sie haben nicht nöthig, so lange anzuklopfen, Herr Skinner; Sie wünschen zu wissen, wer ich bin, und hauptsächlich, ob ich auch die Mittel besitze zur Bezahlung des in Frage stehenden Landhauses. Nun, ich heiße Thompson, treibe einen Geldhandel; ich leihe zuweilen baar Geld auf Unterpfand."

„Sie sind also ein Pfandleiher?" fragte Skinner zweifelnd.

„Das gerade nicht, ich nehme eigentlich mehr Personen in Pfand als Sachen. Unter einem Manne, der Geldhandel treibt, verstehe ich Jemand, der das Papier junger Leute discontirt, die Vermögen zu erwarten haben, und die bereit sind, den Dienst, den man ihnen jetzt leistet, später in milder Weise zu vergüten."

„Aha, ich verstehe, Sie discontiren Wechsel?"

„Richtig! Aber trinken Sie und geben Sie mir dann die Flasche." Skinner versank darauf in tiefes Nachdenken, in welchem ich ihn nicht störte; ich begnügte mich damit, sein Glas zu füllen, so oft er es mechanisch ausgetrunken hatte.

„Sie discontiren also Wechsel?" sagte er endlich, seine Pfeife niederlegend und mich mit einem Blicke messend, der zeigte, daß er einen Entschluß gefaßt habe. „Kommt dabei auch die Summe und die Länge der Zeit in Betracht?"

„Ganz und gar nicht, wenn die Person sonst solid ist."

„Und gleich baares Geld?"

„Baares Geld, natürlich nach Abzug der Interessen."

„Natürlich! Nun denn, mein Herr Thompson, ich besitze einen Wechsel von einem gewissen Hrn. Swibbs in London von 550 Pfund auf sechs Monate dato, den ich gern zu discontiren wünschte."

„Swibbs von Minories? auf den gebe ich.."

„Nein, sein Vater war Kaufmann und wohnt in Regentspark. Der Wechsel ist so gut wie eine Note auf die englische Bank."

„Aha den; ich kenne den Herrn. Aber weßhalb übernimmt denn der reiche Schwager, von dem Sie früher sprachen, den Wechsel nicht?" „Ja", antwortete Skinner, „er würde es wohl thun, aber ich muß Ihnen sagen, daß wir gerade wegen dieses Wechsels uns entzweit haben. Ich bin ihm eine Summe Geldes schuldig, und wenn dieser Wechsel in seine Hände kommt, dann würde er natürlich den Betrag meiner Schuld abrechnen wollen."

„Das sind fremder Leute Geschichten, die gehen mich nichts an, bester Freund. Wenn die Unterschrift echt ist, können Sie das Geld sogleich in Empfang nehmen."

„Hier ist das Papier", entgegnete Skinner, indem er eine dicke lederne Brieftasche öffnete. „Ich will gern 50 Pfund daran verlieren!"

Ich griff begierig zu, überzeugte mich, daß Alles in Ordnung war, steckte es in

Digitized by Google

die Tasche und sagte darauf, indem ich aufstand und einen andern Ton annahm:

„Wohlan, Skinner, auch wohl Brown genannt, ich habe Ihnen mitzutheilen, daß ich ein Diener der Behörde bin, und daß Sie mein Gefangener sind."

„Behörde? Gefangener?" rief er erschrocken aus. „Was erzählen Sie da?"

„Ich erzähle Ihnen, daß Ihr Schwager sich Ihrer Person bediente, um einen Wechsel zu discontiren, der jetzt in meinen Händen ist. Sie thaten Dies, indem Sie sich für einen Hrn. Brown, Agenten des Hrn. Curtis, ausgaben. Von den schändlichen Folgen dieser That, namentlich daß Hr. Edmund Swibbs beschuldigt ist, dieselben Banknoten von fünfhundert Pfund, die Sie ihm im „Lorbeerbaum" einhändigten, gestohlen zu haben, ist Ihnen wahrscheinlich nichts bekannt?"

Der arme erschrockene Skinner zitterte an allen Gliedern, als hätte ihn ein Fieber ergriffen; er schwor hoch und theuer, an nichts Böses gedacht zu haben, als er den Wunsch seines Schwagers erfüllte.

„Das glaube ich gern", erwiderte ich, „aber jedenfalls müssen Sie mich nach London begleiten, und es wird am besten sein, Dies ohne weiteres Aufsehen zu thun."

Er ließ sich dazu, wiewohl mit Widerstreben, überreden, und eine halbe Stunde später waren wir auf dem Wege nach London.

Am nächsten Morgen begab sich der Rechtsfreund des alten Hrn. Swibbs zu Hrn. Bixwell und verlangte von ihm die unmittelbare Bezahlung seiner Schuld. Dies brachte den wackeren Mann, wie wir richtig berechnet hatten, in große Wuth, er eilte zu Gericht und Edmund Swibbs wurde auf Grund der früheren Anklage alsbald verhaftet und nach Marlboroughstreet geführt, wo bereits sein Vater, sowie Capitän Bramston und mehrere Freunde seinem Erscheinen entgegenharrten. Diesmal erschien auch Mr. Bixwell als Kläger und legte unter Eid die Erklärung ab, daß die bewußten Banknoten sich am Tage des Diebstahls in sicherer Verwahrung befunden hatten.

„Sie beschwören also", sagte der Vertheidiger Swibbs', „die angeblich gestohlenen Banknoten nicht mit eigener Hand an Mr. Brown gegeben und diesem aufgetragen zu haben, sie im Namen von Mr. Curtis an Mr. Swibbs zu überreichen?"

Bixwell erbleichte, sah den Frager verstört an und anwortete nicht sogleich.

„Nein, Das habe ich nicht gethan", sagte er endlich halb laut und mit zitternder Stimme.

„Ich werde Ihrem Gedächtniß ein wenig unter die Arme greifen. Sagten Sie nicht zu Brown, oder vielmehr zu Ihrem Schwager Skinner . . ."

Ein halbunterdrückter Schrei kam über die Lippen des entfarbten Schelmes, die Flamme vernichtender Angst schoß über sein Antlitz und gleich darauf wurde er kreideweiß. Es war kein Wort mehr von ihm herauszubringen, und er verließ den Gerichtssaal unter dem höhnenden Geflüster der versammelten Menge. Darauf wurde Skinner verhört, der ein offenherziges Benntniß ablegte. Edmund Swibbs wurde unter den wärmsten Glückwünschen aller Anwesenden schuldlos gesprochen und in Freiheit gesetzt.

Man beabsichtigte Mr. Bixwell wegen Meineid in Anklagezustand zu versetzen, aber der Unglückliche zog es vor, einem höheren Gerichte, als dem von Old-Bailey Rechenschaft zu geben. Am nächsten Morgen fand man ihn todt im Bette. Bei der Untersuchung seiner Bücher zeigte sich, daß er insolvent war, obgleich das Deficit nicht sehr groß erschien, denn die Gläubiger erhielten später noch 75 Procent.

Miß Bramston wurde, was zum Schlusse nicht vergessen werden darf, bald darauf Mistreß Swibbs, und auch Edmunds Schwester feierte an demselben Tage ihre Vermählung.

Aus Spohr's Leben.

(Fortsetzung.)

Kaum in Braunschweig angelangt, entwarf er eine Bittschrift an den Herzog, worin er diesem die ganze Lage darlegte und schließlich um Unterstützung zu weiterer Ausbildung oder um eine Anstellung in der Capelle bat. Da ihm bekannt war, daß der Herzog jeden Morgen im Schloßgarten spazieren zu gehen pflegte, so suchte der Knabe ihn, mit dem Gesuch in der Tasche,

Digitized by Google

dort auf und war glücklich, daß der Herzog ihm das Papier abnahm. Nachdem dieser flüchtig gelesen und über Eltern und bisherige Lehrer Fragen gestellt hatte, die der Knabe furchtlos beantwortete, erkundigte er sich auch, wer die Bittschrift entworfen habe. „Wer anders als ich? Dazu brauche ich keinen Andern!“ antwortete der Knabe ziemlich keck und fast beleidigt über den Zweifel an seiner Geschicklichkeit. Der Herzog lächelte und sagte: „Nun, komm morgen um elf Uhr auf's Schloß; dann wollen wir weiter über Dein Gesuch reden.“ Wer war glücklicher als Spohr. Präcis elf Uhr stand er vor dem Kammerdiener und verlangte, beim Herzog angemeldet zu werden. „Wer ist Er?“ fuhr ihn dieser ziemlich unfreundlich an. „Ich bin kein Er. Der Herzog hat mich hierher bestellt und Er hat mich anzumelden“, und bevor sich seine Aufregung gelegt hatte, wurde er eingeführt. Sein erstes Wort zum Herzog war daher auch: „Durchlaucht, Ihr Kammerdiener nennt mich Er; das muß ich mir ernstlich verbitten!“ Der Herzog lachte laut und sagte: „Nun, beruhige Dich nur, er wird's nicht wieder thun!“ Nachdem er ihn dann noch über Manches befragt hatte, worüber Spohr die unbefangensten Antworten ertheilte, sagte der Herzog: „Ich habe mich bei Deinem bisherigen Lehrer Maucourt nach Deinen Fähigkeiten erkundigt und bin nun neugierig, Dich eine Deiner Compositionen spielen zu hören; dies kann im nächsten Concert bei der Herzogin geschehen. Ich werde es dem Capellmeister Schwanenberger sagen lassen.“

Die Hofconcerte bei der Herzogin fanden allwöchentlich statt. Spohr spielte und der Herzog war von des jungen Mannes Leistung so entzückt, daß er für dessen Ausbildung Sorge zu tragen versprach und ihm sogleich eine Stelle in der Hofcapelle gab.

Im Jahre 1802 begann Spohr bereits mit seinem Lehrer Franz Eck zu reisen und von nun an führte er ein wechselndes Virtuosenleben, bei welchem die interessantesten Erlebnisse abwechselten.

Im Jahre 1805 war er in Magdeburg und verkehrte dort mit dem genialen Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Bei einer Musikpartie, zu der auch eine von Spohr verehrte Reisegefährtin desselben eingeladen wurde, fuhren sie zusammen hin und wurden vom Prinzen auf das artigste empfangen. Sie fanden dort einen vornehmen Cirkel besternter Herren und geputzter Damen, so wie die vorzüglichsten Künstler Berlins versammelt. Auch traf Spohr einen früheren Bekannten von Hamburg, den berühmten Claviervirtuosen und Componisten Dussek, der jetzt Lehrer des Prinzen war und bei diesem wohnte. Die Musikpartie begann mit einem Clavierquartett, welches von Dussek in echt künstlerischer Vollendung vorgetragen wurde. Dann folgte Spohr. Sein Spiel fand den lautesten Beifall, und besonders schien Dussek davon hingerissen zu sein. Auch Spohr's Reisegefährtin erwarb sich durch den Vortrag einer Arie, die ihr Dussek auf dem Claviere accompagnirte, allgemeine Anerkennung.

Nach beendigter Musik bot der Prinz einer der anwesenden Damen den Arm und führte die Gesellschaft, die auf einen Wink von ihm ein Gleiches gethan, in den Speisesaal, wo ein glänzendes Mahl ihrer wartete. Man nahm ohne Etikette an der Seite seiner Dame Platz; Spohr neben seiner lieben Reisegefährtin. Anfangs war die Unterhaltung, obgleich frei und ungenirt, doch anständig. Aber als der Champagner erst zu schäumen begann, da fielen Reden, die für die keuschen Ohren eines unschuldigen Mädchens nicht geeignet waren. Spohr war daher, sobald er merkte, daß die vermeintlichen vornehmen Damen nicht dem Hofe, wie er geglaubt, sondern wahrscheinlich dem Ballete angehören mochten, darauf bedacht, mit seiner Gefährtin heimlich fortzuschleichen. Er kam, ohne weiter von der Gesellschaft bemerkt oder aufgehalten zu werden, auch glücklich zu seinem Wagen und kehrte mit seiner Begleiterin zu der harrenden Mutter zurück. Am andern Tage sagte man ihm, daß des Prinzen Musikpartien gewöhnlich mit solchen Orgien schlössen.

Spohr wurde um diese Zeit als Concertmeister in Gotha angestellt und verheirathete sich dort mit Dorette Scheidler, welche ihn von nun an auf seinen vielen Reisen als Virtuosin auf der Harfe begleitete.

Digitized by Google

Im Jahre 1813 wurde Spohr vom Grafen Palffy, dem Unternehmer des Theaters an der Wien, als Capellmeister nach Wien engagirt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schwank.

Zum Theil nach Götz von Berlichingen's Selbstbiographie, von Justinus Kerner.*)

Zu Stuttgart war ein Schneider,
Der einst die Armbrust schoß
Viel sicherer und weiter,
Als je ein Ritter groß.

Und als ein Armbrustschießen
Die Kölner schrieben aus,
Sprang er mit gleichen Füßen
Aus seiner Höll' heraus.

Er rief: „Mein Junggeselle,
Die Kutten mach' allein!
Mich treibt's mit Blitzesschnelle
Zum Schießen an den Rhein.

„Den Preis muß ich erringen,
Die hundert Gulden baar,
Wenn sie im Sack mir klingen,
Nicht übel ist's fürwahr."

Die Armbrust statt der Scheere
Hat er gar schnell erfaßt.
Die Sucht nach Geld und Ehre
Trieb fort ihn ohne Rast.

Wie er nach Köln gekommen,
Man weiß es nicht genau;
Hat er den Weg genommen
Gar durch der Lüfte Blau?

Von Niedern und von Großen
Flog schief dort mancher Bolz.
Des Schneiders Bolze schossen
Ins Schwarze stets voll Stolz.

Das macht den Kölnern Galle,
„Den Preis mir!" ruft er keck,
Doch höhnisch riefen alle:
„Dem Schwaben einen Dreck!"

„Ha!" — ruft er — und spannt wieder
Die Armbrust zornesblaß,
Schoß eine Eule nieder,
Die auf dem Dome saß!

„Wie hier von meinem Pfeile,
Trotz ihrem hohen Sitz,
Getroffen ward die Eule,
Treff' euch der Rache Blitz!"

Langsam geht er, im Rücken
Schallt ihm nach Schmach und Hohn,
Doch auf der Mainzer Brücken
Reitet sein Rächer schon.

Das war der tapfre Ritter
Götz mit der Eisenhand,
Dem klagt der Schneider bitter,
Was er zu Köln empfand,

Wo man des Preises Gabe
Ganz gegen Recht und Pflicht,
Bloß weil er sei ein Schwabe,
Ihm hab' verliehen nicht.

Götz sprach: „Die Schwaben leben!
Bin gern ein Schwab wie du!
Will Köln den Preis nicht geben,
So zwing' ich es dazu!"

Sprach's, und da ritt zu reisen
Ein Kölner her von Stand:
„Halt! will den Weg dir weisen
In's grobe Schwabenland!

„Steig ab! Du darfst nicht weiter,
Sollst nimmer schau'n dein Haus,
Bis du bezahlt dem Schneider
Den Kölner Schießpreis aus."

Mit Götz war nicht zu spaßen,
Der Kölner wurde bleich,
Zog aus der Ledertaschen
Die hundert Gulden gleich

Und reichte sie dem Schneider;
Es war ein hartes Muß.
Herr Götze lachte heiter:
„Den Kölnern meinen Gruß!"

*) Dieses neue Gedicht des fünfundsiebzigjährigen Kerner — es trägt das Datum „Weinsberg 1861" — findet sich unter den reichhaltigen Beigaben, welche das Prachtwerk „Die Geschichte des Götz von Berlichingen" enthält.

Auflösung des Räthsels in № 115:

Hunger und Durst.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 117. Speyer, Mittwoch 20. November 1861.

Die Künstlerfamilie Peters.*)

Skizzenblatt von Elise Polko.

Es sind keine Scenen aus dem bewegten Leben großer Meister in der Kunst der Malerei, die ich hier aufzuzeichnen versuche, es ist kein gefeierter Name, um den sich die kleinen Arabesken meiner Feder ranken, es ist nur die skizzenhafte Illustration zu jener alten Geschichte des Pegasus im Joche, ein kleines Dornenstück aus dem Dasein eines Künstlers, auf dessen müde Stirn bis zur Stunde weder die Mitwelt noch die Nachwelt einen „vollen frohen Kranz" drückte. — Wer hätte nicht schon um eine vom Sturm gebrochne, halb erschlossene Rose getrauert, wen hätte nicht ein vom Blitz zerschmetterter Eichbaum erschüttert! Des zertretenen Veilchens aber achten Wenige, und der verkümmerten Feldblume Niemand. Und sie leben doch auch wie Rose und Baum vom Thau und Sonnenschein, und sind in ihrer Art nicht minder schön, und predigen in ihrem Dasein so laut wie jene die Wunder der schaffenden Allmacht. — Wie Wenige haben wohl jemals von der Malerfamilie Peters reden hören, die in Friedrichsstadt an der Eider und in Flensburg zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte, und doch entfalteten sich in ihrem stillen Schooße durch drei Generationen hindurch die reichsten Blüthen der Kunst. Der Wahlspruch jener seltenen Familie bis auf die neueste Zeit herab war und blieb jenes bedeutungsvolle Wort: Res severa est verum gaudium, und Keiner aus ihrem Kreise hätte selbst in der Zeit der bittersten Noth seinen ernsten schweren Dienst gegen die goldenste Freiheit vertauscht.

Gegen Ende der siebziger Jahre lebte in Friedrichsstadt bei Kiel ein wunderlicher Mann, seines Zeichens ein Zinngießer, mit Namen Hermann Peters. Er hatte eine zahlreiche Familie und mußte wacker arbeiten, wenn er alle seine Buben und Mädchen so rothwangig und hellängig erhalten wollte, wie sie jetzt dareinschauten. An Arbeitskraft und Lust fehlte es auch dem Peters nimmer, wenn nur auch genügend Arbeit bei ihm bestellt worden wäre, dann hätte er schon durchkommen können, und der Geselle würde sein Brod nicht mit so gar leichter Mühe verdient haben. Aber das war's eben, die guten Leute in Friedrichsstadt trugen ihre zerbrochenen Löffel und Pfannen lieber zu dem andern Zinngießer, und wenn einmal eine Braut ihr Geräthe bei Peters fertigen lassen wollte, gab's stets bedenkliches Kopfschütteln bei den Alten. Der Hermann Peters trieb nämlich neben seiner Zinngießerei die Kunst der Malerei. Mehr als Einer in Friedrichstadt hatte ihn an der Staffelei sitzen und allerlei Gethier auf die Leinwand pinseln sehen. Trat aber Jemand wirklich in die Werkstatt, die neben der kleinen Malerkammer lag, und brachte einen Kessel, der des Flickens bedurfte, rasch flog ein altes Tuch über die bemalte Leinwand, der Maler verwandelte sich in den Zinngießer, und wenn man ihn in seinem Schurzfell das Löthrohr handhaben sah, so hätte man darauf schwören mögen, der Hermann Peters könne, je nach Belieben, zweierlei Gestalten annehmen. Da war nicht Einer in Friedrichsstadt, der daran glauben wollte, daß ein Maler zugleich, ohne geheime absonderliche Hülfe, ein tüchtiger Zinngießer sein könne, und das Gemunkel und Geflüster einiger alten Weiber

*) Nieriz deutscher Volkskalender für 1862.

Digitized by Google

fand nur zu williges Gehör. Wie war denn aber Peters zu dieser wunderlichen Doppelbeschäftigung gekommen? Das war so zugegangen. Sein Vater selig hatte eine Lichtgießerei besessen, und da mußten seine Kinder von klein auf fleißig Dochte drehen. Jeden Morgen bekamen sie ihre Aufgabe, und durften nicht eher spielen, bis sie ihre bestimmte Zahl Dochte abgeliefert. War das geschehen, so kümmerte sich Niemand mehr um sie, da die Mutter gestorben und eine alte lahme Base im Hause schaltete. Der kleine Hermann nun drehte so flink, daß er allezeit schon um Mittag mit seiner Aufgabe fertig war. Da benutzte er denn seine Freiheit seltsamer Weise dazu, bis in die Nacht hinein, mit Kohle oder Feder zu zeichnen, wobei er denn weder Wände noch Tische, ja selbst die Dielen nicht schonte. Ganz ohne Scheu gestand er auch bald seinem Vater, daß es sein höchster Wunsch sei, nicht etwa ein Lichtgießer, sondern ein Maler zu werden. Der alte Peters aber war ein Mann, der von solchen Gedanken durchaus nichts wissen wollte und allen Ernstes darüber nachgrübelte, wie es wohl anzufangen sei, dem Hermann seine seltsame Neigung für alle Zeiten zu verleiden. Und nach reiflicher Ueberlegung gab er den Knaben zu dem geschickten Färber Leonhard van Loonen in die Lehre. Dort gabs nun freilich der Farben in solchem Uebermaaß, daß in ihren Strömen mehr denn ein Hermann hätte ertrinken können. Und dem armen Jungen, der in ihnen herumwatete, war's auch zu Muthe, als müsse er darin jämmerlich zu Grunde gehen. Da lief er denn eines Tages ohne Weiteres dem Färbermeister davon und bat seinen Vater so kläglich, ihn aus dieser farbigen Welt zu erlösen, und versicherte dabei so ernsthaft, daß ihm für alle Zeiten die Lust an den Farben vergangen, daß der alte Lichtgießer den Knaben nicht wieder in seine farbige Hölle zurückjandte. Er behielt ihn aber auch nicht bei sich, sondern gab ihn nach Husum zu einem wackern Zinngießer Namens Köhler. Allda hielt denn auch Hermann geduldig seine Lehrzeit aus, und erwarb sich sogar durch seinen Fleiß und sein bescheidenes Wesen die Liebe seines Meisters in so hohem Grade, daß derselbe ihm allerlei Vergünstigungen gestattete, und der ehemalige Färberlehrling freier denn je seiner Leidenschaft zu Stift und Kohle fröhnen durfte. Von seinem Verdienst schaffte Hermann sich Preislers Theorie im Zeichnen an, und las und arbeitete nun in seinen Feierstunden, bis ihm die Augen übergingen. Nach Beendigung seiner Lehrjahre als Zinngießer verwandte er die kleine Summe, die ihm sein Lehrherr zum Zeichen seiner ganz besonderen Zufriedenheit schenkte, zu einer Reise nach Amsterdam, angeblich um dort die Verwandten seines Vaters, der aus Holland stammte, aufzusuchen. Er that das zwar auch, aber sein eigentlicher Reisezweck war doch, die Werke jener unsterblichen Meister, von denen er so Wunderbares gelesen, mit eigenen Augen zu schauen. Ein neues Leben erschloß sich ihm, während er seine steifen Vettern und Basen flüchtig begrüßte, die Strahlen eines Lichtes, nach dem er sich im Stillen so heiß gesehnt, trafen ihn dort mit voller Gewalt. Stundenlang saß er in den Kirchen und Gemäldesammlungen und staunte die Schöpfungen der erhabenen Meister längst vergangener Zeiten an, und tauchte seine dürstende Seele in den Strom von Gold und Farben, der da so dicht an ihm vorüberrauschte. Daß die Vettern und Basen ihn ob dieses träumerischen Wesens nicht mit sonderlich freundlichen Augen anschauten, kümmerte ihn wenig, er verließ sie, um nach Gent, Brügge und Antwerpen zu wandern. Eben so sorglos blieb er, als sein Geld zu Ende ging und er der Ersparniß halber Nachtquartier unter freiem Himmel nehmen mußte. Bei dem Schauen nie geahneter Herrlichkeiten der Gebrüder van Eyk, Hemling, Lucas van Leyden, Rubens, Rembrandt, und van Dyk meinte er aller irdischen Labe entbehren zu können und schrieb Briefe an seinen Vater, die dem guten Lichtgießer mehr denn bedenklich vorkamen. Da ließ er denn eine Mahnepistel nach der andern durch seinen Nachbar den Amtsschreiber Du Ferrang abfassen, und die trieben den Sohn denn endlich heim. Wie im Traume wandelte er fort aus jenen gesegneten Landen der Heimath zu. Nachtlager, Essen und Trinken wußte

Digitized by Google

er sich auf der Wanderschaft zu verschaffen: bald zeichnete er für eine fromme Frau ein Heiligenbild, bald fertigte er für einen reichen Bauer das Conterfey seines Lieblingshundes; aber auch Tiegel und Kessel zu hellen verschmähte Hermann Peters nicht. Und so kam er denn nach langer Wanderschaft sonder Fährlichkeiten wieder nach Friedrichsstadt, und klopfte an das kleine wohlbekannte Haus. Niemand rief „Herein" und doch hatte er Licht schimmern sehen durch den Fensterladen der Unterstube. Endlich öffnete ein jüngerer Bruder, und fiel ihm laut schluchzend um den Hals. Als er beklommen und seltsam bewegt nach dem Vater fragte, zog ihn der Knabe in die Stube: da lag der alte Mann mit gefalteten Händen freundlich und still auf dem Schragen, und die Todtenkerze brannte ihm zu Häupten. Hermanns drei Geschwister, die noch daheim waren, drängten sich weinend dem zurückgekehrten Bruder entgegen. Reden konnte Hermann nicht, er setzte sich neben dem Todten nieder, küßte weinend die kalten Hände und ließ sich erzählen, wie der Tod so jäh den Vater getroffen, der noch am Abend zuvor heiter von dem fernen Sohne geredet und am Morgen leblos auf seinem Lager gefunden worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Spohr's Leben.

(Fortsetzung.)

Bekanntlich gibt es unter den Musikenthusiasten seltsame Käuze. Einer der seltsamsten, ein Herr von Tooft in Wien, vereinigte sich mit Spohr zu einem eigenthümlichen Handel. Spohr mußte ihm alle seine neuen Compositionen auf vier Jahre als Eigenthum gegen eine beträchtliche Summe überlassen, wobei Herr von Tooft nur den Zweck hatte, zu allen Musikpartien, bei welchen man Spohr's neue Sachen hören wollte, eingeladen zu werden. Bald war denn auch Herr von Tooft mit seiner Mappe, aus welcher er selbst die einzelnen Stimmen auf die Pulte legte, ein allgemein gesuchter Gast in denjenigen Häusern, die sich für Spohr's Musik interessirten.

Die Erlebnisse Spohr's in Bezug auf Beethoven bieten wenig Erfreuliches, da Letzterer damals bereits durch mancherlei Mißgeschick heimgesucht war. Wohlthuender würde es allerdings wirken, wenn Spohr in der Darstellung dieser Periode mehr Pietät hätte walten lassen, und das Betrübende in der Lage des erhabenen Menschen, der auch in seiner sinkenden Kraft noch unser ganzes Herz gefesselt hält, mit etwas mehr Zartgefühl geschildert hätte.

Nach seiner Ankunft in Wien suchte Spohr Beethoven sogleich auf, fand ihn aber nicht und ließ deßhalb seine Karte zurück. Er hoffte nun, ihm in irgend einer der musikalischen Gesellschaften zu begegnen, zu denen er häufig eingeladen wurde, erfuhr aber bald, Beethoven habe sich, seitdem seine Taubheit so zugenommen, daß er Musik nicht mehr deutlich und im Zusammenhange hören könne, von allen Musikpartien zurückgezogen und sei überhaupt sehr menschenscheu geworden. Spohr versuchte es daher nochmals mit einem Besuche; doch wieder vergebens. Endlich traf ihn Spohr ganz unerwartet in dem Speisehause, wohin letzterer jeden Mittag mit seiner Frau zu gehen pflegte. Er hatte nun schon Concerte gegeben und zweimal sein Oratorium „Das jüngste Gericht" aufgeführt. Die Wiener Blätter hatten günstig darüber berichtet. Beethoven wußte daher von Spohr, als dieser sich ihm vorstellte, und begrüßte ihn ungewöhnlich freundlich. Sie setzten sich zusammen an einen Tisch, und Beethoven wurde recht gesprächig, was die Tischgesellschaft sehr verwunderte, da er gewöhnlich düster und wortkarg vor sich hinstarrte. Es war aber eine saure Arbeit, sich ihm verständlich zu machen, da man so laut schreien mußte, daß es im dritten Zimmer gehört werden konnte. Nach Spohr's Beschreibung war Beethoven ein wenig derb, um nicht zu sagen roh; doch blickte ein ehrliches Auge unter den buschigen Augenbranen hervor. Später traf Spohr ihn dann und wann im Theater an der Wien dicht hinter dem Orchester, wo ihm der Graf Palffy einen Freiplatz gegeben. Nach der Oper begleitete Beethoven ihn gewöhnlich nach seinem Hause und verbrachte den

Digitized by Google

Rest des Abends bei ihm. Dann konnte er auch gegen Spohr's Frau und die Kinder sehr freundlich sein. Von Musik sprach er höchst selten. Geschah es, dann waren seine Urtheile sehr streng und so entschieden, als könne gar kein Widerspruch dagegen stattfinden. Für die Arbeiten Anderer nahm er nicht das mindeste Interesse. Spohr hatte deßhalb auch nicht den Muth, ihm die seinigen zu zeigen. Beethoven's Lieblingsgespräch in jener Zeit war die scharfe Kritik der beiden Theaterverwaltungen, des Fürsten Lobkowitz und des Grafen Palffy. Auf letztern schimpfte er oft schon überlaut, wenn Beide noch innerhalb des Theaters waren, so daß es nicht nur das ausströmende Publikum, sondern auch der Graf selbst in seinem Büreau hören konnte. Dies setzte Spohr sehr in Verlegenheit, und er war nur immer bemüht, das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken.

Das schroffe, selbst abstoßende Benehmen Beethoven's in jener Zeit rührte theils von seiner Taubheit her, die er noch nicht mit Ergebung zu tragen gelernt hatte, theils war es Folge seiner zerrütteten Vermögensverhältnisse. Er war kein guter Wirth und hatte noch das Unglück, von seiner Umgebung bestohlen zu werden. So fehlte es oft am Nöthigsten. In der ersten Zeit der Bekanntschaft fragte Spohr ihn einmal, nachdem er mehrere Tage nicht in's Speisehaus gekommen war: „Sie waren doch nicht krank?" — „Mein Stiefel war's, und da ich nur das eine Paar besitze, hatte ich Hausarrest", war die Antwort.

Aus dieser drückenden Lage wurde Beethoven aber nach einiger Zeit durch die Bemühungen seiner Freunde herausgerissen. Die Sache verhielt sich so:

Beethoven's „Fidelio", der 1804 (oder 1805) unter ungünstigen Verhältnissen, während der Besetzung Wiens durch die Franzosen, einen sehr geringen Erfolg gehabt hatte, wurde jetzt von den Regisseuren des Kärnthnerthortheaters wieder hervorgesucht und zu ihrem Benefize in Scene gesetzt. Beethoven hatte sich bewegen lassen, nachträglich dazu eine neue Ouverture (die in E), ein Lied für den Kerkermeister und die große Arie für Fidelio (mit den obligaten Hörnern) zu schreiben, so wie auch einige Abänderungen vorzunehmen. In dieser neuen Gestalt machte nun die Oper großes Glück und erlebte eine lange Reihe zahlreich besuchter Aufführungen. Der Componist wurde am ersten Abend mehrere Male herausgerufen und war nun wieder der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Diesen günstigen Augenblick benutzten seine Freunde, um für ihn ein Concert im großen Redoutensaale zu veranstalten, in welchem die neuesten Compositionen Beethoven's zur Aufführung kommen sollten. Alles, was geigen, blasen und singen konnte, wurde zur Mitwirkung eingeladen, und es fehlte von den bedeutendern Künstlern Wiens auch nicht einer. Spohr und sein Orchester hatten sich natürlich auch angeschlossen, und Spohr sah Beethoven damals zum ersten Male dirigiren. Obgleich ihm schon viel davon erzählt war, so überraschte es ihn doch in hohem Grade. Beethoven hatte sich angewöhnt, dem Orchester die Ausdruckszeichen durch allerlei Körperbewegungen anzudeuten. So oft ein Sforzando vorkam, riß er beide Arme, die er vorher auf der Brust kreuzte, mit Vehemenz auseinander. Bei dem Piano bückte er sich nieder, und um so tiefer, je schwächer er es wollte. Trat dann ein Crescendo ein, so richtete er sich nach und nach wieder auf und sprang beim Eintritte des Forte hoch in die Höhe. Auch schrie er manchmal, um das Forte noch zu verstärken, mit hinein, ohne es zu wissen.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Auf der Ersten erblickst du geschäftiges Treiben der Menge,
Und das Zweite stellt bunt dort deinem Auge sich dar.
Bringst du vom Ersten das Ganze nach Haus zu Nutzen und Freude,
Wende es um, wie du willst: immerfort bleibt es sich gleich.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Seih.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 118. Speyer, Samstag, 23. November 1861.

Die Künstlerfamilie Peters.

Skizzenblatt von Elise Polko.

(Fortsetzung.)

Und nach wenigen Tagen war der Vorhang gefallen, das stille Trauerspiel aus und die Zuschauer gingen nach Hause und jeder wieder an seine Arbeit. Das war ein trauriges einsames Arbeiten für den heimgekehrten Hermann, der sich nun als Zinngießer in seiner Vaterstadt niederließ. Die guten Nachbarn Du Ferrang aber nahmen sich denn im Laufe der Zeit nicht nur seiner Wäsche an, sondern auch seines einsamen Stübchens und Herzens. Die blonde Gertrud wurde sein Weib, und als sie ihn nach der Geburt eines Knaben verließ, um in den Himmel zu gehen, da trat ein Jahr später die zweite Schwester, die dunkeläugige Elisabeth, an ihre Stelle. Sie sorgte für Mann und Haus und Schwesterkind getreulich, und wurde selbst die brave Mutter von sieben gesunden Kindern. Da gab es Leben im Hause, aber auch von Jahr zu Jahr ernstere Sorgen.

Schon nach der Geburt des ältesten Sohnes hatte der Zinngießer, um sich sein Herz zu erleichtern, zuweilen das Löthrohr aus der Hand gelegt und den Zeichenstift ergriffen, ja er fing sogar an zu malen, und von Jahr zu Jahr flüchtete er häufiger zu seiner Staffelei. Tiefer und tiefer drang er in die Geheimnisse der Farbenwelt, und mit immer hellerer Stirn trat er aus der kleinen Malerstube in seine Werkstatt, wo er allezeit des Nachmittags eifrig zu arbeiten pflegte, als ob er nie einen Pinsel berührt.

Eines Tages erschien er aber zu ungewöhnter Stunde in der kleinen Wohnstube; er trug eine verhüllte Leinwandtafel gar sorgsam in den Händen. Er gebot mit Feierlichkeit den lärmenden Kindern Ruhe, lehnte das Bild an einen Stuhl, ging auf den Hof und kehrte mit dem Haushahn auf den Armen wieder. Zum großen Erstaunen der Kinder setzte er nun das Thier nieder und hob rasch das Tuch von der Tafel. Allda zeigten sich in Lebensgröße zwei Hennen und ein stattlicher Hahn, die eine brütend auf dem Neste, die andere Futter suchend. Mit Aufmerksamkeit blickte der lebendige Hahn nach dem Bilde, um gleich darauf mit hellem Kreischen und gesträubten Federn auf seinen gemalten Nebenbuhler loszufahren. Lachend rettete nun der Maler sein Bild und rief seiner Frau strahlend zu: „Nun weiß ich besser, als wenn mir's ein Professor gesagt, daß mein Pinsel zu malen versteht!"

Von Stund an hielt er einen Gesellen und griff nur bei größern Arbeiten selber nach dem Löthrohr. In den meisten Stunden des Tages folgte er dem Zuge seines Herzens: er malte. Sein Aeltester, Nicolaus durfte bei ihm bleiben in der Malerstube, wie in der Werkstatt und mußte ihm hier wie dort, allerlei Handdienste thun. Die Leute schüttelten freilich die Köpfe, daß der Hermann Peters seinen Jungen zu ebensolchem Kautz heranziehe, der er selber war, trugen auch immer seltner Arbeit zu ihm und meinten, dies Treiben könne nimmer ein gutes Ende nehmen. Der Nicolas nun, der segnete in seinem Herzen den Vater viel tausend Mal, daß er ihm erlaubte, in dem Malerkämmerlein zuzuschauen, und griff dafür auch ohne Murren eifrig in der Werkstatt zu. Halbe Tage lang rührte er sich freilich oft nicht von der Stelle und sah den Vater malen, rieb ihm die Farben und lauschte ihm die Kunstgriffe des Wischens ab. Wenn dann Peters wohl einmal ab-

Digitized by Google

gerufen ward, so stand der Knabe wie von einem Zauber gebannt vor der Staffelei und starrte auf das Malertuch, und in der jungen Seele glühte das Verlangen, nur einmal auch einen Pinselstrich thun zu dürfen. Sein schönes Gesicht mit der hellen Stirn und den blauen Schwärmeraugen wurde in dieser heimlichen Sehnsucht immer blässer, und sein stilles Wesen und seine geringen leiblichen Bedürfnisse, sein leiser Schlaf machten der Mutter oft Sorge. Wenn sie ihn zuweilen fragte, warum denn er allein nicht mehr essen wolle, da die Geschwister Alle noch lange nicht fertig, so sagte er wohl scherzend: „Die Farben machen mich satt. Wie kannst Du mir zumuthen, ein Butterbrod zu essen, wenn ich eben das köstlichste Ultramarin verschluckt und Purpur und Gold dazu getrunken!“

Es war an einem regnerischen Herbstmorgen, als ein Reisewagen vor dem kleinen Hause hielt und ein Diener mit der Frage in die Werkstatt trat, ob wohl der Meister dem Herrn Grafen Reuß, der mit seiner Gemahlin im Wagen harre, eine Kapsel vergöthen wolle, die durch irgend einen Zufall aufgegangen. Hermann Peters, eben mit der Zubereitung eines selbsterfundenen Lacks beschäftigt, der er benutzte, um seine Blecharbeiten zu verzieren, ließ seine hohen Kunden bitten, in seine Malerkammer zu treten, da in der Werkstatt der Geruch des Lacks kaum zu ertragen war. Gebückt trat der hochgewachsene Graf in die niedere Kammer, etwas zaghaft folgte die junge Frau, Nicolas stand eben dicht vor der Staffelei, erschrocken ließ er beim Anblick der Fremden den Pinsel fallen und wollte entfliehen. Da nährte sich ihm die Gräfin und leicht ihre Hand auf die blonden Locken des Knaben legend, sagte sie mit süßer Stimme: „Laufe uns nicht davon, sondern zeige uns, was Du gearbeitet, mein Kind!“ „O nicht ich arbeitete“, stammelte der Knabe, verwirrt in das holdselige Antlitz schauend, das sich über ihm neigte, „das ist ein Bild, das der Vater gemalt hat, aber hier an der Wand stehen noch größere, schönere, erlaubt, daß ich sie Euch zeige.“ Aber ohne seine Unruhe zu beachten, traten Graf und Gräfin zuerst an die Staffelei, aufmerksam das kleine Bild betrachtend, es waren Tauben, die sich Futter pickten. „O sieh, wie schade, ein Strohhalm ist der hübschen Weißen da auf den Flügel gefallen“, rief die schöne Frau erschrocken und schlug mit dem Spitzentaschentuch nach dem Halme. Der, aber ließ sich, trotz wiederholter Versuche, nicht wegschlagen, denn er war gemalt. „Verkauft mir dies Bild, um Eueres meisterhaften Strohhalms willen!“ rief der Graf nun dem eben eintretenden Peters entgegen, „ich zahle Euch zur Stelle achtzig Thaler dafür.“

Mit Einem Schritt stand der Befragte vor dem Bilde. Eine Weile betrachtete er stumm den Halm, dann sagte er: „ja, der verdient auch, daß Ihr ihn so hoch bezahlt, wer ihn aber gemalt hat, daß weiß ich so wenig, denn Ihr selbst.“ Da wandte sich die Gräfin rasch um und legte ihren Arm um den stillen Knaben, schob ihn seinem Vater zu und rief: „Euer Kind hat's gethan, gesegneter Vater, muß ich das Euch erst sagen?“ Und als Hermann Peters in das Antlitz seines Sohnes blickte, da wußte er freilich Alles, und mit einem halbunterdrückten Schrei riß er den Knaben an seine Brust. „Beichte, wann maltest Du dies?“ fragte er. Und der Knabe gestand, daß er vor kaum einer Stunde, überwältigt von seiner Sehnsucht, auch einmal einen Pinsel in Farben zu tauchen, das Wagstück unternommen und ausgeführt. „Male weiter, du liebes Kind,“ lächelte die reizende Frau, „und bringe mir dein erstes großes Bild herüber nach Dresden, ich will es Dir gut bezahlen. Damit ich Dich aber wieder erkenne, so nimm diesen kleinen Ring. Wer ihn mir bringt, soll mir hochwillkommen sein zu jeder Stunde.“ Und einen schmalen Goldreif vom Finger ziehend, legte sie ihn in die bebende Hand des Knaben. Das war ein glücklicher, ein unvergeßlicher Tag, der nach Jahren noch wie ein heller Stern hineinstrahlte in das Leben des Nicolas, und ein Tag von wichtigen Folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Spohr's Leben.

(Fortsetzung.)

Seyfried, dem Spohr sein Erstaunen über diese sonderbare Art zu dirigiren aussprach, erzählte von einem tragi-komischen Vorfalle, der sich bei Beethoven's letztem Concerte im Theater an der Wien ereignet hatte.

Beethoven spielte ein neues Pianoforteconcert von sich, vergaß aber schon beim ersten Tutti, daß er Solospieler war, sprang auf und fing an, in seiner Weise zu dirigiren. Bei dem ersten Sforzando schleuderte er die Arme so weit auseinander, daß er beide Leuchter vom Clavierpulte zu Boden warf. Das Publikum lachte, und Beethoven war so außer sich über diese Störung, daß er das Orchester aufhören und von Neuem beginnen ließ. Seyfried, in der Besorgniß, daß sich bei derselben Stelle dasselbe Unglück wiederholen werde, hieß zwei Chorknaben sich neben Beethoven stellen und die Leuchter in die Hand nehmen. Der eine trat arglos näher und sah mit in die Clavierstimme. Als daher das verhängnißvolle Sforzando hereinbrach, erhielt er von Beethoven mit der ausfahrenden Rechten eine so derbe Maulschelle, daß der arme Junge vor Schrecken den Leuchter zu Boden fallen ließ. Der andere Knabe, vorsichtiger, war mit ängstlichen Blicken allen Bewegungen Beethoven's gefolgt und es glückte ihm daher, durch schnelles Niederbücken der Maulschelle auszuweichen. Hatte das Publikum vorher schon gelacht, so brach es jetzt in einen wahrhaft bacchanalischen Jubel aus. Beethoven gerieth darüber in Wuth, daß er gleich bei den ersten Accorden des Solo ein halbes Dutzend Saiten zerschlug. Alle Bemühungen der echten Musikfreunde, die Ruhe und Aufmerksamkeit wieder herzustellen, blieben für den Augenblick fruchtlos. Der erste Allegro des Concertes ging daher ganz für die Zuhörer verloren. Seit diesem Unfalle wollte Beethoven kein Concert wieder geben.

Das von seinen Freunden zu seiner Unterstützung veranstaltete hatte aber den glänzendsten Erfolg. Die neuen Compositionen Beethoven's gefielen außerordentlich, besonders die Symphonie in A-dur (die siebente). Die Aufführung war eine ganz meisterhafte, trotz der unsichern und dabei oft lächerlichen Direction Beethoven's.

Daß der arme, taube Meister die Piano seiner Musik nicht mehr hören konnte, sah man ganz deutlich. Besonders auffallend war es bei einer Stelle im zweiten Theile des ersten Allegro der Symphonie. Es folgen sich da zwei Halte gleich nacheinander, von denen der zweite pianissimo ist. Diesen hatte Beethoven wahrscheinlich übersehen, denn er fing schon wieder an zu tactiren, als das Orchester noch nicht einmal diesen zweiten Halt eingesetzt hatte. Er war daher, ohne es zu wissen, dem Orchester zehn bis zwölf Tacte vorausgeeilt, als dieses nun auch, und zwar pianissimo begann. Beethoven, um dieses nach seiner Weise anzudeuten, hatte sich ganz unter dem Pulte verkrochen. Bei dem nun folgenden Crescendo wurde er wieder sichtbar, hob sich immer mehr und sprang hoch in die Höhe, als der Moment eintrat, wo, seiner Rechnung nach, das Forte beginnen mußte. Da dieses ausblieb, sah er sich erschrocken um, starrte das Orchester verwundert an, daß es noch immer pianissimo spielte, und fand sich erst wieder zurecht, als das längst erwarte Forte endlich eintrat und ihm hörbar wurde.

Glücklicherweise fiel diese komische Scene nicht bei der Aufführung vor, sonst würde das Publikum sicher wieder gelacht haben.

Da der Saal überfüllt und der Beifall enthusiastisch war, so veranstalteten die Freunde eine Wiederholung des Concerts, welche eine fast gleich große Einnahme abwarf. Für die nächste Zeit war daher Beethoven seiner Geldverlegenheit enthoben; doch soll sie aus gleichen Ursachen noch einige Male vor seinem Tode wiedergekehrt sein.

Da Beethoven zu der Zeit, als Spohr seine Bekanntschaft machte, bereits aufgehört hatte, sowohl öffentlich als in Privatgesellschaften zu spielen, so hatte Spohr nur ein einziges Mal Gelegenheit gefunden, ihn zu hören, als er zufällig zu der Probe eines neuen Trio (D-dur $\frac{3}{4}$ Tact) in

Beethoven's Wohnung kam. Ein Genuß war's nicht; denn erstlich stimmte das Pianoforte sehr schlecht, was Beethoven wenig kümmerte, da er ohnehin nichts davon hörte, und zweitens war von der früher so bewunderten Virtuosität des Künstlers in Folge seiner Taubheit fast gar nichts übrig geblieben. Im Forte schlug der arme Taube so darauf, daß die Saiten klirrten, und im Piano spielte er wieder so zart, daß ganze Tongruppen ausblieben, so daß man das Verständniß verlor, wenn man nicht zugleich in die Clavierstimme blicken konnte. Ueber ein so hartes Geschick fühlte Spohr sich von tiefer Wehmuth ergriffen. Ist es schon für Jedermann ein großes Unglück, taub zu sein, wie soll es ein Musiker ertragen, ohne zu verzweifeln? Beethoven's fast fortwährender Trübsinn konnte daher kein Räthsel sein.

In Wien hörte Spohr auch zum ersten Male Hummel sein herrliches Sextett vortragen, so wie andere seiner damaligen Compositionen. Am meisten lobt Spohr jedoch Hummel's Improvisationen, worin ihn kein anderer Claviervirtuose wieder erreicht hat. Mit großem Vergnügen erinnert sich Spohr besonders eines Abends, wo Hummel so herrlich phantasirte, wie er ihn später weder öffentlich noch privatim je wieder hörte. Die Gesellschaft dachte schon an den Aufbruch, als einige Damen, denen es noch zu früh war, Hummel baten, ihnen noch einige Walzer zu spielen. Gefällig und galant, wie er gegen Damen war, setzte er sich an's Piano und spielte die verlangten Walzer, wonach die jungen Leute im Nebenzimmer zu tanzen anfingen. Spohr und einige andere Künstler gruppirten sich, von seinem Spiele angezogen, schon die Hüte in den Händen, um das Instrument und hörten aufmerksam zu. Kaum bemerkte dies Hummel, so ging sein Spiel in eine freie Phantasie über, die sich aber fortwährend im Walzerrhythmus erhielt, so daß die Tanzenden nicht gestört wurden. Bald ließ er alle seine contrapunctischen Künste los, ohne die Walzenden in ihrer Lust zu stören. Dann kehrte er zum galanten Styl zurück, und entwickelte zum Schlusse eine Bravour, wie man sie noch nicht von ihm gehört hatte. Dabei klangen in dieses Finale immer noch die aufgenommenen Themen hinein, so daß das Ganze sich echt künstlerisch abrundete. Die Zuhörer waren entzückt und priesen die Tanzlust der jungen Damen, die ihnen zu einem so reichen Kunstgenusse verholfen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Sylbenräthsel.

Ich kenn' ein Wort, es hat drei Stücke,
Das theil' ich in drei Theile ein
Und wünsch', es mög von Deinem Glücke
Das Ende doch das erste sein.

Das zweite — nur Artikel — brauchet
Man anders auch, wenn man's so muß.
Wer in das dritte untertauchet,
Der taucht in einen mächt'gen Fluß.

Das Ganze zeigt in jenen Landen,
Wo es zu Haus', ein kläglich Bild:
Wo stolze Pracht und Größe schwanden.
Bleibt nur der Name ruhmerfüllt.

Und will man Dich verfänglich fragen:
Was wird den Franken einst zu Theil?
Sollst Du die Sylben einzeln sagen —
So will's des Deutschen Ruhm und Heil.

Auflösung der Charade in № 117:

Marktkram.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 119. Speyer, Dienstag 26. November 1861.

Die Künstlerfamilie Peters.

Skizzenblatt von Elise Polko.

(Fortsetzung.)

Hermann Peters hatte sein erstes Bild verkauft, und fortan wurde er in seiner Werkstatt seltener gesehen, er wollte malen und nichts als malen. Tag und Nacht träumte er von reichen Käufern für seine Bilder, und zunächst war er fest überzeugt, die unermeßliche Summe, die ihm das Taubenbild gebracht, könne niemals zu Ende gehen. Aber ach, sie schwand dahin, wie eben Alles auf Erden, und doch wollte die Hausfrau, als der letzte Groschen des unerschöpflichen Reichthums ausgegeben, noch nach wie vor Geld haben; die Kinder brauchten Brod und Kleider, der Winter brach herein, es mangelte an Allem. Da wurden denn Magd und Gesellen entlassen, und die größeren Kinder theilten sich in die Arbeit. Nicolas mußte, obgleich er heimlich bitter weinte, nun in die Werkstatt. Zum Glück fehlte es in dieser bangen Zeit nicht an Verdienst, die Leute mußten sich wieder an Hermann Peters halten, denn der andere Zinngießer lag krank darnieder. Aber nur, wenn der Sohn sich nicht zu helfen wußte, kam der Vater einmal auf einen halben Tag hervor aus seiner geliebten Malerkammer und stand ihm bei. Sonst saß er vom Morgen bis zum Abend vor seiner Staffelei und legte sich stets mit der Hoffnung nieder, daß am nächsten Tage sicher ein reicher Käufer kommen werde, ihm seinen ganzen Vorrath abzunehmen. Dabei wurde er immer schwächer, ein häßliches Fieber überfiel ihn oft des Abends und malte ein trügerisches Roth auf seine Wangen und ließ seine Augen in unnatürlichem Glanze aufleuchten.

Nicolas saß in der Zinngießerwerkstatt, löthete, feilte und arbeitete, um der Mutter und Geschwister willen unermüdlich. So oft er aber konnte und sich allein sah, warf er Feile und Schabemesser bei Seite, langte aus einem Winkel am Heerde Pinsel, Palette und Wasserfarben hervor und malte. In solchen Momenten schwand dann wie mit einem Zauberschlage jener kummervolle Ausdruck des feinen Gesichts, und ein Hauch von Gesundheit und Frische flog über Wangen und Lippen, wie er sonst nie dort zu sehen, die Stirn wurde hell und aus den Augen strahlte die seligste Befriedigung. Bei dem geringsten Geräusch schob er Alles bei Seite und der junge Maler stand wieder eifrig arbeitend mit Schurzfell und Löthrohr am Heerde. Wurde ihm aber einmal das junge Herz gar zu schwer, so zog er in seiner Angst den kleinen Goldreif hervor, dessen blaue Steine ihn anschauten, wie himmlische trostverheißende Augen, und das Bild jener bezaubernden Schützerin seines Pinsels lächelte ihm zu, und er sagte sich leise: „es wird doch einmal eine Zeit kommen, in der ich malen darf. Ich werde ihr doch einmal ein gutes Bild bringen!“ Und getröstet feilte, löthete und schabte er weiter.

Vor dem Vater verbarg er mit seltsamer Scheu alle seine Versuche, und Hermann Peters fragte nie den Sohn, ob er wohl noch Anderes arbeite, an Anderes denke, was in die Werstatt gehörte. Da fand die Mutter eines Tages unter dem Bette des Sohnes drei bemalte Blätter sorgfältig versteckt, die sie mit weinenden Augen sofort in die Malerkammer trug. „Der Nicolas darf nicht länger in der Werkstatt bleiben,“ sagte sie heftig erregt, „das würde eine

Digitized by Google

Sünde sein an ihm. Sieh her, ob ihn Gott nicht zu Besserem bestimmte." Und mit Staunen blickte der alte Meister auf ein Blatt, auf welches eine Schale mit Erdbeeren gemalt war, auf dem andern aber eine Biene, die so täuschend von einem Blumenstrauß her auf ihn zuflog, daß er unwillkürlich die Hand erhob, um sie von sich abzuwehren. Das dritte Blatt endlich entlockte ihm einen lauten Ruf der Bewunderung, allda waren nämlich Fische zu sehen, auf deren glänzenden Schuppen die Wassertropfen so natürlich schillerten, daß Hermann Peters den Finger ausstreckte, um sie behutsam wegzuwischen. Er lächelte über seine Täuschung, dann starrte er lange auf die Blätter, endlich sagte er: „Du hast Recht, Mutter, der Junge muß an die Staffelei und ich in die Werkstatt." Er öffnete die Thür und rief den Sohn.

Und als Nicolas eintrat, legte er ihm die Blätter in die Hände und sagte bewegt: „Du magst nach Kopenhagen gehen, ich werde Deine Stelle in der Werkstatt vertreten. Erlerne die Kunst gründlich in der großen Stadt. Zwei meiner Bilder magst Du mitnehmen, der Erlös sei Dein Eigenthum. Auch einen Brief und Skizzenblätter für den berühmten Professor Abilgard gebe ich Dir mit; er wird Dich als Schüler annehmen, denke ich. Geh, verliere keinen Tag! Ich wollte, ich könnte mit Dir gehen, aber bei mir ist's Sonnenuntergang, und in der Abenddämmerung wandert kein Kluger aus." Da stürzte der Sohn, laut weinend vor Freude, zuerst dem Vater und dann der Mutter um den Hals und gelobte beiden, ein rechter Maler zu werden, um dereinst ihres Alters Stütze und Freude zu sein. O über die selige Nacht, die jenem Tag folgte, o über die herrlichen Träume, die da herabschwebten! Lorbeerkränze legten ihre kühlen Blätter um seine heißen Schläfe, und der Genius des Ruhms, mit dem Antlitz jener schönen Frau, die einst wie ein Stern in der niedern Malerkammer aufgegangen, neigte sich über ihn und küßte seine Lippen.

Und er zog nach Kopenhagen in die große fremde Stadt, der kaum achtzehnjährige Knabe, und wenn es wahr ist, daß der Allgütige jedem seiner Geschöpfe einmal in seinem Dasein eine Minute reinster Wonne schenkt, so hat Nicolas Peters dieselbe in jenem Augenblick gekostet, als die Thürme der mächtigen Stadt vor seinen Augen aufstiegen. Der arme Zinngießer stand ja vor den geöffneten Thoren jener Welt, nach der er sich halb unbewußt seit Jahren gesehnt: hier konnte er lernen und schauen, hier jenen verzehrenden Durst, der ihn quälte, stillen, er wußte, daß in Kopenhagen Niels Abilgard und Thorwaldsen lebten, von deren Schöpfungen ganz Europa redete. Hätten diese beiden Propheten der Kunst eine Ahnung gehabt, welch ein reines begeistertes Künstlerherz ihnen in der bescheidenen Hülle dieses Knaben entgegenschlug, sie hätten ihre Arme ihm entgegengestreckt und den Schüchternen an ihre Brust gezogen.

Mit dem Briefe des Vaters in der Tasche, zwei wohl verpackten Gemälden auf dem Rücken, einer Wandertasche und einer Skizzenmappe unter dem Arm, so wanderte Nicolas Peters vom Schiffe her in die Stadt ein. Aber auf dem Wege in die Herberge überfiel ihn ein heftiges Gewitter, das ihn nöthigte unter den Thorweg eines Hauses zu treten, das seine Hauptfronte einem großen Garten zukehrte. Er legte seine Tasche auf den Boden und band die Mappe auf voll Furcht, daß die Feuchtigkeit den Blättern geschadet haben könne. In demselben Augenblick kam eine alte Frau in den Thorweg, begleitet von einem jungen Mädchen, das einen Regenschirm trug und mit diesem hart an den Jüngling anstieß, daß die Mappe zu Boden fiel. Ein Schrei entfuhr den Lippen des Erschrockenen, zugleich aber schlug das Mädchen den Schirm zusammen und blickte mit dem Ausdruck des Staunens und Mitleids zu ihm hin. „Hilf ihm Julia," sagte die Alte sanft, „wie Du auch immer wild bist!" Und das Mädchen bückte sich, nahm die zerstreuten Blätter behutsam auf, sah mit ihren großen dunkeln Augen den blonden Knaben bittend an und sagte: „Verzeiht mir und kommt mit herein, damit wir die schönen Bilder zusammenlegen."

Er verstand nur wenig Dänisch, aber was sie sagte begriff er doch, und folgte den Frauen in das Zimmer. Staunend sah sich Nicolas um. Wie wunderbar schön

Digitized by Google

war es hier! Die Wände waren mit farbenglänzenden Schmetterlingen und goldschimmernden Käfern bemalt, die sich in vielfach verschlungenen Ranken zu wiegen schienen. Schwere Sessel mit hohen geschnitzten Lehnen, und Schränke mit eingelegten zierlichen Mustern standen umher, und ein großer Tisch mit buntgewirkter Decke behängt, mitten in der Stube. Von der Decke herab hing eine wunderlich geformte Ampel, und den Boden bedeckte ein Teppich, auf dem man seinen eigenen Schritt nicht hörte. Das Schönste waren aber die großen Blattgewächse und Blumen und die Vögel in ihrem hohen goldenem Käfige. Es war ganz, wie in einem Märchen. „Ruht Euch hier aus und erholt Euch von Euerem Schrecken," sagte die alte Frau gütig und ging mit dem jungen Mädchen hinaus. Als sie nach einer Weile wieder kamen, stand Nicolas noch wie festgebannt: „Wie schön ist es hier!" rief er tief aufathmend in der Sprache seiner Heimath. Dann lächelte er froh, als die alte Frau ihm in seiner Sprache antwortete. Er mußte sich zu ihr an's Fenster setzen und erzählen, von wannen er gekommen und wohin er wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ermordung Sigismund Fellner's aus Mainz in Newyork.

Newyork, 5. November.

Am Ende des vorigen Monats wurde hier bekannt, daß in dem die Stadt Newyork umgebenden Wasser eine unbekannte Leiche, welche, mit zwanzig Dolchstichen vom Leben zum Tode gebracht, aufgefunden worden sei. Das war an und für sich nichts Auffallendes, da selten ein Tag hingeht, an dem nicht mehrere solche Funde hier gemacht werden. Allein die Leiche führte noch 110 Dollare in Geld bei sich und sie wurde bald durch einen Herrn Löwenthal als der irdische Ueberrest eines kürzlich mit der „Bavaria" hier angekommenen deutschen Israeliten Namens Fellner aus Mainz erkannt, welcher mit 50,000 Dollars Werth in Geld und Diamanten in Newyork gelandet war. Dem Vorfalle wurde nun große Aufmerksamkeit von Seiten des Publikums und der Polizei geschenkt, auch vier Personen, Frau Marx und deren Schwester, Fräulein Albertine Flaum, mit denen der Ermordete über See gekommen war, sowie die Wirthsleute dieses letzteren, Herr und Frau Schwenzer, wurden inhaftirt, während der muthmaßliche Mörder, ein gewisser Ratzky, (nicht Radetzky) noch nicht aufzufinden gewesen ist. Da der Vorfall in ganz Deutschland, namentlich aber in Ihrer Gegend viel Aufsehen machen wird, so theile ich Ihnen denselben durch den angebogenen Bericht so umständlich wie möglich mit, bemerke jedoch, daß der Name „Fellner" nur ein angenommener ist. Der wahre Name soll Lerz (?) und der Heimathsort des Ermordeten nicht Mainz, sondern Kirchheimbolanden sein. Warum die Presse dieses noch nicht berichtigt hat, ist mir unbekannt.

„Der Mord Sigismund Fellner's aus Mainz macht ungeheueres Aufsehen. Das Dunkel, das über dieser Schreckensthat geschwebt, scheint sich, Dank den durch die Belohnung von 2000 Dollaren sicher nicht verminderten Bemühungen der Geheimpolizei allmälig lichten zu wollen. Derselben ist es gelungen, folgende weitere Thatsachen, die mit dem Morde mehr oder weniger in Verbindung stehen, zu ermitteln:

Bekanntlich war Fellner, sobald die „Bavaria" hier angekommen, im Prescott-Haus abgestiegen, wo er öfters Besuche von zwei Frauenzimmern empfing, mit welchen er auf der Ueberfahrt auf theilweise sehr vertrautem Fuße gestanden. Es waren Frau Marx und deren Schwester Fräulein Albertine Flaum aus Preußen, beide Jüdinnen. Am 13. October besuchte ihn Frau Marx allein und soll, wie von Leuten im Hotel versichert wird, die Thüre abgeschlossen und mit einem Dolche auf ihn eingedrungen sein, weil er sich auf dem Schiffe Ungebührlichkeiten gegen ihre Schwester erlaubt habe. Sie zog jedoch in Frieden ab, wahrscheinlich durch seine Freigebigkeit beschichtigt.

Dieser Vorfall wirkte jedoch dergestalt auf ihn ein, daß er eine seiner neuen Bekanntschaften, den jungen 22jährigen

Digitized by Google

Ratzky, um Rath fragte, was er zu thun habe, um den Nachstellungen der wüthenden Frau zu entgehen. Er befolgte den Rath, das Hotel zu verlassen und nach № 4 Caroll Place in Brooklyn, dem Kosthause des Freundes, überzusiedeln. Ratzky war bei dem Umzuge dagegen, daß ein Fuhrmann die Effecten fortschaffe, und besorgte einen Jungen, der sie trug. Hier blieb Fellner nur kurze Zeit, als er plötzlich verschwand und als Leiche in der Monmouther Bai bei Middletown in Newjersey wiedergefunden ward.

Die Geheimpolizisten Farley und Tieman machten nach langen Nachforschungen das Brooklyner Kosthaus ausfindig; dort hatte sich am Montag (zwei Tage nach Fellner's Verschwinden) Frau Marx mit Ratzky eingefunden und der Frau vom Hause vorgestellt, sie seien beauftragt, aus Fellner's Koffern einige Papiere sich zu nehmen; Fellner werde nächstens Albertine heirathen und gleich nach der Hochzeit seine Effecten abholen lassen. Nichts Böses ahnend, ließ die Frau die Koffer durchsuchen, ohne aufzumerken, was daraus entfernt wurde. Kurz darauf kehrte Frau Marx zurück, drückte den Wunsch aus, daß über das Oeffnen desselben nichts ruchbar werde, und händigte Frau Schwenzer zwei Banknoten von je 1000 Franken ein, um damit deren Stillschweigen zu erkaufen.

Dies überzeugte die Polizeibeamten, daß Frau Marx und Ratzky um den Mord wußten, weßhalb sie die erste nebst ihrer Schwester am Donnerstag in ihrer Wohnung № 45 East-Broadway verhafteten, zumal sich auch an Fellner's Leiche ein mit „Albertine Flaum" gezeichnetes Taschentuch vorfand. Das Mädchen hat eine goldene Uhr und Kette, die sie von dem Ermordeten zum Geschenk erhalten haben wollte, und Frau Marx eine im Unterrocke eingenähte Banknote von 1000 Franken und eine Anzahl Diamanten an sich. Man weiß, daß Fellner's Fonds meist aus französischen Bankanweisungen bestanden, und eine große Quantität Edelsteine, die ihm gehörten, von den Zollbeamten bei seiner Ankunft untersucht worden war.

Am Freitag hat man bei einem Juwelier, Nassau Str., für 500 Dollare Diamanten gefunden, welche ihm Frau Marx zum Fassen übergeben hatte; jetzt weiß die Polizei auch, wo die anderen verkauft wurden, und hat gestern von einem Manne in James-Str. 260 Dollare von dem Fellner'schen Gelde wiedererlangt, die eine der beiden Frauen dort deponirt.

Als sie in № 4 Caroll-Place nach Ratzky sich umsah, war derselbe nicht zu finden: er ist 22 Jahre alt, klein von Statur, hat eine stark hervorstehende Nase, trägt einen Schnurrbart, hat tiefliegende Augen und stand bei dem 28. (Brooklyner) Milizregimente, Oberst Benett, drei Monate im Felde. Er ist Mitglied mehrerer deutschen Vereine, ein Israelit seines Glaubens und aus Polen gebürtig; seine Verhaftung wird schwerlich lange auf sich warten lassen. Er hatte in einem Leihhause in Whitehall-Str. des Ermordeten goldene Brille und Uhr verpfändet; beide sind jetzt im Besitz der Polizei.

(Schluß folgt.)

Homonyme.

Bald eilt es hin mit Blitzesschnelle,
Bald steht es unbeweglich fest:
So schau'st Du's von derselben Stelle
In Nord und Süd, in Ost und West.

Bisweilen ruht es auf dem Herzen
Und fühlt der Pulse warmen Schlag;
Wenn Milde heilt des Kummers Schmerzen,
Dann strahlt es hell am hellen Tag.

Und schau'st Du Deinem Freund in's Auge,
So nah' Du kannst, so fest und treu,
Als prüftest Du, wie viel er tauge:
So sieht das Ding Du auch dabei.

Auflösung des Sylbenräthsels in № 118:
Niederrhein.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 120. Speyer, Samstag, 30. November 1861.

Die Künstlerfamilie Peters.

Skizzenblatt von Elise Polko.

(Fortsetzung.)

Als er nun anfing zu reden, setzte sich das etwa dreizehnjährige Mädchen ihm gegenüber. Fast erschrack er, als er auf ihrer Schulter einen kleinen Affen sitzen sah. Eine feine Spange war um den Leib des Thieres befestigt und von ihr hing eine goldene Kette herab, deren Ende das Mädchen spielend um ihre Finger geschlungen hatte. „Fürchtet Euch nicht," lächelte sie, „es ist Lolo, er thut Keinem ein Leid." Als er sie ansah, da fühlte er freilich, daß er sich vor keinem Ungeheuer der Welt fürchten würde, wenn eben sie in der Nähe. Selbst das Zaubergebild der Gräfin erblaßte vor diesem Rosengesicht, vor diesen dunklen Feuerangen, vor dieser Fülle braunen Haar's, das in wirren Locken auf die zarten Schultern hing. „Versteht Julia Deutsch?" fragte er dann. Die alte Frau nickte. „Ich wollte, sie redete so viel, als sie versteht," sagte sie, „aber sie will kein anderes Wort sprechen, als Dänisch." Und Nicolas erzählte langsam und ruhig Alles, sein Leben daheim und seine Pilgerfahrt hierher, und zeigte endlich den Brief des Vaters an den Professor Niels Abilgard. Als er geendet, schimmerten die Augen seiner alten Zuhörerin feucht und es währte eine Weile, ehe sie bewegt bat: „Zeigt uns doch Eure hübschen Bilder, ehe Ihr sie wieder zusammenpackt." „Mit Freuden," lautete die Antwort, „ich will Euch sogar zwei Bilder von der Hand meines Vaters zeigen, die ich hier sicher gut verkaufen werde.

Und während die Frauen die Blätter der Mappe leise miteinander flüsternd beschauten, packte Nicolas seinen Schatz aus und stellte ihn auf zwei Stühle in das rechte Licht. „O da ist Deine Lieblingshenne," rief plötzlich die junge Dänin lebhaft und zeigte auf das eine der Bilder, „erkennst Du sie nicht, Großtante? Sieh nur, sie hat ganz solch ein weißes Krönchen und auch die Spitzen der Flügel sind weiß, und sieh nur, wie die Jungen sich um sie drängen, ganz wie auf dem Hofe! Aber Großtante, freust Du dich denn nicht, die Henne ist's ja leibhaftig!" Und dabei hüpfte sie händeklatschend vor dem Bilde umher, und der Affe langte nach den gemalten Thieren. Nicolas verstand kaum die Hälfte von ihrem Geplauder, aber es war ihm, als höre er die schönste Musik, wenn sie redete. Die alte Frau setzte eine Brille auf, setzte sie wieder ab, wischte an dem Glase, prüfte von Neuem und sagte endlich gerührt: „Sie hat Recht, es ist mein verstorbener Liebling, und weil er es wirklich ist, so möchte ich das Bild haben." „So sage ihm, daß ich das Bild kaufen will," rief Julia, „sage kein Wort dagegen; ich will es so haben, und frage ihn nur, was ich ihm geben soll!" Und die Alte fragte, — und fügte hinzu: „Fürchtet Euch nicht, die Summe zu sagen, das Kind ist reich und glücklich, Jemand eine Freude zu machen. Sagt es, wie viel wollte Euer Vater für das Bild?" „Fünfzig Thaler!" stammelte Nicolas, wie im Traume. „Gebt sie ihm, gebt sie ihm, liebe Großtante!" rief das Mädchen mit leuchtenden Augen. Fünfzig Thaler! Der Kopf schwindelte dem Jüngling. Welch eine Summe! Da konnte er ja dreißig nach Hause schicken, denn mit zwanzig getraute er sich ein Jahr lang in Kopenhagen zu leben. Als er die Summe in blanken Geldstücken wirklich in seinen

Digitized by Google

Beutel steckte, überwältigte ihn das Gefühl beim Gedanken an das Staunen der Eltern so sehr, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen. „Gott helfe nur so weiter," sagte er tiefbewegt.

Der Regen hatte längst aufgehört, die Sonne schien voll in's Zimmer, die Bäume im Garten schüttelten die Tropfen ab, die Blumen und Blätter drinnen badeten sich im Licht, und in der köstlichen Luft, die zu dem geöffneten Fenster hereindrang, die fremden Vögel sangen lauter. Die alte Frau band die Mappe zu, die Kleine schaute bald auf das Bild, bald auf den blonden Jüngling. Er sah zu ihr hin, — einen bestimmten Gedanken hatte er nicht, nur ein Gefühl träumerischen unendlichen Wohlseins und das Verlangen, daß es immer, alle Stunden, alle Tage so bleiben möchte, es war ja wie in einem Märchen hier. „Wohin wollt Ihr nun zunächst?" fragte jetzt die freundliche Frau. „In die Herberge, die mir unser Nachbar nannte, und morgen früh gehe ich zum Professor Abilgard," lautete die Antwort. „Da seid Ihr ganz in der Nähe, und in die Herberge braucht Ihr heute nicht zu gehen," sagte sie hierauf. „Droben steht ein Kämmerlein leer, wo Ihr schlafen könnt, das sind wir Euch schuldig für den Schreck. Morgen mögt Ihr Euch ein Quartier suchen." Und ehe Nicolas ein Wort des Dankes hervorzubringen vermochte, war die Kleine der Großtante um den Hals gefallen und hatte sie leidenschaftlich geküßt.

Als Nicolas am nächsten Morgen zu dem berühmten Historienmaler ging, war ihm zu Muthe, als wölbe sich ein neuer Himmel von leuchtendem Blau über seinem Haupte, als strahle eine andere Sonne zu ihm hernieder, als wandle sich's auf dem Straßenpflaster so weich, wie auf jenem Teppich in der wunderbaren Stube, und das Zwitschern der Sperlinge auf den Dächern schien ihm köstliche Musik. Allein diese Stimmung wich doch schon um ein Weniges, und die ausgebreiteten Flügel schlugen sich zusammen, als er in das Atelier des berühmten Malers trat und dem zerstreut und kalt blickenden Mann seine Skizzenblätter und das Schreiben und das Bild des Vaters überreichte. Der gefeierte Meister las den Brief, betrachtete dann mit Interesse die originellen Compositionen und bewunderte die meisterhafte Farbengebung. „Wenn das Euer Vater gemacht hat," sagte er freundlich, „so hättet Ihr besser gethan, zu Hause zu bleiben und ihn zu Eurem Lehrmeister zu erwählen." „Darf ich Euch denn Versuche meiner Hand zeigen?" fragte Nicolas ermuthigt. Niel Abilgard durchblätterte die Mappe flüchtig und sagte dann mit fixem Blick: „Ich werde sie Euch morgen zurücksenden. So Ihr das Atelier als mein Schüler besuchen wollt, um Eueres Vaters Willen, soll es Euch offen stehen."

Der Jüngling ging, aber wo war der hellblaue köstliche Himmel geblieben? wo die goldene Sonne und der weiche Boden? Schwer war ihm das Herz und er wußte doch nicht warum; ein kühler Wind wehte über seine Stirn, er hatte auch sein glühendes Herz getroffen. Der junge Mann miethete nun eine kleine Dachkammer. In kaum einer Stunde war er darin eingerichtet. Das Essen hatte er bei seinen einfachen Wirthsleuten, und gleich nach Tisch schlenderte er in der großen Stadt umher, dann schrieb er an die Seinen und als die Dämmerung einbrach, da saß er am Fenster und träumte vom nächsten Sonntag, wo er wieder in jenes selsame Gemach treten durfte, in dem das braunäugige Mädchen wohnte. Als er am nächsten Tage in das Atelier des Professors trat, war dieser nicht da, an seiner Stelle händigte ihm Lund, der Historienmaler, ein liebenswürdiger junger Mann, die Mappe wieder ein und wies ihm seinen Platz an. Nicolas blickte fragend zu ihm auf, als Lund aber diesem Blicke sichtlich auswich, fand der schüchterne Jüngling den Muth, die Hand auf den Arm des Malers zu legen und ihn zu fragen, wie dem Meister Abilgard die kleinen Blätter gefallen. Da gestand ihm der andere, daß der berühmte Mann ihm zürne, weil er offenbar seines Vaters Arbeiten für die seinigen ausgegeben. Obgleich nun Nicolas, aufglühend in Scham und Zorn über solch unwürdigen Verdacht, zur Stelle ganz in der Weise der zurückhaltenen Blätter, Einiges hinwarf, und Lund, überrascht

Digitized by Google

und Jedermann sich erbot, den Meister von seinem Irrthum zu überzeugen, so war von Stund an doch ein Riß da zwischen Lehrer und Schüler, den nichts wieder gänzlich zu heilen vermochte. Der Professor konnte es dem Jüngling nicht verzeihen, einen Irrthum bekennen zu müssen, und Nicolas verschmerzte es nimmer, daß man ihn eines Betrugs für fähig gehalten. So schleppte sich das gegenseitige Verhältniß ohne besondere Freude und großen Nutzen auf der einen, wie auf der andern Seite hin. Das Gemälde Hermann Peters, so wie seine Skizzen kaufte Abilgaard für die Kunstkammer für eine geringe Summe, deren Hälfte Nicolas in das Vaterhaus sandte, die dort für eine Weile eitel Sonnenschein verbreitete.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ermordung Sigismund Fellner's aus Mainz in Newyork.

(Schluß.)

Statt Ratzky's wurden Herr und Frau Schwenzer in Haft genommen und alle vier Gefangene aufs Hauptquartier der Polizei gebracht, dort vom Sergeanten Young verhört und dann der Sicherheit halber im Stationshaus der 14. Ward in gesonderten Zellen untergebracht.

Albertine war mit der Trennung von ihrer Schwester durchaus nicht zufrieden, als sie vergebens um die Erlaubniß nachsuchte, mit ihr in solche Nähe zu kommen, daß sie zusammen sprechen könnten. Beim Eintritt in die Zelle bemerkte sie: „Ich bin unschuldig, Sie werden es sehen.“ Als Geheimpolizist Bennett sich entfernte, rief sie ihm: „Adieu!“ in einem Tone nach, daß er sie ansah, als befürchte er etwas Schlimmes, aber ein fröhliches Lächeln schwebte auf ihrem Antlitz und verscheuchte alle Furcht oder Zweifel. Während der Freitags-Nacht benahm sich ein betrunkener Soldat sehr lärmend und rief beständig nach Wasser, weßhalb der Thürhüter das Gefängniß öfter als sonst besuchte und jedesmal das Mädchen munter und in unverständlichen Lauten mit sich selbst sprechend fand. Bisweilen schaute sie durchs Gitter und rief: „Ich bin unschuldig, Sie werden es ausfinden!“ worauf ihr die beruhigende Antwort ward, daß sie wegen des Ausgangs nicht in Furcht zu sein brauche. Stets aber wünschte sie dringend, mit ihrer Schwester zu sprechen, und war sehr niedergeschlagen, wenn ihr dies abgeschlagen wurde. Zwanzig Minuten vor sechs Uhr sah sie der Thürhüter noch einmal: sie stand an der Zellenthüre, ein Bild äußerster Muthlosigkeit, die sich, je näher der Tag heranrückte, nur zu steigern schien. Zwanzig Minuten nach sechs Uhr hing die Unglückliche am Gitter, an dem sie sich mit einem festen Taschentuch aufgeknüpft. Man schnitt sie sofort ab und hoffte, da noch nicht alles Leben erloschen war, sie ins Leben zurückzurufen; allein alle deßfallsigen Versuche des herbeigerufenen Arztes blieben fruchtlos. Coroner Jackman hielt die Todtenschau. Das unglückliche Mädchen war dreiundzwanzig Jahre alt, aus Preußen gebürtig, sprach fließend englisch, da sie längere Zeit in London gelebt, ihre Gesichtszüge waren gefällig und ließen auf kein Verbrechen schließen; sie hatte eine gute Erziehung genossen, besaß jene Anmuth im Benehmen, jenen Geschmack in der Toilette, die ein Frauenzimmer anziehend machen, war etwas eigensinnig, aber zu Fellner in leidenschaftlicher Liebe entbrannt.

Der Coroner ließ die Leiche ins Bellevuespital schaffen; Frau Marx erfuhr anfangs nichts von dem Selbstmord der Schwester, wurde aber vorgestern Nachmittag nach genanntem Hospital gebracht. War ihr Benehmen vorher nervös und aufgeregt, hatte sie vorher oft unzusammenhängende Worte ausgestoßen, so wurde sie beim Eintritt in das Todtenhaus, als sie auf die Gestalt ihrer entseelten Schwester starrte, ruhig und gemessen; keine Bewegung war wahrnehmbar, kein Muskel zuckte. Als der Superintendent des Spitals fragte: „Kennen Sie diesen Leichnam?“ antwortete sie ruhig, ja mit einer gewissen Kälte: „Ja, ich kenne ihn!“ — „Wer ist es?“ — „Meine Schwester, Albertine Flamm.“ — „Wissen Sie, wer Fellner gemordet?“ — „Ich? wie sollte

Digitized by Google

ich?“ — „Wußte es Ihre Schwester?“ — „Sie?“ und nun erhob sich ihre Stimme zu großer Energie: „O nein! Ein Mann that es, und sie war bei ihm.“ Nachher corrigirte sie die letztere Angabe, wobei sie wieder einige Verwirrung blicken ließ „Das reicht hin,“ sprach jetzt der Beamte, und sie wurde zur Kutsche zurückgeführt, ruhiger, gefaßter, gleichhaltiger denn zuvor. Herr Simon Stern von № 247 Broadway ist zu ihrem Rechtsbeistand ernannt worden.

Aus Allem, was bis jetzt zu Tage gekommen, befindet sich der Träger der Hauptrolle in diesem furchtbaren Mord-drama, in welchem das Opfer den Besitz von 40,000 Dollaren in Banknoten und Wechseln mit dem Leben bezahlt, noch auf freien Füßen. Die Weste Fellner's ist von 21 kurzen, von Unschlüssigkeit zeugenden Stichen, die kaum den Raum einer Hand einnehmen und dem Anscheine nach von einem Weibe oder einem schwächlichen Mann herrühren können, durchbohrt. Die ganze Kleidung ist mit Blut bedeckt. Ein mit Blut getränktes Taschentuch, die goldene Schnupftabaksdose und ein Ring, die an der Leiche sich vorfanden, sowie ein Stockdegen, der am Morgen nach dem Verschwinden Fellner's aus Brooklyn in Hoboken nahe dem Wasser gefunden wurde, befinden sich im Besitz der Polizei. Die Klinge des Degens paßt in die Wunden.

Als Nachtrag zu diesem Bericht füge ich noch hinzu, daß Frau Marx ebenfalls einen Selbstmordversuch gemacht hat, darin aber nicht so glücklich wie ihre Schwester gewesen ist. Diese scheint den Act der Uebersiedelung in eine andere Welt, so weit nach dem, was vorliegt, ein Urtheil zu bilden ist, mehr aus Anhänglichkeit an den Ermordeten, als aus Schuldbewußtsein vollzogen zu haben. Möge diese mildeste Annahme, zu der ich mich veranlaßt sehe, nicht durch spätere Daten als eine irrige sich herausstellen.

Nach pfälzischen Blättern stammt der ermordete Fellner wirklich aus der Pfalz; er hieß ursprünglich Sigismund Abraham, war geboren am 8. Januar 1817 in Edenkoben und Sohn des Handelsmanns David Abraham. Letzterer, welcher sich ein bedeutendes Vermögen in Edenkoben erwarb, verlegte im Jahr 1840 seinen Wohnsitz nach Landau, woselbst er starb. Der obige Sigismund Abraham verehelichte sich dort, erhielt durch königl. Decret vom 9. August 1855 die Erlaubniß, den Familiennamen Fellner führen zu dürfen, und übersiedelte bald darauf nach Mainz.

Einsamkeit.

Oft in des Lebens eitelm Lärm und Schimmer,
Wie fühlst du dich verarmt in tiefster Brust,
Und stürzest doch auf's neu begierig immer
Dich in den Strom der trügerischen Lust.
O eilig flieh! Sei nicht der blöde Thor,
Das Messer auf die Wunde dir zu binden:
Wer auf dem Markt der Welt sich selbst verlor,
Nur fern der Welt wird er sich wiederfinden.

— r. —

Charade.

(Viersylbig.)

Das erste Paar ist sehr verschieden,
Nach eines Jeden Wunsch und Sinn:
Der sucht es ängstlich nur hienieden,
Der schaut nach ihm zum Himmel hin.

Doch dauert es nicht Ewigkeiten,
Es rollet wie die Letzten hin,
Die Wiedersehn und Trennungsleiden
Uns bringen und dann weiter zieh'n.

Das Ganze, leicht ist's zu errathen,
Entführet stets von Land zu Land
Die ersten und wird, schwer beladen,
Mit ihnen weg- und hergesandt.

Auflösung der Homonyme in № 119:

Stern.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 121. Speyer, Dienstag 2. Dezember 1861.

Die Künstlerfamilie Peters.

Skizzenblatt von Elise Polko.

(Fortsetzung.)

Die Lehrzeit des Nicolas Peters war keine leichte. Niels Abilgard war ein strenger Meister, und leider interessirte ihn sein neuer Schüler jenes Vorfalls wegen weniger, als das Talent des Jünglings eigentlich verdiente. Auch wendete sich Nicolas nicht dem Historienfache zu, sondern blieb dem kleinen Genre der Blumen, Vögel, Thiere treu, ohne alles Schwanken. Er arbeitete aber nicht allein unermüdlich in den Lehrstunden an seiner Staffelei, sondern mühte sich auch oft bis in die Nacht, ja bis in den lichten Morgen hinein, aus Büchern, die ihm glücklichere Mitschüler liehen, zu lernen, um sich geistig auf eine höhere Stufe zu bringen. Auch mühte er sich trenlich in der dänischen Sprache, und die Erfolge seiner Studien waren überraschend. Bei all' solchem Thun vergaß er nicht selten das Essen und Trinken, und so kam es, daß der ohnehin zarte Jüngling immer bleicher und matter wurde. Oft vermochte er nur mit Mühe die Stiegen zu seinem Dachkämmerlein hinanzuklimmen, und es geschah nicht selten, daß er beim Hinansteigen eine lange Weile auf den Treppenstufen saß, um Kraft zum Weiterklettern zu sammeln. Er hätte nun freilich mit leichter Mühe eine andere Wohnung finden können, und seine Mitschüler, die ihm alle gut waren, riethen ihm sogar dazu, aber Nicolas Peters hätte um keinen Preis der Welt seine Kammer aufgegeben. Warum, das verrieth er freilich Keinem. Sein schmales Fensterlein war ihm um alle Schätze der Erde nicht feil. Schaute man doch, wenn man nach rechts sich wandte, gerade auf das Haus Thorwaldsens und mitten in das des Meisters hinein. Wie herrlich erschien ihm diese hohe Gestalt mit den lichten Locken, wie fühlte sich sein Herz zu dem edlen Meister hingezogen! An den Sonntagen, ehe die Kirchenglocken ihn zur Andacht riefen, da war es sein höchstes Entzücken hinüber zu starren, da standen die Fenster weit offen, da leuchteten hohe Götterbilder zu ihm herüber und Nicolas wanderte keck lich mit seinen Augen in den geweihten Räumen umher, kroch in alle Winkel und träumte sich in die Nähe jenes Meisters, dessen gigantische Schöpfungen seine Seele mit Entzücken füllten. Aber noch Etwas war da, was ihm sein Dachstübchen so über die Maaßen lieb machte: er sah gerade in den Garten seiner ersten Schützerin und auf den großen Rasenplatz, allwo Julia allezeit ihre lustigen Spiele trieb. Wenn er ihr zuschaute von seiner Höhe herab, wie sie in ihren hellen Gewändern dort auf und nieder gaukelte und Lolo dabei ihr nachhuschte, dann mußte Nicolas immer an jene alten Balladen denken, die er die Mutter so oft singen gehört.

Wenn der Jüngling Sonntags zum Essen in das stille Haus ging, wie dies gar bald regelmäßig geschah, wo er dann den Rest des Tages verbringen durfte, wie anders war es da. Das große Gemach, im Sommer so kühl und im Winter so warm, der phantastische Schmuck überall und mitten darin die schlichte Gestalt der alten Frau, und das schlanke wunderliche Mädchen. Julia saß meist neben der Großtante und las oder hörte zu, wenn die Alte mit Nicolas redete, oder spielte mit Lolo, zeichnete auch wohl einmal ein paar Minuten, um dann den Stift wieder wegzuwerfen mit dem trotzigen Ruf: „ich mag nicht weiter, ich lerne es ja

Digitized by Google

doch nimmer wie Ihr!“ Ebenso schlechte Erfolge hatten seine Bemühungen, sie in der deutschen Sprache zu unterrichten. Sie hörte ihm zu, sie verstand viel, aber sie war durch nichts zu bewegen, ein deutsches Wort auszusprechen. „Die Sprache gefällt mir nicht, sie klingt so ernsthaft!“ sagte sie, und klappte das Buch zu. Nie traf er fremde Menschen dort, er sah auch Niemanden in's Haus gehen, es war, als lebten diese beiden Frauen auf einer einsamen Insel und ihm allein hätte eine gütige Fee den Schlüssel zu jenem verzauberten Palast geschenkt. Wenn er so den breiten stillen Kiesweg hinab schritt und schon von weitem Julia's Köpfchen durch die blanken Scheiben ihm zunickte und lächelte, so hatte er keinen Wunsch mehr in seinem Herzen, als seine Staffelei dort aufzustellen und in alle Ewigkeit so fort leben zu dürfen. Die stolzen Blattpflanzen warfen geheimnißvolle Schatten, leise wie im Traum zwitscherten die fremden Vögel, berauschender Blumenduft wallte durch den Raum, und drinnen in der Fensternische saß die freundliche Gestalt seiner Schützerin, das heilige Buch auf den Knieen, und begrüßte ihn mit mütterlichem Lächeln. Und in der andern Fensternische saß das Weltkind und lachte und plauderte fröhlich mit ihm. Er war, als gehöre er hierher, als sei er der Sohn des Hauses, und zwanglos verkehrten auch die Frauen mit ihm. Er fragte einmal die alte Frau nach dem Grund ihres so einsamen Lebens. „Ach, es wird nicht lange mehr währen!“ sagte sie leise. „Laßt Euch nichts merken, wenn Julia fünfzehn Jahr wird, bringt sie ihr Vetter in eine Pension nach Paris oder London; zum Glück gehe ich überall mit, so hat es ihre todte Mutter bestimmt.“ „Besucht Julia niemals eine Schule?“ „Nein, nur zwei Lehrerinnen kommen täglich, um ihr allerlei Stunden zu geben. Ich vermuthe, daß ihr Vetter Lust hat, sie zu seiner Frau zu machen. Aber die Kleine wird es nicht wollen, sie liebt Keinen ihrer Verwandten. Sie hat ihre Mutter zu viel weinen sehen, weil man ihr nicht vergab, das Weib eines armen Mannes geworden zu sein.“

Die Zeit verging so schnell und süß; die Wochen reihten sich zu Monaten und ehe sich Nicolas besann, war er fast zwei Jahre in Kopenhagen. Wovon er gelebt, wußte er eigentlich selber nicht recht; es wurden ihm aber durch die Vermittlung Lunds manche Arbeiten übertragen, für die man ihn gut bezahlte. Wie ein schwerer Traum lag sein früheres dunkles Leben hinter ihm, vor ihm war nur Licht, und in seinen Zukunftsgedanken erschien ihm eine reizende Mädchengestalt, die ihm einen Lorbeerkranz reichte, sein Herz schwärmte von Ruhm und Liebe. Die Briefe der Seinigen warfen die einzigen Wolkenschatten in sein sonniges Sein. Der Vater wurde kränker und konnte nur noch wenig arbeiten, die jüngsten Geschwister wollten erhalten sein, die Mutter erlag fast den Nöthen des täglichen Lebens. An seinem achtzehnten Geburtstag gerade kam solch ein Blatt, beschwert mit Kummer und Thränen, in seine Hände; die bedrängte Mutter rief den ältesten Sohn zurück, ihn an sein Versprechen mahnend, ihres Alters Stütze und Trost sein zu wollen. Helle Thränen flossen über die Wangen des Jünglings; lange starrte er wie betäubt auf das Schreiben, dann erhob er sich und sagte: „ich komme, du arme Mutter!“ Und rubig, wie immer, ging er hinüber in sein Friedensasyl. Aber Julia hüpfte ihm nicht, wie sonst, entgegen, es war seltsam still im Hause und die Dienerin sagte ihm, daß die alte Dame in der Nacht erkrankt sei, und man zu dem Vetter geschickt habe, damit das Kind nicht so verlassen sei, wenn sie sterben sollte. „Darf ich Julia sehen?“ fragte Nicolas, und es war ihm, als schwanke der Boden unter seinen Füßen. Da stürzte das Mädchen herein, bleich, mit verweinten Augen, streckte ihm beide Hände entgegen und sagte: „Nicolas, wenn sie stirbt, muß ich in die weite Welt gehen, denn bei meinen Verwandten bleibe ich nicht. Ich will nicht weinen, wie die Mutter geweint hat!“ Diese Worte, ihr Beben, ihre thränenvollen Augen, ließen den Knaben urplötzlich zum Manne werden. Er schlang seinen Arm um die schlanke Gestalt, zog das längst geliebte Wesen fest an sich und sagte mit feierlichem Ernst: „Du brauchst nicht in die weite Welt zu gehen, bei mir wird Deine Heimath sein, denn

Digitized by Google

ich lasse Dich nicht, so lange noch Odem in mir ist!" Drei Tage später bestieg Nicolas mit schwerem Herzen das Schiff, das ihn in die Heimath bringen sollte. Wie es da drüben in dem lieben stillen Hause aussah, wußte er nicht. Seit jenem Sonntag, nach jenem Geständniß, hatte er weder Julia gesehen, noch von ihr und der Kranken gehört. Von der Dienerin allein vernahm er, daß der Vetter und seine Schwester eingetroffen seien, und dieser gutherzigen Person vertraute er auch einen Brief an für die Geliebte, worin er Abschied von ihr nahm und sie beschwor ihm zu schreiben. Auch den Tag seiner Abreise und den Namen des Schiffs theilte er ihr mit und hoffte von Stunde zu Stunde auf einen Gegengruß; vergebens. Der Abschied von seinem Lehrmeister wurde ihm leichter, als von seinem Dachstübchen. „Glück auf den Weg!" sagte Abilgard, seinem Schüler die Hand schüttelnd. „Grüßt Euren Vater! Ich werde sicher noch viel Gutes hören von Euch, Ihr könnt, so Ihr wollt, ein tüchtiger Künstler werden!"

Es war ein schöner Morgen, als Nicolas das Schiff bestieg, das ihn nach Kiel führen sollte. Lange, lange stand er auf dem Verdeck und schaute auf die Stadt, die er nun verlassen sollte, und schaute, bis der letzte Landstreifen seinen thränenvollen Augen entschwand. Ihm war zu Muthe, als habe er ein seliges Eiland verlassen und sein Schiff treibe nun, ein Spiel der Wellen, steuerlos hinaus, auf den wüsten Ocean. Als sie endlich in Kiel anlangten, sprang ein schlanker Knabe vor ihm in's Boot und war ihm behülflich, sein Bündel herunter zu schaffen. Als er die Finger des kleinen Helfers berührte, durchzuckte es ihn wunderbar: „Julia!" flüsterte er. „Deine Julia!" antwortete da eine süße Stimme in deutscher Sprache, dann stieß eine kleine Hand den Filzhut zurück, und die Augen des reizenden Mädchens strahlten ihn an. „Still," sagte sie, legte den Finger auf die Lippen und wandte sich ab. Als sie aber festen Boden unter ihren Füßen fühlten, da hing sich Julia an den Arm ihres Geliebten und flüsterte: „Nun bleibe ich für alle Ewigkeit bei Dir! Die Großtante ist todt, nun verlasse Du mich nicht; wo Deine Heimath ist, da sei fortan die meine!"

(Fortsetzung folgt.)

Der große Meerestunnel zwischen Dover und Calais.

Ein neuer Plan zur Tunnelirung des Canals (der Meerenge zwischen Frankreich und England) ist aufgetaucht; ein Mr. Chalmers hat ihn der englischen Regierung vorgelegt. Dies gibt eine passende Gelegenheit, einen kurzen Ueberblick über die verschiedenen Projecte zu geben, die zu gleichem Zweck erdacht wurden. Die Zahl aller bisher bekannt gewordenen Pläne beläuft sich, so viel ich weiß, auf zwölf, die sich wiederum in drei Hauptgruppen theilen, in Straßen, die durch die Erde, durch das Wasser und durch die Luft gehen: Erd-Tunnel, Wasser-Tunnel, Brücken. Von diesen zwölf Projecten sind sechs französischen und sechs englischen Ursprungs. Sie alle hier zu beschreiben, würde zu weit führen und die Leser ermüden; einiger aber möcht' ich doch Erwähnung thun, um zu zeigen, bis zu welchen Kühnheiten (vielleicht bis zu welchen Phantastereien) man sich versteigt. Das eine Project rührt von einem Herrn de Gamond her und besteht darin, daß mit Hilfe der Cementirkunst — die man, wenn ich nicht irre, im Hafen von Marseille schon ähnlich großartig benutzt hat — dreizehn künstliche Felseninseln im Canal angelegt werden sollen. Diese Felseninseln bohren sich natürlich durch ihr eigenes Gewicht tief in den Meeresgrund hinein, und nachdem auf diese Weise eine solide Verbindung zwischen Meeresgrund und Meeresoberfläche gewonnen ist, will man anfangen, diese künstlichen Inseln von oben her bis in beliebige Meergrundstiefe zu durchbohren. Einmal unterm Niveau des Meeresgrundes mit Hilfe dieser Bohrungen angelangt, soll nun an 13 Stellen zugleich die Tunnelirung beginnen. Der Zweck dieser 13 Inseln ist klar. Man erschrack mit Recht vor dem Gedanken, die

Digitized by Google

ganze Strecke zwischen Dover und Calais zu tunneliren, und erkannte doch zugleich die Unmöglichkeit, die Arbeit an verschiedenen Stellen unterwegs, d. h. also durch das Wasser hindurch, vornehmen zu können. Mit Hilfe der 13 Inseln würde es sich, da die Entfernung zwischen Dover und Calais höchstens 26,000 Schritte beträgt, also um die Herstellung von 13 Tunnels à 2000 Schritt handeln. Louis Napoleon soll sich diesem Plane vorzugsweise geneigt gezeigt haben. Zwei andere Pläne gehen darauf aus, eine Art Riesen-Röhren-Brücke, stückweis zu versenken. Dieses Project bietet große Schwierigkeiten dar, einmal die Versenkung der Röhren (die, weil sie hohl sind, wie Schiffe schwimmen und nur durch Oberdruck gewaltsam nach unten geschafft werden können), dann vor Allem die Verfestigung und Ineinander-Nietung der einzelnen Theile. Der Erfinder dieses Planes soll sich dahin geäußert haben, daß es leicht sein würde, diese Nietung auszuführen, sobald man eine hinreichende Anzahl von Personen fände, die eine halbe Stunde unter Wasser leben könnten! Noch ein Plan, vielleicht derjenige, der am bekanntesten geworden ist, will eine Brücke bauen. Er beginnt mit Aufführung von 190 Brückenpfeilern, deren Umfang am Meeresgrunde 300 Fuß im Quadrat betragen, nach oben hin aber sich pyramidenartig (im Winkel von 75°) zuschrägen soll, und zwar so, daß diese Pfeiler, 40 Fuß über der Meeresfläche, noch 150 Fuß im Quadrat messen. Auf diesen Felsen-Fundamenten werden dann Thürme aufgeführt von 100 Fuß Durchmesser und 260 Fuß Höhe, auf deren höchster Höhe die Röhren-Brücke selbst, ähnlich wie die zwischen Wales und Anglesea, laufen soll. — Der neue Chalmersche Plan nun, der viel von sich sprechen macht, ist eigentlich nur eine Wiederaufnahme des Projectes № 2. Er will, am Grund des Meeres hin, große Röhren legen, stark genug, eine Eisenbahn zu tragen und unterscheidet sich von seinen betreffenden Vorgängern nur dadurch, daß er vorgibt, zur Versenkung und Verfestigung der Tuben (Röhren) praktikablere Mittel gefunden zu haben. Welchem Plane der Vorzug gebührt, soll ich nicht verrathen, und in gleicher Lage mit mir werden sich Viele befinden. Die Kosten der verschiedenen Unternehmungen sind eben so verschieden wie die Projecte selbst. Das theuerste fordert 87,400,000 Pfund Sterling (ungefähr 1049 Mill. fl.), oder das 5- bis 6fache der jährlichen preußischen Staats-Einnahmen. Das billigste fordert blos 10 Mill. Pfd. St., also gegen 70 Mill. Thlr., wofür es gewiß nicht zu haben ist.

Räthsel.

Nenne mir das Schwesterpaar,
Das vom ersten Tage
Immer aß von Einem Brod,
Theilte Freud' und Klage.

Von der Macht der Eifersucht
Will es nimmer wissen,
Läßt von der Liebe sich
Nur selbander küssen.

Schweiget Eine, ist sofort
Auch die Andere stille;
Denn es herrschte über sie
Stets der Eine Wille.

Werden einst vom blassen Tod
Ausgelöscht die Flammen,
Schließen sie sich bleich und kalt
Für ein Grab zusammen.

Auflösung der Charade in № 120:
(Güterwagen.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Gräb.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 122. Speyer, Samstag, 7. December 1861.

Die Künstlerfamilie Peters.

Skizzenblatt von Elise Polko.

(Fortsetzung.)

Vater und Mutter in Friedrichstadt staunten freilich sehr, als der Sohn außer einer großen Mappe voll Bilder und Skizzen, auch eine Frau mitbrachte, aber sie gewann ihre Herzen im Sturm. Sie hatte ein kleines Bündel Kleider mit sich, und Lolo, das war Alles. Aber das verwöhnte Kind fand sich in rührender Weise in dem Hause der Armuth zurecht, der Tod des Affen war der schwerste und erste Kummer, der sie traf. Nicolas verkaufte in Kiel eine allerliebste Skizze ziemlich vortheilhaft, und erhandelte dafür einen Affen, der Lolo möglichst ähnlich sah. Wintervorräthe wären freilich nöthiger gewesen, aber Julia lachte doch wieder und spielte den ganzen Tag mit dem neuen Gefährten. Es flog noch mancher ernste Brief von Kopenhagen nach Friedrichstadt des kleinen Flüchtlings wegen, man wandte jedes Mittel an, sie zurückzulocken, vergebens: Julia erklärte, lieber ihres Habs und Gutes verlustig zu gehen, als jemals von Nicolas zu lassen. Da kam denn endlich der Endbescheid, daß man die Entlaufene fortan zu den Todten zähle, und nun wurden die beiden Kinder, so konnte man sie fast noch nennen, denn er zählte kaum neunzehn, sie sechzehn Jahr, in aller Stille in der Kirche von Friedrichstadt getraut. Es war ein rührendes Paar, das voll froher Zukunftshoffnungen am Altare stand. Der todtkranke Vater war in die Kirche getragen worden, und die Mutter vergaß all ihr Leid beim Anblick des Sohnes.

Kurze Zeit nach der Hochzeit der beiden starb Hermann Peters, und sein treues Weib legte wenige Monate später die Bürde ihres Daseins nieder, das nur „Mühe und Arbeit" gewesen. Die jungen Eheschwister fingen allmälig an, sich selber fortzuhelfen. Das war aber auch nothwendig, denn nach und nach sammelte sich eine Schaar kleiner Wesen um Nicolas Peters, die nicht allein von ihm geliebt, sondern auch von ihm ernährt sein wollte. Unermüdlich malte er, um Weib und Kind nicht hungern zu lassen, und sandte die Bilder nach Kopenhagen, wo sie durch Abilgards und Lunds Vermittlung Käufer fanden und gut bezahlt wurden. Aber er sah sich bald gezwungen, kleinere leichtere Arbeiten auf Bestellung zu übernehmen. In den ersten Jahren schlug sich Nicolas Peters tapfer durch. Freilich gab er oft genug, trotz der dringendsten Bedürfnisse, ein Skizzenblatt hin, um eine seltene Pflanze, einen fremden Vogel, damit Julia doch nicht gar zu großes Heimweh empfinde nach jener wunderbar schönen Stube, in der sie einst gelebt. Konnte er ihr auch keinen Teppich unter die Füße breiten, so hüllte doch seine Liebe sie in einen Schleier, daß sie von der Noth und Arbeit seines Lebens wenig wußte, und daß immer noch eine Blume da war, an der sich ihr Kinderherz erfreuen, oder eine Frucht, an der sich ihre Lippen laben konnten. Als aber die Kinderschaar immer größer wurde und Julia zu kränkeln begann, auch die Kauflust für seine Blätter nachließ, da malte er vom Morgen bis zum Abend allerlei kleine Gegenstände höchst zierlich auf Blech, überzog das Ganze mit dem unverwüstlichen Lack, den der Vater erfunden, und diese Arbeiten fanden sofort Beachtung. Mit bitterm Lächeln schaute jedoch der Künstler auf die Reihe der Dosen, Kästchen und Teller, und dann traurig nach der leeren Staffelei. Allein die Malereien fanden Beifall und

Digitized by Google

brachten Geld ein. Sogar dem dänischen Herrscher fiel, so erzählt man, eine Dose in die Hand, auf der Nicolas eine Banknote mit solcher Treue und Feinheit gemalt, daß der hohe Herr scherzend sich nach dem Namen dieses „äußerst gefährlichen" Mannes erkundigte. Ob man ihm verschwieg, in welchem tiefen Schatten der lebte, dessen Pinsel so hell zu malen verstand, oder ob es der König vergessen, ist nicht bekannt geworden. Wie manchesmal betrachtete Nicolas den Ring der Gräfin. „Dürfte ich doch dahin kommen, wohin Du mich beschieden!" murmelte er dann, „ich bin wahrlich ein Künstler, der etwas Rechtes will, aber, aber —" und ein Blick auf die neun Kinder ließ ihn verstummen. „Vielleicht ist's Einem meiner Söhne vergönnt, das gelobte Land zu schauen," seufzte er, und arbeitete weiter, um das tägliche Brod. Alle Kinder wuchsen gesund und blühend auf, von Vater und Mutter in strenger Zucht erzogen; nur auf den Aeltesten hatte ein finsterer Dämon seine Hand gelegt. Der Knabe war stumm, und duldete keine Kleider am Leibe.

(Schluß folgt.)

Ein Raubmord.

Zweibrücken, 29. Nov. Unter überaus zahlreicher Theilnahme begannen heute vor den Assisen die Verhandlungen über den Raubmord, welcher am Abend des 1. November jüngst, ganz in der Nähe von Zweibrücken und dicht bei der Gemeinde Bubenhausen begangen, alle Bewohner hiesiger Stadt und der Umgegend in Schrecken und Aufregung versetzt hatte. Auf der Anklagebank war, dieses schweren Verbrechens angeklagt, erschienen Friedrich Rösch, 25 Jahre alt, lediger Uhrmacher von Gossersweiler bei Landau, zuletzt zu Wittersheim, im Kantone Bliestkastel, sich aufhaltend, eine kleine, magere Figur mit schwarzem Haar und bleicher Gesichtsfarbe, von nicht unangenehmem Aeußern, im Ganzen jedoch eine unscheinbare Persönlichkeit. Seine Antworten gab er ruhig und rasch, ohne davon abzugehen, wenn sie auch in schneidendem Widerspruche mit den Zeugenaussagen sich befanden. Die Anklage führte der k. Generalstaatsprocurator v. Schmitt; die Vertheidigung war dem k. Advocaten Hrn. Gink übertragen. Die der Anklage zu Grund liegenden Thatsachen sind im Wesentlichen folgende:

Am 2. November letzthin, Morgens früh um 6¼ Uhr, wurde in der zur Gemarkung von Zweibrücken gehörigen s. g. Amtswiese neben dem Wege und nur 180 Schritte von dem ersten Hause der ganz nahe gelegenen Gemeinde Bubenhausen und kaum 10 Minuten von der Stadt Zweibrücken entfernt, eine männliche Leiche aufgefunden. Dieselbe lag auf dem Gesichte und dem Leibe, auf ihr ein etwas beschädigter Rohrstock, die Kopfbedeckung fehlte. Auf der linken Seite der Leiche lag ein nicht geöffnetes Messer, daneben ein kaufmännisches Notizbuch. Der Kopf der Leiche lag gegen die Straße, fast unmittelbar an der die Wiese von derselben trennenden Hecke und Böschung, der Körper abwärts gegen das Thal zu. Zwei Schritte davon entfernt ist eine Oeffnung in der Hecke, durch welche man von der vorbeiziehenden öffentlichen Straße in die Wiese herabgelangen kann. In der Hecke lag ein Musterpäckchen, nicht weit davon die Mütze des Verletzten. Jedermann dachte im ersten Augenblick an ein Unglück, Niemand an ein Verbrechen. Bald aber ward es zur erschreckenden Gewißheit, daß hier ein Mord verübt wurde, gräßlich und schrecklich, wie er wohl selten in den Gerichtssälen zur Verhandlung kommt. Am Kragen des Rockes der Leiche und am Rocke selbst zeigten sich mehrere Einschnitte, ebenso ein solcher im Beinkleide am rechten Oberschenkel und unter diesem sah man Blut. Nach Umwendung der Leiche fand man das Hemd auf der Brust ganz mit Blut getränkt und gegen 20 Schnitte in der Weste, ferner die Taschen an der Kleidung durchsucht und theilweise entleert. Die Leiche wurde alsbald für die des Heinrich Fröhner, Gehilfen im Geschäft des Kaufmannes Gottfried Cullmann in Zweibrücken, erkannt. Heinrich Fröhner, geboren am 27. Nov. 1843, Sohn des kürzlich verletzten k. würtembergischen Revierförsters Fröhner zu Hirsau, war im December vorigen Jahres in das Geschäft des

Digitized by Google

genannten Cullmann eingetreten. Durch in jeder Beziehung ausgezeichnetes Benehmen, Redlichkeit und Gewandtheit erwarb er sich seines Dienstherrn vollstes Vertrauen. Zu seinen besondern Obliegenheiten gehörte, daß er alle sechs Wochen den Bliesgau zu bereisen hatte, um Geschäftsausstände einzuheben, wozu er regelmäßig vier Tage brauchte. Am 29. October trat er zum letzten Male diese Reise an, von welcher er nicht mehr zurückkehren sollte. Er erhob auf derselben von diesem Tage an bis zum 1. November 916 fl. 25 kr. Zur Reise hatte er mindestens 4 fl. mitgenommen und auf der Reise, wie ziemlich genau ermittelt worden ist, 5 fl. 59 kr. ausgegeben, so daß er am 1. Nov. l. J. einen Baarvorrath von 914 fl. 26 kr. bei sich führte. Sämmtliches Geld hatte er theils in einem ledernen Umhängtäschchen, theils in einem Portemonnaie und theils in einem s. g. Ziehgeldbeutel mit zwei metallenen Ringen bei sich getragen. Außer seiner Kleidung, dem nöthigen Waschzeug, einem Notizbuche, einem Musterpäckchen, einem Messer und einem Rohrstocke war er noch mit einer goldenen Cylinderuhr mit silbernem Kettchen versehen, die er in der linken Westentasche zu verwahren pflegte. Sein Geldtäschchen, das erhobene Geld, seine goldene Uhr mit Kettchen, sein Portemonnaie und sein Ziehgeldbeutel waren nicht aufzufinden.

Bei der gerichtlichen Besichtigung und Eröffnung der Leiche wurde weiter constatirt, daß dieselbe mit siebenundzwanzig Stichwunden bedeckt war, nämlich mit sechs am Kopfe und im Gesichte, mit einer an der linken Halsseite, mit siebzehn auf der rechten Brustseite, mit einer am untern Ende des Brustbeins, mit einer in der Lebergegend und mit einer an der rechten Hüfte. Die Wunden am Halse und auf der Brustseite waren die schwersten. Die Halswunde war bis in die Brusthöhle gedrungen, hatte die linke Lunge getroffen und ein mehr als 1 Pfund schweres Blutextravasat verursacht. Von den siebzehn Brustwunden waren sechs ebenfalls in die Brusthöhle eingedrungen und ihnen entsprechend waren Lunge und Leber oberflächlich verletzt. Nach dem ärztlichen Gutachten ist die an der linken Seite des Halses befindliche Wunde, welche in die Lunge eingedrungen war und eine bedeutende Lungenblutung und Blutergießung in die Brusthöhle verursacht hatte, absolut tödtlich gewesen und war alleinige Ursache des bald eingetretenen Todes, weniglich die perforirenden Brustwunden nicht gefahrlos waren und für sich allein früher oder später den Tod herbeiführen konnten. Das Blut, welches aus der verletzten Lunge sich in die Brusthöhle ergossen, war so massenhaft, daß die ganze Brusthöhle damit angefüllt und die linke Lunge zusammengepreßt war. Dadurch mußten bald Erstickungsanfälle und Unvermögen zur Gegenwehr eintreten, in welchem Zustande wohl der Getödtete die andern Stiche erhalten hat, bis endlich der vollständige Tod durch Ersticken erfolgte. Dieser Tod war nach dem ärztlichen Gutachten ein gewaltsamer, durch eine oder mehrere Personen verursachter. Darnach war hier ein Mord und zwar nach allen Anzeichen ein vorbedachter Mord und in Verbindung damit die Beraubung des Ermordeten auf öffentlicher Straße verübt worden.

Wer aber war der Urheber dieses grauenhaften Verbrechens? Alle Anzeichen zur Ermittelung des Thäters fehlten und ließen sich auch an Ort und Stelle nicht ermitteln. Allein nicht lange sollte es dem Mörder vergönnt sein, dem Arme der Gerechtigkeit sich zu entziehen. Noch am nämlichen Tage — 1. Nov. — brachte der k. Gendarmeriebrigadier Bögler von Zweibrücken in Webenheim bei Wirth Schwarz in Erfahrung, daß Fröhner am Tage vorher mit einem verdächtig aussehenden, kleinen Manne mit schwarzem Haar, zerdrücktem Filzhütchen, dunklem Tuchwamms, dunkler Hose und Weste in der Schwarz'schen Wirthschaft gewesen und von da mit dem Fuhrmann Pirrmann von Einöd in Begleitung dieses Menschen nach Einöd abgefahren sei. In Bliskastel erfuhr Brigadier Bögler von der Wirthin Alff, daß der Begleiter Fröhner's ein Uhrmacher von Wittersheim sei; dies habe ihr ein Mann erzählt, welchem es von Wirth Barth in Biesingen mitgetheilt worden sei. Bögler begab sich sodann mit seinem Kameraden Griesgraber von Bliskastel nach Biesingen, wo ihnen Wirth Barth und später Wirth Wolf in Aßweiler erzählten, Fröhner sei am

Digitized by Google

gestrigen Tage mit einem Uhrmacher von Wittersheim bei ihnen gewesen. Die Beschreibung dieses Letztern war genau dieselbe, wie sie Bögler in Webenheim schon erhalten hatte. Von da gingen beide Gendarmen nach Wittersheim, wo sie den Angeklagten in der Scherer'schen Wirthschaft trafen Auf Befragen des Brigadiers Bögler, wo er die Zeit vom Mittag des 1. November bis zum 2. November früh zugebracht, erklärte Rösch, daß er in den Orten Ormesheim, Ommersheim, Bliesbolgen, sowie in Bebelsheim gewesen sei. Wie es damit in Wahrheit sich verhielt, wird sich zeigen Derselbe wurde hierauf in der linken Hosentasche visitirt und ein Portemonnaie gefunden, das mit Gold gefüllt war und angeblich 80 Frcs. enthalten sollte, in Wirklichkeit aber 285 Frcs. enthielt. Dieses Gold wollte Rösch für beim Uhrenhandel eingenommenes Silbergeld eingetauscht haben. Auf weiteres Befragen erklärte er, zu Hause nur mehr 6 bis 8 fl. zu besitzen, sonst kein weiteres Geld, auch Niemand Geld in Verwahrung gegeben zu haben. Es wurde jedoch bald bekannt, daß Rösch bei seiner Hausfrau, der Wittwe Haag, und deren Tochter am Morgen des 2. November eine bedeutende Summe Geldes, ohngefähr 6—800 fl., gezeigt und dieses Geld seiner Braut, Anna Maria Fries, zur Aufbewahrung übergeben hatte. Brigadier Grieshaber begab sich deßhalb in Begleitung des Adjunkten und des Polizeidienes in die Behausung der genannten Fries, von wo er jedoch unverrichteter Dinge wieder zurückkehrte. Während dieser Zeit nahm Brigadier Bögler eine weitere Visitation des Rösch vor. Als er zur rechten Hosentasche kam, drehte sich derselbe gegen die Wand und suchte mit dem Ellenbogen die Tasche zuzuhalten, um auf diese Weise die Untersuchung zu verhindern. Da jedoch auf dieser Untersuchung bestanden wurde, fing er an zu zittern, wurde bleich, verlor seine bisherige Standhaftigkeit und preßte die Worte hervor: „Machen Sie mich nicht un—!" Es wurde hierauf die Tasche untersucht und in derselben eine goldene Cylinderuhr an silbernem Kettchen, zwei Metallringe und einige Briefe aufgefunden. Diese Uhr wollte Rösch anfänglich von einem Manne aus der Umgegend zur Reparatur erhalten haben, ohne angeben zu können, von wem. Auf das Unwahrscheinliche dieser Angabe aufmerksam gemacht, gab er an, er habe sie von einem unbekannten Herrn aus Zweibrücken, und als ihm endlich gesagt wurde, diese Uhr habe dem Handlungscommis Fröhner gehört, sagte er, dieser habe sie ihm gegeben.

Auf dieses höchst verdächtige Benehmen hin wurde Rösch verhaftet. Bei der Durchsuchung seiner Wohnung wurde nur wenig Geld gefunden, dann ein Tuchwamms und ein Hemd, welche am linken Aermel große Blutspuren zeigten, in Beschlag genommen. Hier hörte Brigadier Bögler nochmals von der Wittwe Haag und ihrer Tochter, daß Rösch allerdings am frühen Morgen, nachdem er die ganze Nacht abwesend gewesen sei, viel Geld gezeigt und daß er dieses Geld der Anna Maria Fries zur Aufbewahrung übergeben habe. Brigadier Bögler begab sich deßhalb noch einmal in die Wohnung der Letztern, wo dieselbe dann endlich, nachdem ihr mit Verhaftung gedroht war, den Versteck des Geldes, nämlich die Krippe des Stalles, zeigte, woselbst eine große Summe Silbergeldes aufgefunden und in Beschlag genommen wurde. Rösch wurde noch in derselben Nacht hierher transportirt.

(Schluß folgt.)

Räthsel.

Freund, suche mich zu fliehen und zu meiden,
Denn hast du mich, so hast du Sorg und Leiden;
Verlierst du mich, so wird das Herz dir schwer;
Gewinnst du mich, so hast du mich nicht mehr.

Auflösung des Räthsels in *№* 121:
Lippen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 123. Speyer, Dienstag 10. Dezember 1861.

Die Künstlerfamilie Peters.

Skizzenblatt von Elise Polko.

(Fortsetzung.)

Vierzehn Jahre lang lebte der unglückliche Knabe, Keinen kennend, Keinen liebend, als den Vater, dessen Blick und Stimme allein den wilden Löwen zu bändigen verstand, dann starb der Arme, mit einem Strahl von Dankbarkeit in den Augen, nach kurzer Krankheit in den Armen seines treuen Pflegers. Nicolas Peters trauerte tief um den Todten. Er hatte sich so viel beschäftigt mit dem armen Irrsinnigen und war daran gewöhnt, ihn ruhig an seine Knie gelehnt bei sich zu haben. Nun fehlte ihm jene stumme rührende Gestalt, sie war hinabgeglitten in jenen dunklen Strom, dessen Wellen nur fortreißen, nimmer wiederbringen. Nur in der Sorge und treuen Pflege seiner andern Kinder fand er sich wieder zurecht. Die Mädchen überließ er ganz der Mutter. „Bestelle ihr Herz wohl," pflegte er zu sagen, und lehre sie, für die Brüder die Hände regen, dann werden sie gute Frauen, und ihre Kinder gute Mütter. Lesen und Schreiben brauchen sie nicht zu lernen. Wozu sich Flügel anschaffen, wenn man sie nimmer gebrauchen darf?" Die Knaben mußten dagegen tüchtig lernen, die Schule besuchen und zu Hause fleißig zeichnen. Mit den Jahren wuchsen aber die Bedürfnisse, und da hätte Nicolas zehn Hände haben mögen, um alle zu befriedigen, um so mehr, als Julia langsam dahin siechte. Nicolas Peters war in Verzweiflung bei dem Gedanken, die Geliebte könne irgend Etwas entbehren, könne bereuen, um seinetwillen einem Leben voll Glanz und Ueppigkeit entsagt zu haben. Er versuchte nun in fieberischer Hast auf die schnellste Weise Geld zu verdienen, und so bemalte er nicht nur alle erdenklichen Gegenstände für den täglichen Gebrauch in der Weise eines Hogarth, um die Menge anzulocken, sondern versah sie noch dazu mit satyrischen Knittelversen. Einen Tropfen Galle hatte doch dieser unablässige harte Kampf mit dem Leben in dies Taubenblut gemischt. Nicolas Peters geißelte mit der scharfen Waffe eines Lichtenberg die Fehler und Gebrechen der Menge, und die Leute, die mit Hast nach den bunten Dingen griffen, lasen sie meist schmollend bei Seite, sobald sie den beißenden Vers gelesen, der dazu gehörte. Der Verkauf ging also nicht sonderlich von statten, die Kieler Kaufleute riethen ihm, süße Verse zu machen und verhießen reichen Absatz. Das vermochte er zwar nicht, dagegen entschloß sich der Schüler Niels Abilgards, selbst den Kieler Markt zu beziehen und seine Waaren feil zu bieten.

Es war Anfangs Winter, Julia brauchte warme Decken, kräftige Speisen und stärkenden Wein, der Arzt hatte das dringend empfohlen. Sie versicherte zwar mit ihrer leisen Stimme, die noch immer so süß klang, und mit lächelnden Lippen, daß sie gar nicht schwach sei, und im Frühjahr wieder aufstehen und nach Kopenhagen reisen wolle, aber andere, ach wie kummervolle Augen, sahen, daß sie täglich matter wurde. Die Kranke glaubte, daß ihr „Herzlieber" einen Kunstfreund in Kiel besuche, um alte Bilder für ihn zu restauriren. „Du gehst doch nicht zu Fuß?" fragte sie einmal ängstlich. „Sorge Dich nicht um mich," lautete die zärtliche Antwort, „draußen am Thor steht allezeit ein Wagen, der nimmt mich mit und den Klaas!" Und sie lächelte in ihren Kissen, glaubte Alles, und freute sich, daß er einige Stunden der Zerstreuung habe und der Knabe mit ihm. Während sie nun still da

Digitized by Google

lag und die Minuten zählte bis zu seiner Zurückkunft, stand der geliebte Mann in Wind und Wetter auf dem Markte zu Kiel und bot seine Waaren aus, und „Klaas" mußte mit seiner hellen Stimme die Käufer herbeirufen, und wenn dann die Leute handelten und tadelten, und der Stolz des Künstlers in ihm aufwallen wollte, so sagte er sich leise: „es ist ja Alles für sie!" und die Ruhe kehrte in sein Herz zurück. Er brachte ihr auch von seinen Wanderungen immer irgend Etwas mit, das ihr Freude machte, eine kleine Spielerei, die an vergangene Zeiten erinnerte, eine seltene Frucht, einen theueren Leckerbissen, eine weiche Decke, ein Fläschchen voll wohlriechenden Wassers, einen Strauß Treibhausblumen. Freilich mußte er selbst dafür darben, immer seltener kam Fleisch auf den Tisch, und doch segnete Gott das kärgliche Mahl, daß Niemand hungrig zu Bette ging, und die geliebte Kranke entschlummerte doch mit einem Lächeln auf den Lippen und einem Gebet im Herzen für jenen unbekannten Freund, der ihr so viel Schönes sandte. Aber der schwächliche Körper des Künstlers hielt nur wenige Wochen die Anstrengungen dieses Wanderns und die Kälte des Winters aus. Als er eines Abends, kurz vor Weihnacht, mit seinem Sohne heimkehrend auf der Landstraße ohnmächtig zusammenbrach, und mitleidige Leute ihn aufhoben und in ein Bauernhaus brachten, sah er selbst ein, daß auf eine andere Weise Rath geschafft werden mußte. „Es ist genug," sagte er leise, als er wieder zu sich kam, „wir wollen fortan unser Brod minder qualvoll zu verdienen suchen. Daß nur die Mutter von alledem kein Wort erfährt, es würde sie tödten!" Und von Stund an lackirte Nicolas Peters, der ehemalige Schüler Abilgards, ohne Murren lederne Ziehbänder, elegante Pferdegeschirre und die Schäfte seiner Stiefel, und hatte über seinen Verdienst nicht zu klagen. Den Sonntag aber ließ er sich nicht nehmen, da ruhte diese traurige Arbeit, da trug er seine Staffelei in das Krankenstübchen seines Weibes und hielt dort seinen Gottesdienst. Die Bilder, die er in diesen geweihten Stunden schuf, waren hell und sonnig, wie die Träume seiner Künstlerseele, deren Flügel trotz aller Erdennoth noch nicht gebrochen herabhingen.

(Schluß folgt.)

Ein Raubmord.

(Fortsetzung.)

Die nunmehr mit unausgesetztem Eifer geführte und nach 10 Tagen beendete Untersuchung lieferte eine so erhebliche Menge der schwersten Verdachtsgründe und Beweise, daß kein Zweifel über die Schuld des Angeklagten aufkommen konnte. — Auf seinen früheren Reisen war Fröhner mit Rösch sehr bekannt und vertraut geworden, welcher ihn öfters unter dem Vorwande begleitete, daß auch er in den Ortschaften Geschäftsausstände einzukassiren habe. Vierzehn Tage vor der letzten Reise Fröhner's erkundigte sich der Angeklagte bei Anna Maria Kettenbaum in Wittersheim, in deren Vaterhause Fröhner zu übernachten pflegte, ob dieser bald wieder komme, und gab als Grund an, er habe eine Flasche Wein gut, weil er ihn das letztemal bis nach Zweibrücken begleitet; er sei gerne bei dem Schwaben, wenn er komme. Am 31. Oct traf Fröhner in der Kettenbaum'schen Wirthschaft ein, bald darauf erschien auch Rösch und blieb bis 10 Uhr. Fröhner erzählte, daß er am folgenden Tage — 1. Nov. — noch in Ormesheim, Aßweiler und Biesingen Geschäfte habe und dann nach Zweibrücken zurückkehre. Rösch erwiderte, daß er an diesem Tage über Erfweiler und Oberwirzbach nach Zweibrücken wolle, um das dekatirte Tuch für seine Hochzeitskleider zu holen. (Rösch war nämlich mit Anna Maria Fries von Wittersheim verlobt und am 12. Nov. sollte die Hochzeit sein.) Daß jenes nur ein leerer Vorwand war und wie es sich in Wahrheit damit verhielt, wird sich später zeigen. Beide verabredeten nunmehr, daß, wer von ihnen am nächsten Tage zuerst in Bliestastel eintreffe, auf den Andern warten solle, um dann zusammen nach Zweibrücken zu gehen, wo Rösch übernachten wollte. Am folgenden Morgen war der Angeklagte, ehe Fröhner noch aufgestanden war, schon wieder da.

Digitized by Google

Beim Frühstück gab Kettenbaum dem Handlungscommis dessen mit Geld gefüllte Ledertasche, die er über Nacht aufbewahrt hatte. Als Fröhner sie umhängen wollte, sagte der Angeklagte: „Zeig' einmal her, ob es schwer ist!" Fröhner gab sie ihm und der Angeklagte sagte beim Heben: „Die ist schwer!" — Worauf Fröhner erwiderte: „die ist schwer." Nach der Aussage der Anna Maria Kettenbaum war dieß es, welche letztere Aeußerung gemacht haben will, aber in Gegenwart des Angeklagten. Dieser Hergang in der Kettenbaum'schen Wirthschaft war insofern von großem Gewicht, als der Angeklagte diese Geldtasche während seines ganzen Zusammenseins mit Fröhner gar nicht bemerkt haben will, während allen Zeugen, die am 1. Nov. den unglücklichen jungen Fröhner sahen, die schwere Geldtasche auffiel, die derselbe über dem Rocke trug. Von der Flasche Wein, die der Angeklagte angeblich zu gut hatte, war keine Rede. Vor dem Weggehen verlangte Rösch noch den Stock des Fröhner, welchen dieser jedoch nicht hergab. Ehe noch Fröhner weggegangen war, wurde Rösch von seiner Braut abgeholt, um nach Erfweiler zur Kirche zu gehen, und Beide kamen um 8 Uhr zu Wirth Lohnsdorf in Ehlingen. Rösch ließ jedoch mit den Worten: „Die Kirche ist von Stein gebaut, sie könnte auf mich fallen," seine Braut allein zur Kirche gehen und entfernte sich ebenfalls, kam aber um 11 Uhr zurück, aß bei Lohnsdorf zu Mittag und ging um halb 12 Uhr in der Richtung gegen Aßweiler weiter, indem er angab, er gehe nach Blieskastel, werde aber um halb 5 Uhr zurück sein. Er trug damals ein braunes Filzhütchen, dunkeln Tuchwamms, dunkle Tuchhose und schwarze Tuchweste.

Von da ging der Angeklagte weg und erschien um 1 Uhr in der Wirthschaft von Peter Berger in Ormesheim, wohin auch Fröhner kam. Beide tranken hier einen Schoppen Wein, den Letzterer bezahlte. Etwa eine Stunde später trat der Angeklagte in die Wirthschaft des Friedrich Barth zu Biesingen. Er verlangte einen halben Schoppen Wein und etwas Käse, wobei er wenigstens eine Stunde sitzen blieb. Er erzählte, er habe nach Blieskastel und Ballweiler gewollt, um Gelder einzukassiren, es sei ihm aber zu spät geworden und er wolle deßhalb nur nach Blickweiler und Ballweiler gehen. Nachdem er sich von dem Wirthe den Weg nach Blickweiler hatte beschreiben lassen, blieb er aber immer noch bei seinem leeren Glase sitzen und sah zum Fenster hinaus. Der Wirth bemerkte jetzt, daß ein junger Mensch mit einem Ledertäschchen und einem Wachstuchpäckchen vorüber ging, der ihm als der Reisende Fröhner bekannt war. Als auch der Angeklagte seiner ansichtig ward, bestellte er rasch noch einen halben Schoppen Wein. Kaum war dieser gereicht, so trat auch Fröhner ein und verlangte gleichfalls einen halben Schoppen Wein. Er stellte dabei sein augenfällig mit Geld gefülltes Ledertäschchen auf den Tisch zwischen sich und den Angeklagten und der Wirth sagte noch zu Letzterem mit Hindeutung auf dieses Täschchen: „Guck', das da ist etwas!" Rösch bezahlte hierauf die Zeche mit einem Doppelthaler, worauf ihm der Wirth herausgab. Beide entfernten sich etwa um 4 Uhr und beim Weggehen hängte Fröhner seine Geldtasche über den Rock. Auch hier will der Angeklagte dieses Geldtäschchen nicht gesehen haben; aber auch hier mußte er es gesehen haben und dieses ewige Verläugnen dieses Geldtäschchens, die immer wiederholte Behauptung, dasselbe nicht gesehen zu haben, das doch sonst Jedermann, der Fröhner sah, gesehen hat und das auch er gesehen haben mußte, deutet darauf hin, daß er mit diesem Täschchen am 1. Nov. in verhängnißvolle Berührung gekommen war und daß er deßhalb eine bedeutende Scheu vor demselben hatte.

Gegen 5 Uhr Abends trat Fröhner, die lederne Geldtasche über dem Rock, in die Wirthschaft des Friedrich Schwarz des Achten zu Webenheim. Hinter ihm trat ein kleiner, dem Wirthe unbekannter Mann ein, der ein kleines Filzhütchen in der Art aufhatte, daß man von seinem Gesichte nur Nase und Mund sehen konnte. Der Letztere hielt sich anfänglich hinter der Thüre im Dunkeln auf, bis Fröhner, der dem Wirthe wohlbekannt war, einen Schoppen Wein und zwei Portionen Essen bestellt hatte. Nunmehr setzte er sich zu Fröhner an den

Tisch, den Rücken gegen das Zimmer gekehrt, und aß und trank, ohne den Hut aus den Augen zu heben und ohne ein Wort zu reden. Als er gegessen hatte, blieb er am nämlichen Platze sitzen, stützte aber die Ellenbogen auf den Tisch und hielt seine beiden Hände, wie Zenge Schwarz sich ausdrückte, wie Scheuleder vor die Augen. Dem Wirthe kam der kleine Fremde, der niemand Anders war als der Angeklagte Rösch, so verdächtig und unheimlich vor, daß er inzwischen mit dem Fuhrmann Pirrmann von Einöd redete, den Fröhner auf seinem Wagen mitzunehmen. Fröhner sah deßhalb nach dem Fahrplane der Eisenbahn, zog seine Uhr aus der linken Westentasche und sagte: „Es ist jetzt halb 6 Uhr und um 6 Uhr 33 Min. geht der Zug ab." Als Pirrmann zum Abfahren mahnte, tadelte der Angeklagte die Sitze und den Schmutz am Wagen und suchte Fröhner zu überreden, nach Einöd zu Fuß zu gehen. Fröhner aber setzte sich mit den Worten: „Besser schlecht gefahren, als gut gegangen!" auf den Wagen. Sein guter Geist, der ihn später in Zweibrücken verlassen hatte, warnte ihn hier zum letztenmale vor dem Manne, der sich ihm als Freund und Beschützer zugesellt hatte und der anderthalb Stunden später zu seinem Mörder werden sollte, — denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der Schauplatz des Verbrechens, das später mit unerhörter Frechheit ganz nahe bei zwei bevölkerten Orten begangen worden ist, in die einsame Gegend zwischen Webenheim und Einöd verlegt werden sollte, wo überdies die vorbeifließende Blies dem Verbrecher es möglich machte, die Spuren des Verbrechens zu beseitigen, und wo der an die Straße grenzende Wald denselben für den ersten Augenblick vor Verfolgung sichern konnte. — Hinter Fröhner stieg der Angeklagte auf den Wagen und Beide fuhren nach Einöd, wo sie etwa um halb 7 Uhr in den Wartsaal des Bahnhofgebäudes eintraten.

Von jetzt an beginnt der Proceß gegen Rösch eine entscheidende Richtung einzuschlagen, denn nur bis hierher will er dem unglücklichen Fröhner gefolgt und, nachdem er sich von ihm an dem von demselben bestiegenen Eisenbahnwaggon verabschiedet und demselben eine glückliche Fahrt nach Zweibrücken gewünscht, mit einer Fuhre von Habkirchen oder Bliesmengen zurückgefahren sein. — Der Angeklagte setzte sich im Wartsaal zu Einöd auf einen im Schatten stehenden Stuhl, Fröhner ging an die Kasse, um Karten zu holen, und sagte nach seiner Rückkehr zu dem Angeklagten, der auch hier sein Filzhütchen tief ins Gesicht gedrückt hatte, er habe Karten für sie Beide genommen. Nach der Ankunft des Bahnzuges sah die Zeugin Louise Friedrich von Einöd Fröhner und Rösch an einen Wagen dritter Klasse gehen, bemerkte aber später nur Fröhner im Wagen, ohne daß sie übrigens Jemanden hätte zurückbleiben sehen, was sie, nach ihrer Angabe, hätte sehen müssen. Allein der Zeuge Peter Linn von Einöd sah Beide einsteigen, Fröhner zuerst und Rösch hinter ihm. Letzterer setzte sich in die Ecke des Wagens, woraus sich erklärt, daß die Zeugin Louise Friedrich nur Fröhner im Wagen sah. Aber Peter Linn sah Beide nicht blos einsteigen, sondern auch abfahren. In der Voruntersuchung auf die entscheidende Wichtigkeit seines Zeugnisses aufmerksam gemacht, sagte Linn: „Und wenn es den Beschuldigten den Kopf kostet, kann ich behaupten, daß er mit dem Reisenden nach Zweibrücken gefahren ist," und in der Sitzung nochmals darauf aufmerksam gemacht, wie verhängnißvoll seine Aussage für den Angeklagten werden könne, wiederholte er, auf den Angeklagten deutend: „Das ist der Mann, der am 1. November mit dem Reisenden nach Zweibrücken gefahren ist." — Damit hatte das Vertheidigungssystem des Angeklagten seine Basis verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in № 122:

Proceß.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 124. Speyer, Samstag, 14. December 1861.

Ein Raubmord.

(Fortsetzung.)

In dem Bahnzuge, in welchem Fröhner und der Angeklagte von Einöd abgefahren waren, befanden sich nur wenig Passagiere, unter ihnen die Zeugin Lina Blum von Zweibrücken. Beim Aussteigen in Zweibrücken gingen zwei Männer, von denen der Größere einen dunkeln Rock und darüber ein lederfarbenes Täschchen trug, auch eine Mütze aufhatte, der Kleinere aber mit dunklem Wamms und dunkler Hose bekleidet war und ein zusammengedrücktes Filzhütchen aufhatte, vor ihr aus der Einsteighalle die Treppe hinauf. Die Zeugin bog in den neuen Eisenbahnweg ein, der in die Schillerstraße führt, wo dieselbe wohnt. Als sie in die Nähe des Lagerhauses kam, hörte sie hinter sich Stimmen und erblickte beim Umsehen die beiden Männer wieder. Dieselben gingen an ihr vorüber, wobei der Größere noch guten Abend wünschte; der Kleinere hatte die Hände in den Wammstaschen und ging mit vorwärts gebeugtem Kopfe. Am Ende des neuen Eisenbahnweges, wo nach rechts der Fußpfad gegen Bubenhausen abgeht und nach links der Weg zur Schillerstraße führt, blieben die beiden Männer kurze Zeit stehen, so daß die Zeugin wieder in ihre Nähe kam. Hier hörte sie den Größeren sagen: „Also, wir müssen noch nach Bubenhausen," worauf der Kleinere etwas sagte, was die Zeugin nicht verstand, was ihr aber wie „freilich" vorkam. Beide bogen jetzt rechts in den Weg nach Bubenhausen ein. Kaum aber waren sie einige Schritte weit gegangen, als sie wieder zurückkamen und der Größere sagte: „Nein, durch das dunkle Thal gehe ich nicht." Darauf bemerkte der Kleinere: „Es geht ja noch ein Weg nach Bubenhausen," worauf der Größere antwortete: „Ja, über die Chaussee durch die Pappelallee." Damit waren Beide an der Zeugin vorübergegangen und in der Schillerstraße verschwunden. Wer waren diese Männer? Offenbar Fröhner und Rösch, die beide in Einöd mit einander eingestiegen und abgefahren und die den ganzen Tag über beisammen waren. Die Zeugin sah sie nicht im Gesicht, sie konnte nur ihre Gestalt und die Kleidung beschreiben. Von Beiden konnte ihr nur Einer vorgestellt werden, denn der Andere war todt. Bei der Confrontation in der Voruntersuchung hatte schon die Zeugin erklärt, daß die ganze Erscheinung, die Stimme und der Dialect des Angeklagten ganz genau mit demjenigen des kleinen Mannes mit dem runden Filzhütchen übereinstimmen, welcher ihr am 1. November in Gesellschaft eines größeren Mannes des Abends begegnet war. Bei der öffentlichen Verhandlung wiederholte sie mit aller Bestimmtheit diese ihre Erklärung. Als der Angeklagte seinen Sitz verlassen, sein rundes Filzhütchen aufsetzen, die Hände in seine Wammstaschen stecken und so vor die Zeugin hintreten mußte, sah man ihn zum erstenmale erbleichen. Schnell jedoch hatte er seine gewöhnliche Fassung wieder gewonnen und behauptete, am 1. November gar nicht nach Zweibrücken gekommen zu sein.

Noch einmal schien es, als sollte Fröhner, als er sich weigerte, durch das dunkle Thal zu gehen, der Hand seines Mörders entrinnen, denn man mochte erwarten, daß der Weg über die Chaussee nach Bubenhausen, die zu jeder Stunde bis in die Nacht begangen wird, auch an jenem Abende nicht leer sein werde. Dem war nicht so. Etwa um die Zeit, da Beide an den Ort der

Digitized by Google

That gekommen sein konnten, etwa ein Viertel auf 8 Uhr, wurde an drei verschiedenen Orten in Zweibrücken, in einem Hause der neuen Vorstadt, in einem Hause in der Carlsstraße, dessen Fenster gegen den Wall gehen und das der Stelle der That ziemlich gegenüber liegt, und in der Fruchtmarktstraße ein durchdringender Schrei gehört, der von den Zeugen als ein in der größten Noth ausgestoßener Angstschrei bezeichnet wurde. Das war Fröhner's letzter Laut gewesen. Wie es bei dem Morde zugegangen, darüber ist ein Schleier gebreitet. Nach der Ansicht des königl. Kantonsarztes war Fröhner vorausgegangen, der Angeklagte folgte ihm — Beide mochten wegen des schmutzigen Weges nicht neben-, sondern hintereinander auf dem schmalen Fußpfade am Rande der Chaussee gegangen sein. Am Orte der That versetzte der Angeklagte seinem Begleiter rasch die drei Stichwunden hinter das linke Ohr, die aber wegen des Schädelknochens nicht eindringen konnten, und als Fröhner sich darauf herumdrehte, demselben den tödtlichen Stich in die linke Halsseite, worauf Fröhner auf das linke Knie stürzte, vom Angeklagten aber sofort ergriffen und über die Böschung in die Hecke hinab in die Wiese gestürzt wurde. Hierhin folgte der Mörder und versetzte seinem Opfer die übrigen Stiche, worauf er dann dessen Beraubung vollbrachte.

Zwischen 8 und halb 9 Uhr begegnete dem Peter Jung von Bliskastel, der damals nach Einöd fuhr, etwa eine halbe Stunde diesseits Webenheim ein kleiner Mann mit rundem Filzhütchen und dunkler Kleidung. Der Mann kam die Straße von Einöd her und ging beim Begegnen, schien aber vorher stark gelaufen zu sein, denn er „schnaufte" außerordentlich stark. Als Zeuge Jung von der Gräuelthat hörte, sagte er gleich, dieser Mann müsse der Thäter gewesen sein, und es ist auch ganz wohl möglich, daß dieser von dem Orte der That um die angegebene Zeit demselben begegnen konnte. — Abends um 11 Uhr erscheint der Angeklagte, als schon Alles zu Bette lag, in völlig durchnäßter Kleidung, bis unter die Arme mit Koth beschmutzt und ein rothes Sacktuch um den Hals gebunden, in der Wirthschaft des Peter Lonsdorf in Ehlingen. Gepäck trug er keines bei sich, auch bemerkte man nicht, daß seine Taschen angefüllt waren. Er sagte, er sei von Biesingen dem Fußpfad nachgegangen und habe sich verirrt, so daß er eine halbe Stunde länger habe gehen müssen und über Erfweiler gekommen sei. Als ihm der Wirth kein Bier und keinen Wein gab, verlangte er Wasser, trank rasch anderthalb Schoppen, dann noch zwei Schoppen Zuckerwasser und zuletzt ein Gläschen Branntwein. Beim Bezahlen der Zeche zog er ein schwarzes, einem Büchelchen ähnliches Portemonnaie hervor, in welchem sich, wie sich Lonsdorf genau erinnert, nur ein Halbguldenstück, ein Zwanzigcentimesstück und ein neues Sousstück befanden. Das einzige Portemonnaie, das Rösch erwiesenermaßen besaß, hatte diese Form nicht, wohl aber besaß Fröhner ein solches und es hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß es letzteres war, aus welchem Rösch seine Zeche bezahlte, zumal derselbe von dem Doppelthaler, den er sich des Morgens bei Wirth Barth in Biesingen wechseln ließ, noch mehr besitzen mußte, als er hier in dem Portemonnaie hatte. Dieses Portemonnaie wurde nicht aufgefunden, es ist also beseitigt worden und erhält dadurch die Wahrscheinlichkeit, daß es Fröhner war, eine neue Bestätigung. Kurz nach Rösch trat in die Wirthschaft des Lonsdorf Adam Jentes aus Erfweiler. Dieser erzählte, er komme von Biesingen, worauf der Angeklagte sagte, er sei in Zweibrücken gewesen. Der Angeklagte, der dem Zeugen Jentes so vorkam, als wisse er nicht, was er spreche, blätterte jetzt in seiner Brieftasche herum und Wirth Lonsdorf bemerkte darin eine 25-Thalernote, während der Angeklagte sagte, die Note gelte nur 1 Thaler. Rösch, befragt, wie viel Geld er in Einöd gehabt, als er den Fröhner verlassen habe, erwähnte dieses Papiergelds nicht. Als Jentes weggegangen war, legte der Angeklagte, nachdem er es abgelehnt hatte, sich in das ihm angebotene Bett zu legen, den Kopf auf den Tisch und schlief ein. Gegen zwei Uhr weckte ihn Lonsdorf, worauf er sich entfernte. Der Angeklagte will schon um 9 Uhr nach Ehlingen und zu Lonsdorf gekommen sein, um

Digitized by Google

nachzuweisen, daß er in der Zeit von ein Viertel auf 8 bis 9 Uhr unmöglich von Bubenhausen nach Ehlingen hätte kommen können; allein der Zeuge Lonsdorf behauptete mit aller Bestimmtheit, daß es 11 Uhr war. Wo der Angeklagte, ehe er bei Lonsdorf eintrat, das Täschchen mit dem Gelde verborgen hatte, konnte nicht aufgehellt werden. Daß er noch im Besitze des Täschchens damals war, darf wohl angenommen werden, da er es zum Transport des Geldes zu nothwendig brauchte.

Obwohl es von Ehlingen nach Wittersheim nur eine halbe Stunde ist, erblickt man den Angeklagten erst um 5 Uhr in Wittersheim, wo er dem alten Fries, seinem künftigen Schwiegervater, der das Verlöbniß seiner Tochter mit Rösch auf die Nachricht, daß dieser so viel Schulden habe, aufgelöst hatte und eben im Begriffe war, nach Zweibrücken zu gehen, um die Möbel abzubestellen, die seine Tochter mitbekommen sollte, — auf der Straße 150 Franken in Gold einhändigte, um die Schuld zu tilgen, die zwei Tage vorher in Bliestastel bei Gerber Lamarche eingegangen worden war und wovon noch die Rede sein wird. Wo hatte er dieses Gold her? Der Angeklagte will schon um 4 Uhr in seine Wohnung gekommen, das Gold geholt und sich dann wieder entfernt haben, um dasselbe dem alten Fries einzuhändigen. Allein in dieser Beziehung wurde er durch die Aussage seiner Hausfrau, der Wittwe Haag, und deren Tochter vollständig Lügen gestraft. Die Wittwe Haag hatte gegen den Angeklagten schon längere Zeit Mißtrauen, weßhalb sie den Hausschlüssel nicht mehr, wie früher, auf die Fensterbank legte, so daß der Angeklagte nur mehr, nachdem ihm von innen geöffnet war, in seine Wohnung treten konnte. So war es auch am 2 November letzthin. Des Morgens früh klopfte es an der Wohnung der Zeugin Haag. Nachdem dieselbe sich vergewissert, daß es der Angeklagte war, öffnete sie die Hausthüre und an ihr vorbei ging der Angeklagte die Treppe hinauf in sein Zimmer. Wittwe Haag zündete jetzt Licht an und sah auf die Uhr: es war halb sechs Uhr.

Es hat also der Angeklagte gelogen, wenn er behauptet, er sei schon um 4 Uhr nach Hause gekommen und habe dort die 150 Franken in Gold geholt, die er dem alten Fries behändigt hat. Wo der Angeklagte von 2 bis 5 Uhr war, konnte nicht ermittelt werden. Jedenfalls ist in diese Zeit die Beseitigung des Portefeuilles, des Portemonnaie und des Ziegeldeutels zu setzen. Gegenstände, von denen er mit vollem Recht glauben mochte, daß sie ihn verrathen mußten, wenn sie bei ihm gefunden würden. Rösch ging, wie schon bemerkt, als er um halb 6 Uhr in seine Wohnung trat, an seiner Hausfrau, der Wittwe Haag, vorbei die Treppe hinauf in sein Zimmer. Kaum war er oben, als er wieder herunterkam und Streichfeuerzeug nebst Licht verlangte. Wittwe Haag hörte ihn dann einige Zeit in seinem Zimmer herumgehen. Bald darauf kam er wieder und verlangte den Schlüssel zum Kleiderschrank. Wittwe Haag fand denselben nicht gleich und trug ihn, nachdem sie ihn in ihrer Rocktasche gefunden, zu dem Angeklagten in dessen Zimmer. Rösch nahm unmöthig seine schwarzen Hosen und verlangte ein frisches Hemd. Er zeigte hierauf eine Banknote, auf der seine Hausfrau deutlich die Zahl 25 sah, und zog die Schublade am Schranke etwas auf, rüttelte darin Geld herum und sagte: „Guckt einmal, habe ich kein Geld?“ Als Wittwe Haag in die Schublade sehen wollte, drückte er dieselbe zu. Dabei weinte er und klagte, daß er so verfolgt werde; er gehe jetzt heim zu seinen Eltern, die Leute in Wittersheim seien ihm zu wüst. Dies bezog sich auf einen Vorfall, den Rösch mit dem Zeugen Kinzinger von Bebelsheim im Wohnzimmer der Wittwe Haag hatte. Diesem Zeugen nämlich hatte der Angeklagte unter dem Vorgeben, Silbergeld dagegen zu geben, am 30. October 60 Franken in Gold abgelockt. Kinzinger war jedoch vorsichtig genug, mit dem Angeklagten nach Wittersheim zu gehen, um das Silber in Empfang zu nehmen, und sagte beim Hereintreten in die Haag'sche Wohnung: „Jetzt, Uhrmacher, gebe mir das Silber für das Gold, das ich Dir gegeben.“ Der Angeklagte erwiderte: „Nein, nein!“ worauf Kinzinger sagte: „Gelt, Du hast keins?“ und der Angeklagte wiederum ant-

Digitized by Google

wortete: „Ja, ich hab', aber Du bekommst zu Leid keins." Das Resultat des Streites war, daß Rösch, nachdem ihn Kinzinger tüchtig ausgescholten und ihm vergeblich 5 Franken versprochen hatte, wenn er nur 10 Gulden Silber zeige, die 60 Franken dem Kinzinger zurückgeben mußte. — Wittwe Haag ging wieder in ihr Zimmer zurück, aber gleich darauf erschien auch der Angeklagte; er hatte seine schwarzen Hosen und das frisch gewaschene Hemd an, setzte sich frierend hinter den Ofen und weinte wieder. So blieb er sitzen, bis seine Braut kam, worauf Beide in das Zimmer Rösch's gingen. Anna Maria Fries erzählte ihm, wie ihre Mutter gehört, daß er so viele Schulden habe und daß sie ihn nicht heirathen dürfe. Rösch zog hierauf die Schrankschublade auf und zeigte seiner Braut einen Haufen Silbergeld, einiges Papiergeld und Gold. Hierzu kam auch die Katharina Haag, die Tochter der Hausfrau.

Der Angeklagte war den ganzen Tag unruhig, ging stets aus und ein und verlangte schon Morgens früh von seiner Hausfrau die Rechnung. Er hatte am 2. November nichts Eiligeres zu thun, als seine Schulden zu bezahlen, und so groß war sein Eifer, daß ihm seine Hausfrau nicht schnell genug addiren konnte. Sein Benehmen war so auffallend, daß seine Hausfrau in die ahnungsvollen Worte ausbrach: „Es kommt mir seit einigen Tagen so „artlich" vor, als ob Jemand gestorben sei." Rösch fragte hastig: „Wann? wann?" — worauf Wittwe Haag erwiderte: „Gestern und vorgestern, seit der Spektakel ist mit Dir." — Gleich nach dem Mittagessen holte Rösch seine Braut in ihrem Hause ab und gab ihr das sämmtliche Silbergeld in ihre Schürze mit nach Hause, um es ihren Eltern zu zeigen. Das Gold steckte er zu sich in die Tasche und das Papiergeld legte er in seine Hutschachtel, die sich im Hause des alten Fries befand. Anna Maria Fries zeigte das Geld ihrer Mutter und gab auch Abends, als ihr Vater nach Hause kam — derselbe war, wie schon erwähnt, in Zweibrücken, um die Möbel abzubestellen — diesem Kenntniß davon. Fries erklärte aber, daß aus der Heirath nichts werde und befahl seiner Tochter, das Geld wieder zu Rösch zu tragen. Da sie diesen nicht zu Hause traf und das Geld in ihrem Zimmer nicht verbergen konnte, schüttete sie es in die Krippe des Stalles, theils um es vor ihrem Vater zu verbergen, theils in der Hoffnung, dieser werde am Ende doch noch in die Heirath willigen. Anderthalb Stunden später ward das Geld nach anfänglicher Weigerung der Anna Maria Fries an Brigadier Bögler ausgehändigt. Wenn auch das Benehmen dieses Mädchens im ersten Augenblick etwas auffallend erscheinen mochte, so findet es doch seine natürliche Erklärung darin, daß sie in Rösch, dessen künftiges Schicksal sie ja theilen wollte, volles Vertrauen setzte und unmöglich annehmen konnte, daß dieser beim Erwerb des Geldes seine Hände mit Blut besudelt hatte, so daß das Gerücht, welches dieses unglückliche Mädchen anfänglich als bei der gegenwärtigen Mordgeschichte durch Hehlerei des geraubten Geldes betheiligt bezeichnet hatte, ein in allen Beziehungen unbegründetes war.

(Schluß folgt.)

* Das beste Feldgeschrei.

Ich weiß ein gutes Feldgeschrei,
Das lehrte mich die kluge Fey,
Es heißt nicht Welf noch Waiblinger,
Wirft nicht mit Kugeln hin und her.

Doch in der schönen Frühlingszeit
Hör' ich es öfters, still erfreut,
Wenn man die liebe Erde pflügt,
Mit Dornen und mit Disteln kriegt.

Dann klingt's im Felde hell und klar:
Hoit, Bläßchen, hoit, hahr, Bläßchen, hahr!
Das gibt so süße Melodei,
Das ist das beste Feldgeschrei.

— r. —

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 125. Speyer, Dienstag 17. Dezember 1861.

Ein Raubmord.

(Schluß.)

Wir sind jetzt wieder bei dem Zeitpunkte angekommen, wo Rösch durch Brigadier Vögler verhaftet wurde. Die nähern Umstände dieser Verhaftung sind bereits erzählt, auch ist schon erwähnt worden, daß in seiner Wohnung ein Hemd aufgefunden worden ist, welches am linken Aermel und auf der Brust mit frischem Blut beschmutzt war. Schwer mußte es gegen den Angeklagten ins Gewicht fallen, wenn ihm nachgewiesen werden konnte, daß er dieses Hemd am 1. November anhatte und daß es rein war, als er es anzog. Und dieser Beweis ist erbracht worden. Rösch läugnete anfänglich, am 2 November Morgens ein frisches Hemd angezogen zu haben, mußte dies aber der Wittwe Haag gegenüber zugeben. Bezüglich der Blutflecken gab er an, vor längerer Zeit ein Huhn getödtet zu haben, wobei er sein Hemd blutig gemacht habe, und seit dieser Zeit sei dieses Hemd in der Schrankschublade beschmutzt liegen geblieben. Allein man fand nur zwei schmutzige Hemden bei ihm: eins davon hatte er am Donnerstag früh abgelegt, als er mit dem alten Fries und seiner Braut nach Zweibrücken ging, und eins hat er abgelegt am 2. November Morgens, als er nach Hause kam. Ein drittes ward nicht gefunden. Eins von beiden war das blutige und dieses wurde an dem zerrissenen Kragen als dasjenige erkannt, welches Rösch am 31. October angezogen hatte, und dieses Hemd war *frisch gewaschen*. Freitags hatte er kein frisches Hemd angezogen und das Hemd, das er anhatte, war, als er Mittags zu Wirth Lonsdorf in Ehlingen kam, auf der Brust *noch weiß*, es ist also in der Zeit vom Freitag Mittag bis Samstag Morgen blutig geworden und in dieser Zeit ist Fröhner ermordet worden. Bei Rösch selbst wurde, wie bekannt, die Uhr Fröhner's und 285 Franken in Gold und außerdem zwei Metallringe, wie sie an Ziehgeldbeuteln sich befinden, gefunden. Die Nachsuchung nach einem geeigneten Mordinstrumente blieb erfolglos. Gleichwohl ward festgestellt, daß Rösch ungefähr 5 Wochen vor dem Morde in St. Ingbert einen Dolch gekauft hatte, in dessen Besitz er durch eine Reihe von Zeugen gesehen wurde, und wenn man den bestimmten und positiven Angaben der Zeugen gegenüber, die in dem bei den Acten befindlichen Dolch das Gegenstück zu dem Dolche Rösch's erblicken, dem hartnäckigsten Läugnen von Seite des Angeklagten begegnet, so erhält dieses Läugnen seine ganz besondere Bedeutung.

Es war nunmehr dem Angeklagten noch nachzuweisen, daß das bei ihm und der Anna Maria Fries beschlagnahmte Geld, sowie dasjenige, welches er bereits zur Tilgung seiner Schulden verausgabt hatte, dasselbe Geld war, welches Fröhner auf seiner Reise eingenommen hatte und das nach des Letztern Ermordung geraubt worden war, — und dieser Nachweis ist, soweit es der Natur der Sache nach möglich war, geliefert worden. Es kann natürlich hier nicht auf die Vergleichung der einzelnen Geldsorten eingegangen werden, dies würde zu weit führen; es soll nur im Allgemeinen angedeutet werden, inwiefern die beschlagnahmten Gelder mit den von Fröhner vereinnahmten übereinstimmen. Der Kassavorrath Fröhner's bestand in 914 fl. 26 kr. Die beschlagnahmten und die von Rösch ausgegebenen Gelder entziffern 872 fl 30 kr., so daß an jener Summe noch 41 fl. 56 kr. fehlen. Wo diese hingekommen sind, konnte nicht ermit-

Digitized by Google

telt werden. Bei den einzelnen Münzsorten ist hervorzuheben, daß Fröhner 18 Fünffrankenstücke eingenommen hatte — 1 solches hatte Rösch bezahlt, 17 wurden aufgefunden; ebenso sind von Fröhner 21 Kronenthaler, ein einziges $2\frac{1}{2}$ Guldenstück, 5 Guldenstücke, ein einziges 20-Centimesstück vereinnahmt worden und alle diese Sorten wurden in derselben Anzahl bei Rösch aufgefunden. Außerdem hatte Fröhner nur einen einzigen 5-Frankenthaler sardinischen und einen einzigen Kronenthaler bayerischen Gepräges eingenommen und nur 1 sardin. 5-Franken- und 1 bayer. Kronenthaler wurden bei Rösch beschlagnahmt. Ueberhaupt wurde bei Rösch nicht eine einzige Münzsorte aufgefunden, die nicht auch Fröhner eingenommen hatte. An Papiergeld hatte Fröhner eingenommen einen 25-Thalerschein, drei 10-Gulden- und drei 5-Guldenscheine — und 1 25-Thalerschein, 3 10- und 3 5-Guldenscheine hat man bei Rösch gefunden und außerdem wurde einer der 5-Guldenscheine, der einen eigenthümlichen Riß in der Mitte hatte und auf dem unter dem Riß der Name „Guntrum" geschrieben stand, von der Zeugin Elisabetha Gehrig von Habkirchen ganz genau als derjenige bezeichnet, den sie dem Krämer Klein behändigte, welcher ihn an Fröhner bezahlte. Der Angeklagte, wohl fühlend, wie schwer dieser Umstand gegen ihn ins Gewicht fiel, wollte diesen 5-Guldenschein von dem Wirthe Wack in Medelsheim erhalten haben; allein dieser Zeuge erklärte auf das Allerbestimmteste, daß Rösch in seinem Hause nie Papiergeld, sei es umgetauscht, sei es an Zahlungsstatt, erhalten habe. Der Gegenbeweis des Angeklagten war also auch in dieser Beziehung mißlungen.

Allen Belastungsmomenten, wie sie bis jetzt aufgeführt worden sind, setzte der Angeklagte das hartnäckigste Leugnen der That entgegen, ohne sich beirren zu lassen, wenn ihm die gröbsten Lügen nachgewiesen wurden. Er will am 1. November nicht nach Zweibrücken gekommen sein, er will Fröhner, mit dem er anfänglich an diesem Tage gar nicht beisammen gewesen sein wollte, nur bis Einöd begleitet haben. Als Grund hiefür gibt er an, er habe von Uhrmacher Haas in Grammelsbach im Großherzogthum Baden eine Kiste Uhren zu erwarten gehabt, er habe deßwegen in Einöd nach diesen Uhren fragen wollen, und sei, da er gerade den Fröhner getroffen, mit diesem nach Einöd gefahren; als er aber vom Portier erfahren, daß nichts für ihn da sei, sei er mit einer Fuhre von Habkirchen oder Bliesmengen wieder zurückgefahren. Allein, abgesehen davon, daß der Angeklagte, wie der Leser weiß, nach Zweibrücken gefahren ist, ist diese ganze Geschichte erlogen. Rösch hatte von Uhrmacher Haas keine Uhren zu erwarten, auch hatte er den Portier in Einöd nicht nach Uhren gefragt, überhaupt nicht mit ihm gesprochen, und endlich hatte um die fragliche Zeit in Einöd keine Fahre die Bahn passirt, ja es wurde sogar festgestellt, daß am 1. November aus den Orten Habkirchen und Bliesmengen überhaupt keine Fuhre auswärts war. — Das Geld, welches man in Wittersheim gefunden hatte, will Rösch bei seinem Uhrenhandel verdient und dasselbe schon seit Ostern im Besitz gehabt haben. Allein ausweislich des eigenen Geschäftsbuchs des Angeklagten hatte er in den anderthalb Jahren, die er in Wittersheim war, in seinem Geschäfte nur 4—500 fl. umgeschlagen und dabei ein Leben geführt, daß er, wenn ihm auch, wie die Zeugen sagen, die ihm gelieferten Uhren geschenkt worden wären, nicht im Stande gewesen sein würde, seine Bedürfnisse zu befriedigen, geschweige denn etwas zu ersparen. Aber er war bis zum Tage des Mordes nicht im Besitze von Geld. Hatte er doch von verschiedenen Personen, unter dem Vorwande, Silber dagegen zu geben, Gold abgeschwindelt, hatte er doch seine Schulden nicht bezahlt und hatte er doch alle seine Gläubiger auf Anfang November vertröstet! Hiezu kommt die Art und Weise seines Benehmens, als er am 31. October mit seinem künftigen Schwiegervater und seiner Braut nach Zweibrücken sollte, um die Hochzeitskleider einzukaufen. Er weigerte sich mitzugehen und wollte diesen Einkauf auf den 2. November verschoben haben — er wußte ja, daß Fröhner am 1. November nach Wittersheim komme und zurück nach Zweibrücken gehe. Erst als ihm der alte

Digitized by Google

Fries sagen ließ, wenn er nicht mitgehe, werde aus der Hochzeit nichts, entschloß er sich, mitzugehen. Er zeigte seiner Braut sein Portemonnaie und sagte, es sei mit Gold gefüllt. Kaum waren sie aber in Webenheim angelangt, als er mit dem Mährchen auftritt, er habe sein Geld bei Biesingen verloren. Auf das Zureden seiner Braut und des Vaters derselben ging er zurück, aber nicht bis Biesingen, um sein Geld zu suchen, was doch das Natürlichste gewesen wäre, nein, nur bis Blieskastel, um dort in mehreren Häusern den vergeblichen Versuch zu machen, Geld zu entlehnen. Nach Webenheim zurückgekehrt, gab er an, sein Geld nicht gefunden zu haben, worauf der alte Fries in Blieskastel bei Gerber Lamarche 70 fl. entlehnte, zu deren Zurückzahlung ihm dann am Morgen des 2. Nov. um 5 Uhr von Rösch die erwähnten 150 Frcs. gegeben worden sind.

Deuten alle diese Vorgänge, deutet insbesondere der berichtete Vorgang mit dem Zeugen Kinzinger auf den Besitz von Geld? Gewiß nicht. Und jetzt am 2. November tritt er plötzlich auf mit 8 - 900 fl. und hat nichts Eiligeres zu thun, als dies Geld allen Bekannten zu zeigen und seine Schulden zu bezahlen! Jetzt klagt und weint er, daß er in Wittersheim so verfolgt werde!

Bezüglich der Uhr gab er an, nachdem er sie anfänglich von einem Unbekannten erhalten haben wollte, Fröhner sei zwischen Aßweiler und Biesingen gefallen und habe ihm die dadurch verletzte goldene Cylinderuhr in Biesingen zur Reparatur gegeben; allein Wirth Schwarz in Webenheim und mehrere Zeugen versichern, daß Fröhner in Webenheim noch im Besitze seiner Uhr war, daß er sie dort vor dem Fahrplan aus seiner linken Westentasche gezogen und gesagt hat: „Es ist jetzt halb 6 Uhr und um 6 Uhr 33 M. geht der Zug in Einöd ab." Wie sollte auch Fröhner, der in einigen Stunden in Zweibrücken war, dazu kommen, die ihm so theuere Uhr einem ungeschickten Uhrenmacher auf dem Lande zu überlassen? Rösch will diese Uhr wirklich am Morgen des 2. November reparirt haben. Allein, abgesehen davon, daß er sich auf das Repariren von Sackuhren überhaupt nicht versteht, hat er, nach der Versicherung seiner Hausfrau, an jenem Morgen keine Uhren reparirt. Welche Bewandtniß es mit dem Besitze dieser Uhr hatte, geht aber am Schlagendsten daraus hervor, daß Rösch am 2. November die Uhr verkaufen wollte. — Die bei dem Angeklagten vorgefundenen beiden Metallringe sollen von dem Ziehgeldbeutel herrühren, den Fröhner bei sich getragen hatte. Diese Ringe will der Angeklagte in früherer Zeit gefunden haben, allein Niemand hatte sie früher bei ihm gesehen und dieselben werden von der Mutter und der Schwester des ermordeten Fröhner als ganz genau mit denjenigen übereinstimmend bezeichnet, die Letzterer an seinem Geldbeutel getragen. —

Nach der Anklage sollte Rösch den an Fröhner verübten Raubmord auch mit Vorbedacht verübt haben. Auch dafür lieferte die geführte Untersuchung und die öffentliche Verhandlung eine solche Menge von Anhaltspunkten, daß auch in dieser Beziehung kein Zweifel entstehen konnte. Erwägt man, daß der Angeklagte sich ohne Grund etwa 5 Wochen vor dem Morde in den Besitz eines Dolches setzte, daß er sich erkundigte, wann Fröhner wieder komme, daß er sich, als Fröhner wirklich gekommen war, sogleich an ihn machte und nicht mehr von ihm ließ, daß er ihm am 1. November seinen Stock ablocken wollte, um sein Opfer gänzlich wehrlos zu machen; erwägt man sein verdächtiges Benehmen in Webenheim, den Versuch, Fröhner zu bestimmen, nach Einöd zu gehen, ferner die ungemeine Zähigkeit, mit der er jetzt noch an Fröhner hing, ihm sogar nach Zweibrücken folgte und ihn noch nach Bubenhausen zu locken wußte, erwägt man endlich, daß Röschs Geld und zwar so bald als möglich brauchte, um nicht mit Schimpf und Schande von Wittersheim abziehen zu müssen, und daß er dieses Geld nur durch die Ermordung Fröhner's erlangen konnte, so daß der Mord als nothwendiges Mittel zum gewollten Zwecke erschien: — so konnte kein Zweifel obwalten, daß der Mord auf einem lange vorher gefaßten Entschlusse beruhte, daß er mit Vorbedacht verübt worden ist.

Zu allen Belastungsmomenten gegen Rösch

Digitized by Google

kam schließlich noch das indirecte Geständniß, welches er einem Mitgefangenen im hiesigen Arresthause gegenüber abgelegt hat. Diesem hatte Rösch erzählt, es kämen in seinem Prozesse gegen 70 Zeugen vor, er wisse aber nicht, was diese wollten, da es ja doch Keiner gesehen, und auf Befragen des Gefangenen, warum er die Uhr und das Geld nicht vergraben habe, hatte er erklärt: „Wer hätte auch gedacht, daß am andern Tage schon die Gendarmen kämen!" Der Angeklagte, der bisher sich immer mit Ruhe benommen hatte, widersetzte sich mit großer Heftigkeit der Abhör dieses Zeugen, welcher allerdings eines sehr schlechten Rufes genießt, allein eine Bürgschaft für die Wahrheit der Angaben desselben war, daß Rösch ihm Dinge vertraut hatte, die nur er wissen konnte.

Der Angeklagte hat sieben Geschwister. Er stammt von ordentlichen Eltern ab. Seine Erziehung wird jedoch als eine verwahrloste bezeichnet. Er hat Hang zum Trunke und ist im betrunkenen Zustande händel- und streitsüchtig.

Das waren im Wesentlichen die Belastungsmomente, welche sich aus den Aussagen der abgehörten 70 Zeugen ergaben. Auf die gründlichen Vorträge des königl. Generalstaatsprokurators Hrn. v. Schmitt, welcher die Anklage vertrat, und des Herrn Vertheidigers des Nähern einzugehen, würde hier zu weit führen. Nach dem Resultate der 4tägigen Verhandlung konnte der Ausgang des Processes nicht zweifelhaft sein. Die Geschworenen sprachen nach kurzer Berathung das Schuldig aus, worauf Rösch zur Todesstrafe verurtheilt wurde. Gleichgiltig, wie er sich während der ganzen Verhandlung gezeigt hatte, nahm er auch das Urtheil und die letzten eindringlichen Ermahnungen des Herrn Präsidenten auf.

Miscelle.

Der „Punsch" schlägt in Bezug auf den amerikanischen Conflikt folgende Ausgleichung vor: Die Herren Mason und Slidell werden freigegeben. Dafür verpflichtet sich Miß Slidell, ihre rebellische Crinoline, welche die sonderbündlerischen Depeschen verborgen hat, an die Unionsregierung abzuliefern. Eine Crinoline ist ohnehin nichts Anderes, als eine „Conföderation" von Reifen, welche die Baumwolle auf einen bestimmten Umkreis concentrirt und den südlichen Theil des Körpers auf Kosten des nördlichen möglichst selbstständig und imposant hervortreten läßt. Die Regierung zu Washington kann nun ein solches Symbol der Auflehnung und des Bürgerkrieges einfach der Volkswuth preisgeben, oder wegen Unterschlagung der Depeschen gegen die Miß Slidell'sche Crinoline insbesondere den Prozeß anfangen, in jedem Fall dürfte auf diese Art für beide Theile eine Genugthuung erzielt werden.

Charade.

Ein Heer von starken Kameraden,
Gereiht in Glieder nach straffem Faden;
Ihr Dienst ist thatenloses Tragen,
Sie wissen nichts von Beschwerden und Klagen;

Wohl hört man sie dröhnen bei schweren Müh'n,
Wohl sieht man zuweilen sie Feuer sprüh'n,
Doch bleiben sie meistens geduldig steh'n
Und lassen das Schmählichste über sich geh'n.

Wenn aber sie treten aus Reih' und Gliedern,
So fürchte Dich ja vor den starken Brüdern!
Man sieht sie allein an seltenen Tagen
Von Händen empor in die Höhe getragen;

Dann wird zu Plänklern das ganze Heer,
Und wen sie erreichen, sie treffen ihn schwer;
Da ist kein Helm und kein Panzer so dicht,
Der nicht vor den furchtbaren Plänklern bricht.

Und mancher der Plänkler geht zu Grunde
In solcher furchtbaren Kampfesstunde,
Die aber, so nichts gelitten haben,
Sie werden im Frieden doch auch begraben;

Und ihre Geduld wird neu erprobt,
Und ihre Kostbarkeit nicht gelobt;
Da steh'n sie wieder in Reih' und Glied
Und ihrer gedenkt nicht ein einzig Lied.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 126. Speyer, Freitag, 20. December 1861.

Die Künstlerfamilie Peters.

Skizzenblatt von Elise Polko.

(Schluß)

Daß sein Sohn Nicolas das Talent des Großvaters und Vaters zur Thiermalerei geerbt zu haben schien, erfüllte ihn mit mehr Sorge als Freude. „Wir haben kein Glück, unser Platz ist im Schatten," sagte er einmal zu ihm, „auch Du wirst schwer zu tragen haben an dem Erbe Deines Vaters und Großvaters." Mit liebevoller Achtsamkeit beobachtete und förderte er jedoch dies Talent, wo und wie er nur konnte. In heftigen Zorn gerieth er aber, als der Sohn, die natürliche Bahn seines Talentes verlassend, sich plötzlich mit ebensoviel Leidenschaft als Unglück auf die Historienmalerei warf und einige mißrathene Bilder zu Tage brachte. Er machte ihm die ernstesten Vorwürfe und heftete sogar, da diese nicht die gewünschte Wirkung hervorzubringen schienen, ein Gedicht mit dem Motto: „Schuster bleib bei deinem Leisten," an die Staffelei des angehenden Historienmalers. Der väterliche Rath half, Klaas versuchte sich in keinen Historienbildern mehr, aber den Pinsel warf er darum doch nicht auf die Straße: er fing an Katzen zu conterfeien.

Der sanfte Tod des geliebten Weibes fiel als die letzte irdische Schmerzensbürde auf Nicolas Schultern nieder. „Ich komme Dir bald nach!" rief er der Sterbenden zu. Die Ungunst des Schicksals schien mit diesem Schlage erschöpft. Das kleine Bild, badende Tauben, das er in Kiel zum Verkauf aufstellte, um der Gestorbenen einen Gedenkstein setzen zu können, erwarb ihm nicht allein einen Käufer, sondern zugleich einen edlen hochherzigen Freund, der sich des Künstlers und seiner Familie in der uneigennützigsten Weise annahm. Er veranlaßte Nicolas Peters nach Flensburg zu ziehen, brachte die Kinder unter, und schickte den ältesten Sohn nach Lüneburg zu einem tüchtigen Meister. So schien sich der Lebenshimmel eines Vielgeprüften rosig verklären zu wollen. Ach es sollte nur ein Abendroth sein! Die schweren Sorgen hatten die Gesundheit des Künstlers untergraben, die angestrengte Arbeit und häufigen Nachtwachen seine Augen geschwächt. Die Hand, die jetzt zur Freude hätte schaffen können, mußte ruhen, da das Licht zum Schaffen sich verdunkelte. Er hatte Recht, der arme Nicolas Peters: sein Platz sollte hinieden im Schatten sein. Und Alles hatte dies starke Herz ertragen, nur Eines nicht: Ruhe und Unthätigkeit! es brach darüber. Die Hülle sank zusammen, die Flügel der befreiten Seele breiteten sich dem ewigen Lichte sehnend entgegen. Mit vollem Bewußtsein schied er von der Erde. „Alles, was ich leistete," sagte er in den letzten Tagen seines Lebens, „ist so gewiß Nichts in meinen Augen, als es für den, der meine näheren Umstände kennt, etwas ist durch die Lage, in der ich es schuf." Noch in den letzten Momenten war er voll Klarheit und Ruhe, voll Sorge für die Seinen, aber auch voll Verlangens nach dem Himmel. Er zählte den abnehmenden Puls und freute sich seines Schwächerwerdens. Mit dem seligsten Lächeln legte er die Dornenkrone seines Daseins ab, und ging hinüber wie ein Gerechter. Peters erreichte ein Alter von acht und vierzig Jahren.

Sein ältester Sohn trug wirklich jenen kleinen Ring nach Dresden, den einst die junge Gräfin dem Vater an den Finger geschoben; aber ach, wo war sie, wer wußte

Digitized by Google

noch von ihr. Verweht war jede Spur der holden Erscheinung. Der junge Mann blieb aber doch in dem schönen Elbflorenz, und Künstler früherer Taze kennen den Bescheidenen unter dem Namen des Katzenrafael. Er malte, wie man von ihm sagte, Katzen mit ganz unerträglichen Augen. Jetzt lebt er in Lünebnrg und erzieht in seinem Sohne einen tüchtigen Portraitmaler. Zwei andere Enkel des verstorbenen Nicolas Peters leben augenblicklich in Leipzig, der eine hat sich dem Dienste der heiligen Cäcilia geweiht, der andere erwählte zu seinem Schutzpatron den heiligen Lucas. Dem Pinsel des ehemaligen Schülers eines Niels Abilgard sagt man eine wunderbare Feinheit nach, Grazie und Correctheit in der Zeichnung, höchste Harmonie in der Farbengebung, und Leichtigkeit und Anmuth in der Composition. Seine Bilder sind überall hin zerstreut. Zu welcher Wunderblume hätte sich diese Künstlerblüthe entfaltet, wenn ein klein wenig Licht auf ihre Blätter gefallen. Darum gönnt dem versunkenen und vergessenen Grabe in Flensburg, der stillen Ruhestätte des ehemaligen Zinngießers, als Grabschrift wenigstens jenes Wort eines Leidensgefährten, Corregio's Ruf: „Anch' io sono Pittore.“ (Auch ich bin ein Maler.)

Aus Spohr's Leben.

(Fortsetzung.)

Ein längerer Aufenthalt des Spohr'schen Ehepaars in Italien, wobei in Mailand, Rom und Neapel Triumphe gefeiert wurden, bot Gelegenheit zu mancherlei anziehenden Naturschilderungen und Charakteristiken damals renomirter Persönlichkeiten. In England, wohin Spohr mehrmals reiste, nachdem er in Cassel als Capellmeister angestellt und mehrere seiner Opern mit dem größten Erfolge zur Aufführung gekommen waren, fand der nun schon hochgefeierte Componist und Virtuose ebenfalls die ehrenvollste Aufnahme und kam mit zahlreichen hochstehenden, oft auch mit originellen Musikfreunden in Berührung. Ueber die Stellung der Künstler zur höhern Gesellschaft in England, welche erst kürzlich von der verstorbenen Frau Kinkel in „Haus Ibeles“ zum Motive einer etwas überschwenglichen romantischen Verwicklung benutzt worden ist, enthält die Selbstbiographie einige interessante Mittheilungen. Trotzdem, daß Spohr öffentlich die größten Auszeichnungen genoß, konnte er sich doch nie entschließen, auch in Privatgesellschaften für Geld zu spielen, da ihm die Art und Weise, wie man in solchen Fällen die Künstler behandelte, gar zu unwürdig vorkam. Sie wurden nämlich nicht zur Gesellschaft gezogen, sondern mußten in einem abgesonderten Zimmer des Moments harren, wo sie zu ihren Musikvorträgen in das Gesellschaftszimmer citirt wurden und hatten dies nach beendigtem Vortrag sogleich wieder zu verlassen. Spohr und seine Frau waren selbst einmal Zeugen solch einer geringschätzigen Behandlung der ersten und berühmtesten Künstler Londons. Sie waren nämlich an die Brüder des Königs, die Herzöge von Sussex und Clarence, empfohlen und da Letzterer mit einer Deutschen, einer Prinzessin von Meiningen, vermählt war, so machten sie dieser eine gemeinschaftliche Visite. Das herzogliche Paar empfing sie sehr freundlich und lud sie zu einer Musikpartie, die in einigen Tagen sein sollte und zur Mitwirkung bei derselben ein. Spohr sann nun darüber nach, wie er sich der ihm verhaßten Absonderung von der Gesellschaft entziehen könne, und beschloß, wenn ihm dies nicht gelänge, sogleich wieder nach Haus zurückzukehren. Als sie daher das herzogliche Schloß betraten und ein Diener ihnen das Zimmer öffnen wollte, wo die übrigen Musiker versammelt waren, ließ er diesem durch den Lohndiener seinen Violinkasten übergeben, und schritt, seine Frau am Arme, sogleich die Treppe hinauf, ehe der Diener Zeit gewann, sich vom Erstaunen zu erholen. Vor dem Gesellschaftszimmer angelangt, nannte er dem dort postirten Diener seinen Namen, und als dieser zögerte zu öffnen, machte er Miene, es selbst zu thun. Darauf riß der Diener jedoch sogleich die Thür auf und rief die Namen der Ankommenden hinein.

Die Herzogin, eingedenk der deutschen

Digitized by Google

Sitte, erhob sich sogleich von ihrem Platze, kam Spohr's Frau einige Schritte entgegen und führte sie zum Damenkreise. Auch der Herzog bewillkommnete Spohr mit einigen freundlichen Worten und stellte ihn den umstehenden Herren vor. So glaubte Spohr nun Alles glücklich überwunden zu haben; doch bald bemerkte er, daß die Dienerschaft ihn noch immer nicht als zur Gesellschaft gehörig betrachten müsse; denn sie ging mit dem Theebrett und andern Erfrischungen stets an ihm vorüber, ohne etwas anzubieten. Endlich mochte der Herzog dies wohl bemerkt haben; denn Spohr sah, wie er dem Haushofmeister winkte und ihm einige Worte in's Ohr flüsterte. In Folge dessen wurden Spohr nun ebenfalls die Erfrischungen präsentirt. Als das Concert beginnen sollte, ließ der Haushofmeister die eingeladenen Künstler nach der Reihe, wie das Programm sie nannte, heraufholen. Sie erschienen mit dem Notenblatt oder dem Instrument in der Hand, begrüßten die Gesellschaft mit einer tiefen Verbeugung, die, so viel Spohr bemerkte, von Niemanden als von der Herzogin erwidert wurde, und begannen ihre Vorträge. Es war die Elite der ausgezeichnetsten Sänger und Virtuosen Londons und ihre Leistungen waren fast alle entzückend schön. Dies schien das vornehme Auditorium aber nicht zu fühlen, denn die Conversation riß keinen Augenblick ab. Nur als eine sehr beliebte Sängerin auftrat, wurde es etwas ruhiger und man hörte einige leise Bravi, für die sie sich sogleich durch tiefe Verbeugungen bedankte.

(Schluß folgt.)

* Historische Karten.

Der historische Verein für Oberbayern hat ein Unternehmen beschlossen, das anderwärts, besonders auch in unserer Pfalz Nachahmung verdient. Er will eine historische Karte von Oberbayern in der Weise herstellen lassen, daß alle Ueberreste der Vorzeit, welche auf der Oberfläche des Bodens noch jetzt ersichtlich, oder erst seit Menschengedenken dergestalt verschwunden sind, daß Ort und Art des früheren Bestehens noch mit einiger Genauigkeit bezeichnet werden können, vorerst auf die Landgerichtskarten des Steuerkatasters eingetragen werden, bei wichtigeren Vorkommnissen aber Detailaufnahmen in den Katasterblättern erfolgen. Dahin werden insbesondere gezählt: Römer- und sonstige verlassene Straßen, Hunnenhügel, Grabhügel und Begräbnißstätten außerhalb der noch benützten Friedhöfe, Schanzen, Wälle, Gräben, Ruinen, Burgställe, unter- und überirdische Mauerreste früherer Zeiten, eingegangene Orte und Wohnstätten, unter möglichster Feststellung der früheren Namen u. dgl.

Eine solche Karte von unserer Pfalz wäre sicher von hohem Interesse. Der pfälzische Boden trägt der auf der Oberfläche noch ersichtlichen vorzeitlichen Ueberreste sehr viele, und die Zahl der verschwundenen ist mindestens eben so groß, wenn nicht noch größer. Wir erinnern nur an die vielen eingegangenen Dörfer, an die spurlos verschwundenen Klöster, Burgen und Schlösser, an die Römerstraßen und die Fundorte römischer, keltischer und mittelalterlicher Alterthümer. Wer kennt ihre Stätten, auch nur dem größeren Theile nach? Kaum die wenigen Spezialhistoriker vom Fach. Und doch sind diese Dinge auch des allgemeinen vaterländischen Interesses werth.

Dabei können wir nicht umhin, den längst gehegten Wunsch auszusprechen, daß auch der frühere Territorialbestand unseres Kreises durch historische Karten zur allgemeinen Kenntniß gebracht werden möchte. Mindestens einige solcher Karten wären sehr erwünscht. Darunter eine, welche die alte fränkische Gaueintheilung, und eine andere, die den territorialen Zustand des Landes vor der französischen Revolution darstellte. An den Vorarbeiten hiezu fehlt es nicht, weßhalb die Herstellung solcher Karten keine große Schwierigkeit haben dürfte.

Miscelle.

* An die deutschen Sängervereine. Die bei dem deutschen Sängerfeste zu Nürnberg am 23. Juli 1861 gehaltene Sängerversammlung hat bei ihren Berathungen über Begründung eines deutschen Sängerbundes, wobei als die Grundlage die Bildung von Sängerbünden der einzelnen Liedertafeln der Männergesangvereine eines Gaues bezeichnet wurde, laut dem in

Digitized by Google

diesen Tagen versandten Protokoll den Beschluß gefaßt: „dem schwäbischen Sängerbund die Vorarbeiten zur Gründung eines deutschen Sängerbundes zu übertragen, sowie auch dieser mit Zuratheziehung mehrerer größerer Städte die Bestimmung des Ortes für Abhaltung des nächsten deutschen Sängerfestes trifft." Wir haben in Ausführung dieses Beschlusses uns in einem eingehenden Circular mit den uns bekannten deutschen Sängerbünden (Vereinigungen der Einzelvereine eines Gau's) in Verbindung gesetzt, um eine Uebersicht nicht nur über Bestehen und Wirksamkeit derselben, sondern auch über ihre Ideen bezüglich der weiteren Organisation zu erzielen. Das Ergebniß dieser Umfrage wird dann die Grundlage für die weiter einzuleitenden gemeinsamen Schritte sein. Da uns aber manche bestehende deutsche Sängerbünde unbekannt geblieben sein mögen, so bitten wir hiemit freundlich die Organe der deutschen Sängerbünde um Mittheilung ihrer Adressen. Die Sänger solcher Gaue, in welchen noch keine Sängerbünde bestehen, möchten wir im Sinne der Nürnberger Beschlüsse zu Bildung von solchen ermuntern.

Stuttgart, den 24. November 1861.

Der Ausschuß des schwäbischen Sängerbundes:
Dr. Carl Pfaff. Dr. Otto Elben. Prof. J. Faißt. Raur. Wilh. Wiedemann.

* Herz und Schmerz.

Herz und Schmerz und Schmerz und Herz
Wird von Sängern oft gereimt,
Weil im Herzen tief der Schmerz
Mit der Lebenswurzel keimt.

Herz und Schmerz — der erste Laut
Weissagt schon, es sei der Schmerz
Stets dem Herzen angetraut,
Fest verbunden Schmerz und Herz.

Schlägt das Herz in Freuden aus,
Sprossen auch die Schmerzen auf,
Wie auf Blumen Tropfen Thau's,
Fallen bald die Thränen d'rauf.

Mit des Herzens höchster Lust,
Mit der Liebe Seligkeit,
Wächst der tiefste Schmerz der Brust,
Zweifel, Heimweh, Trennungsleid.

Herz und Schmerz — so lange singt
Auf der Erd' ein Sängerherz,
Beides auch zusammen klingt,
Was verbunden, Herz und Schmerz.

Herz und Schmerz sind tief vereint,
Daß das Herz nach heim verlangt,
Wo es ewig nicht mehr weint,
Weil's nicht mehr verlangt und bangt.

Und der Tod mit letztem Schmerz,
Reißt das feste Band entzwei —
Stille, stille, sehnend Herz! —
Du wirst in der Heimath frei.

Ch. Böhmer.

* Charade.

Das Erste ziert die Seele und den Leib,
Es macht des Künstlers Bild zum Kunstgebild,
Doch, daß es ewig dir zu eigen bleib',
Laß Gottes Geist dich bilden heilig mild.

Das Zweite findest du in der Natur,
In lieblich bunter, wechselnder Gestalt,
Du siehest darin Gottes Segensspur,
Sein Hauch durchweht den, der es fromm durchwallt.

Beim Ganzen fällt ein stilles Dorf dir ein,
Wo Menschenfleiß ein Werk verkündigt laut;
Wo schöner, fester als in Erz und Stein,
Ein edler Mann manch' Denkmal sich erbaut.

— r.

Auflösung der Charade in № 125:

Straßenpflaster.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 127. Speyer, Dienstag 24. December 1861.

Ein Schiffbruch im Eis.

Wir waren mit Hrn. Grant, einem reichen Manne, der im westlichen Canada sehr beträchtliche Landbesitzungen anzukaufen und uns — mich als Verwalter, die übrigen als Handwerker — dabei anzustellen beabsichtigte, zu Schiff gegangen und hatten mit thränenden Augen der Heimath, die wir vielleicht nie mehr sehen sollten, Lebewohl gesagt. Inzwischen war die Seefahrt eine sehr heitere, und wir nährten uns dem Ende derselben, als die Temperatur, obwohl es im Monat Mai war, auf einmal ganz winterlich wurde. Das Räthsel löste sich bei unserer Einfahrt in den Golf von St. Lawrence, denn derselbe war gänzlich mit schwimmenden Eismassen überdeckt, welche sich bei raschem Eintritt von Thauwetter höher hinauf im Lande gelöst haben mußten.

Nichts konnte an Pracht den Anblick übertreffen, welchen diese Eisfelder boten, wie sie im Glanz der Sonne, gleich ungeheuren Diamanten aus ihrer Einfassung, aus dem Rahmen der blauen See hervorblitzten und funkelten. Viele glichen an Größe schwimmenden Inseln, und die Eisblöcke, welche sich auf ihrer Oberfläche zusammengeschoben hatten, blinkten uns aus der Ferne wie Städte von Krystall entgegen. Mit günstigem Winde steuerte unser gutes Schiff den Golf hinauf und wand sich durch die von den schwimmenden Eisfeldern gebildeten Kanäle, während wir Passagiere nicht müde wurden, vom Deck aus das sich uns nach allen Seiten bietende prachtvolle Schauspiel zu bewundern.

Nach Verlauf einiger Stunden sahen wir eine Eismasse von ganz ungewöhnlicher Größe mit dem Strome daherschwimmen. Jedes Auge haftete in athemloser Bewunderung auf diesem außerordentlichen Naturgebilde, wie es majestätisch an uns vorüberschwamm, bis die furchtbare Eismasse zwischen uns und den Wind kam und uns letzteren, vermöge ihres Umfanges und ihrer Höhe, entzog, so daß unsere Segel flach an die Masten zurückschlugen und das Schiff für einen Augenblick bewegungslos auf dem Wasser lag. Plötzlich erhielt das Fahrzeug einen furchtbaren Stoß, vor welchem nicht nur alle Rippen und Planken desselben, sondern auch die Herzen aller der einhundert und vierzig menschlichen Wesen, welche seine lebende Fracht bildeten, aufs Schrecklichste erbebten. Und würde ich hundert Jahre alt, so könnte ich den Schrei der Verzweiflung nicht vergessen, der diesem Stoße wie ein Echo folgte.

Ein Ruf vom Bug, daß das Ganze nur ein Anstoß an das Eis sei, beschwichtigte einigermaßen den Schrecken der Passagiere und sie verhielten sich ruhig, während der Versuch gemacht wurde, das Schiff zu wenden, um es von der ungeheuren Eismasse zu befreien, welche auch jetzt noch quer vor dem Bug desselben lag und hörbar an den Planken hin und her scheuerte. Noch eine Minute aber und über das Brausen des Windes, das Knattern des Tauwerks gegen die Masten, das Gekreisch der Winden, das Gestampf menschlicher Füße auf dem Deck und die sich schnell folgenden dröhnenden Commandorufe hinaus ertönte ein gräßlicher Schrei und schallte wider fern und nah über die uns umgebenden Eisfelder: „Das Schiff sinkt!“

Ein furchtbares Wort, aber nur zu wahr! Unser Zusammenstoß mit dem Eise war viel heftiger gewesen, wie wir geglaubt hatten, und seine harten Kanten, welche scharf und unwiderstehlich, Messerklingen gleich, auf

Digitized by Google

die Planken des nicht für arktische Reisen gebauten Schiffes eingedrungen waren, hatten den Rumpf des letzteren an vielen Stellen völlig durchschnitten, so daß jetzt die Fluthen mit der Kraft und Schnelligkeit eines Wasserfalles hereinrauschten.

Und wie herzzerreißend die Scenen des Schreckens und der Verwirrung, welche jetzt folgten! Gekreisch und Gejammer von Frauen, Geschrei der Kinder, stumme rathlose Verzweiflung der Männer beim Anblick der Todesangst und höchsten Lebensgefahr der Wesen, die ihnen das Theuerste auf Erden! Niemanden jedoch traf dieser Schicksalsschlag härter wie mich, denn ich hatte meine Frau und zwei kleine Kinder bei mir und die erstere war von sehr schwächlicher Gesundheit, während mein kleinstes Kind an einem schweren Krankheitsanfalle litt. Inzwischen wurde keine Zeit verloren. Die Böte hinabzulassen, war es bereits zu spät, und man beförderte die in Todesangst schwebenden Passagiere daher eiligst über das Bugspriet auf das Eis. Einige Lebensmittel, und demnächst die Schiffsbesatzung folgten auf demselben Wege, und so hockten wir bald, eine elende halberfrorene Menschengruppe auf dem Eisfelde, das uns so viel Unglück gebracht hatte, die Mäntel oder sonstigen erwärmenden Ueberkleider, insofern es uns gelungen war, solche in der Eile zu erhaschen, als das einzige uns noch gebliebene irdische Besitzthum, an uns drückend. Und das gute Schiff, welches uns mehr als zweitausend Meilen weit über den Ocean in Frieden und Sicherheit hergetragen hatte, es blieb uns nichts von ihm, wie das Schauspiel seines Unterganges, der gar bald erfolgte. Das Bugspriet senkte sich plötzlich wie zum Gruße gegen die Wellen, das Hintertheil erhob sich hoch in die Luft, und mit einer raschen Bewegung nach vorwärts, versank das stattliche Schiff, mit Masten und Raaen und völlig ausgespannten, vom Mondlicht beglänzten Segeln still und langsam in den Busen der Tiefe, bis endlich auch der Wimpel an der Spitze des großen Mastes verschwunden war. Einige Augenblicke lang bildete das Meer an der Stelle einen starken Strudel, doch gleich darauf rollte es wieder seine mondbeglänzten Wogen darüber hin und jede Spur von dem schrecklichen Schiffbruch war verschwunden, der uns innerhalb zehn Minuten, von dem Augenblicke an, da unser Fahrzeug den Stoß der Eismasse erhielt, hilflos auf weiter See, auf einer harten, ungastlichen und obdachlosen Eisscholle, von grimmiger Kälte durchschauert, zurückgelassen hatte.

War das eine Nacht unendlichen Leidens für abgehärtete Männer, was muß sie für die Schwachen und Hilflosen unter den Passagieren gewesen sein! Es war herzzerreißend, das Gewimmer der so strenger Kälte bloßgestellten Kinder zu hören und die vergeblichen Versuche ihrer verzweifelnden Eltern anzusehen, sie dagegen zu schützen. Man hatte einige lose Planken und Sparren vom Schiffe auf's Eis geworfen und stritt jetzt darum, wie um Haufen Goldes. Mir für mein Theil gelang es, mich einer Planke zu bemächtigen, worauf ich meine arme Frau mit meinem ältesten Kinde, in unsern einzigen Mantel eingehüllt, bettete, während ich selbst die ganze Nacht hindurch mein jüngstes Kind an meiner Brust mit dem Oberrocke bedeckte und vergeblich bemüht, des armen Würmchens Geschrei zu stillen, neben ihnen auf und nieder ging. Wie ich so hin und wieder schritt, war es, als wollten die Sohlen meiner Stiefeln am Eise festfrieren, und die Kälte schoß mir unsäglich schmerzhaft, wie eisiges Feuer, durch die Glieder.

Wie die Nacht vorschritt, stieg die Kälte, oder sie wurde wenigstens mehr und mehr empfindlich und ich konnte mich, so oft ich auf die um mich her kauernden, vor Frost zitternden Wesen blickte, des Gedankens nicht erwehren, daß wenige von ihnen den Morgen erleben würden; doch hatten wir es, nächst der Vorsehung, unsern braven Seeleuten zu danken, daß alle Passagiere, mit Ausnahme einiger kleiner Kinder und leider auch meines armen Würmchens, erhalten blieben, indem in kurzen Zwischenräumen kleine Portionen Spirituosen vertheilt wurden. Wenn ich aber auf die große weite Wasserwüste rings umher blickte, auf welcher zwar hier und da ein silberglänzendes Eisfeld umher schwamm, sich aber auch nicht ein einziges Segel zeigen wollte, und dachte ich dann

Digitized by Google

dabei unserer Verlassenheit, unseres Elendes und wahrscheinlichen Schicksals, so fühlte ich, als habe der liebe Gott mein Kindlein zu sich genommen, um ihm, in seiner Barmherzigkeit, die uns bevorstehenden Leiden zu ersparen. Seine Mutter fühlte anders und ihre Thränen flossen heiß auf das unschuldige liebliche Gesicht, das nie wieder weinen sollte.

(Schluß folgt.)

Aus Spohr's Leben.

(Schluß.)

Spohr ärgerte sich sehr über die Entwürdigung der Kunst und noch mehr über die Künstler, die sich solche Behandlung gefallen ließen und hatte die größte Lust, gar nicht zu spielen. Er zögerte daher, als die Reihe an ihn kam, absichtlich so lange, bis der Herzog, wahrscheinlich auf einen Wink seiner Gemahlin ihn selbst zum Spielen aufforderte. Nun erst ließ er durch einen Diener sein Violinkästchen heraufholen und begann dann seinen Vortrag, ohne vorher die übliche Verbeugung zu machen. Alle diese Umstände mochten die Aufmerksamkeit der Gesellschaft erregt haben; denn es herrschte während des Spiels eine große Stille im Saal. Als Spohr geendet hatte, applaudirte das herzogliche Paar und die Gäste stimmten mit ein. Nun erst dankte er durch eine Verbeugung. Bald darauf schloß das Concert und die Musiker zogen sich zurück. Hatte es nun schon Sensation erregt, daß Spohr und seine Frau sich der Gesellschaft angeschlossen, so steigerte sich diese doch noch um Vieles, als man sah, daß sie auch zum Souper dablieben und bei demselben von den herzoglichen Wirthen mit großer Aufmerksamkeit behandelt wurden. Sie hatten dieses, nach damaligen englischen Begriffen unerhörte Glück, wohl hauptsächlich dem Umstande zu danken, daß die Herzogin sie schon im elterlichen Hause gekannt und Zeuge der guten Aufnahme gewesen war, die sie zu der Zeit, da sie noch in Gotha wohnten, wiederholt am Meininger Hof genossen. Auch der Herzog von Sussex, dem Spohr eine Empfehlung vom Herzog von Cambridge, dem damaligen Regenten von Hannover, überbracht hatte, zeichnete ihn sehr aus und unterhielt sich viel mit ihm. In Folge eines Gesprächs über englischen Volksgesang ließ der Herzog sogar seine Guitarre holen und sang einige englische und irländische Volkslieder, was Spohr später auf den Gedanken brachte, einige der beliebtesten derselben als Potpourri für sein Instrument zu bearbeiten und in einem Concerte vorzutragen. Als sich dann lange nach Mitternacht die Gesellschaft trennte, kehrte Spohr sehr befriedigt über den Erfolg des Wagnisses und den Sieg, den er über das Vorurtheil davongetragen hatte, in seine Wohnung zurück.

In solchen Fällen läßt sich gar Vieles für und gegen die herrschende Sitte sagen. Wer Gelegenheit hat, das singende und musicirende Virtuosenvölkchen in der Nähe kennen zu lernen, weiß es, daß nicht Alle zum Verkehr mit der vornehmen Welt erzogen sind, und es würde am Ende nichts ändern, wenn die englische Aristokratie solche Künstler für einen Abend als Gäste behandelte und sich dann veranlaßt sähe, sie an andern Orten zu ignoriren. Spohr's Auftreten bei der erzählten Scene kann daher schließlich nur als einzelner Fall gelten und dient außerdem mehr dazu, den feinen Takt des herzoglichen Paares als die Bescheidenheit des deutschen Künstlers zu zeigen, dessen Handlungsweise leicht lästig werden konnte. Wäre es vorher des Herzogs Absicht gewesen, Spohr zur Gesellschaft zu ziehen, so würde derselbe Vorkehrungen getroffen haben, die eine gewaltsame Usurpation unnöthig hätte erscheinen lassen.

Da Spohr's Thätigkeit als Concertmeister zu Gotha gerade in die Periode der französischen Herrschaft fiel, so finden sich in seiner Autobiographie auch einige Züge aus dem Leben Napoleon's. Ein derartiger charakteristischer Vorfall mag unsere Mittheilung schließen.

In jener Zeit übernachtete der Kaiser Napoleon auch einmal im Schlosse zu Gotha und es wurde daher am Abend vorher ein Hofconcert angesagt. Spohr und seine Frau spielten vor dem Allgewaltigen

Digitized by Google

und er richtete einige freundliche Worte an beide. Auch erhielten sie am folgenden Tage ihren Antheil an den Napoleondors, die er als Geschenk für die Hofcapelle zurückgelassen hatte.

Damals stand der Herzog von Gotha sehr in Gunst bei ihm, und man hoffte davon viel Gutes für das Land. Später mußte er sie aber durch irgend etwas verscherzt haben; denn es ereignete sich bei einer spätern Durchreise des Kaisers eine Scene, welche die Bewohner Gotha's mit Ingrimm gegen die Tyrannen erfüllte. Man erwartete den Kaiser um elf Uhr. Es war daher im Schlosse Friedrichsthal, wo der Hof im Sommer wohnte, ein Frühstück vorbereitet und der Hofstaat in Gala versammelt. Die Postpferde warteten bereits im Schloßhofe angeschirrt, um den Kaiser sogleich nach eingenommenem Frühstücke weiter zu befördern. Endlich ertönte oben am Friedenstein der erste Salutschuß, deren bei jeder Durchreise des Kaisers 101 abgefeuert wurden. Bald darauf rollte sein Wagen heran. Der Herzog, vom Hofstaat umgeben, stand entblößten Hauptes bereits am Gitterthor, nahte sich demuthsvoll dem Wagen und bat, daß Seine kaiserliche Majestät geruhen wolle, ein Frühstück einzunehmen. Ein kurzes non! und der Befehl an seine Mameluken, die Pferde vorhängen zu lassen, war die Antwort. Ohne den Herzog weiter eines Wortes oder Blickes zu würdigen, lehnte sich Napoleon im Wagen zurück und ließ den Fürsten in der peinlichsten Verlegenheit am geschlossenen Schlage stehen. Der Herzog erblaßte vor innerm Grimm, daß er sich in Gegenwart seines Hofes und Volkes so beschimpft sah und hatte dennoch nicht den Muth, sogleich in's Schloß zurückzukehren. So verging in lautloser Stille fünf oder sechs fürchterlich lange Minuten, bis endlich die Pferde angespannt waren. Beim ersten Anziehen derselben wurde der Kopf des Kaisers noch einmal sichtbar, und mit einem kalten Nicken fuhr er von dannen. Der Herzog kehrte wie vernichtet in's Schloß zurück und die Bürger äußerten laut ihre Wuth, daß der übermüthige Corse ihren Fürsten beschimpft hatte.

Miscellen.

(Gedichte von Karl Hermann Müller. München 1861.) Die „Allgem. Ztg." schreibt hierüber: Der Verfasser des früher in diesen Blättern mit Anerkennung besprochenen Romans „Eugen Wallers Leben", tritt hier als Lyriker vor das Publikum. Dieselbe sinnige Betrachtungsweise eines philosophisch gebildeten Geistes, den wir an jenem „Denkmal für die Zeit" schätzen lernten, bewährt sich auch in diesen gedankenvollen Reimen, an denen wir nur hin und wieder eine gewisse Sprödigkeit der Form und Dunkelheit des Ausdrucks zu tadeln haben. Den größten Theil des elegant ausgestatteten Duodezbandes füllen zwei Sonettencyklen: „Die Braut vom Berge" und (autobiographisch) „Der Jünger Fausts." Ein epigrammatischer Anhang, der an den Platen'schen erinnert, enthält in kurzen Distichen manches körnige Wort über politische, sociale und literarische Erscheinungen der Gegenwart. (Der Verfasser ist der frühere Regierungsassessor Müller in Speyer, jetzt Regierungsrath in Bayreuth, ein Pfälzer.)

Ein südländisches Provinzialblatt erzählt, daß die Buchhandlung der betreffenden Stadt mit dem letzten Dampfschiff von Aalborg einen Bücherballen empfing, in welchem sich eine Anzahl Ratten eingenistet vorfand. Es war indeß nur ein größeres Bücherpaket von ihnen zernagt worden. Aus dem Vergleich mit dem Avisbrief ergab es sich nun, daß eben dieß Paket aus einigen hundert Exemplaren einer „Anweisung zur unfehlbaren Vertilgung der Ratten und Mäuse" bestanden hatte.

Auflösung der Charade in № 126:

Schönau.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Gelk.

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 128. Speyer, Donnerstag, 26. December 1861.

Ein Schiffbruch im Eis.

(Schluß.)

Am Morgen musterten wir die Schiffsbesatzung sowohl, wie die Passagiere, um zu sehen, ob Niemand fehle, und groß war unser Schreck, als wir Mr. Grant, unsern Principal, vermißten. Die sorgfältigsten Nachforschungen werden angestellt, jede Spalte, jede Kluft auf unserm rauhen Eisfahrzeuge durchsucht; aber vergeblich. Während der Verwirrung der Nacht hatte sich niemand um ihn bekümmert, jetzt war nicht die geringste Spur von ihm zu finden, und wir gelangten endlich zu dem traurigen Schlusse, daß unser gütiger Freund und Principal entweder im Schiffe selbst, oder beim Uebergange auf das Eis umgekommen sein müsse. Sein Tod war jedenfalls ein neuer schwerer Schlag für uns Alle, denn mit ihm waren, selbst im Falle unserer Rettung, unsere Aussichten in der neuen Welt vernichtet und wir gingen dort freudlos und aller Mittel entblößt mit den Unsrigen vielleicht einem nur allzu traurigen Schicksal entgegegen.

Vergeblich durchflog inzwischen das Auge den Horizont nach allen Himmelsrichtungen; kein freundliches Segel ließ sich blicken. Beim Vorrücken des Tages trat die Sonne herrlich hervor und ergoß sich in tausend blendenden Strahlen auf unsere Eisburg, so daß der Widerschein uns fast erblinden machte; doch erwärmten diese Sonnenstrahlen zugleich unsere halberstarrten Körper in etwas und schmelzen an manchen Stellen das Eis, so daß es in kleinen Rinnen zu laufen begann und wir unsern Durst stillen konnten, ohne erst Eis im Munde aufzuthauen. Zweimal während dieses Tages wurden kleine Rationen von Zwieback und rohem Schweinefleisch unter uns vertheilt und dann stieg eine zweite Nacht des Elends über uns empor. Sie war noch schrecklicher wie die vorhergehende, denn bald kamen wilde Sturmstöße über den Ocean dahergebraust, und wir sahen uns von hohen Wellen umtobt, die sich schäumend an den Kanten unserer eisigen Zufluchtsstätte brachen. Zwar hatte die See nicht Kraft genug, unser Asyl auch nur in Bewegung zu versetzen, doch wußten wir nicht, wie bald die Wogen hinreichend steigen mochten, dasselbe zu überschwemmen, oder zu zerschmettern. Wir waren nach dieser furchtbaren Nacht so erschöpft und in einem solchen Zustande der Verzweiflung, daß es uns kaum einfiel uns von unserm frostigen Lager zu erheben, bis uns plötzlich der Ruf eines Matrosen: „Schiff ahoy!“ zu neuer Lebenshoffnung erweckte.

Und wie viele thränende Augen erglänzten und wie viele verzweifelte Herzen klopften wieder stürmisch und dankbar, als wir jetzt das Schiff vor dem eben abstehenden Winde gerade auf uns zukommen sahen. Als es sich nährte, war unsere einzige Befürchtung, daß es nicht Raum für uns Alle haben möchte. Näher kam es und näher — schon konnten wir Menschen auf dem Deck unterscheiden, und dann — durften wir unsern Augen trauen? Das Schiff segelte vorüber, ohne das Nothsignal, welches wir an einer Stange aufgehißt hatten und die dunkle Gruppe menschlicher Wesen, die es umgab, zu bemerken oder bemerken zu wollen. War das Letztere der Fall, so möge der Himmel es der Besatzung jenes Schiffes vergeben, daß sie eine Anzahl ihrer Mitgeschöpfe in den allertiefsten Abgrund der Verzweiflung gestoßen. Die Frauen sanken gebrochenen Herzens, in stummer Verzweiflung, auf's kalte Eis nieder und die Männer er-

Digitized by Google

hoben ihre Stimmen zu grimmigen Flüchen über die herzlose Grausamkeit, die Frauen und Kinder so dem Untergange überliefern konnte. Viele warfen sich in völliger Abgestumpftheit der Länge nach auf's Eis nieder, während Andere, über die Ihrigen gebeugt, für welche nun alle irdische Hoffnung verschwunden schien, inbrünstig beteten.

Da mit einem Male ertönte über die Wellen ein lauter Anruf und das Echo warf ein mitleidiges Gemurmel, wie von vielen Menschenstimmen von den höhern Wänden unseres schaurigen Ruheplatzes zurück. Aller Augen wandten sich seewärts und siehe — wenige Faden von uns entfernt lag ein großes Schiff, welches uns, während wir in unser Elend versunken auf dem Eise lagen, sich unbemerkt genähert hatte. Die Schanzkleidung war mit mitleidigen Gesichtern angefüllt und unser schwaches Hurrah wurde mit einem so herzlichen Jubel erwidert, daß es unsere frostzitternden Körper wie ein lustiges Feuer durchlief.

Und grenzenlos war die Herzlichkeit, war die Theilnahme, mit der uns arme Eis-Schiffbrüchige sowohl Besatzung wie Passagiere jenes Schiffes aufnahmen, obgleich dasselbe schon fast in allen Räumen überfüllt war. Ihnen dankten wir nicht nur unser eigenes, sondern auch das Leben unserer Theuren, die bereits dem Tode verfallen schienen, und es liegt nicht in unserer Macht, ihnen die vielen uns gebrachten Opfer im Entferntesten zu vergelten.

Die Bestimmung des Schiffes war ebenfalls der Westen und bei unserer Ankunft in Canada verschaffte uns die Nachricht unseres Unglückes viele Dienstanerbietungen. Jahre sind seitdem dahin geschwunden und es geht uns gut in der Welt; nichts aber kann in uns die schaurigen Erinnerungen verwischen, welche sich an jene schrecklichen auf der Eisscholle verlebten Tage und Nächte knüpfen.

---

* Vom Gebirge, 20. Dec. Es mag die Leser dieses Blattes interessiren, Etwas aus dem Leben der Männer zu hören, welche seit Kurzem die Helden des Tages sind; die die Frage, ob zu dem Bürgerkriege, der die große nordamerikanische Republik zerfleischt, auch noch ein Bruderkrieg zwischen dem stammverwandten Amerika und England kommen wird, veranlaßt haben. Wir meinen den Capitän Wilks und die südstaatlichen Commissäre, Mr. Mason und Mr. Slidell. Es folge hier Weniges:

Wilks.

Capitän Charles Wilks von dem „San Jacinto" ist 1805 in dem Staate Newyork geboren und trat 1818, also kaum 13 Jahre alt, in den Seedienst der Vereinigten Staaten. Im Jahre 1838 erhielt er von der Bundesregierung, mit dem Range eines Capitäns, das Commando über eine Schiffsexpedition, welche die Länder an den Küsten des stillen Oceans und der Südsee zu erforschen hatte. Er segelte von Newyork ab, umschiffte Cap Horn, besuchte Sandwich, Fejee und andere polynesische Gruppen, und die Küste von Oregon; kreuzte dann nach Australien und Tasmania hinüber und drang bis zum 61ten Breitegrad nach Süden. Er besuchte Singapore und Borneo und kehrte 1842 auf dem Wege um das Cap der guten Hoffnung nach seiner Vaterstadt zurück. Einige Kriegsgerichte wurden über ihn gehalten, aus denen er jedoch ohne Verlust seines Ranges hervorging.

Die Resultate seiner Erforschungsexpedition erschienen in einem umfangreichen illustrirten Werke unter dem Titel: „A Narrative of the United States' Exploring Expedition."

Im Jahre 1848 beschenkte ihn die geographische Gesellschaft von London mit einer goldenen Medaille als Zeichen, wie hoch sie seine der Wissenschaft geleisteten Dienste schätze. Er hat seitdem ein neues Werk „Western America" veröffentlicht, welches statistische und geographische Facta und Karten über die Küstenstaaten des stillen Oceans enthält. Er war mit dem „San Jacinto" auf der Heimkehr von der afrikanischen Küste beartfen, als er in Havannah, auf die Kunde, daß die Commissäre der Südstaaten auf dem Dampfer „Trent" nach Europa überzufahren beabsichtigten, sich rasch entschloß, sich derselben sammt den Depeschen, die sie bei sich haben möchten, zu bemächtigen. Er handelte dabei allein nach seinen

Digitized by Google

eigenen Begriffen von der Pflicht, die er gegen sein Land habe, ohne alle Instructionen von Seite seiner Vorgesetzten zu Washington.

Diese wenigen Notizen charakterisiren Herrn Wilks als einen thätigen, kenntnißreichen, energischen und rasch entschlossenen Mann. Schade, daß uns die kriegsgerichtlichen Untersuchungen bis jetzt nicht bekannt sind! Sie würden ohne Zweifel weitere Blicke in seinen Charakter gestatten.

Mr. Mason.

Dieser Gentleman, der für England bestimmte Commissär der Südstaaten, ist ein geborener Virginier und von directer englischer Abstammung. Die Erinnerung daran hat sich in seiner Familie traditionell erhalten. Er ist der Enkel von Georg Mason, einem der berühmtesten unter den Großen Virginiens, welcher einer der Hauptbegründer der ersten Constitution jenes Staates war. Unser Mason ist geboren im letzten Theile des vorigen Jahrhunderts, und trat zuerst im öffentlichen Leben 1823 als Mitglied einer Convention der südlichen Staaten auf, welche versammelt waren, sich über einen Canal zwischen den Flüssen Ohio und Shesapeake zu berathen. — 1827 half er die alte Verfassung Virginiens ändern, und 1846 kam er in den Senat der Vereinigten Staaten, und wurde nachher bei jeder Wahl beinahe einstimmig wiedergewählt. Gleich, nachdem er Senator geworden war, kam er in den wichtigen Ausschuß des Senats, in die Committee der auswärtigen Angelegenheiten, welche Stelle er bis zu seinem Rücktritt aus dieser Körperschaft ohne Unterbrechung behielt. Er war länger als 10 Jahre der Vorsitzende jener Committee. Im Jahr 1850 nahm er Antheil an der Discussion, in Folge deren Californien zu einem Freistaat erklärt ward, und er war einer von den 7 oder 8, die in Verbindung mit Mr. Jefferson Davis für die Trennung von der Union thätig waren und gestimmt haben. Mason gehörte stets entschieden zu der demokratischen Partei. Obgleich nicht mit besonderer Energie oder glänzenden Anlagen begabt, hat er doch immer Tüchtigkeit und Geschicklichkeit für die Geschäfte gezeigt, und auf seinen persönlichen Charakter als Mann von Ehre und edler Gesinnung wagte es nie Jemand, einen Flecken zu werfen.

Mr. Slidell,

der Commissär für Frankreich, wurde in der City von Newyork geboren und das Datum seiner Geburt gehört auch dem letzten Jahrhunderte an. In einer vergleichsweise späten Lebensperiode begann er das Studium der Rechte und begab sich nach dessen Beendigung nach Neuorleans, wo er mit großem Erfolg die Praxis ausübte und sich ein sehr großes Vermögen zusammenhäufte. Seine Geschicklichkeit wie sein Fleiß, verbunden mit großer Charakterstärke, hatten ihm stets eine hervorragende Stellung im öffentlichen Leben gesichert. Er heirathete die fein gebildete Tochter eines Herrn aus Louisiana, die Dame, welche ihn auf seiner Reise nach Europa begleitete, bei seiner Gefangennehmung an Bord des „Trent" zugegen war und jetzt in England lebt. Unter der Präsidentschaft des General Jackson wurde er als Districts-Attorney für den Staat Louisiana ernannt. Er wurde nachher für zwei Sitzungen in den Congreß gewählt und saß in der ersten, wurde aber, ehe die zweite zu Ende war, als Haupt der Commission für Mexico gewählt und blieb Minister für die Vereinigten Staaten in jenem Lande, bis der Krieg erklärt ward. Im Jahr 1853 wurde er Mitglied des Senats der Vereinigten Staaten und behauptete diese Stelle bis zur Trennung der Südstaaten. Es dürfte noch zu erwähnen sein, daß Buchanan, als er Präsident wurde, die Dienste des Herrn Slidell sehr lebhaft für sein Cabinet wünschte und ihm manche Stelle, wozu er Lust haben möchte, zur Verfügung stellte, daß aber das Anerbieten nicht angenommen wurde. Später wurde die Annahme von mehr als einer auswärtigen Mission Slidell aufgedrungen, insbesondere der Posten eines Vereinigten-Staaten-Ministers für Frankreich; aber diese letzte Auszeichnung wurde gleichfalls abgelehnt.

Digitized by Google

Schwiegermutter und Schwiegertochter.*)

Der Bergamaste sagt: „Schwiegermutter und Schwiegertochter stehen nur gemalt gut zusammen.“ Der Deutsche gibt selbst das nicht zu, indem er sagt: „Eine Schwieger- und Sohnesfrau sollte man nicht zusammen malen.“ Denn, wie der Araber spricht: „Die Schwiegermutter ist gegen die Schwiegertochter, die Schwiegertochter gegen die Schwiegermutter zum Verdacht geneigt“, und im häuslichen Leben sind: (Toscanisch:) „Schwiegermutter und Schwiegertochter Hagel und Gewitter.“ (Venetianisch:) „Schwiegermutter und Schwiegertochter leiden immer zusammen.“ (Lombardisch:) „Schwiegermutter und Schwiegertochter essen einander auf.“ In Aegypten bezeichnet man daher mit dem Namen chamat (Schwiegermutter) jede Verwandte, die man nicht leiden kann, und der Albanese fürchtet selbst das Wohnen in der Nähe der Schwiegermutter, indem er sagt: „Die Schwiegermutter nahe bei der Thür, ist wie der Mantel beim Dornbusch.“ Was mag nun die Ursache zu diesem, für einen Mann höchst unerquicklichen Mißverhältniß sein? Die Deutsche sagt es, dem lateinischen Spruche wörtlich folgend: „Die Schwieger weiß nicht, daß sie Schnur gewesen.“ Freilich klagt die Spanierin: „Als ich Schwiegertochter war, hatte ich keine gute Schwiegermutter, und als ich Schwiegermutter war, hatte ich keine gute Schwiegertochter“, und die Deutschen behaupten: „Sohnes Weib haßt Mannes Mutter“, aber im Allgemeinen scheint doch das Sprüchwort der Schwiegermutter das größere Unrecht beizumessen, denn es heißt: (Serbisch:) „Jede Schwiegermutter verabscheut die junge Frau.“ (Deutsch:) „Die Schwieger liebt nie die Schnur.“ (Russisch:) „Die böse Schwiegermutter hat auch hinten Augen“, und etwas derb:

(Deutsch:) „Schwieger,
Tieger;“
„Schwiegermutter,
Tiegermutter;“
„Schwiegermutter,
Teufels Unterfutter.“

Oder, wie man am Rhein und in Westphalen sagt: „Des Mannes Muttee, der Frauen Teufel.“ Ja, vermag sie es, so begnügt sie sich sogar nicht damit, der Schwiegertochter das Leben schwer zu machen; sie sucht auch, sie aus dem Hause zu entfernen, wenn nämlich das deutsche Sprichwort Recht hat:

„Drei Dinge sind nicht Eins im Haus:
Zwei Hahnen und die Katz und Mäus;
Die Schwieger jagt die Schnur hinaus.“

Darum ist: (deutsch, bänisch, schwedisch:) „Die beste Schwiegermutter auf der Gänseweide,“ oder: „Die beste Schwiegermutter die, welche einen grünen Rock anhat,“ *) und, wie der Spanier sagt: „Nur Die ist gut verheirathet, welche weder Schwiegermutter, noch Schwägerin hat.“ Die Nubier haben deßhalb gesetzlich bestimmt, daß von dem Tage an, wo ein Mann sich verheirathet, seine Schwiegermutter ihr ganzes Leben hindurch kein Wort mehr mit ihm reden darf. In Hindostan allein scheint das Sprichwort der Schwiegermutter Recht zu geben. Es sagt: „Die Schwiegermutter ist nach ihrem Dorf gegangen, und die junge Frau frägt: Was soll ich essen?“ „Die Schwiegermutter hat nicht einmal Beinkleider, und die junge Frau verlangt ein Zelt und Schirme.“ „In der Gegenwart der Schwiegermutter, was ist da der Rang der jungen Frau?“ „Die Magd der Schwiegermutter ist die Sklavin von Allen.“ Nur zwei Sprüche sind zu Gunsten der jungen Frau; im ersten bittet sie selbst: „Schwiegermutter, behandle mich nicht schlecht, es ist eine vor dir, die ebenso behandelt werden könnte,“ d. h. die eigene Tochter, wenn sie heirathet. Und im zweiten heißt es: „Die junge Frau, die schüchtern ist, kann Hungers sterben“ indem sie nämlich die Schwiegermutter um Nichts zu bitten wagt). (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

*) Aus dem nächstens in Leipzig erscheinenden Buche: „Die Frau im Sprichwort,“ von O. Freiherr von Reinsberg-Düringsfeld.“

*) (neugriechisch:) „Meine Schwiegermutter starb und dadurch wurde mir der Winkel (Wohnung) weit.

Räthsel

Es ist mehr als Veralten
Und so viel als Verwalten;
Es erhält uns die Güter
Und zerstört die Gestalten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Geib.

Digitized by Google

Palatina.

Belletristisches Beiblatt zur Pfälzer Zeitung.

Nro. 129. Speyer, Samstag 28. December 1861.

* Ernste Betrachtungen am Sylvesterabende des Jahres 1861.

Das Jahr ist alt geworden
Und es stocken seine Pulse.
Grillparzer's „Ahnfrau."

Die Nacht senkt ihren Schleier still auf die Welt herab
Die sonst so lebenwarme gleicht einem öden Grab.
Das Jahr ist alt geworden und stürmisch zog dieß Jahr
Uns wetterschwer vorüber. Wird es im Neuen klar?

Wir wünschen und wir hoffen, doch glauben wir es kaum!
Der wolkenschwere Himmel gibt kaum der Hoffnung Raum.
Schon grollt ein dumpfer Donner, schon wetterleuchtet's fern;
Wohin das Auge blicket, es leuchtet ihm kein Stern.

Dem Himmel droht Vernichtung; was heilig, ward zum Spott
Selbst das Vertrauen wanket auf dich, du starker Gott!
Der schwarze Geist der Lüge, der Alles frech entstellt,
Der das Verbrechen adelt, spielt „va banque" mit der Welt.

Hast du in deinem Himmel, o Herr, noch einen Blitz,
Dann schleudr' ihn bald hernieder in all' den Aberwitz!
Wenn deine Milde zögert, zermalmt das neue Jahr,
Was deinen besser'n Menschen von jeher heilig war.

Befestige den Frieden, erstarke das Vertrau'n
Ach deine Allmacht, Vater! führ' uns durch Nacht und Grau'n
Zum sonnenheitern Morgen, eh' ganz zu Grunde geht,
Was glorreich schon so lange zu deinem Ruhm besteht!

Lass' das Jahr zwei und sechszig ein Jahr des Heiles sein!
Führ' wieder Treu' und Glauben in alle Herzen ein,
Stell' her im alten Glanze, was Lug und Trug entweiht,
Denn dein, Herr, ist die Ehre, die Kraft und Herrlichkeit!

e.

Aus Nordamerika.

*Saint-Joseph, Staat Missouri, November 1861. ... Da Saint-Joseph dem westlichen Kriegsschauplatze so nahe ist und, bei dem beständigen Siegen und Vordringen der Rebellen vielleicht in der nächsten Zeit selbst zu einem Hauptpunkte dieses Kriegsschauplatzes wird, so bin ich im Stande, aus eigener Anschauung ein Urtheil über den wahrscheinlichen Ausgang des Krieges zu geben, welcher heute das Eingeweide der großen Republik zerreißt. Da habt Ihr meine Meinung in kurzen Worten: Amerika ist ein ruinirtes Land. Ich glaube nicht, daß der Norden den Süden schlägt. Geschick und Energie fehlen hierzu, und woher sollten die kommen?

Zwar ist die Kriegsführung auch auf Seiten der Rebellen wenig besser, und vom europäischen Standpunkte aus eine wahrhaft jämmerliche. Europäische Offiziere und Soldaten würden lachen beim Anblicke eines Treibens, welches in den Zeitungen ein Krieg genannt wird und in Wirklichkeit dem Possenspiel in der Pfalz vom Jahre 1849 so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern. Von Disciplin und Ordnung kaum eine Spur. Ein Soldat, welcher in dem Treffen bei Lexington von den Rebellen gefangen und später wieder frei gegeben ward, erzählte mir, daß viele Offiziere vergeblich versuchten, ihre Leute in's Feuer zu führen. Sie gingen nicht vorwärts, sie schrieen: Geht zur Hölle! Wir lassen uns nichts dictiren! Wir fechten auf eigene Faust. Andere machten den Offizieren den triftigen Grund geltend, es sei doch kein Spaß, sich todtschießen zu lassen. Das ist der amerikanische Patriotismus, das die republikanische

Digitized by Google

Tugend, das die unwiderstehliche Kraft des Volksheeres, wovon Eure Demokraten in Europa träumen!

Wäre die Sache nicht furchtbar ernst, an Einzelheiten zum Lachen würde es nicht fehlen. Oft, wenn im offenen Felde eine Partie die andere erblickt, läuft eine Portion ohne Schuß davon. Den Offizieren ist es in der Regel nicht um die gute Sache, sondern um das Geld und das Parademachen zu thun, und die einzelnen Braven, welche für die Idee schwärmen und kämpfen, werden machtlos von dem großen Strome fortgerissen. An militärische Kenntniß ist bei den meisten nicht zu denken. Wir haben Offiziere vom höchsten Rang, die von Strategie soviel verstehen wie ein Schneider, und die Folge davon ist, daß sie ihre Truppen ins Feuer führen können, aber nicht mehr heraus. Da stehen nun gewaltige Heeresmassen, vom atlantischen Meere hinüber bis in unsern Westen einander schon lange Monate gegenüber, ohne ernstlichen Kampf, ohne eine Entscheidung, die doch für das Land eine schreiende Nothwendigkeit wäre. Es ist fürwahr, als ob eine Seite eine unüberwindliche Furcht vor der andern hätte. Und jeder Tag kostet die Regierung eine Million — das wird sich rund addiren am Ende!

Die deutschen Soldaten und Offiziere sind der einzige solide Kern in der Unionsarmee, aber leider von dem amerikanischen Vollblut angefeindet und gehaßt, so daß ihre Wirksamkeit nach allen Seiten hin gelähmt wird. Nationalstolz, Eifersucht! Diese Yankees gehen lieber in ihrem Unverstand, den sie recht wohl kennen, zu Grunde, als daß sie dem deutschen Geiste seinen gebührenden Platz einräumen, und sich ihm unterordnen. Sie hätten um so mehr Grund dazu, als gerade an fähigen Offizieren die südliche Armee reicher ist als die nördliche, worauf sich das bisherige Glück der Rebellen hauptsächlich gründet. Die gemeinen Unionssoldaten stehen besser im Feuer als ihre Gegner, haben auch bessere Waffen Aber die Kräfte der Rebellen sind immer am Platz, sie haben immer die Uebermacht und behaupten das Feld, obschon sie meistens mehr Leute verlieren. Ein großer Vortheil für den Süden ist es noch, daß er im eigenen Lande angegriffen ist; dadurch stellen sich dem Feinde, außer der Armee, tausend verschiedene Hindernisse entgegen.

Doch, wie oben bemerkt, von Bedeutung ist die strategische Ueberlegenheit des Südens nicht, und wenn eine Parthie in einem Scharmützel gewinnt, so hat meistens das Glück, der Zufall den Feldherrn gespielt.

Hier im Staate Missouri erwartet man täglich eine große Schlacht zwischen den Rebellen unter General Price und den Unionisten. General Price soll zwischen 70 und 80,000 Mann befehligen. Die Unionisten sind also auch hier wieder wie gewöhnlich in der Minderzahl, da sie nur etwa 45,000 Mann zählen. Doch waren die Soldaten, so lange sie Fremont zum General hatten, von einem Kampfesmuth und einer Zuversicht beseelt, welche schöne Erfolge versprach; aber der kurzsichtigen Rezierung zu Washington fiel es plötzlich ein, einen Mann abzusetzen, welchen die Armee fast vergöttert. Die Wirkung war eine höchst verderbliche. Alles gerieth in Gährung und Aufregung, besonders das deutsche Element in der Armee, welches den General am besten zu schätzen wußte. Viele Offiziere schieden aus dem Dienst, um ihrem Feldherrn zu folgen, die zurückgebliebenen Soldaten sind erbittert, entmuthigt und wollen nicht unter dem Commando des neuen Generals Hunter dienen. Dem Manne wird es nicht schwer werden, die Erwartungen zu erfüllen, die man von ihm hegt, denn sie sind gleich Null.

Heute hörte ich, im Widerspruche mit den Gerüchten über eine bevorstehende Schlacht, die Union ziehe demnächst die Armee wieder nach Saint-Louis zurück, da der General Price keine Miene mache, eine Schlacht anzunehmen, vielmehr zurückweiche, und die Unionisten nicht weiter vorrücken könnten, als bis an die Grenze von Missouri. Welche Logik, welche Kriegführung! Wenn das so fort geht, ist ein Ende des Kampfes nicht abzusehn.

Die Planlosigkeit und Ohnmacht unserer Kriegsanstalten zeigt sich auch in der Blokade der Südhäfen. Es sind nämlich, trotz dieser Blokade, seit Mai über 500 Schiffe in denselben aus- und eingelaufen. Eine schöne Bewachung, das!

Digitized by Google

Hier in Saint-Joseph selbst hat man von Seiten der Union Befestigungen aufgeführt; drohend schauen die Feuerschlünde auf unsere Dächer hernieder, und sollten die Rebellen einen Angriff machen, so würde unsere arme, im schönsten Emporblühen gestörte, Stadt, welche bereits mit Saint-Louis zu rivalisiren begonnen, zwischen zwei Feuern zerschmettert werden, wie das schmucke Städtchen Lexington am Missouri, welches gänzlich zerstört ist.

Es liegen hier ungefähr 2500 Mann in Garnison, unter denen sich das Illinois 16te Regiment durch schmuckes Aussehen, gute Bewaffnung und tüchtiges Exercitium auszeichnet. Wie viele Tausende sind aber noch unter den Unionssoldaten, die keine Uniform oder keine Waffen, oder weder das eine noch das andere haben! Wie viele sind mit Flinten und Säbeln bewaffnet, die keinem Feinde Gefahr bringen können! Besonders kläglich sieht es mit der Cavalerie aus.

Nur in einem Stücke gleichen sich alle, in Zuchtlosigkeit, Ausschweifungen und Skandalsucht. In den Straßen unserer Stadt wimmelt es von betrunkenen Soldaten, welche fluchend und schreiend umhertaumeln und die Sicherheit beständig gefährden. Schlägereien, oft von blutigem Ausgang, sind an der Tagesordnung: vor wenigen Tagen wurde ein ruhiger Bürger von einem Soldaten erschossen, den Morgen darauf fand man auf der Straße einen erstochenen Soldaten. Gestern schoß ein betrunkener Soldat einen Mann vom Pferde, weil derselbe schneller ritt, als es jenem gefiel. — Was ist so eben wieder los? Es prügeln sich zwei nach Herzenslust auf der Straße; sie werden verhaftet und abgeführt, der eine sträubt sich, die Wache stößt ihm den Kopf an einen Pfeiler, den Gewehrkolben mit aller Macht in die Seite: es ginge nun wohl, aber der Mann ist betäubt niedergestürzt; hundert Gaffer stehen umher. — Gestern und heute hat das 13te Milizregiment seine Löhnung erhalten, deßhalb ist die ganze Stadt voll Betrunkenen, die von den 40 bis 100 Dollars, welche jeder bekam in wenigen Tagen keinen Cent mehr haben. — Schon wieder Lärm! Ein Soldat, welcher mit einem andern im Streit war, hat sich in der Hitze das Bein durchschossen, man bringt ihn in's Spital! Was das für Menschen sind! Und unter ihnen sein zu müssen! Ein Hundeleben wäre besser. Heute ist es wieder im Blatte angezeigt, daß alle Schenken geschlossen werden müssen. Dieser Befehl ergeht immer, wenn die Soldaten Geld bekommen, aber er läßt sich zuletzt nicht durchführen. — Heute scheint der Böse los zu sein! Es ist schon wieder ein höllisches Geschrei auf der Straße. Sechs liederliche Dirnen, welche gestern erst mit Sack und Pack in das Haus am Ecke der Straße eingezogen waren, werden soeben von der Wachtmannschaft in's Freie gesetzt; das Haus und die Straße vor dem Hause wimmelt von Soldaten, welche dort die Nacht zugebracht haben; Dutzende von Vaterlandsstreitern sind damit beschäftigt, den Dirnen Kisten und Kästen auf den Wagen zu heben; diese balgen sich mit der Wacht und mit den Soldaten herum, und aus ihrem Munde fallen Schimpfreden und Zoten, deren sich der rohste Mann schämen würde. — O du Land der Freiheit, wie hast du dich entpuppt! Es war doch schön im alten Vaterlande, in der Pfalz am Rhein —.

Geschäfte und Verdienst sind spurlos verschwunden. Die Geschichten geben viel zu gaffen, und zum Gaffen haben wir Zeit. Was wird aus den Armen in diesem Winter werden?

Lebt wohl, Ihr Lieben! Nächstens mehr.

Miscellen.

Ein überaus drolliges Ereigniß hat vor einigen Tagen auf der Südbahn zwischen Graz und Marburg stattgefunden. Ein angesehener Herr aus Triest fuhr in einem Waggon erster Klasse und hatte eine blühende Dame zu seinem vis-à-vis und zur einzigen Reisegenossin. Der Train war kaum einige Minuten von der Südbahn weg, als die Dame plötzlich von ihrem Sitze aufsprang und schrie: „Wie können Sie das wagen, mein Herr! Was wollen Sie?“ Der Triester Herr war ganz erstaunt, und erwiderte, daß er sie nicht verstehe und nichts gethan habe, sie zu beunruhigen. Bald aber sprang sie

Digitized by Google

wieder von ihrem Sitze auf, offenbar voll Entsetzen und Wuth, warf ihrem Nachbar mit Heftigkeit vor, „daß er ein Schurke sei und daß sie ihn auf der nächsten Station verhaften lassen werde.“ Der Herr betheuerte seine Unschuld und fragte, „was er denn eigentlich gethan habe?“ aber die excentrische Dame fuhr fort, von ihrem Sitze emporzuspringen und gegen sein Benehmen zu wüthen, bis endlich der Herr sie für verrückt hielt und beschloß, sie auf der nächsten Station in Gewahrsam zu geben. Da ihre Aufgeregtheit sich nicht legte, so wollte er eben bei der Ankunft in einer Zwischenstation seinen Entschluß ausführen, als die Dame plötzlich an die Wagenthüre sprang und durch deren Fenster „Polizei! Polizei!“ schrie, worauf sich nicht nur die Bahnhofwache, sondern auch viele Leute versammelten. Sie begann sogleich ihre Anklage und versicherte, daß der Herr höchst ungebührlich sie wiederholt in die Waden gekneipt habe, während der Herr entsetzt seine Unschuld betheuerte. In dem Augenblicke, als die Sache für diesen sehr schlimm stand, eilte der Ober-Conducteur herbei und zog einen Korb aus dem Waggon, der unter dem Sitz der Dame gestanden, und in welchem sich eine lebendige Gans befand. Wer die Dame in die Waden gekneipt, lag nun klar am Tage: der gebundene Gänserich war der Verbrecher. Diese Erklärung wurde von beiden Theilen mit guter Laune aufgenommen, und der Train fuhr unter convulsivischem Gelächter und Applause der versammelten Menge weiter. Wem der Korb mit der Gans gehörte, wußte der Conducteur allein.

In Triest wird seit einigen Tagen am Fuße des Kastells nach einem Schatze gegraben. Die Arbeit, welche bisher noch zu keinem Resultat geführt hat, wird auf Veranlassung eines dort ansässigen, aus Istrien gebürtigen Schlossermeisters vorgenommen, der als 14jähriger Junge von einem ehemaligen, damals 80 Jahre alt gewesenen Soldaten die betreffenden Enthüllungen erhalten haben will. Ein französischer General sei mit der Tochter eines Triestiner Fleischhauers durchgegangen, habe aber vorher, was einigermaßen seltsam klingt, am Fuße des Kastells eine Kiste mit Gold und Pretiosen verscharren lassen, wobei jener Soldat selbst verwendet worden. Der Schlossermeister kam schon vor 15 Jahren bei dem Magistrate um die Erlaubniß ein, Nachgrabungen zu halten, konnte dieselbe indeß nicht erlangen, während das Armeecommando zu Wien sie ihm jetzt bewilligt hat.

Die „Eidgen. Ztg.“ berichtet aus Altdorf von einer uralten Rechtssitte, dem hohen Gassengericht, das immer noch von Zeit zu Zeit geübt wird. Wenn nämlich bei Rechtsstreitigkeiten ein Dringlichkeitsfall vorhanden ist, so schreitet der Landamman auf specielles Begehren zur Bildung dieses Gerichts auf folgende Weise: Er begibt sich mit dem Gesuchsteller auf die Gasse, bezeichnet, auf derselben vorwärts schreitend, die ersten Bürger, die der Zufall in den Weg führt, als Gassenrichter, und heißt sie mit ihm kommen. Wenn die Zahl von wenigstens 8 Richtern, die aber auch auf 12 ansteigen darf, erreicht ist, so macht derselbe Halt, bildet einen Kreis um sich und legt dem auf diese Weise gebildeten Gassengericht den Dringlichkeitsfall zur Entscheidung vor. Der Ausspruch eines solchen Gerichtes ist ebenso bindend und rechtskräftig, wie der eines ordentlichen Gerichts in gewöhnlichen Fällen.

Prinz Albert von England, der dahingeschiedene Gemahl der Königin Victoria, war auch in Künstlerwelt angesehen. Er componirte Opern, Messen, Lieder, war ein guter Pianist und übersetzte mehrere Kotzebue'sche Lustspiele ins Englische, welche auf dem Haustheater in Windsor zur Aufführung kamen. Der „Rehbock“ erlebte mehrere Wiederholungen und gefiel allgemein.

Aus Kiew wird gemeldet, daß der Graf und die Gräfin Moszczenski, weil sie ohne Erlaubniß Rußland verlassen, mittelst eines vom Senat bestätigten Urtheils all ihrer Titel und Vorrechte verlustig und aus dem Reiche verbannt sind. Sollten sie zurückkehren, so würden sie zur Ansiedelung nach Sibirien transportirt werden.

Auflösung des Räthsels in № 128:

Verwesen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Seib.

Digitized by Google

Digitized by Google